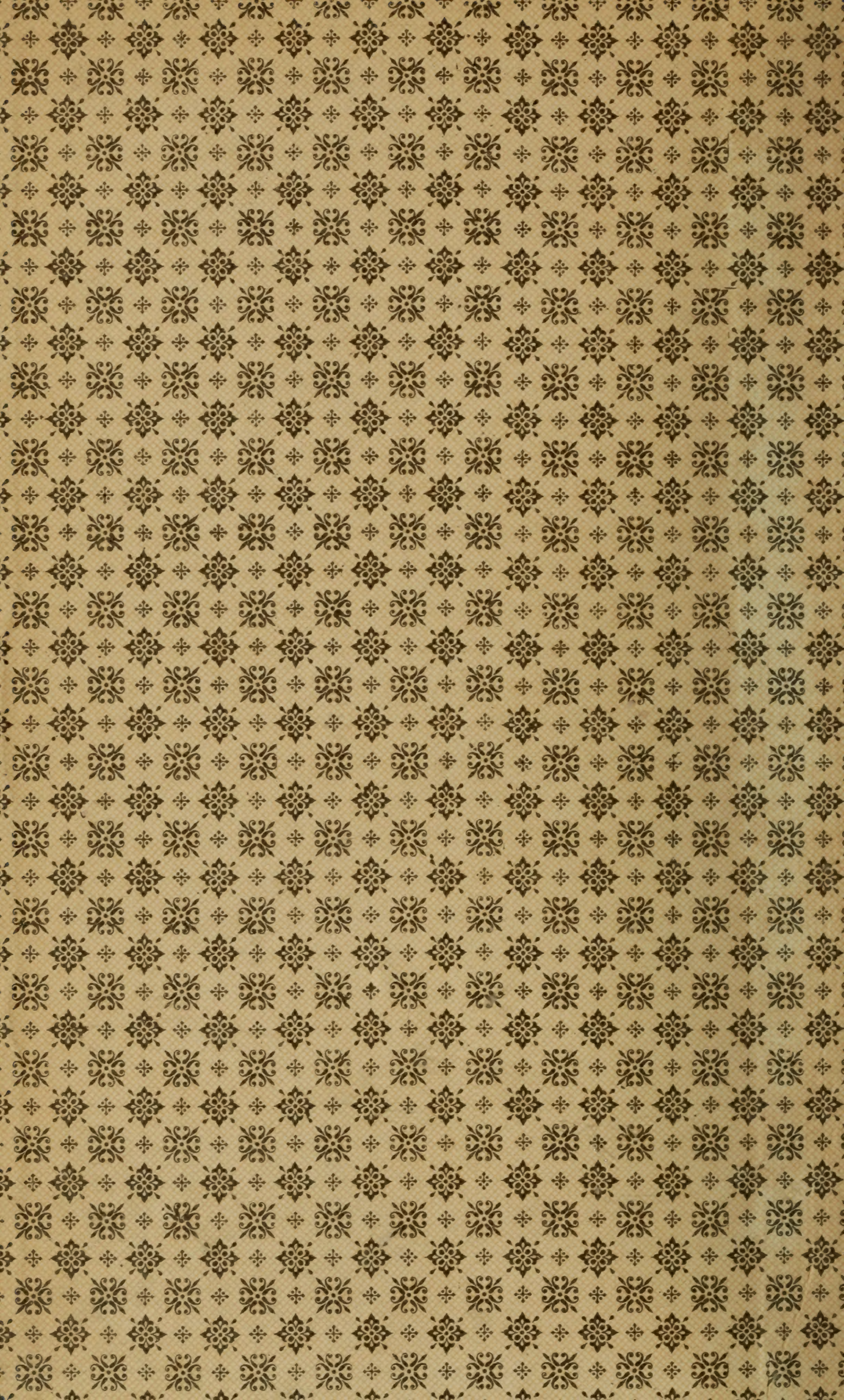
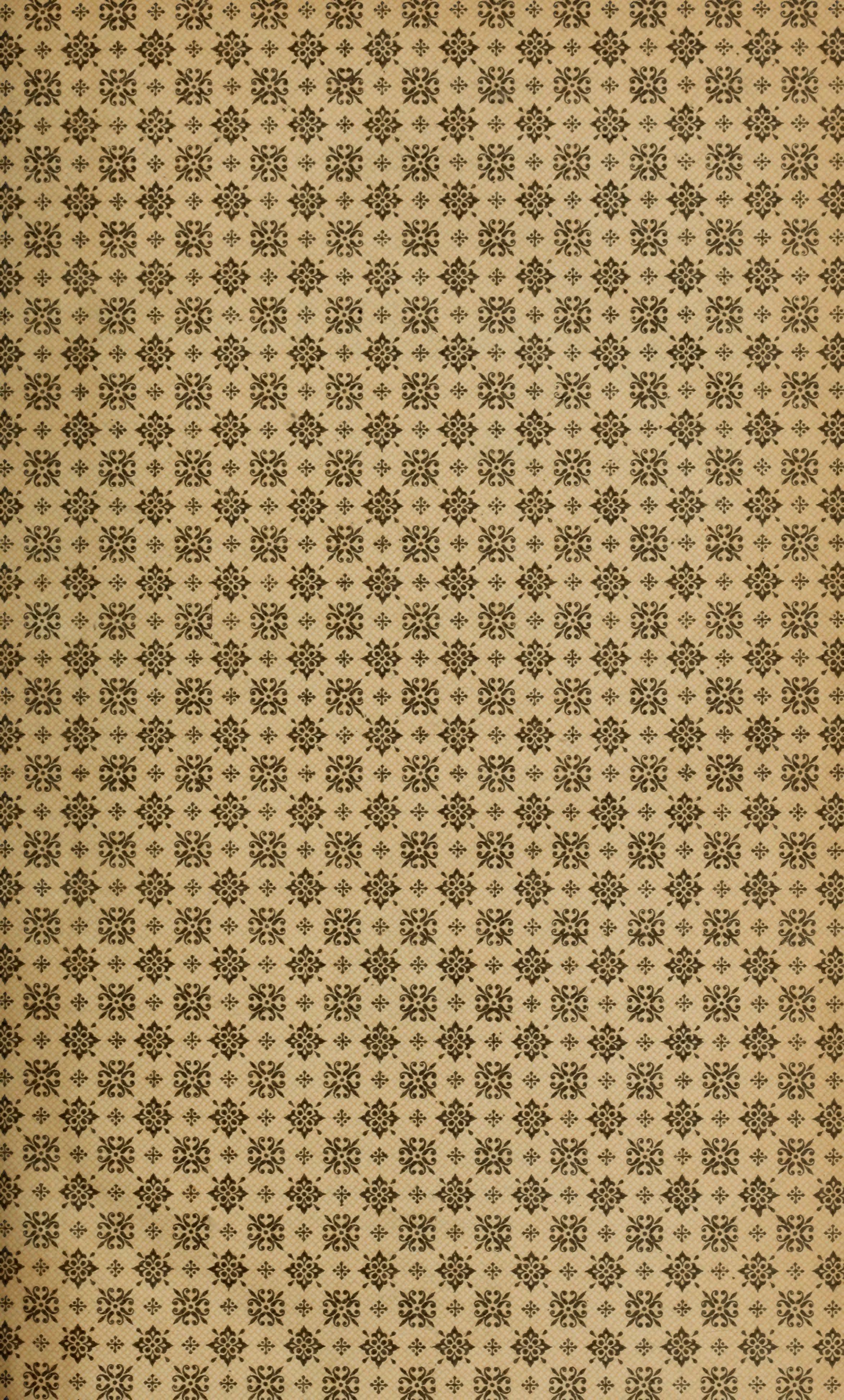
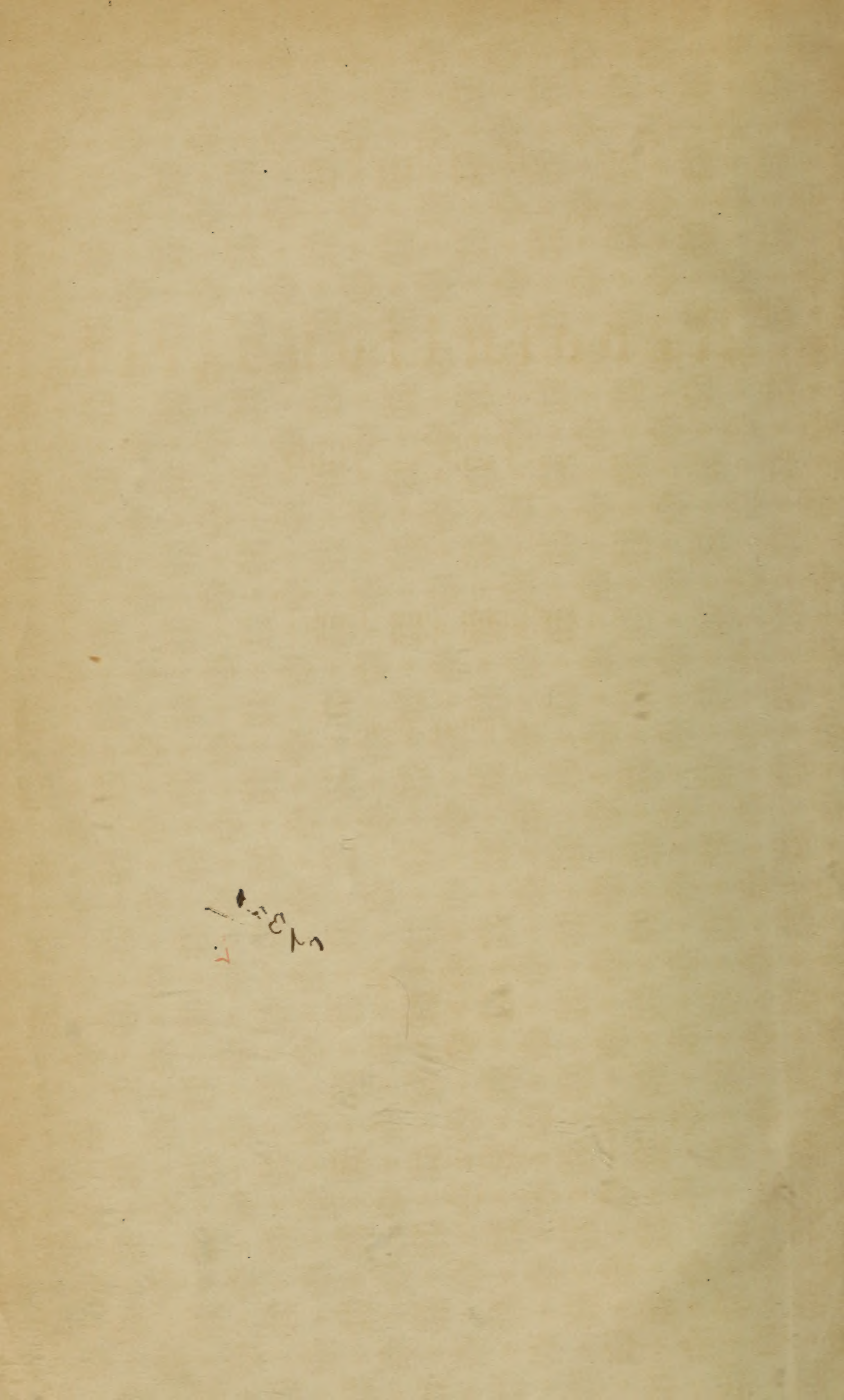
Geschichte der Revolutionszeit

von

Heinrich von Sybel







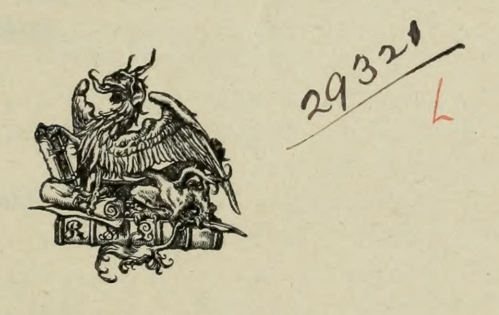
Geschichte
der
Revolutionszeit
von 1789 bis 1800.

Von

Heinrich von Sybel.

Fünfter Band.

Zweite durchgesehene Auflage.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1882.

Inhaltsverzeichniss.

Fünftes Buch.

Fortgang der französischen Eroberungen.

Erstes Capitel.

Eröffnung des Rastadter Congresses.

Seite

Innerer Verfall in Frankreich 7
Verfolgung der Mißliebigen 9
Finanznoth 11
Unterschleife und Bestechungen 13
Englischer Krieg. Streit mit Amerika 15
General Bonaparte 17
Italienische Angelegenheiten 19
Die Schweiz 21
Vertrag über Mainz 23
Die Reichsdeputation 25
Erste Sitzungen der Deputation 27
Wiener Ministerkrisis 29

Zweites Capitel.

Rom.

Bonaparte in Paris 31
Bernadotte's Instruction für Wien 33
Verbot des Handels mit England 35
Drohung gegen Spanien 37
Batavische Parteikämpfe 39
Staatsstreich in Batavien 41
Staatsstreich in Cisalpinien 43
Schlimme Lage des Papstthums 45
Tod des Generals Duphot 47
Berthier's Zug gegen Rom 49
Römische Republik 51
Soldatenaufstand 53

Drittes Capitel.

Die Schweiz.

Bonaparte's Pläne 55
Petition der Waadtländer 57
Gutachten von Johannes Müller 59

Seite
Bonaparte's Pläne 61
Innerer Zustand der Schweiz 63
Aufstand der Waadt. Mengaud's Umtriebe 65
Berns Gegenmaßregeln 67
General Brune in der Schweiz 69
Innere Auflösung 71
Brune's verrätherischer Angriff 73
Die Katastrophe 75
Einnahme von Bern 77
Brune's Abberufung 79

Viertes Capitel

Das linke Rheinufer.

Lage der deutschen Großmächte 81
Cobenzl und Treilhard 83
Thugut fordert die Legationen 85
Verhandlungen über die Rheinlande 87
Bewilligung der Rheinlinie 89
Thugut ruft Rußlands Hülfe an 91
Forderung der Säcularisation 93
Preußisch-österreichische Verhandlung 95
Cobenzl's Verhandlung mit Preußen 97
Cobenzl's Entwurf 99
Russische Vermittelung 101
Beschluß der ägyptischen Expedition 103
Voraussetzung und Zweck der Expedition 105
Große Flottenrüstung 107
Bernadotte in Wien 109
Tumult vom 13. April 111
Bonaparte's Abreise 113

Fünftes Capitel.

Conferenzen in Selz.

Jacobinisches Treiben in Frankreich 115
Staatsstreich des 22. Floreal 117
Bedrängung des deutschen Reichs 119
Gährung in den Schweizer Urcantonen 121
Krieg gegen die Urcantone 123
Rapinat's Gewaltthaten 125
Unterwerfung Piemont's 127
Bedrängniß Toscana's. Reibungen mit Neapel 131
Bund zwischen Neapel und Oesterreich 133
Cobenzl in Selz 135
Erste Gespräche 137
Abbruch der Verhandlung 139

Sechstes Buch.
Zweite Coalition.

Erstes Capitel.
Zug nach Aegypten.

Seite
Nelson im Mittelmeer 145
Verfall des Malteser-Ordens 147
Einnahme Malta's 149
Nelson's vergebliche Fahrten 151
Zustand Aegyptens 153
Schlacht bei den Pyramiden 155
Erste Einrichtungen 157
Nelson's Ankunft vor Alexandrien 159
Schlacht bei Abukir 161
Folgen der Schlacht 163

Zweites Capitel.
Kaiser Paul von Rußland.

Frühere Verhältnisse Paul's 167
Paul's Charakter 169
Erste Regierungshandlungen 171
Anfang der Mißstimmung gegen Frankreich 173
Beginn der Berliner Unterhandlung 175
Differenzen zwischen Oesterreich und Preußen 177
Scheitern der Berliner Verhandlung 179
Ferdinand von Würtemberg in Petersburg 181
Bewilligung des russischen Hülfscorps 183
Zerwürfnisse in der russischen Kaiserfamilie 185
Cobenzl's Sendung nach Berlin 187
Thugut will keine Mitwirkung Preußens 189
Ministerwechsel in Petersburg 191

Drittes Capitel.
Zögerungen und Hindernisse.

Thuguts Standpunkt 193
Batavische Wirren 195
General Daendels' Staatsstreich 197
Anarchie in Rom 199
Staatsstreich in Genua 201
Parteikämpfe in Cisalpinien 203
Wechselnde Staatsstreiche in Mailand 205
Gährung in Helvetien 207
Blutbad in Stanz 209
Neapel und Graubünden 211

Seite
Der Anmarsch der Russen unterbrochen 213
Französische Rüstung 215
Gährung in Frankreich 217

Viertes Capitel.

Die Bundesverträge.

Die Vereinten Iren 219
Der irische Clerus 221
Ausbruch und Niederlage des Aufstandes 223
Einnahme der jonischen Inseln 225
Nelson in Neapel 227
Rüstung Neapels 229
Oesterreich verweigert zu helfen 231
Neapels Angriff auf Rom 233
Klägliche Niederlage 235
Russische und englische Verträge 237
Oesterreich's Zurückhaltung 239
Schlimme Folgen derselben 241

Fünftes Capitel.

Ende des Rastadter Congresses.

Französisches Ultimatum 245
Oesterreich entschließt sich zum Bruche 247
Thugut's Anklagen gegen Baiern 249
Berufung Suworoff's nach Oesterreich 251
Tod Carl Theodor's von Baiern 253
Spannung zwischen Oesterreich und England 255
Frankreichs Kriegserklärung gegen Oesterreich 257
Russischer Zorn gegen Baiern 259
Preußische Erwägungen über den Krieg 261
Haugwitz für Krieg, der König für Frieden 263
Preußen bleibt neutral 265
Thugut's Umtriebe gegen Preußen 267
Abberufung Metternich's aus Rastadt 269
Schluß der Congreßverhandlungen 271
Der Gesandtenmord 275

Siebentes Buch.

Krieg der zweiten Coalition.

Erstes Capitel.

Stockach und Magnano.

Streitkräfte Frankreichs und der Coalition 291
Pläne der beiden Mächte 293
Massena in Graubünden 295

Seite
Treffen bei Ostrach 297
Schlacht bei Stockach 299
Treffen bei Pastrengo 301
Schlacht bei Magnano 304
Rückzug der Franzosen 303
Thugut's Mißgriffe 305
Stillstand der Offensive in Deutschland 307
Differenzen zwischen Oesterreich und England 309

Zweites Capitel.

Cassano und Zürich.

Suworoff in der Lombardei 313
Schlacht bei Cassano 315
Suworoff's weitere Pläne 317
Moreau's bedrängte Lage 319
Erstes Zerwürfniß zwischen Thugut und Suworoff 321
Thugut und Erherzog Carl 323
Kämpfe in den Alpen 325
Schlacht bei Zürich 327
Massena's Rückzug auf den Uetli 329

Drittes Capitel.

Neapel.

Volksstimmung in Neapel 331
Demokratische Verwaltung 333
Sendung des Cardinals Ruffo 335
Royalistische Erhebung in Calabrien und Apulien 337
General Macdonald 339
Fortschritte Ruffo's 341
Eingreifen der englischen Seemacht 343
Abzug der Franzosen aus Neapel 345
Russen und Türken bei Ruffo 347
Ruffo's Anmarsch auf Neapel 349
Niederlage der Republikaner 351
Einnahme Neapels 353
Capitulation der Castelle 355
Nelson's Ankunft 357
Verhandlungen zwischen Ruffo und Nelson 359
Nelson's un[illegible]liche Versprechungen 361
Bruch der Capitulation 363
Die Reaction 365

Viertes Capitel.

Schlacht an der Trebbia.

Macdonald's Anmarsch 369
Suworoff's falsche Vorstellungen 371

Seite
Rascher Entschluß 373
Kampf am Tidone 375
Entscheidung am 19. Juni 377
Rückzug der Franzosen 379
Innerer Zwiespalt in der Coalition 381
Eifersucht der italienischen Fürsten gegen Oesterreich 383
Spannung zwischen Oesterreich und Rußland 385
Englisch-russischer Plan gegen Holland 387
England beantragt einen neuen Kriegsplan 389
Oesterreichs Zustimmung 391
Thugut's Zögerungen 393
Zweideutige Befehle an Erzherzog Carl 395

Fünftes Capitel.

Der dreißigste Prairial.

Uebelstände im Finanzwesen 399
Stetes Deficit 401
Vorschlag einer Salzsteuer 403
Verlegenheit der Regierung 405
Ungünstige Wahlen. Siéyès 407
Neue Finanzdebatten 409
Bruch zwischen der Regierung und der Majorität 411
Forderung eines Preßgesetzes 413
Absetzung Treilhard's 415
Neues Directorium 417
Neue Rüstungen 419
Joubert und Championnet 421

Sechstes Capitel.

Novi.

Joubert's erstes Vorgehen 423
Französische Aufstellung in Novi 425
Suworoff's Angriffsplan 427
Die Schlacht 429
Melas entscheidet den Sieg 431
Kämpfe in Mittelitalien 433
Eifersucht zwischen den Verbündeten 435
Suworoff will Genua nicht erobern 437
Suworoff's hetzende Briefe an Paul 439
Carl's Widerspruch gegen Thugut's Befehle 441
Korssakoff's Ankunft in der Schweiz 443
Niederlage der Oesterreicher im Hochgebirg 445
Zerwürfniß zwischen Carl und Korssakoff 447
Vollständiger Bruch 449
Der Erzherzog verläßt die Schweiz 451
Thugut's stolze Depesche nach Petersburg 453

Siebentes Capitel.

Die Entscheidung in der Schweiz.

Seite
Landung der Verbündeten in Holland 457
Gefechte bei Bergen und Alkmaar 459
Der Erzherzog nimmt Mannheim 461
Suworoff's Haß gegen Oesterreich 463
Suworoff's Angriffsplan 465
Gefahren der Operation 467
Unheilvolle Zögerungen 469
Die Gotthardstraße 471
Einnahme der Paßhöhe 473
Marsch zum Luzerner See und über den Roßstock 475
Fehlerhafte Aufstellung Korssakoff's 477
Korssakoff's Niederlage, Hotze's Tod 479
Suworoff's schwierige Lage 481
Marsch nach Glarus 483
Marsch nach Graubünden 485
Verhandlung zwischen Carl und Suworoff 487
Feindliche Stimmung der russischen Generale gegen Oesterreich 489
Suworoff weigert jede Action 491
Völliger Bruch zwischen Rußland und Oesterreich 493

Achtes Capitel.

Letzte Monate des Directoriums.

Neue französische Minister 495
Geißelgesetz 497
Zwangsanleihe 499
Aufschwung der Jacobiner 501
Bruch zwischen Siéyès und den Jacobinern 503
Fouché wird Polizeiminister 505
Geldnoth und Bürgerkrieg 507
Maßregeln gegen die Presse 509
Fortdauernde Finanznoth 511
Jourdan's Antrag 513
Entlassung Bernadotte's 515
Jourdan's Antrag fällt 517
Zustand des Landes 519
Allgemeine Noth und Verarmung 521
Erlöschen der politischen Gesinnung 523

Achtes Buch.

Das Consulat.

Vorbemerkung 527

Erstes Capitel.

Rückkehr Bonaparte's.

	Seite
Bonaparte's Lage in Aegypten	531
Schreckensherrschaft in Aegypten	533
Zug nach Syrien	535
Erstürmung Jaffa's	537
Belagerung von St. Jean d'Acre	539
Bonaparte's Reden über ein orientalisches Weltreich	541
Rückzug nach Aegypten	543
Treffen bei Abukir	545
Nachrichten aus Europa	547
Bonaparte's Fahrt nach Frankreich	549

Zweites Capitel.

Der achtzehnte Brumaire.

Bonaparte und Siéyès	553
Die gemäßigte Partei der Fünfhundert	555
Finanzreformen	557
Plan des Staatsstreichs	551
Auflösung des Directoriums	569
Bonaparte im Rathe der Alten	563
Tumult bei den Fünfhundert	565
Sprengung der Fünfhundert	567
Programm der neuen Machthaber	569

Drittes Capitel.

Die Consular=Verfassung.

Erste Maßregeln der neuen Regierung	573
Verzicht auf die Zwangsanleihe	575
Finanzielle Auskunftsmittel	577
Siéyès Verfassungsentwurf	579
Schwäche der vorgeschlagenen Regierung	581
Bonaparte's Widerspruch	583
Daunou's Entwurf. Letztes Ergebniß	585
Die drei Consuln. Plebiscit	587
Bonaparte's Manifeste	589
Gesetze über Verwaltung und Justizpflege	591
Kirche und Emigranten	593
Ende des Bürgerkriegs	595
Dauernde Finanznoth	597
Auswärtige Erpressungen	599
Kriegerische Entwürfe	601

Viertes Capitel.

Marengo.

Seite
Weiterer Hader zwischen Oesterreich und Rußland 605
Bruch zwischen Rußland und England 607
Oesterreichischer Feldzugsplan 609
Bonaparte's Kriegsplan 611
Bonaparte's Alpenmarsch 613
Besetzung der Lombardei 615
Vormarsch über den Po 617
Schlacht bei Marengo 619
Capitulation der Oesterreicher 621
Moreau's Fortschritte in Deutschland 623
Bonaparte's Annäherung an Rußland 625
Sendung St. Julien's nach Paris 627
Vergebliche Unterhandlungen 629
Neuer Waffenstillstand 631
Cobenzl's Instruction zur Friedensverhandlung 633

Fünftes Capitel.

Lüneville. Concordat.

Cobenzl in Paris 635
Joseph Bonaparte und Cobenzl in Lüneville 637
Schlimme Zustände im deutschen Reich 639
Schlacht bei Hohenlinden 641
Niederlage der Oesterreicher 643
Französisch-amerikanischer Vertrag 645
Bewaffnete Neutralität der Ostseestaaten 647
Unterhandlungen in Lüneville 649
Harte Bedingungen Bonaparte's 651
Friede zwischen Frankreich und Oesterreich 653
Bonaparte und die Kirche 655
Kirchliche Zustände in Frankreich 657
Bonaparte's Concordatsentwurf 659
Abschluß des Concordats 661

Siebentes Capitel.

Allgemeiner Friede.

Pitt und die irische Frage 663
Plan der britisch-irischen Union 665
Die Union und die Katholiken 667
Der Lordkanzler gegen die Emancipation 669
Auflösung des Ministeriums Pitt 671
Ministerium Addington 673
Aegyptische und dänische Kämpfe 675
Letzte Thätigkeit des Kaisers Paul 677

Seite
Paul's große Pläne 679
Paul's Ermordung 681
Abkunft zwischen Rußland und England 683
Französisch-englische Unterhandlung 685
Bonaparte's Pläne gegen England 687
Spaniens Friede mit Portugal 689
Einnahme Aegyptens durch die Engländer 691
Fortschritte der Londoner Unterhandlung 693
Abschluß am 1. October 1801 695
Bonaparte's Erfolge 697
Schluß 699

Beilagen zum fünften und sechsten Buche.

I. Thugut an Cobenzl 703
II. Cobenzl an Thugut 704
III. Thugut an Cobenzl 711
IV. Bericht Lehrbach's an Thugut 713
V. Cobenzl an Thugut 727
VI. Oesterreichisch-preußischer Vertragsentwurf 739
VII. Dietrichstein an Thugut 742

Register über alle fünf Bände 749

Fünftes Buch.

Fortgang der französischen Eroberungen.



Im September 1797 war das Schicksal der französischen Revolution in jeder Hinsicht besiegelt worden.

Die Gewaltthat des 18. Fructidor hatte auf's Neue gezeigt, daß auf der Grundlage der radicalen Anschauungen ein geordnetes Staatswesen unmöglich war, in den Formen der Verfassung von 1795 ebenso wie nach den Vorschriften der Verfassung von 1791. Mit welchem Eifer hatte man beim Schlusse des Conventes verkündet, daß jetzt die Stürme der Gründungszeit überstanden, daß die Freiheit gesichert und damit die Periode gesetzlicher Ordnung eröffnet sei! Und schon nach zwei Jahren war die Regierung in der Lage, die Verfassung mit gewaffneter Hand zu durchbrechen, unter dem Vorgeben, daß sonst die Mehrheit des Volkes auf gesetzlichem Wege die Verfassung abschaffen und die Freiheit unterdrücken würde. Freilich erklärte ein Artikel der Menschenrechte, daß alle Souveränität der Nation zustehe, also offenbar auch die Befugniß, die heutige Verfassung zu ändern, und etwa aus der Republik zur Monarchie zurückzukehren. Aber nicht minder bestimmte ein anderer Artikel derselben Menschenrechte, daß der Widerstand gegen Unterdrückung Recht und Pflicht jedes Bürgers sei, und wer konnte den Directoren wehren, für sich in den Plänen der Opposition die Gefahr der Unterdrückung zu sehen? Es war unverkennbar, daß auf dem Boden solcher Theorien die erste Voraussetzung eines gesunden Staatslebens, die unverbrüchliche Achtung vor dem Gesetze, nimmermehr zu erreichen war. Die Politik löste sich auf in stetes Schwanken zwischen Anarchie und Staatsstreich, bis endlich sich ein Gewalthaber erheben konnte, stark genug, um die Andern sämmtlich zu bändigen und durch Vertilgung der Freiheit dem Mißbrauch derselben ein allerdings gründliches Ende zu machen. An diesem Punkte war

die Revolution jetzt angelangt. Die republikanische Verfassung, durch das Directorium auf den Tod getroffen, von einem ermüdeten Volke mit Widerwillen oder Gleichgültigkeit umgeben, lag in den letzten Zügen. Ihr kriegsgewaltiger Erbe sah sich bereits den Zugang zum Herrschersitze eröffnet: eine gründliche Heilung oder auch nur eine Fristung des kranken Zustandes schien unmöglich. Den Verlauf dieses Todeskampfes der Republik und die schließliche Unterwerfung der Demagogen unter die militärische Dictatur zu vergegenwärtigen, ist die Aufgabe dieses Bandes.

Erstes Capitel.

Eröffnung des Rastadter Congresses.

Während General Bonaparte in Udine die Geschicke unseres Continents regelte, bewegte sich die Regierung des Directoriums in dem durch den Staatsstreich wieder gewonnenen Geleise weiter, ohne ein Interesse für die großen Bedürfnisse des Landes, habgierig für ihre Mitglieder und Genossen, gewaltthätig gegen jeden politischen Widersacher. Die Erschütterung des 18. Fructidor hatte nicht anders als höchst nachtheilig auf den regelmäßigen Gang der Verwaltung und die Entwickelung der inneren Zustände wirken können. Die Nothrufe kamen von allen Seiten. Am 31. October 1797 stellte Darraq bei den Fünfhundert den Antrag, die Zahl der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers zu beschränken, um den Mitgliedern Zeit und Kraft zu planmäßiger Arbeit zu verschaffen. Die Constituante, sagte er, hat 3488 Gesetze geliefert, die Legislative 2190, der Convent 15,414, die Räthe bis zum 1. Prairial dieses Jahres 1139, zusammen 22,331: wer kann sich in dieser Masse zurechtfinden? Und dabei, fuhr er fort, haben wir noch kein bürgerliches Gesetzbuch; unser Strafgesetz ist höchst ungenügend; der Mangel eines guten Hypothekengesetzes hindert den Geldverkehr; das Ausbleiben eines brauchbaren Forstgesetzes veranlaßt eine völlige Verwüstung unserer Wälder; vermöge der Mängel unserer Steuergesetze sind die Abgaben ebenso drückend und ungleich vertheilt, wie unter der alten Monarchie. Niemand widersprach, aber irgend eine Wirkung hatte seine Klage nicht. Im December berichtete Duport über einen Antrag des Directoriums, welches zur Entlastung der übrigen Ministerien die Errichtung eines neuen Ministeriums für die Verwaltung der Nationalgüter wünschte. Duport erkannte das Bedürfniß vermehrter Arbeitskräfte an. Ueberall, erklärte er, stockt die Verwaltung:

die Straßen sind in Verfall, Handel und Verkehr ist unterbrochen, die Forsten sind verheert; hier ist die Steuererhebung, dort das Schulwesen in völliger Zerrüttung. Ueberall, rief ein anderer Volksvertreter, ist Erschlaffung, Verfall, Kraftlosigkeit. Alles wurde eingeräumt, aber der Antrag dennoch abgelehnt. Und doch hatte Duport kein Wort zu viel gesagt. Anfang October hatte der Minister des Innern die Gymnasiallehrer aufgefordert, Hülfe zu leisten bei der Ausbildung der Volksschullehrer, da die für diesen Zweck bestimmten Normalschulen noch nicht eingerichtet wären, Frankreich aber bis jetzt noch keine Volksschule hätte[1]). Anfang November meldete der Moniteur, daß die Centralschulen oder Gymnasien zwar treffliche Lehrer aber keine Schüler hätten. Daß der medicinische Unterricht höchst unvollkommen sei, daß seit 1792 die Quacksalberei entsetzliche Verheerungen anrichte, darüber war bei den Fünfhundert nur Eine Stimme[2]). Ebenso laut erhob sich bei den Gerichten die Beschwerde, daß die Richter wegen des Ausbleibens der Gehaltszahlung ihre Thätigkeit einstellten, und große Schwärme von Winkeladvocaten die Parteien umlagerten und ausbeuteten. Aus allen Städten des Landes drängten sich die Berichte über die jammervolle Entblößung der Hospitäler und Findelhäuser. Die Communen hatten keine Mittel ihre Straßen zu beleuchten und die Vicinalwege in fahrbarem Stande zu erhalten. Mit dem ersten Bedürfniß eines bürgerlichen Gemeinwesens, mit der öffentlichen Sicherheit, war es auf das Traurigste bestellt. In der Vendee und im Rhonethal veranlaßte der Staatsstreich und die seitdem erneuerte Priesterverfolgung das Auftreten großer bewaffneter Banden, welche mit Protesten gegen die Verletzung der Verfassung begannen und mit Raub und Plünderung endigten. Aber auch ohne solche Vorwände stand in den übrigen Departements der räuberische Unfug in der üppigsten Blüthe. Berittene Haufen von dreißig, zuweilen von fünfzig Köpfen lauerten den Postwagen auf; andere Schwärme brandschatzten die Dörfer plünderten die Landhäuser, mißhandelten die Bewohner. In einem besuchten Stadttheile von Paris selbst konnte es vorkommen, daß eine Bande bei hellem Mittag in ein Kaffeehaus eindrang, die Gäste beraubte, die Kasse erbrach, die Möbel zerstörte, und dies Unwesen Stunden lang fortsetzte, ehe polizeiliche Hülfe aufzutreiben war. Die Regierung erklärte ihre Ohnmacht

---

[1]) Am 17. erklärte Martin den 500, daß die Republik 5000 Volksschulen habe, während das Gesetz 25,000 forderte. Jede Schule kostete 150 Franken jährlich.

[2]) 14. October 1797, 3. April 1798.

zur Abhülfe, wenn ihr nicht ganz außerordentliche Mittel gewährt würden, Todesstrafe gegen jeden Raubanfall, kriegsgerichtliche Behandlung, sobald mehrere Personen dabei zusammenwirkten, Haftbarkeit der Gemeinden für jede auf ihrem Bezirke vorgekommene Beschädigung. So wurde nach langer Verhandlung in beiden Kammern endlich im Januar 1798 beschlossen, aber trotz aller blutigen Strenge der Vorschriften ein erheblicher Erfolg nicht gewonnen [1]), da Niemand an die Wurzel des Uebels eine heilende Hand zu legen wußte.

Mit einem Worte, die Regierung des Directoriums hatte in einem zweijährigen Bestehen nicht eine der großen Verheerungen, welche die Schreckenszeit über die französischen Staatszustände verhängt hatte, gutzumachen vermocht.

Um so eifriger drängte sie nach dem Siege der Fructidor in den Bahnen der revolutionären Politik vorwärts, welche 1792 die Quellen all' jenes Unheils eröffnet hatte. Ihr ganzes Interesse sammelte sich auf die Verfolgung, Beraubung und Vernichtung ihrer politischen Widersacher; sie schien kein Gefühl davon zu haben, daß sie mit jeder solchen Maßregel einen Genossen des eigenen Volkes, und eine Ader des nationalen Wohlstandes traf. Zunächst fielen die Schläge auf die alten Gegenstände des Hasses, die Emigranten und die Priester. Das Gesetz des 19. Fructidor hatte allen zurückgekehrten Emigranten die sofortige Wiederauswanderung bei Todesstrafe anbefohlen, und zugleich alle Strafgesetze der Schreckenszeit gegen die einst deportirten Priester erneuert, diese also trotz der Gesetzgebung und der Praxis von 1795 wieder mit den Emigranten auf eine Linie gestellt. Die Folgen waren entsetzlich. Mehrfach kamen in den Räthen Fälle zur Sprache, in denen schwer erkrankte Priester aus ihren Betten geholt und als bannbrüchige Emigranten erschossen worden. Den Kriegsgerichten war jede Untersuchung, ob der vorgeführte Angeklagte wirklich emigrirt gewesen, auf das Gemessenste untersagt; sobald die Identität der Person und die Eintragung derselben in die Emigrantenliste festgestellt war, folgte die Erschießung auf dem Fuße. Wir wissen, wie es bei der Ausfüllung jener Listen zuging, wie mehr als hunderttausend Menschen, welche niemals den französischen Boden verlassen hatten, eingetragen worden waren, wie jede Ortsbehörde die Eintragung, aber allein das Directo-

---

[1]) Im April 1798 konnte eine bewaffnete Bande von hundert Mann die Stadt Eupen besetzen und in aller Ruhe ausplündern, ohne daß man eines der Uebelthäter habhaft geworden wäre.

rium die Streichung bewirken durfte: genug, mit diesen Gesetzen hatte die Regierung das Leben jedes Franzosen in ihrer Hand, und ließ damals in allen Departements das Blut der Bürger vergießen[1]). Aber diese einzelnen Opfer reichten weder für ihren Parteifanatismus noch für ihre Habgier aus. Ihre Genossen in den Räthen setzten eine Bestimmung durch, die an empörender Rechtswidrigkeit alle übrigen Befehle dieser Schreckensgesetze, wenn möglich, noch übertraf. Avignon und Venaissin waren im Oktober 1791 mit der französischen Republik vereinigt, und seitdem auch die Strafverordnungen gegen die Emigranten dort eingeführt worden. Jetzt aber machte man die Entdeckung, daß die Grundsätze der französischen Revolution schon seit dem Juli 1789 die ganze Grafschaft erfüllt hätten, demnach sei nicht erst vom Tage der gesetzlichen Reunion, sondern schon von dem Zeitpunkte des Bastillesturmes die Auswanderung als Verbrechen im französischen Sinne zu behandeln und zu strafen. Da, wie wir wissen, in dem unglücklichen Bezirke in den Jahren 1790 und 1791 eine blutige und schreckenvolle Anarchie geherrscht hatte, so waren damals viele Tausende, theils in die Schweiz, theils aber auch in die vergleichsweise ruhigeren französischen Nachbarlande übergesiedelt: diese Alle fanden sich jetzt mit einem Schlage geächtet wegen einer Handlung, begangen zu einer Zeit, wo ihre Heimath noch päpstliche Besitzung, wo in Frankreich selbst die Auswanderung noch mit keiner Strafe bedroht war. Eine Menge der unglücklichen Opfer verfielen den Kriegsgerichten; eine gewaltige Beute wurde zu Gunsten des französischen Staatsvermögens eingezogen.

Ein ebenso schlimmes Loos wie den Emigranten und Priestern hatte die Regierung auch dem ehemaligen Adel zugedacht. Wir sahen, wie bereits am 19. Fructidor sein Schicksal bei den Fünfhundert in Erwägung gezogen wurde; am 27. September erschien ein Antrag, die Edelleute aus allen Aemtern bis zum Ablaufe des vierten Jahres nach dem allgemeinen Frieden zu entfernen; als dagegen eine widersprechende Vorschrift der Verfassung geltend gemacht wurde, legte Boulay (Meurthe) einen Gesetzentwurf vor, welcher allen Edelleuten das Bürgerrecht entzog und die Mitglieder des hohen Adels aus Frankreich bei Strafe der Deportation verbannte. Zwischen dem Adel und der Republik, sagte

[1]) Die Todesurtheile und die Verfolgung gesetzwidrig Eingetragener häuften sich in solchem Maß, daß der in dieser Zeit so völlig unterwürfige Rath der 500 eine Botschaft an das Directorium und die Vorbereitung abhelfender Gesetze am 1. März 1798 beschloß, aber allerdings gleich am 6. auf eine donnernde Antwort der Regierung sich wieder in scheuer Furcht beruhigte.

Boulay, bestehe einmal unversöhnliche Feindschaft; der Adel sei keine französische, sondern eine europäische Genossenschaft; indem man ihm das Bürgerrecht entziehe, spreche man nur gesetzlich aus, was thatsächlich längst bestanden habe. Der Vorschlag fand indeß sowohl in der Kammer, als in der Presse eine höchst ungünstige Aufnahme, so daß man vierzehn Tage später die Verbannungsclausel fallen ließ, und sich mit der Bestimmung begnügte, die Edelleute, mit Ausnahme der Deputirten, Directoren und Soldaten im activen Dienste, könnten nur dann ihr Bürgerrecht ausüben, wenn sie die Forderungen erfüllten, welche die Verfassung den Fremden für die Erwerbung des Bürgerrechts auferlegte. Eine weitere Aufgabe, welche das Directorium mit heißem Eifer verfolgte, war die Ausstoßung der wirklichen oder angeblichen Royalisten aus allen Aemtern im Umfange der Republik. Gleich nach dem Staatsstreiche erließ das Directorium einen Befehl an sämmtliche Minister, ihre Amtsstuben von allen unzuverlässigen Angestellten zu reinigen, und vor Allem die Postverwaltung im patriotischen Sinne zu säubern. Nicht besser fuhren die vom Volke gewählten Verwaltungsbeamten: im September und October wurden nicht weniger als 63 Departements- und 178 Gemeindecollegien durch Befehl des Directoriums abgesetzt, und aller Orten eifrige Jacobiner in die Stellen gebracht [1]). Da die Meinung sich verbreitete, daß auch im Lehrerstande das Gift des Royalismus und des Aberglaubens um sich gegriffen habe, so wurde kurzer Hand verfügt, daß jeder Lehrer einer Wissenschaft, einer Kunst, einer Fertigkeit unter polizeilicher Aufsicht stehe. Noch begieriger war man, den richterlichen Behörden, die, wie früher bemerkt, schon längst den Patrioten ein Pfahl im Fleische waren, zu Leibe zu gehen, und am 31. October trug einer der hitzigsten Jacobiner unter den Fünfhundert, Poulain-Grandpré, dem Rathe einen Ausschußbericht vor, welcher mit dem Antrage schloß, daß das Mandat der im vorigen Jahre gewählten Präsidenten, Greffiers und öffentlichen Ankläger der Criminalgerichte erloschen sei, daß das Directorium ihre Nachfolger bis zum Zeitpunkt der Wahlen des Jahres 1798 ernennen werde, daß die öffentlichen Ankläger jeder Zeit von der Regierung abgesetzt oder suspendirt werden könnten. Die Verfassung schrieb allerdings die Wahl aller Mitglieder der Gerichtshöfe auf sechs Jahre vor, und Poulain-Grandpré bemühte sich vergebens nachzuweisen, daß diese Bestimmung sich nur auf die bürgerlichen, nicht aber auf die Strafgerichte bezöge.

---

[1]) Moniteur 7. November.

Um so nachdrücklicher hob er dafür die Sünden hervor, welche jene Beamten vor dem 18. Fructidor begangen, die Verfolgung der besten Patrioten, die Straflosigkeit der royalistischen Meuchelmörder. Die öffentlichen Ankläger, erörterte er, seien nach der Natur ihrer Thätigkeit lediglich Organe der Staatsgewalt, und müßten also nach richtigen Grundsätzen von dieser ernannt, und bei gesetzwidrigem Verhalten von ihr beseitigt werden. Ebenso unrichtig sei die Trennung ihres Amtes von jenem der Regierungscommissare bei den Gerichten. Mit großer Offenherzigkeit erklärte er, die constituirende Versammlung habe diese fehlerhaften Einrichtungen 1790 nur aus Gründen augenblicklicher Politik getroffen; damals sei der Träger der Staatsgewalt noch ein erblicher König gewesen, dessen Macht man planmäßig zu schwächen gesucht habe: jetzt stehe eine republikanische Behörde an der Spitze des Staates, und es sei also kein Grund mehr vorhanden, das an sich Verkehrte und Schädliche aufrecht zu erhalten. Es erhob sich nun auch gegen diese Maßregel mehrfacher Widerspruch in beiden Räthen, und die Bestimmung der bleibenden Absetzbarkeit der Ankläger konnte nicht durchgesetzt werden. Im Uebrigen aber wurde jedes Bedenken durch die Erklärung niedergeschlagen, daß der Gesetzentwurf eine nothwendige Ergänzung des glorreichen Werkes vom 18. Fructidor sei, und die Absetzung aller bisherigen Präsidenten und öffentlichen Ankläger verfügt.

So hatte die herrschende Partei mit einer Reihe von Gewaltmaßregeln wieder Besitz von allen bedeutenden Stellungen im Staate ergriffen, welche ihr der Wille des souveränen Volkes bei den letzten Wahlen entzogen hatte. Wie das Heer war die Verwaltung, Polizei und Justizpflege auf's Neue vollständig in ihrer Hand. Die Maßregelung der Presse ging ihren Gang weiter; mit einem Federstriche unterdrückte im December das Directorium dreizehn mißliebige Zeitungen auf einmal. Ueberall wurden in die Aemter alte Jacobiner, und nicht selten ausgesprochene Anhänger Babeuf's berufen. Man nahm es zur Zeit damit nicht genau; jeder Genosse, der seinen Haß gegen Königthum und Kirche zur Schau trug, war den Machthabern wieder genehm. In Avignon saßen einige Mörder der Eisgrube unter zahlreichen Mitgliedern der alten Revolutionsausschüsse in den Verwaltungsämtern. Ein solcher Polizeicommissär verhaftete in Carpentras den Obmann der Geschworenen; ein solcher Friedensrichter sperrte in Avignon den öffentlichen Ankläger ein. Die Municipalität der Stadt belegte eine beliebige Anzahl der Bürger mit einer Kopfsteuer von dreißig Franken, unter der Drohung, die säumigen Zahler als Verdächtige nach dem

Schreckensgesetze von 1793 zu behandeln[1]). Zugleich bildeten sich nach dem Pariser Beispiele neue Jacobinerclubs unter dem Titel constitutioneller Cirkel in allen Departements, setzten sich, mit offener Nichtachtung des Gesetzes, in regelmäßige Verbindung, und wirkten in alter Weise unaufhörlich auf die Ortsverwaltung, und vor Allem auf die Verfolgung aller Mißliebigen ein. Wie zwei Jahre früher sollte auch jetzt die Regierung bald genug die Folgen einer solchen Bundesgenossenschaft am eigenen Leibe erfahren.

Wenn nun auf diese Art der Wille des Directoriums allmählich über ganz Frankreich schaltete, und jede abgeneigte Stimmung in eisernen Banden geknebelt wurde, so gab es doch ein Gebiet des Staatswesens, wo sich der materielle Despotismus, wie zu allen Zeiten, ohnmächtig zeigte, die Finanzen. Das Directorium konnte sämmtliche Franzosen in Furcht und Zittern versetzen, aber das Volk wohlhabend und den Staat reich zu machen, dazu war es nicht im Stande. Im Gegentheil ist es deutlich an sich selbst, daß jede Rechtsverletzung und jede Gewaltthat die Folge haben mußte, das Eigenthum zu entwerthen, den Verkehr zu lähmen, den Credit zu zerrütten, mithin alle Quellen des Wohlstandes zu verschließen. Nach langen Verhandlungen brachten es die Räthe im November dahin, die Einnahmen und Ausgaben für das Jahr VI (September 1797 bis September 1798) auf dem Papiere in das Gleichgewicht zu bringen und sogar bei einer Ausgabe von 600 die Einnahme auf 616, mithin auf einen Ueberschuß von 16 Millionen zu stellen. Aber schon im Februar 1798 mußte Villers berichten, daß von den 255 Millionen der Grund- und Personensteuer bis jetzt kaum zwölf eingekommen seien; denn obgleich im November der Beschluß gefaßt worden war, Agenten des Directoriums anstatt der ewig säumigen Gemeindebehörden mit der Anfertigung der Rollen und der Erhebung der Steuer zu beauftragen, so war dennoch drei Monate später die Rolle erst in einem einzigen Departement zu Stande gekommen. Ebenso wenig wollte der Ertrag der neuen Stempelsteuer flüssig werden; bei der Unvollkommenheit der Gesetzgebung drohte die Hypothekenverwaltung statt acht nur zwei Millionen zu liefern; der Straßenzoll, zwanzig Millionen, zeigte einen Ausfall von zehn, der Tabackszoll auf zehn

---

[1]) Rabaut im Rathe der Alten 22. December. Bordas, der von der Regierungsseite Widerspruch erhob, ließ sich auf die einzelnen Thatsachen nicht ein, sondern begnügte sich mit der allgemeinen Versicherung, nach seinen Nachrichten sei der Süden in der besten Ordnung und Stimmung.

einen solchen von drei, die Lotterie auf zwölf die Einbuße der Hälfte. Als Jemand eine Erhöhung der Luxussteuer vorschlug, erwiederte Lecoulteux: „es gibt keinen Luxus mehr in Frankreich, also wird auch die Luxussteuer nichts liefern; in ganz Rouen, wo man früher 300 Privatkutschen zählte, ist davon eine einzige übrig geblieben, in Dijon von 80 nur zwei; Bediente sind so selten und kostspielig, daß Jedermann sich auf das Allernöthigste beschränkt." Bei einem solchen Deficit konnte natürlich von Regelmäßigkeit in den Ausgaben keine Rede sein. Man zahlte den Directoren und Ministern ihren Gehalt, den Deputirten ihre Tagegelder, den Heeren wenigstens so ziemlich ihren Sold; die Civilbeamten, Gemeinden, öffentlichen Arbeiten und Anstalten überließ man ihrem Schicksal. Unter der Decke dieser Unordnung wucherte die altgewohnte Verschleuderung und Plusmacherei der Machthaber und ihrer Schützlinge in der schamlosesten Weise fort; jede dahin zielende Rüge wurde mit der Antwort abgefertigt, daß in solchem Tone die Royalisten bis zum 18. Fructidor geredet hätten. „Ich muß," schrieb ein Lieferant des italienischen Heeres, „die Republik bestehlen, um nur auf meine Auslagen zu kommen; der Kriegscommissar bescheinigt keine Lieferung, ohne eine klingende Belohnung; der Zahlmeister macht keine Zahlung ohne ein Trinkgeld von dreißig Procent, wie er sagt, auf höhern Befehl, für die Ausgaben der Generale." Die vornehmen Blutsauger fühlten sich jetzt so sicher, daß man selbst in öffentlicher Verhandlung des Rathes der Alten die Schatzcommissare wiederherstellte, welche im Sommer durch Gibert und Thibaudeau wegen ihrer Schwindelgeschäfte mit der Compagnie Dijon in Anklagestand versetzt worden waren. So darbte das Land und schwelgten seine Herrscher. Nach wie vor waren diese mit ihrer Lage hochzufrieden und fest entschlossen, an keiner Stelle eine wesentliche Aenderung eintreten zu lassen. Von politischen Ueberzeugungen ist dabei nicht viel zu reden. Sie waren Republikaner, weil sie zur Zeit die Herrscher der Republik waren, und nach den Umständen unter keiner andern Staatsform die Herrschaft behaupten konnten. Sie waren Jacobiner, weil sie als solche emporgekommen waren, und die revolutionäre Gewalt für die Fortdauer ihrer Macht nicht zu entbehren vermochten. Sie waren zugleich in jedem Zeitpunkte bereit, einzelnen Consequenzen des jacobinischen Systems den Rücken zu kehren, wenn dieselben ihrem augenblicklichen Machtinteresse hinderlich waren. So trieben sie vorwärts, weder durch Grundsätze, noch durch Gewissensbedenken belästigt, ohne zusammenhängende Pläne, immer nur auf die Beute des heutigen

Tages bedacht. Dank Bonaparte's Erfolgen sahen sie, weit über Frankreichs Grenzen hinaus, Europa auf allen Seiten ihrem Griffe bloßgelegt; man ermißt leicht nach ihrem Verfahren gegen das eigene Volk, wie sie mit den Vasallen, den Fremden, den Gegnern umgingen.

Zum Friedensschlusse mit Oesterreich hatte sie, wie wir sahen, nur Bonaparte's mächtiger Wille gezwungen. Um so hitziger verkündeten sie in demselben Augenblicke die Fortsetzung des Kampfes gegen England. Allerdings hatte die auf so brutale Weise abgebrochene Unterhandlung mit dieser Macht noch ein kurzes aber charakteristisches Nachspiel gehabt. Kaum war nämlich Lord Malmesbury aus Lille nach London zurückgekommen, so meldeten sich bei Pitt Agenten sowohl des Directors Barras als des Ministers Talleyrand, mit dem Anerbieten, die Insel Ceylon und das Cap der guten Hoffnung, trotz aller in Lille vorgebrachten Weigerungen und Proteste, an England dennoch abzutreten, wenn Pitt den Häuptern der französischen Regierung eine geheime Zahlung von zwei Millionen Pfund Sterling bewillige. Pitt's Sehnsucht nach der Beendigung des Krieges war so heftig, daß er den schmählichen Antrag nicht kurz von der Hand wies, sondern, da der Betrag der geforderten Summe bei Weitem seine geheimen Fonds überstieg, seinerseits ein Angebot von 10¼ Millionen Franken machte, im Verhältniß zu den zerrütteten Geldmitteln des damaligen Frankreich ein sehr stattlicher Betrag[1]). Allein sei es nun, daß Barras sich damit nicht begnügen wollte, sei es, daß sein mächtiger und heftiger College Rewbell den Handel überhaupt verwarf: die Sache kam nicht zum Abschluß, sondern das Kriegsfeuer prasselte mit verstärktem Ungestüm in die Höhe. Den ganzen Sommer 1797 hindurch hatte, wie wir früher erzählten, die batavische Regierung eifrig gerüstet, eine stattliche Flotte von 16 Linienschiffen im Texel versammelt, und 15,000 Mann Landungstruppen mit 80 Geschützen zu einem zweiten Versuche gegen Irland bereits an Bord. Dann aber gab es Zögerung durch das den Holländern höchst widerwärtige Begehren des französischen Directoriums, daß auch dieses Unternehmen von dem französischen General Hoche befehligt werden müsse; als dieser Anstand endlich beseitigt war, hielten widrige Winde Monate lang die Flotte im Texel fest, so daß die Truppen alle für den Zug gesammelten Vorräthe aufzehrten, und endlich wieder ausgeschifft werden mußten. Jetzt, nach dem Scheitern

---

[1]) Stanhope life of Pitt. III., 62. Auch Malmesbury's Tagebuch aus dieser Zeit erwähnt den Vorgang.

der englischen Friedensverhandlung drängte das Directorium die Holländer, wenigstens gegen die englische Flotte, die ihre Küste beobachtete, noch einen nachdrücklichen Streich zu führen, und in den ersten Tagen des October lief Admiral de Winter mit fünfzehn Linienschiffen und vier Fregatten aus dem Texel aus. Admiral Duncan, mit sechzehn Linienschiffen und zwei Fregatten, beeilte sich, ihm entgegenzutreten: auf der Höhe der Kamper Dünen warf er sich zwischen die feindliche Flotte und die holländische Küste, durchbrach darauf de Winter's Schlachtlinie an zwei Punkten, und nun begann ein äußerst heftiger und zäher Kampf zwischen den beiden, an Tapferkeit und Seetüchtigkeit sich völlig ebenbürtigen Gegnern. Die Verluste auf beiden Seiten waren groß; die Engländer fanden, daß sie hier ein härteres Holz zu bohren hatten, als bei den spanischen Kriegsschiffen. Endlich trug es das Uebergewicht ihrer Artillerie davon; nach einem dreistündigen Gefecht mußte de Winter, beinahe der einzige unverwundete Mann auf seinem Verdecke, die Flagge streichen, und am Abend hatten die Engländer neun Linienschiffe und zwei Fregatten genommen. Die glänzende Siegeskunde rief in England die höchste Genugthuung hervor: nachdem auf die Niederlage der spanischen hier die Vernichtung der holländischen Flotte gefolgt war, konnte man sich für geraume Zeit gegen jede ernstliche Bedrohung der britischen Inseln gesichert erachten.

Bei dem französischen Directorium aber schien dieser Unfall nicht den mindesten Eindruck zu machen. Gleich nach der Bestätigung des Friedens von Campo Formio ernannte es den General Bonaparte zum Befehlshaber einer an der Küste des Canals aufzustellenden „Armee von England“, und verkündete mit schwülstigem Pompe den Entschluß, dem treulosen Albion den Frieden in London selbst zu dictiren. Was geschehen konnte, geschah, um dem Kampfe den Charakter der Unversöhnlichkeit aufzudrücken. Alle öffentlichen Reden tönten wieder von den gegen den abscheulichen Feind geschleuderten Verfluchungen; alle Zeitungen füllten ihre Spalten mit donnernden Artikeln gegen König Georg und das Ministerium Pitt. Man rief das Volk auf, patriotische Geschenke auf den Altar des Vaterlandes zur Bekriegung Englands niederzulegen; man erhob gegen die englische Regierung die Anklage, daß sie die 24,000 französischen Kriegsgefangenen nicht länger ernähren wolle, so daß es nöthig sei, monatlich etwa eine Million Franken nach London zu senden, um jene Unglücklichen vom Hungertode zu erretten. Zugleich wurde eine Prämienanleihe von 80 Millionen für die Kosten des Heeres bewilligt, welcher die auf den britischen

Inseln zu machende Beute als Hypothek dienen sollte. Daß dies Alles viel mehr Grimasse als wirkliche Begeisterung war, zeigte sich an allen Punkten. Die patriotischen Gaben lieferten dem Schatze binnen drei Monaten den Betrag von 65,000 Franken; für die Ernährung der Gefangenen stellte der Rath der Fünfhundert eben diese Gaben und dazu den herrlichen Budgetüberschuß von 16 Millionen dem Directorium zur Verfügung, und so war es denn kein Wunder, daß der Abgeordnete Riou am 4. März 1798 dem Rathe die klagende Meldung machte, es sei bis jetzt für die Gefangenen noch nicht das Mindeste geschehen.

Während das Directorium auf solche Art den Bruch mit dem mächtigen England unheilbar zu machen bestrebt war, verschärfte es gleichzeitig die Spannung mit den Vereinigten Staaten in nicht minder charakteristischer Weise. Wir haben früher gesehen, wie sich im Sommer 1797 die gemäßigte Mehrheit der Fünfhundert nachdrücklich gegen die amerikanische Politik des Directoriums erhob: damals hatte der Präsident Adams beschlossen, noch einmal einen Versuch zu friedlicher Abhülfe zu machen, und in außerordentlicher Gesandtschaft die Generale Pinckney und Marshall, so wie Herrn Elbridge Gerry an das Directorium abgeschickt[1]). Diese trafen am 4. October in Paris ein, wo dann freilich unterdessen der 18. Fructidor jede Neigung zu freundlichem Entgegenkommen gründlich ausgerottet hatte. Sie mußten sogleich erfahren, daß wenig Aussicht für sie vorhanden sei, überhaupt nur als Gesandte empfangen zu werden. Gleich nach ihrem ersten Besuche bei Talleyrand meldeten sich bei ihnen zwei Freunde oder Agenten desselben, um ihnen zu erzählen, daß Barras und noch ein anderes Mitglied des Directoriums äußerst zornig gegen Amerika seien, vornehmlich wegen der letzten Botschaft des Präsidenten an den Congreß, welche die französische Republik schwer beleidige, indem sie das Directorium durch völlig unbegründete Anklagen verdächtige. Nicht eher könne von einer Friedensverhandlung die Rede sein, als bis diese Beschimpfungen zurückgenommen oder doch hinweg interpretirt seien. Als die Amerikaner die Erfüllung dieses Begehrens für kaum thunlich erklärten, ließen sich die Agenten zu dem Geständniß herbei, daß es allerdings noch einen andern Weg zu dem Ohre ihrer Regierung gäbe. Und dieser wäre? fragten

---

[1]) Ueber das Folgende vergleiche Actes et mémoires concernant les négociations qui ont eu lieu entre la France et les Etats-Unis, Londres 1807, III, 5—232. Life and works of J. Adams VIII, 568. Neumann, Geschichte der V. St. I, 580.

die Gesandten. Ihr müßt, war die Antwort, Geld zahlen, viel Geld. Und nun entwickelten sie, daß es auf ein Doppeltes ankomme. Einmal werde Talleyrand begehren, daß die amerikanische Regierung der französischen Republik ein Anlehen liefere; es werde leicht sein, dafür eine Form zu finden, welche es den Engländern unmöglich mache, deshalb über eine Verletzung der amerikanischen Neutralität zu klagen; Frankreich habe noch aus dem Vertrage von 1795 eine ansehnliche Schuldforderung gegen Holland, deren Papiere jetzt an der Börse auf fünfzig Procent ständen; Amerika brauche dieselben nur dem Directorium zum vollen Nennwerth abzunehmen, so sei die Anleihe (32 Millionen) ohne Weiteres gemacht; nach der Beendigung des jetzigen Krieges würde selbstverständlich die batavische Republik ihre Rescriptionen wieder zum vollen Werthe einlösen und Amerika mithin nicht den geringsten Verlust erleiden. Dies also, sagten sie, würde Talleyrand fordern. Dann aber sei zweitens nöthig, daß zur Beschwichtigung jener zornigen Stimmung des Directoriums dorthin eine besondere Erkenntlichkeit, etwa im Betrage von 50,000 Pfund Sterling gezahlt würde; dies könnten die Directoren nach ihrem Zartgefühl nicht begehren, vielmehr müßten die Gesandten diese Leistung selbst entgegentragen. Die Gesandten fragten, ob in diesem Falle das Directorium die Plünderung amerikanischer Handelsschiffe durch französische Corsaren, die ihren Mitbürgern einen Schaden bereits von vielen Millionen zugefügt, sofort verbieten würde. Die Agenten erklärten, dies nicht versprechen zu können; dazu würde wohl erst der Abschluß der ganzen Unterhandlung erforderlich sein, die übrigens, den erwähnten Schritt einmal gethan, ohne alle weitere Schwierigkeit den raschesten Verlauf haben würde.

Die Gesandten hatten dann mehrere Unterredungen mit Talleyrand selbst, in Gegenwart eines der Agenten, eines Herrn Bellamy, bei welchen der Minister, ganz jenen Aeußerungen seiner Freunde entsprechend, seinerseits nur von dem Ankaufe der batavischen Rescriptionen redete, und über das weitere Geschenk eine Aeußerung der Gesandten, allerdings vergeblich, erwartete. Denn diese, ohne Vollmacht zu derartigen Geldgeschäften, waren auf der Stelle entschlossen, der französischen Forderung mit einer kategorischen Abweisung zu begegnen. Dies hatte denn die Folge, daß nach Wochenlangen nutzlosen Erörterungen Talleyrand zunächst erklärte, er wolle mit den beiden Officieren gar nichts mehr zu schaffen haben, daß er dagegen den freundlicher gesinnten Gerry einlud, die Unterhandlung allein fortzusetzen. Pinckney und Marshall verließen darauf Frankreich ohne Zögern; Gerry

hatte die Schwäche, auf Talleyrand's Vorschlag einzugehn, bis ihn Präsident Adams mit einem nachdrücklichen Verweise nach Amerika zurückrief, die Berichte der Gesandten drucken ließ[1]) und militärische Rüstungen für den Fall eines wirklich eintretenden Bruches anordnete. Die Piraterie französischer Corsaren gegen amerikanische Kauffahrer wurde nichts desto weniger unerbittlich fortgesetzt.

So war die Macht beschaffen, mit welcher jetzt, im Verfolg des Vertrages von Campo Formio, das deutsche Reich seinen endlichen Friedensschluß in Rastadt unterhandeln sollte.

General Bonaparte hatte gleichzeitig mit der Ernennung zum General des Heeres von England auch den Auftrag erhalten, neben den Deputirten Treilhard und Bonnier als erster Botschafter der französischen Republik in Rastadt aufzutreten. Schwerlich hat weder er noch einer der Directoren auch nur einen Augenblick ernstlich den Gedanken gehabt, daß der General in der That seine nächste Zeit dem weitschichtigen Formenwesen des heiligen römischen Reiches widmen sollte, zumal seit langer Zeit die Absicht feststand, in Rastadt mit der Forderung des ganzen linken Rheinufers erheblich über die Sätze von Campo Formio hinauszugehn, was gerade den Schöpfer dieses letztern Vertrages in unbequeme Stellung hätte bringen können. Auch beeilte sich Bonaparte keineswegs mit der Abreise nach Italien, wo er noch eine Reihe wichtiger Geschäfte abzuwickeln hatte. Er ließ Villetard dem Stadtrathe von Venedig die bevorstehende Ueberlieferung an Oesterreich anzeigen, und als der Gesandte, im höchsten Grade durch die Botschaft erschreckt und erschüttert, dagegen Vorstellungen machte, antwortete er ihm mit schneidender Abweisung, daß Frankreich das Blut seiner Söhne nicht für ein fremdes Volk opfern dürfe. Die Herren Weltbeglücker, setzte er höhnend hinzu, sollten nur einmal einen Winterfeldzug mitmachen.

---

[1]) Talleyrand erklärte darauf mit tugendhafter Entrüstung, er habe stets nur über das Anlehn unterhandelt; was das Geschenk der 50,000 Pfund betreffe, so seien die Gesandten durch einige freche Schwindler, die ohne Auftrag des Directoriums das Geld für sich zu erschnappen gesucht, hinter das Licht geführt worden. Er forderte demnach die Amerikaner dringend auf, ihm die Namen dieser (in den Depeschen nur mit Buchstaben bezeichneten) Menschen zu nennen. Barras', Rewbell's und Talleyrand's ganzer Lebenslauf macht es unnöthig, über diese Rechtfertigung ein Wort zu verlieren; übrigens schlägt sie sich selbst schon durch den einen Umstand, daß aus den amerikanischen Berichten über die mit Talleyrand in Bellamy's Gegenwart gepflogenen Gespräche wenigstens dieser Name dem Minister sofort erkennbar geworden sein mußte.

Uebrigens, sagte er, steht es den Venetianern frei, nach unserem Abzug ihre Unabhängigkeit mit kräftiger Hand gegen Oesterreich zu vertheidigen; aber freilich, es sind feige Memmen, und so möge ihr Schicksal sich erfüllen. Er ordnete dann weiter an, daß vor der Räumung der Stadt alle Kriegsschiffe und alles Flottenmaterial entweder fortgeschafft oder zerstört werden sollte, um dem Kaiser die Schöpfung einer Marine auf das Gründlichste zu erschweren, und ließ zugleich den Löwen von S. Marco, den Bucentauro und eine Menge von Kunstwerken, Handschriften und Archivalien aus der unglücklichen Stadt hinwegführen, während in den Landstädten der vernichteten Republik die französischen Besatzungen das letzte Mark durch Contributionen und Erpressungen aller Art aussogen. Bonaparte brachte dann die politische Organisation der Cisalpina zum Abschluß, welche eine Verfassung nach dem Muster der französischen, mit einem Directorium und zwei Räthen, erhalten hatte, unter einstweiliger Besetzung aller Aemter durch den französischen Feldherrn. Weiter veranlaßte ihn ein Volkstumult in der genuesischen Riviera der eben von ihm geschaffenen ligurischen Republik eine Zuschrift zu widmen, in welcher er derselben weise Rathschläge im Sinne politischer Mäßigung und Festigkeit gab, und nach deren Anleitung eine Reihe wichtiger Verfassungsänderungen dem jungen Staate auferlegte[1]). Seinen wirklichen Beweggrund dafür theilte er dem Pariser Directorium höchst unbefangen mit. Er schrieb ihm am 12. November, daß viele Genueser Franzosen zu werden wünschten; diese Erwerbung sei in vieler Beziehung nützlich und im Auge zu behalten; die ligurische Verfassung, trotz der von ihm angeordneten Verbesserungen, werde dem Volke schwerlich zusagen; mit einiger Nachhülfe von unserer Seite, schloß er, werden sie uns nach zwei oder drei Jahren fußfällig bitten, als französische Bürger von uns aufgenommen zu werden. In derselben Gesinnung behielt er die Angelegenheiten des Kirchenstaats im Auge. Der Papst war der Meinung gewesen, daß jetzt, nach dem vollendeten Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich, für ihn kein Hinderniß mehr gegen die Berufung des Generals Provera bestehe. Kaum aber war die Nachricht von dessen Ankunft in Rom zu Bonaparte gelangt, als dieser auf's Neue seinem

[1]) Erbaulich sind die Verhandlungen der ligurischen Nationalversammlung über Bonaparte's Verfassungsvorschläge. Sie fragt, ob dieselben Befehl oder nur ein guter Rath seien. Der Regierungscommissar antwortet, das sei ein Problem. Sie erörtert das Problem, ohne es zu lösen. Am folgenden Tage erklärt die Regierung, es sei kein Widerspruch zu dulden. Die Versammlung votirt darauf die Vorschläge, kann aber doch den Ausdruck ihres Kummers nicht zurückhalten.

Bruder Joseph befahl, die sofortige Ausweisung Provera's zu verlangen; die Verwendung irgend eines Oesterreichers im römischen Civil- oder Militärdienst, sollte er dem Papste sagen, würde dem guten Vernehmen zwischen der Curie und der französischen Republik ein Ende mit Schrecken bereiten. Zugleich ließ die Cisalpina, deren förmliche Anerkennung der römische Hof verzögerte, das päpstliche Schloß San Leo militärisch besetzen, und verfügte Bonaparte die Verstärkung der Garnison von Ancona um 3000 Mann, indem er den Commandanten anwies, die Bürgerschaft zur Lossagung von der päpstlichen Herrschaft aufzufordern, welche Maßregel denn auch sofort von der demokratischen Partei mit großem Pompe vollzogen wurde. Ich denke, schrieb Bonaparte dem Directorium, wir lassen Ancona sich als unabhängige Republik erklären, und behalten schließlich die Stadt für uns, indem wir dem Papste fort und fort erzählen, daß wir sehr wenig Werth auf diesen Besitz legten und ihm die Stadt gerne herausgeben würden, wenn er sich im Uebrigen gut aufführte. Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte er sodann die Einrichtung der jonischen Inseln, traf alle militärischen Vorkehrungen zu ihrer Sicherung, ließ den Admiral Brueys mit 12 venetianischen Kriegsschiffen dort Station nehmen und sandte von diesem Punkte aus mehrere Agenten in die türkischen Provinzen und auf die Insel Malta, um überall Anknüpfungen für die französischen Interessen zu suchen. Es war, wie man sieht, ganz und gar dieselbe Stimmung wie bei den Directoren: schrankenloses Umhergreifen nach allen Seiten. Der Unterschied bestand nur darin, daß Rewbell und Barras in kopfloser Gier von aller weit vorschauenden Klugheit entblößt waren, während der General in der seltensten Weise heiße Leidenschaft und planmäßige Berechnung vereinigte.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte damals Bonaparte auch dem nördlichen Nachbar der Cisalpina, der Schweiz. Er hatte schon im Mai 1797, wie wir sahen, dem Directorium seine Neigung zur militärischen Besetzung des Wallis ausgesprochen,[1]) aus Paris aber damals die Weisung bekommen, für's Erste derartige Händel zu vermeiden. Auch jetzt war Talleyrand der Ansicht, daß man keinen Streit mit den Eidgenossen beginnen sollte, und mißbilligte ganz entschieden die von Bonaparte betriebene Einverleibung des Veltliner Thales in die Cisalpina,[2]) ohne jedoch die Directoren abhalten zu können, eine

[1]) Oben, Band IV, 516.

[2]) Talleyrand an Bacher, französischen Geschäftsträger in Basel 25. vend. VI.

Belästigung und Mißhandlung nach der andern über die Schweiz zu verhängen: es war besonders Rewbell, das einflußreichste Mitglied für die auswärtigen Angelegenheiten, welcher der Schweiz einen ganz persönlichen, bitteren Haß widmete[1]). So forderte man plötzlich die Ausweisung des englischen Gesandten Wickham aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft: allerdings hatte dieser alle Umtriebe der französischen Emigranten unterstützt, immer aber war es ein Act englischer Großmuth, daß Pitt auf die demüthige Bitte der Schweizer den Gesandten schleunigst selbst abberief. Trotzdem erschienen in steter Wiederholung die feindseligsten Aeußerungen über die aristokratischen Behörden der großen Cantone, über die Anwesenheit französischer Emigranten in der Schweiz, über die politischen Processe gegen französisch gesinnte Neuerer. Genug, seit dem 18. Fructidor ließ Rewbell seinem Grolle gegen die Eidgenossenschaft den Zügel völlig schießen. Um so weniger legte dann auch Bonaparte seinen auf die Schweiz gerichteten Entwürfen Schranken auf. Als er das Veltlin von Graubünden abriß, hatte er gleichzeitig Verbindungen mit den mißvergnügten Einwohnern des heutigen Cantons Tessin angeknüpft, welcher damals als unterthänige Landschaft durch Vögte der Waldcantone hart und rauh verwaltet wurde; seine Beziehungen, schrieb Bacher an Talleyrand, zu diesen Aemtern sind ganz vortrefflich[2]). Während er nun eidgenössische Commissare, die ihm nach der Einverleibung des Veltlin ihre Besorgnisse über das künftige Schicksal der Aemter aussprachen, mit freundschaftlichen Betheuerungen überhäufte, erließ er plötzlich über die Befreiung des Veltlin von der graubündener Herrschaft ein Manifest, welches in dem Satze gipfelte, daß nach dem Völkerrechte der neuen Freiheit kein Volk der Unterthan eines andern sein könne. Dieser Ausspruch durchflog die ganze Schweiz wie ein elektrischer Schlag, da nach ihrer damaligen Verfassung zahlreiche Landestheile als Unterthanen von den Behörden der souveränen Cantone regiert wurden, und dieser Zustand jetzt durch die Stimme des unwiderstehlichen Eroberers als schlechthin unzulässig bezeichnet war. Die Bestürzung der Regenten, die Gährung der Unterworfenen wurde allgemein.

Unter solchen Umständen reiste Bonaparte am 17. November von Mailand ab, um sich durch Savoyen und die Schweiz nach Rastadt zu

[1]) Er hatte als Advocat einen Proceß vor dem Großen Rathe von Bern verloren.

[2]) Bacher an Talleyrand 22. und 28. brum.

begeben. In Turin vermied er jedes Gespräch mit dem Könige; in Chambery wurde er von der Bevölkerung mit endlosem Jubel empfangen; in Genf dagegen, wo eine hitzige Partei ein Schreckensregiment im Kleinen nach französischem Muster eingerichtet, und nach Auflösung desselben die Stadt in völlig ungeordnetem und anarchischem Zustand hinterlassen hatte, trat ihm nichts als Unbehagen und Mißtrauen gegen die französische Eroberungslust entgegen [1]). Dafür umringte ihn im Waadtlande, damals einem unterthänigen Bezirk des Cantons Bern, der begeisterte Zuruf der Einwohner, bei welchen sein Wort, daß kein Volk der Unterthan eines andern sein dürfe, vielfachen Widerhall gefunden hatte. Er hörte mit Genugthuung diese Ausbrüche, und sprach es seinen Adjutanten unumwunden aus, daß die Macht des Berner Patriciates mit den Interessen der französischen Republik unverträglich sei. Er lehnte demnach auch jede Ehrenbezeigung Seitens der schweizer Behörden ab, und eilte in raschem Zuge durch das Land hindurch bis Basel, wo er ein kurzes Gespräch mit den Führern der dortigen demokratischen Partei hatte. Ich habe, sagte er, in der ganzen Schweiz nur zwei Freistaaten, Genf und Basel, gesehn. Nachdem er rasch an Offenburg, Augereau's damaligem Hauptquartier, vorüber gereist, kam er den 25. November in Rastadt an, wo er die Gesandten der meisten Reichsstände bereits vorfand, und ein stolzes Befremden darüber aussprach, von den Vertretern des Kaisers außer General Merveldt noch nicht Einen anzutreffen. Die Soldaten, sagte er einige Tage nachher den Deputirten, reisen rascher als die Diplomaten. Auch hier war er auf der Stelle der Gegenstand des allgemeinen Interesses, der Mittelpunkt aller politischen Bewegungen. Mit souveräner Ueberlegenheit theilte er unter die sich herandrängenden Gesandten ermunternde oder abschreckende, gnädige oder drohende Sätze aus. Dem schwedischen Gesandten, Grafen Fersen, dem früheren Freunde der Königin Marie Antoinette, wies er ohne Weiteres die Thüre: die große Nation könne mit einem Genossen ihrer gestürzten Regierung nicht verhandeln. An den sächsischen Gesandten richtete er einige Worte der Bewunderung für den Churfürsten Moritz, den Besieger Kaiser Carl V.; drohender war seine Anrede an den Gesandten des Bischofs von Würzburg: wie vereint ihr euere fürstliche Pracht mit dem Gelübde der Armuth, mit dem Worte des Evangeliums, daß die Reichen nicht in das Himmelreich eingehen werden, mit der Vorschrift, daß die Geistlichen arm und

---

[1]) Marmont I, 308.

demüthig sein sollen? Dann betheuerte er seine Friedensliebe; nur zu sehr habe er die Schrecken des Krieges kennen gelernt; bei gutem Willen könne man in wenigen Tagen Alles erledigen; Treilhard und Bonnier hätten nicht nöthig gehabt, seine Ankunft abzuwarten, da sie mit aller erforderlichen Vollmacht ausgestattet seien. Uebrigens, setzte er hinzu, ist es nicht nöthig, daß unsere Verhandlungen stets durch die Hand des kaiserlichen Ministers gehn. Wiederholt deutete er an, daß Frankreich die günstigsten Gesinnungen für den Schutz der kleinern Reichsstände habe[1]).

Indessen waren die kaiserlichen Gesandten allmählich angelangt, in der Reihenfolge der ihnen etikettemäßig zukommenden Stellung, zuerst der Abgeordnete des Reichsstandes Oesterreich, Graf Lehrbach, dann der Botschafter des Königs von Ungarn und Böhmen, Graf Cobenzl, endlich der vornehmste von Allen, der Vertreter Kaiserlicher Majestät bei den Reichsverhandlungen, die höchst ansehnliche Kaiserliche Plenipotenz, wie man damals sagte, Graf Metternich-Winneburg, der Vater des spätern Staatskanzlers. Zunächst war zum Handeln berufen der Gesandte der europäischen Großmacht, Graf Cobenzl, zu einem Schlußacte nämlich des Friedens von Campo Formio. Dort hatte Bonaparte einen geheimen Zusatzvertrag durchgesetzt, welcher die Absicht der französischen Republik aussprach, Venetien erst dann den Oesterreichern auszuliefern, wenn Mainz in den Händen der Franzosen sei; jede der beiden Mächte würde also einen General bezeichnen, und diese Officiere darauf in Anwesenheit der diplomatischen Unterhändler, gleichzeitig mit dem Austausch der Friedensratificationen, den Abzug der beiderseitigen Truppen regeln. Der österreichischen Regierung, welche Tag für Tag die furchtbare Verwüstung und Plünderung Venetiens durch die Franzosen vor Augen hatte, lag Alles daran, so schnell wie möglich in den Besitz dieser Landschaften zu gelangen; Thugut zürnte also nicht wenig, daß seine Vertreter in den Zusatzvertrag eingewilligt hatten, anstatt auf gleichzeitiger Räumung und Besitznahme zu bestehn; bei der sattsam bekannten Weise des Directoriums und Bonaparte's ließ sich die sorgenvolle Frage nicht ganz zurückdrängen: wie wenn die Franzosen nach der Besetzung des wichtigen Mainz unter irgend einem Vorwande dann doch in Venedig blieben? Indessen, der Fehler war einmal gemacht, und so galt es, die Franzosen möglichst schnell nach Mainz hineinzubringen, um darauf möglichst schnell selbst in Venedig einzurücken. In dieser Stimmung wurde denn der Räumungsvertrag, wieder in tiefem

---

[1]) Berichte im Berliner Archiv.

Geheimniß, von Bonaparte einer-, von Cobenzl und den Generalen Latour und Merveldt andererseits verhandelt, und am 1. December abgeschlossen. Es wurde darin festgestellt, daß die kaiserlichen und die in österreichischem Solde stehenden Reichstruppen bis zum 25. December in die Erblande zurückgegangen sein würden; das österreichische Reichscontingent würde sich hinter dem Lech aufstellen und in keiner Reichsfestung als Besatzung verwandt werden. Bis zum 20. December würden die Oesterreicher die Festungen Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt, Würzburg räumen, und alle dem Kaiser gehörige Kanonen, Munition und Lebensmittel daraus entfernen; dazu würden die französischen Truppen vor Ehrenbreitstein den Kaiserlichen alle Erleichterung und jede Art von Transportmittel gewähren. Bis zum 25. December würden in Mainz nur noch 15,000 Oesterreicher, und ebenso in Venetien nur 15,000 Franzosen zurückbleiben; der Kaiser würde am 8. December den Reichsständen den Rückmarsch seiner Truppen anzeigen, die Franzosen aber vom 10. December an Mainz einschließen, jenen österreichischen Truppen daselbst jedoch alle Verbindungen offen lassen; darauf würde der Kaiser sich bei dem Churfürsten von Mainz bemühen, den Franzosen bis zum 30. December den Besitz der Stadt zu verschaffen; im Falle eines Widerstandes Seitens des Churfürsten oder des Reiches sollte es den Franzosen frei stehn, Gewalt zu gebrauchen. Ebenso würden endlich am 30. December die französischen Truppen die venetianischen Lande mit allen Festungen den Kaiserlichen überliefern.

Wie man sieht, war Alles in scharfsinnigster Weise vorgekehrt, um den Franzosen zunächst den Besitz von Mainz zu sichern, und dann Süddeutschland völlig wehrlos zu machen. Nach dem Abzug der Oesterreicher und der in ihrem Solde stehenden Reichstruppen blieb von dem sogenannten Reichsheere nur noch ein kleiner Haufe schwacher und schlecht gerüsteter Contingente zurück. Zwischen der Anzeige von dem Abmarsche der Oesterreicher und der Einschließung von Mainz durch die Franzosen war eine Zwischenzeit von zweimal vier und zwanzig Stunden angeordnet: es war einleuchtend, daß der Churfürst, selbst wenn er Widerstand hätte leisten wollen, in dieser kurzen Frist unmöglich die Mittel zum Ersatze der Oesterreicher und ihrer Geschütze hätte finden können [1]). Unter diesen Umständen hatte die Anwesenheit des öster-

[1]) Vivenot, zur Geschichte des Rastadter Congresses, S. XX, läßt sich dadurch nicht abhalten, die Feigheit der Mainzer für den Verlust der Stadt verantwortlich zu machen, ganz so, wie wir Bonaparte in seinem Briefe an Villetard über die Feigheit der Venetianer reden hörten.

reichischen Reichscontingentes hinter dem Lech offenbar keine Bedeutung mehr für die militärische Deckung Süddeutschlands gegen die Franzosen, sondern höchstens für den Kaiser den Nutzen, zur raschen Besetzung der ihm in Campo Formio zugebilligten süddeutschen Erwerbungen schlagfertige Truppen in nächster Nähe zu haben.

Noch hatte Bonaparte diese Abreden nicht unterzeichnet, als er durch eine Zuschrift des Directoriums nach Paris berufen wurde, wo man, wie wir sehn werden, das Bedürfniß seiner Anwesenheit sehr lebhaft empfand. Unmittelbar nach der Ausfertigung des Vertrages reiste er demnach von Rastadt ab, und die Verhandlung des Reichsfriedens blieb für's Erste seinen beiden Collegen Treilhard und Bonnier überlassen, denselben Männern, welche vor wenigen Monaten in Lille gegen Lord Malmesbury so äußerst summarisch aufgetreten waren. Deutschland sollte bald genug erfahren, daß weder sie noch ihre Vollmachtgeber seitdem sich irgendwie geändert hatten. In ihren, Anfang November aufgesetzten, Instructionen [1]) war allerdings auch der Fall vorgesehn, daß man sich mit den Bestimmungen von Campo Formio würde begnügen müssen, aber das zu erstrebende Ziel war sehr bestimmt die Erwerbung des ganzen linken Rheinufers von Weißenburg bis Holland, und auf Anlaß der hiermit verknüpften Entschädigung der dort herrschenden deutschen Erbfürsten eine ausgedehnte, wenn thunlich vollständige Säcularisation der geistlichen Staaten. Denn wenn damit die einst von Bonaparte mit Grund gepriesene Unverfassung des heiligen römischen Reichs zerfiel, immer war mit der Beseitigung der geistlichen Fürsten die Hauptstütze Oesterreichs und seines Einflusses in Deutschland zertrümmert, und in Oesterreich sah damals das Directorium seinen hartnäckigsten, vor Allem für seine Herrschaft in Italien gefährlichsten Widersacher. Charakteristisch für diese Machthaber war übrigens auch der besondere Umstand, daß den Gesandten bereits ein im Einzelnen ausgearbeiteter Säcularisations- und Entschädigungsplan mitgegeben war, der weder mit den österreichischen Abreden von Campo Formio noch mit dem preußischen Augustvertrage übereinstimmte. Preußen, sagte Talleyrand sehr unbefangen, hat die auf dasselbe gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt; also halten wir uns an den Vertrag nicht gebunden.

Deutscher Seits war es zunächst eine Deputation des Reichstags, welcher die Führung der Unterhandlung oblag. Sie war auf Betreiben

---

[1]) Aus den Acten mitgetheilt bei Hüffter, Rastadter Congreß I, 197.

der friedliebenden Mehrheit schon am 18. August 1795 ernannt worden, und bestand unter dem Directorium von Kurmainz aus Kursachsen, Erzherzogthum Oesterreich, Hannover, Baiern, Bisthum Würzburg, Baden, Darmstadt, den Städten Augsburg und Frankfurt. Ihre Vollmacht lautete auf Abschluß des Reichsfriedens unter Erhaltung der bisherigen Reichsgrenzen. Dies stimmte sehr wohl zu den öffentlichen Artikeln von Leoben, desto übler aber zu den geheimen Bestimmungen dieses Vertrags, und stand vollends in schneidendem Widerspruche zu den geheimen Artikeln von Campo Formio und dem Rastadter Zusatzvertrage vom 1. December. Nichtsdestoweniger ermahnte die kaiserliche Regierung die Deputirten zu entschlossenem Festhalten an der vom Reichstage gegebenen Grundlage, ein diplomatischer Kunstgriff, welcher theils die Verhandlung hinausziehen und die Franzosen dadurch zu weiteren Einräumungen an Oesterreich geneigt machen, theils auch den Schimpf der bevorstehenden Abtretungen vom Kaiser hinweg auf andere Schultern wälzen sollte: nur daß eine solche Haltung unmöglich lange Zeit festzuhalten war, und nach ihrer Bloßlegung dann die Stimmung gegen Oesterreich um so stärker erbittern mußte. Ueberhaupt aber waren zu tiefem Geheimniß die Zustände in Rastadt wenig angethan. Außer den zur officiellen Verhandlung berufenen Mitgliedern der Deputation strömten in Rastadt Abgeordnete fast aller Reichsstände zusammen, um zu beobachten, einzuwirken, ihre besonderen Interessen wahrzunehmen. Trotz der belobten Integrität der Reichsgrenzen war die Luft von drohenden Gerüchten erfüllt: Verlust des linken Rheinufers an Frankreich, Einverleibung Baierns durch Oesterreich, Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer wurde hier vorausgesagt, dort abgeleugnet; man drängte sich mit Fragen und Bitten an die kaiserlichen und mehr noch an die französischen Gesandten, und bei aller amtlichen Zurückhaltung wurde doch bald hier bald da ein Stück des wahren Thatbestandes erfragt oder errathen. Der preußische Hof war wie der Wiener durch drei Gesandte vertreten, den Grafen Görtz und die Barone Jacobi-Klöst und Dohm, welche um so zuversichtlicher in die Verhandlungen eingriffen, als Frankreich in Folge des Augustvertrages in Berlin die bestimmte Aussicht eröffnet hatte, keine Abmachungen mit dem Reiche ohne vorheriges Einvernehmen mit Preußen zu treffen. Allerdings machte nun Görtz anfangs die unangenehme Erfahrung, daß der Vorstand der französischen Botschaft, Treilhard, entschiedene Hinneigung zu Oesterreich und große Zurückhaltung gegen Preußen zeigte; bald aber rückte Bonnier zu näherem Vertrauen heran,

und auch Treilhard machte freundlichere Mienen, um so mehr, als er in Wahrheit ein enges Einvernehmen mit Preußen für den besten und kürzesten Weg zu seinem Ziele hielt: die preußischen Gesandten waren indeß verständig genug, auf diese Geberden keine große Hoffnungen zu bauen, sondern zu dem richtigen Schlusse zu kommen, daß Frankreich zwischen den beiden deutschen Mächten operire, um eine gegen die andere zu gebrauchen und dadurch beide von sich abhängig zu machen. Auch in Berlin hatte man dieselbe Auffassung, und zog die entsprechenden Folgerungen daraus: niemals war die preußische Politik weiter als zu dieser Zeit von einem französischen Bündniß entfernt. Seit dem 16. November 1797 regierte König Friedrich Wilhelm III., jung, unerfahren in den Geschäften, mit Dingen und Personen wenig vertraut, von Natur mit einem gesunden, wenn auch etwas langsamen Verstande ausgestattet, und erfüllt von Rechtschaffenheit, Pflichtgefühl und vaterländischer Gesinnung. Er hatte längst keinen Zweifel über das weltstürmende und unzuverlässige Treiben der Franzosen; wäre er der eigenen, innersten Ueberzeugung gefolgt, so würde er auf der Stelle entscheidende Schritte zur Herstellung des Einverständnisses mit Oesterreich gethan haben. Aber theils fehlte es ihm noch an dem Muthe, gegen die Stimme seiner Rathgeber an der persönlichen Ansicht zu halten, theils fand er nicht die Mittel, ohne Schaden des Staates das Geleise der bisherigen Politik zu verlassen, und endlich sträubte er sich nach seiner Menschenliebe aus tiefstem Herzensgrunde gegen jede Maßregel, welche seinem Lande die Segnungen des Friedens stören könnte. Er hatte nun einstweilen die Minister seines Vaters übernommen, und vor Allem dem Grafen Haugwitz vorwiegenden Einfluß eingeräumt: dieser verharrte natürlich bei den bisherigen Anschauungen, und so war an ein Aufraffen Preußens aus der verhängnißvollen Neutralität nicht zu denken, trotz aller Einsicht in die Gefahr der stets wachsenden französischen Uebermacht und Eroberungssucht. Nur so viel bewirkte der Thronwechsel, daß Preußen zu möglichster Förderung des Reichsfriedens, auch unter eigenen Verzichten, entschlossen war [1]). Der König hätte am liebsten seine linksrheinischen Besitzungen behalten, und damit jeden Anspruch auf Entschädigung und Vergrößerung im innern Deutschland

[1]) Das Folgende nach den Acten der Rastadter, und der daran sich anschließenden Berliner Unterhandlung im preußischen Staatsarchiv. Alle davon abweichenden, jetzt von Vivenot publicirten, Angaben Thugut's über die preußische Politik wiederholen lediglich grundlose Rastadter Klatschereien.

aufgegeben: was ausdrücklich gegen Preußen, wie wir sahen, in Campo Formio verabredet war, entsprach durchaus den Wünschen des preußischen Monarchen. Sollte dies aber sich als unmöglich zeigen, so wollte er freilich zum Schutze der deutschen Integrität nicht marschiren lassen, wohl aber wäre er bereit gewesen, sich mit einer genau entsprechenden, also unbedeutenden Entschädigung zu begnügen, falls Oesterreich eine gleiche Uneigennützigkeit bethätigte; dann wären überhaupt die Aenderungen des Besitzstandes beschränkt genug geblieben, um nicht den ganzen Rahmen der bisherigen Reichsverfassung zu sprengen. Nur wenn der Kaiser seinerseits deutsche Lande annectirte, sollte Görtz die preußischen Ansprüche in verhältnißmäßiger Weise erhöhen: und in diesem Falle freilich mußte die Umwälzung vollständig und die Verfassung des Reiches in jedem Sinne unhaltbar werden. Hier also lag, da allerdings Campo Formio dem Kaiser Salzburg, Passau und ein Stück von Baiern verheißen hatte, der Keim zu weiteren schweren Verwicklungen. Man wußte es in Berlin noch nicht officiell, denn Frankreich und Oesterreich schwiegen officiell über die geheimen Artikel ihres Friedens: aber ehe das Jahr zu Ende ging, hatten die preußischen Gesandten in Rastadt keinen Zweifel mehr über den wesentlichen Inhalt derselben, und der König sah gepreßten Herzens die Krisis sich nähern.

Indessen hielt die Deputation des Reichs am 9. December ihre erste Sitzung. Es war in trauriger Weise bezeichnend, daß ein großer Theil der Zeit mit einer Zänkerei zwischen Mainz und Kursachsen, über die Führung des Vorsitzes, und einem gleich gewichtigen Streite zwischen Würzburg und Hannover über die Reihenfolge in der Abstimmung hingebracht wurde. Hundert Mal waren dieselben Fragen beim Reichstage selbst schon erörtert, hundert Mal zu Gunsten des bisherigen Brauches, unter Vorbehalt aller Rechte des abgewiesenen Theiles, entschieden worden; dasselbe Ergebniß verstand sich auch dieses Mal von selbst, und war Allen im Voraus bekannt. Nachdem diese reichsstaatsrechtliche Vergnügung durchgemacht war, nahm die Deputation die Eröffnung des Grafen Lehrbach entgegen, daß der Kaiser seiner Truppen in seinen Erbstaaten bedürfe, und sie deshalb, mit Ausnahme des österreichischen Reichscontingents, aus dem Reiche abberufen habe. Die Deputation beschloß über das verhängnißvolle Ereigniß zunächst an den Reichstag Bericht zu erstatten. Zwei Tage später folgte die Einschließung von Mainz durch den französischen General Hatry, bald nachher die Blokade von Ehrenbreitstein, die Wegnahme der Mannheimer Rheinschanze mit stürmender Hand. Wer bisher noch einige Hoffnung auf

die zu Leoben verkündete Integrität des Reiches gesetzt hatte, mußte diesen Thatsachen gegenüber seine Enttäuschung zugestehen. Die kaiserlichen Gesandten hatten einen harten Stand bei allen Hülfgesuchen der bedrohten Fürsten, bei den zornigen Vorwürfen des Mainzer Ministers, bei den drängenden Fragen der preußischen Gesandten. Graf Metternich erklärte, die geheimen Artikel von Campo Formio seien ihm nicht mitgetheilt. Graf Cobenzl versicherte, er habe mit den Fragen des Reichsfriedens nicht das Mindeste zu schaffen. Graf Lehrbach sagte, man möge sich an die Reichsstände halten, welche seit zwei Jahren dem Kaiser ihre Unterstützung entzogen hätten; jetzt sei nichts zu thun, als abzuwarten, was die Franzosen weiter vorbringen würden. Treilhard und Bonnier aber zeigten ebenfalls noch keine Eile, die Deputation über das Schicksal des Reiches aufzuklären; im Widerspruche mit Bonaparte's Aeußerungen betheuerten sie, ihre Instructionen aus Paris noch nicht erhalten zu haben, und vertrösteten die allgemeine Spannung auf die nahe bevorstehende Rückkehr des Generals, der als Lenker ihrer Thätigkeit unentbehrlich, der, wie Treilhard den Preußen sagte, ein Mann über jede Vergleichung hinaus sei. Immer aber erließen sie schon jetzt eine Erklärung, die, obgleich nur formaler Natur, der Reichsintegrität in amtlicher Deutlichkeit das Todesurtheil sprach. Am 16. December sollte zwischen der Reichsdeputation und der französischen Botschaft der Austausch der Vollmachten Statt finden. Kaum aber hatte der Mainzer Minister die deutsche vorgelegt, als Treilhard dieselbe für schlechthin unzuläßig erklärte, weil sie auf die Grundlage der Reichsintegrität gestellt sei. Er forderte, ehe er die Unterhandlung beginnen könne, daß die Deputation sich vom Reichstage eine Vollmacht ohne jegliche Beschränkung erwirke. Als Albini dies am folgenden Tage der Deputation vortrug, wurde die Aufregung groß und die Verhandlung stürmisch. Baden erinnerte daran, daß der Kaiser noch unter dem 1. November, vierzehn Tage nach Campo Formio, die Deputation zum standhaften Festhalten an der Grundlage der Integrität ermahnt habe: wie reime sich dies mit dem jetzigen Auftreten der Franzosen? Lehrbach hatte wieder kein anderes Mittel, als Anklagen gegen die Stände, welche Sonderverträge und Neutralitätsabkünfte mit dem Reichsfeinde geschlossen, worauf dann Sachsen und Hannover, die sich zunächst getroffen fühlten, höchst gereizt erwiderten. Das unvermeidliche Ende war natürlich Berichterstattung an die kaiserliche Plenipotenz und den Reichstag. In Regensburg war Schrecken und Aufregung nicht geringer als in Rastadt; man verhandelte, klagte, zürnte; als aber die

Nachricht kam, daß Mainz, von Oesterreichern und Reichstruppen verlassen, den Franzosen durch Capitulation seine Thore geöffnet, als in der Sitzung des 8. Januar 1798 Kurböhmen so gut wie Kurbrandenburg für die Ertheilung der unbeschränkten Vollmacht stimmte, wurde dieselbe von allen drei Collegien, der Kurfürsten, Fürsten und Städte ohne eine abweichende Aeußerung genehmigt und drei Tage nachher dieser Beschluß mit der kaiserlichen Genehmigung versehen.

Obgleich nun die eben erzählten Vorgänge für die Wiener Machthaber in keiner Weise überraschend sein konnten, da sie nichts als die unmittelbaren und nothwendigen Folgen der Verträge von Campo Formio und Rastadt waren: so machte doch während derselben die Hofburg äußerst bewegte und stürmische Tage durch. Thugut war, wie wir sahen, über die Bestimmungen des Friedens in hohem Grade entrüstet gewesen, nicht so sehr wegen der Verluste des deutschen Reiches als wegen des beschränkten Umfanges der eigenen Erwerbungen in Italien. Seitdem war nichts geschehen, diese Stimmung zu verbessern. Die Franzosen benutzten die letzten Augenblicke in Venedig, um Stadt und Land und Arsenal auf das Gründlichste auszuräumen und zu verheeren, und Thugut mußte nach der Convention vom 1. December bis zum Jahresschlusse diesen Mißhandlungen ruhig zusehen und unthätig den Abmarsch der Gegner erwarten. Endlich kam denn der ersehnte 30. December heran; am Rheine war die Convention pünktlich ausgeführt, die Oesterreicher waren hinter dem Lech, die Franzosen in Mainz; und jetzt kam Nachricht nach Wien, daß der französische Befehlshaber von Porto Legnago keine Weisung zum Abzug erhalten hatte. Thugut, der von Anfang an bei der Convention schwere Bedenken gegen die Redlichkeit der Franzosen gehabt, war außer sich. Er glaubte bestimmt, daß Merveldt, Latour, und dieses Mal auch Cobenzl, sich auf die gröbste Weise hätten hintergehen lassen. Jetzt hätten die Franzosen ihr Spiel gewonnen, Mainz besetzt, die Mainlinie in Händen; jetzt schlügen sie das feierlich gegebene Wort in den Wind und behielten Venedig. Wie es scheint, gelang es ihm dieses Mal nicht, den Kaiser und seinen in der Regel gleichgesinnten Freund, den Cabinetsminister Colloredo, von der Richtigkeit seines Argwohns zu überzeugen; sein Grimm steigerte sich, als aus Toscana, wo man so früh das kaiserliche Bündniß aufgegeben hatte, jetzt flehentliche Hülfsgesuche gegen den Uebermuth der Franzosen einliefen, jetzt, wo Alles vorüber und für den Augenblick kein Mittel zu einem neuen Waffengang vorhanden war. Am 1. Januar 1798 schrieb er an Colloredo: die Lage wird Schritt auf Schritt ärger, und

jeder Tag verstärkt die Unmöglichkeit der Besserung; was mich betrifft, so bleibt mir nichts übrig als von der Gnade des Kaisers die verheißene Erlaubniß zum Rücktritt zu erbitten; ich sehe bei dem jetzigen Gange der Geschäfte keinen Ausweg; ein Anderer entdeckt vielleicht Hülfsquellen, die meiner schwachen Einsicht entgehen.

Ehe der Kaiser über dieses Entlassungsgesuch Beschluß faßte, schrieb Colloredo zunächst an Cobenzl, als den Unterhändler des Decembervertrags, und setzte diesen durch Thugut's Besorgnisse begreiflicher Weise in die peinlichste Unruhe. Indessen lief schon am 6. Januar ein Schreiben Talleyrand's in Wien ein, in welchem dieser mit lebhaftem Bedauern anzeigte, daß die Räumung Venetiens nur durch einen Unglücksfall verzögert worden sei, welcher den aus Paris nach Italien abgefertigten Courier unterwegs betroffen habe. Der Befehl sei jetzt in Mailand angelangt, und das Directorium werde den Decembervertrag auf das Pünktlichste vollziehn. Da bald genug die directen Nachrichten aus Italien diese Zusicherung bestätigten, so ließ sich Thugut beschwichtigen, und der Kaiser ertheilte, wie wir erzählt haben, der neuen Vollmacht der Friedensdeputation seine Zustimmung.

So konnte der Rastadter Congreß die Verhandlung beginnen. Gleich nach der Vorlage der neuen Vollmacht erklärten sich die französischen Gesandten bereit, ihre Forderungen vorzulegen. Hier erwartete den österreichischen Minister eine neue widerwärtige Ueberraschung; ehe wir jedoch darüber berichten, ist es nöthig, auf die sonstige Entwicklung der französischen Politik in jenen Wochen einen Blick zu werfen.

Zweites Capitel.

Rom.

General Bonaparte war am 5. December 1797 in Paris angekommen und von allen Seiten her mit einer unermeßlichen Begeisterung begrüßt worden. Die stete Ruhmliebe und die augenblickliche Friedenssehnsucht des französischen Volkes hatte er gleich sehr befriedigt, und die eigenthümliche Macht seines persönlichen Auftretens machte sich auch in Paris wie anderwärts geltend. Er reizte die Neigung und steigerte die Neugier durch strenge Zurückgezogenheit; bei dem feierlichen Empfange durch das Directorium antwortete er Talleyrand's und Barras' überschwänglichen Lobsprüchen durch einige kurze abgerissene Sätze, welche die Tapferkeit seiner Soldaten priesen, und nicht eben zur Erbauung des Directoriums mit den Worten schlossen, daß der Welt ein neues Zeitalter bevorstehe, wenn erst Frankreich bessere Einrichtungen erhalten habe. In seiner äußern Erscheinung war er unverändert, wie wir ihn beim Beginne seiner Laufbahn kennen gelernt haben, von feinem Gliederbau und magerem Gesichte, mit schmalen Lippen, eingesunkenen Wangen, großen Augen, lang herabhängendem Haar. Alle Bewegungen waren hastig und abgebrochen; im Gespräche drangen seine Fragen ununterbrochen auf den Andern ein; er zeigte ohne regelrechtes Wissen Interesse und Verständniß für Alles, und in der eignen Rede niemals schöne Form, aber stets zutreffenden und originalen Ausdruck. Bei jedem Zusammensein hatte er die halb nachlässige halb kraftvolle Sicherheit, die aus dem Bewußtsein einer völlig überlegenen Stellung entspringt. Daß er die Beherrschung Frankreichs ergreifen würde, war ihm schon damals eine so ausgemachte Sache, daß er die Frage des Wann und Wie, man möchte sagen, mit kühler Gelassenheit erwog.

Sein persönliches Verhältniß zu den Directoren war, wie sie gegenseitig wußten, innerlich gespannt und hohl: er verachtete sie von Grund seines Herzens; sie sahn auf ihn mit Furcht und Mißtrauen. Indessen waren beide Theile für den Augenblick auf gutes Vernehmen und Zusammenwirken angewiesen; er selbst hatte durch seine Siege ihre Stellung gestärkt, und für die weiteren Aufgaben konnte er weder ihre Zustimmung, noch sie seine Unterstützung entbehren. So kam man sich bereitwillig entgegen; die Directoren, vornehmlich Rewbell, der fortdauernd den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, zogen ihn zu jeder wichtigen Berathung hinzu, und vom ersten Tage an ergriff er die thatsächliche Leitung nach allen Seiten hin und drückte dem Gange der gesammten Politik den Stempel seines rastlosen und durchgreifenden Wesens auf. Er war noch nicht die Regierung, aber er war für den Augenblick der Lenker und die Seele derselben. Hier im entscheidenden Mittelpunkte der Geschäfte, mit allen wichtigen Fragen in gleichzeitiger Berührung, betrieb er sie alle mit gleicher Leidenschaft und gleichem Ungestüm. Nach wie vor flog seine Phantasie in die Fernen des Orients hinüber, aber der Siegeszug nach Aegypten und Indien war nicht mehr das einzige Ideal, welches seine Seele erfüllte, und dem er jede sonstige Maßregel als dienendes Mittel unterordnete. Daneben sah er jetzt, in näherer oder fernerer Möglichkeit, die Beherrschung Frankreichs, die Unterwerfung des heiligen römischen Reiches, den unmittelbaren Angriff auf das verhaßte England. Der letztere war damals der Lieblingsgedanke des Directoriums, und Bonaparte trat gern darauf ein, da die hiedurch veranlaßte Flottenrüstung in jedem Falle auch für das orientalische Unternehmen unentbehrlich war. Dazu kamen Schwierigkeiten in Holland, die feindseligen Pläne gegen die Schweiz, eine Reihe unfertiger Verhältnisse in Italien. Bonaparte faßte Eines wie das Andere mit gleich gründlichem Nachdruck an; in jeder Frage arbeitete er ruhelos auf die immer gewaltsame, immer herrische Lösung. Er war entschlossen, dem deutschen Reiche das ganze linke Rheinufer abzunehmen, die Schweiz militärisch zu besetzen, ganz Italien in willenloser Unterwerfung zu erhalten. Er erstrebte das Alles auf die Gefahr hin, die großen Mächte, zunächst Oesterreich, auf das Tiefste zu beunruhigen, damit vielleicht den Frieden des Continents zu brechen, den so heiß ersehnten Zug in den Orient sich unmöglich zu machen. Ein solches Verfahren mochte jedem Andern unbedacht und folgewidrig erscheinen: bei ihm entsprang es aus dem tiefsten Grunde seiner Natur. Damals so wenig wie zu irgend einer Zeit vermochte er dem Reize zu widerstehen, welchen die gerade

zunächst liegende Beute in seiner unersättlichen Begierde erregte. Nie hat er die Vorstellung gekannt, durch Beschränkung der Entwürfe den Erfolg zu sichern, seine Kraft für eine Richtung zu sparen, die Häufung der Gefahr zu meiden. Denn die Gefahr war für ihn nicht wie für andere Menschen ein Uebel, das man zu brechen und zu überwältigen sucht, sondern die Aufregung derselben war die Lebenslust seines Daseins, die er mit immer heißerem Durste aufsuchte; die Steigerung der Arbeit und des Kampfes war der einzige Genuß, welchen seine erregte Seele kannte. „Ich habe stets mehrere Sehnen an meinem Bogen", pflegte er zu sagen, „ich mache stets mein Thema in mannichfaltiger Weise." Sein Thema war Kampf und Macht und Herrschaft; ob er die Lorbeern in England, Deutschland oder Aegypten erntete, war ihm zuletzt gleichgültig, er säete den Hader auf allen Seiten, um im entscheidenden Augenblick die Wahl des ergiebigsten Kriegsschauplatzes zu haben. Nach den Erfahrungen von Campo Formio glaubte er damals nicht an eine baldige Kriegsgefahr von österreichischer Seite; zu deutlich hatte er die Erschöpfung der Streitlust und der Streitmittel bei dieser Macht vor Augen gehabt; auch wenn einzelne seiner Maßregeln bei Kaiser Franz Anstoß und Aergerniß bewirkten, würde es neue Mittel zur Beschwichtigung oder zur Einschüchterung geben, nicht anders als der Erwerb Venetiens Thugut's Zorn über die sonstigen Verluste Oesterreichs beschwichtigt hatte. Und käme es dennoch zum Bruche, nun, so würd er dann allerdings nicht London oder Kairo, desto gewisser aber Wien erobern.

Stimmungen dieser Art spiegeln sich deutlich wieder in einer Denkschrift, welche der Minister Talleyrand am 19. Januar 1798 unterzeichnete, als allgemeine Instruction für den General Bernadotte, welcher als französischer Botschafter nach Wien bestimmt war[1]). Talleyrand entwickelte darin das Unheil, welches die österreichische Allianz von 1756 über Frankreich gebracht, so daß der Bruch derselben 1792 von allen klarsehenden Geistern als eine wahre Befreiung empfunden worden sei. Der Vertrag von Campo Formio sei also mit jenem alten Bündnisse nicht zu vergleichen. Man habe eben Frieden geschlossen, weil man Krieg geführt hatte: an eine Erneuerung des früheren Bundesverhältnisses sei nicht zu denken. Was nun die jetzige Lage betreffe, so führte der Minister aus, daß Oesterreich zwar auf deutschem Boden nicht mehr Nachbar Frankreichs sei, in Italien aber noch an seine verlorenen

[1]) Archiv des Auswärtigen, Paris.

Provinzen angrenze, ein Zustand, der leicht ein Anlaß zu Reibungen, ja zu neuem Bruche werden könne. Bernadotte solle seinerseits niemals die italienischen Fragen zur Verhandlung bringen, über dieselben, wenn die Oesterreicher sie erwähnten, in friedfertigem und beschwichtigendem Sinne reden, aber jede Ueberschreitung der cisalpinischen Grenze durch österreichische Truppen mit sofortiger Kriegserklärung bedrohen. Bei solchen Verhältnissen, fuhr dann Talleyrand fort, sei um so mehr in Rastadt auf Beschränkung des österreichischen Einflusses im deutschen Reiche, und mithin auf möglichst weite Ausdehnung der Säcularisationen Bedacht zu nehmen. Es war dies, wie wir sehen werden, damals der empfindlichste Punkt in der deutschen Politik des Kaiserhofes; es handelte sich um Sein oder Nichtsein der zuverlässigsten Anhänger Oesterreichs, und höchst wahrscheinlich war hier ein völlig hartnäckiger Widerstand des Wiener Hofes. Talleyrand hatte aber noch andere Waffen, sowohl der Drohung als der Lockung, in seinem Arsenale. Bernadotte sollte sondiren, in wie weit eine Herstellung Polens möglich, und nach Umständen eine Begünstigung derselben durch Oesterreich zu hoffen sei. Dann aber kam der Minister auf die Angelegenheit, welche damals den Sinn Bonaparte's so stark beschäftigte, die türkische Frage. „Es ist gewiß, sagte er, daß Catharina und Joseph die Türkei zu theilen gedachten. Es ist zu vermuthen, daß ihre Nachfolger an diesem Plane festhalten. In früherer Zeit hat Frankreich mehrmals sich bemüht, die Türkei einigermaßen zu stärken, aber alle diese Versuche sind unfruchtbar geblieben oder haben den Ruin der Osmanen nur beschleunigt. Heute ist die Republik fest entschlossen, die Zerstörung der Pforte sich nicht vollenden zu lassen, ohne für sich selbst einen solchen Antheil zu sichern, daß der Handel des Mittelmeers uns nicht entzogen werden kann. Bernadotte wird also mit der höchsten Sorgfalt alle Beziehungen zwischen Wien und Petersburg beobachten."

Der Antheil an der türkischen Beute, den man zu Paris in das Auge gefaßt, ist in Talleyrand's Worten deutlich genug bezeichnet. Wenn wir uns nun erinnern, wie lebhaft Bonaparte damals den Gedanken zu dem Angriffe auf Aegypten verfolgte, so erkennt man ohne Schwierigkeit Talleyrand's eigentliche Meinung. Nicht bloß, wenn die Kaiserhöfe sich auf die Türken stürzen, will man sich Aegyptens bemeistern, sondern umgekehrt, wenn Oesterreich anläßlich der ägyptischen Expedition sich unbequem zeigen sollte, hofft man es durch den Hinweis auf eigne Annexionen in der Türkei zu gewinnen. Bosnien, Serbien, Albanien würde dann denselben Dienst leisten, wie Venetien im ver=

flossenen Jahre. Mit dieser Karte im Hinterhalt, dazu dem mehr oder weniger vertrauten Einverständniß mit Preußen, und etwa noch der Möglichkeit einer neuen polnischen Insurrection, meinte man des Spieles sicher zu sein, um auf allen übrigen Punkten die Entwicklung mit rücksichtsloser militärischer Energie zu führen. Vor die Wahl sofortiger Kriegserklärung und neuer türkischer Erwerbungen gestellt, sollte Oesterreich die Beute verschmähen und zum Schwerte greifen, nicht um große Provinzen zu erobern, sondern um sie zurückzustoßen?

So drängten denn Bonaparte's Entwürfe und Befehle rastlos auf allen Seiten vorwärts. Zu dem Heere von England berief er etwa die Hälfte der bisher in Italien thätigen Brigaden, nebst anderen Truppentheilen aus dem Rheinheer und dem Innern. Ein näheres persönliches Verhältniß knüpfte er mit den beiden fähigsten Generalen des Rheinheeres an, mit Kleber und Desaix, obgleich er wußte, daß beide dem Directorium in hohem Grade mißliebig waren. Er wollte nicht mehr der Feldherr einer einzelnen Armee, sondern der Mittelpunkt der gesammten französischen Heeresmacht sein. In alle Häfen des Landes ergingen dann seine Anordnungen für die gegen England erforderliche Flottenrüstung, welche umfassend, genau und eingehend wie immer, die tausendfachen Einzelnheiten für die Ansammlung von Kriegs- und Transportschiffen, von lebendem und todtem Material mit planmäßiger Folge regelten. Allerdings zeigte sich sehr bald, daß bei der Unordnung in allen Dienstzweigen lange Monate bis zur Vollendung dieser Anstalten verfließen, es zeigte sich, daß bei dem Geldmangel des Directoriums neue Beute im Auslande zur Füllung der Kriegscasse erforderlich sein würde. Es war ein altes Wort, der Krieg müsse den Krieg ernähren; hier aber hieß es, daß ein Krieg die Mittel zum andern liefern, daß man ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen, und durch die Ausplünderung der Verbündeten und der Neutralen die Rüstung gegen England vervollständigen müßte. Wie der Geist arbeitete, welcher jetzt in Paris die Herrschaft führte, läßt die Zusammenstellung weniger Daten erkennen: am 8. Januar wurde den neutralen Völkern Europa's jeder Handel mit England verboten, am 11. ein Armeecorps gegen Rom gesandt, am 17. ein anderes gegen die Schweiz aufgestellt, an demselben Tage das ganze linke Rheinufer gefordert, am 21. durch einen bewaffneten Staatsstreich Hollands letzte Seekraft in unbedingte Dienstbarkeit gezwungen. Es verlohnt sich, dem Verlaufe dieser Dinge im Einzelnen nachzugehn, und hier in ihren Anfängen die Politik kennen zu lernen, welche fortan ein halbes Menschenalter hindurch Europa unter ihre Füße warf.

Wir erinnern uns, wie viele Streitigkeiten im Seerechte die Frage hervorgerufen hatte, ob, wie einst die Regierung Ludwig XVI. behauptete, die neutrale Flagge die feindliche Waare decke, oder ob, wie England erklärte, die feindliche Waare auch aus einem neutralen Fahrzeuge weggenommen werden dürfe. Seit dem Beginne der Revolution war es ein liberales Stichwort in Frankreich geworden, daß diese Anmaßung der Engländer eine wahre Tyrannei der Meere in sich schließe, und das Directorium sahen wir beinahe zum Kriege gegen Amerika entschlossen, nur weil dieses durch den Vertrag von 1794 das englische System anerkannt hatte. In seinem Zorne gegen die stolzen Insulaner hatte es durch ein Gesetz von 1. November 1796 die englische Industrie wenigstens durch die Ausschließung ihrer Erzeugnisse von dem französischen Boden zu schädigen gesucht, jedes Schiff, welches englische Waaren in einen französischen Hafen einführe, mit Beschlagnahme bedroht, und alle englischen Waaren, die sich in Frankreich vorfänden, der Einziehung unterworfen. Da bei der Zerrüttung der französischen Industrie das Land in vielen Gewerben die englischen Fabrikate schlechterdings nicht entbehren konnte, so dauerte trotz jenes Gesetzes die Einfuhr derselben durch einen höchst ergiebigen Schmuggelhandel fort, und so konnte die französische Regierung auf eine gewaltige Beute hoffen, als sie plötzlich am 1. Januar 1798 in allen Ortschaften des Landes eine allgemeine Haussuchung nach englischen Waaren stattfinden ließ. England hatte mittlerer Weile auf das Gesetz vom 1. November mit einer Verfügung geantwortet, welche alle Waaren französischen Ursprungs, gleichviel in wessen Eigenthum sie übergegangen, für Contrebande, und somit der Beschlagnahme für verfallen erklärte. Hievon nahmen jetzt die französischen Machthaber Anlaß zu einem neuen Rachegesetze, welches am 8. Januar den Fünfhundert vorgelegt, und nach rascher Verhandlung von den Räthen genehmigt wurde: jedes Schiff unter jeder Flagge, welches sich auf See mit englischen Waaren an Bord betreffen läßt, ist gute Prise; jedem Schiff, welches auf seiner Fahrt einen englischen Hafen berührt hat, ist das Einlaufen in einen französischen verboten. Niemals waren die Rechte der neutralen Schifffahrt so gründlich zermalmt worden, wie durch diese Bestimmungen. Nachdem man Jahre lang gegen die englische Tyrannei declamirt hatte, welche feindliches Gut aus neutralem Fahrzeug wegzunehmen die Frechheit habe, verfügte man jetzt nicht bloß die Confiscation der feindlichen Waare, sondern des neutralen Schiffes selbst. Man verbot allen Neutralen den Vertrieb englischer Waaren und jede Handelsbeziehung zu dem geächteten Lande

bei Strafe des Verlustes ihrer Schiffe. Ein stärkerer Eingriff in die Unabhängigkeit der neutralen Staaten ließ sich nicht denken. Bonaparte's Name wurde bei diesen Maßregeln an keiner Stelle genannt; es bedarf jedoch nur der Vergleichung des Gesetzes mit den kaiserlichen Decreten von Berlin und Mailand, um die völlige Uebereinstimmung ihrer Grundsätze und damit den General Bonaparte als den Urheber dieser ersten Ankündigung des napoleonischen Continentalsystems zu erkennen.

Wer auf solche Art alle Völker der Erde seiner Seepolizei unterworfen erklärte, war natürlich auf die Mittel bedacht, dem Worte die That folgen zu lassen, mithin seine Flottenkräfte zu verstärken. Je weniger glänzend dafür die Aussichten augenblicklich in den französischen Häfen waren, desto wünschenswerther wurde eine nachdrückliche Herbeiziehung der Bundesgenossen. Von Spanien aber war zur Zeit nichts Erhebliches zu erwarten, da der haltlose Madrider Hof aus hundert Gründen damals gegen Frankreich tief verstimmt war. Allerdings, die Thatsache, daß der verhängnißvolle Vertrag von San Ildefonso und der daraus hervorgegangene Krieg gegen England die Finanzen Spaniens zu Grunde richtete, die Flotte aus einer Niederlage zur andern führte, den ganzen Bestand der Colonialmacht erschütterte, solche Gründe des allgemeinen Wohles wirkten nicht eben tief auf Karl IV. und Marie Louise ein. Aber auf das Schwerste fanden sie sich dadurch beleidigt, daß Perignon's Nachfolger, der eifrig jacobinische Admiral Truguet, sich mit republikanischer Grobheit über alle Formen der höfischen Etikette hinwegsetzte; sie fühlten sich in ihren liebsten Gefühlen gekränkt, als trotz aller Verheißungen von San Ildefonso der Infant von Parma noch immer keine Gebietsvergrößerung erhielt, wohl aber Truguet unaufhörlich zum Kriege gegen Portugal drängte, obwohl dessen Königin eine Tochter Karls IV. war. Es ist höchst unschicklich, sagte Karl, daß ein König zu der Entthronung eines andern helfen soll. Rewbell und Bonaparte waren allerdings nicht gesonnen, sich mit einer solchen legitimistischen Redewendung abfinden zu lassen. Am 25. Januar wurde das bisherige Obercommando der großen Rheinarmee aufgelöst, und Augereau erhielt den Befehl, sich nach Perpignan zu begeben [1]), und

---

[1]) Bonaparte hatte hier noch nebenbei das Vergnügen, den ihm feindseligen Augereau in eine bescheidenere Stellung zu versetzen, und zugleich die Oesterreicher zu verpflichten, die über Augereau's jacobinische Wühlereien im Badischen geklagt hatten.

dort ein Armeecorps aufzustellen, mit welchem er auf Grund des Vertrags von San Ildefonso den Durchmarsch durch Spanien verlangen und den Angriff auf Portugal eröffnen würde. Der Schrecken darüber war um so größer in Lissabon und in Madrid, als beide Regierungen von ihren Provinzialbehörden vielfache Berichte über die revolutionären Umtriebe französischer Agenten empfingen und bei dem Einrücken französischer Truppen den offenen Ausbruch demokratischer Aufstände besorgten. Godoy erhob denn lebhaften Widerspruch in Paris gegen das Unternehmen; dies hatte aber nur zur Folge, daß Truguet sich zu den zahlreichen Gegnern des Günstlings gesellte und im März 1798 dessen Entlassung aus dem Ministerium durchsetzte. Seitdem richteten die spanischen Behörden zürnend und zagend auf der ganzen Marschlinie, von den Pyrenäen bis zur portugiesischen Grenze, die Etappen und Magazine für Augereau ein. Die Umstände ließen es damals nicht zu einer Entladung des die Halbinsel bedrohenden Ungewitters kommen; wie wohlbegründet aber die Besorgnisse beider Regierungen waren, hat Napoleon's Politik genau zehn Jahre später bewiesen, wo der Sturz der spanischen Bourbonen eben auch durch eine Expedition gegen Portugal eingeleitet wurde.

Je mehr nun Spanien durch diese continentale Verwicklung in Anspruch genommen wurde, desto weniger war allerdings an eine Verstärkung der spanischen Flotten für den französischen Kriegsdienst zu denken. Um so entschiedener griff man demnach in Paris auf den zweiten seefähigen Alliirten, auf Batavien zurück, wo freilich auch die inneren Verhältnisse nicht günstig lagen, aber eine unmittelbare, gewaltsame Einwirkung Frankreichs leichter von Statten ging, als damals noch am spanischen Hofe.

Der batavischen Republik hatte bis dahin die Befreiung von der oranischen Herrschaft geringen Segen gebracht. Sie hatte nicht bloß ihre besten Colonien und den größten Theil ihrer Flotten an die Engländer verloren, sondern war auch in ihrem Innern unfähig geworden, zu geordneten und festen Zuständen zu gelangen, zerrissen durch heftigen Parteikampf, durch schwere Finanznoth bedrängt, und einer drückenden französischen Vormundschaft unterworfen. Im ersten Augenblicke der neuen Freiheit hatte man sich mit einer sehr oberflächlichen Umgestaltung des bisherigen Staatswesens begnügt. Man hatte die großen Aemter des Statthalters und des Rathpensionärs abgeschafft, Staatsbrabant aus dem bisherigen Unterthanenverband zu einer gleichberechtigten Provinz erhoben, Drenthe, früher nur durch ein lockeres Allianzverhältniß mit

der Republik verbunden, mit gleichen Rechten in den Staatskörper aufgenommen. In kirchlicher Beziehung waren die Mitglieder aller Bekenntnisse mit vollem Bürgerrecht begabt worden, jedoch hatte die reformirte Kirche das ausschließliche Vorrecht behalten, ihre Besoldungen von dem Staate zu empfangen. Im Uebrigen beschränkte sich die Umwälzung auf neue Benennung der vorhandenen Behörden. Die Generalstaaten behielten sogar ihren alten Titel unverändert, die Provinzialstaaten aber hießen fortan provisorische Repräsentanten, die städtischen Magistrate Municipalitäten, und wie in Frankreich gebrauchte man die Anrede Bürger statt Herr, und datirte die Urkunden nach den Jahren der batavischen Freiheit. In der Sache aber blieb der wesentliche Charakter der alten Verfassung, die Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen, welche ihre Vertreter in den Generalstaaten an bestimmte Aufträge banden, und sich die Bestätigung der dort gefaßten Beschlüsse vorbehielten. Bald aber erhob sich gegen diesen Zustand lebhafter Widerspruch unter den Patrioten selbst; es bildete sich eine radicale Partei, welche nach französischem Vorbild die Eine und untheilbare Republik und die strenge Durchführung der demokratischen Gleichheit auf ihr Banner schrieb, und die für den Augenblick herrschenden Anhänger des Staatenbundes mit nicht geringerer Lebhaftigkeit als die oranische Partei bekämpfte. Sie forderte mit wachsendem Ungestüm die Berufung eines Nationalconvents, der zugleich regieren und constituiren würde, wie die Pariser Versammlung von 1793, und setzte, vornehmlich durch rühriges Treiben der überall gebildeten Clubs, die Berufung desselben, März 1796, durch. Die Versammlung aber, durch Parteigezänk mannichfacher Art gelähmt, brachte nichts vor sich, und man sah sich genöthigt, im Herbste zu der Wahl eines neuen Conventes zu schreiten. Darauf kam, nach langen und heftigen Kämpfen, in welche ab und zu die französische Regierung nachdrückliche Mahnungen und Lehrsprüche hineinwarf, endlich Mai 1797 ein Verfassungsentwurf zu Stande, der zwar starke Fortschritte zum Einheitsstaate enthielt, jedoch der radicalen Partei lange nicht demokratisch genug war. Als er dem Volke in den Urversammlungen zur Abstimmung vorgelegt wurde, vereinigten sich demnach die Anhänger des Alten mit den Radicalen, ihn im August mit großer Mehrheit zurückzuweisen, so daß der provisorische Zustand des Landes und die Führung der Verwaltung durch Commissionen des Convents in das Unbestimmte fortdauern zu sollen schien. Bald wurde die Lage doppelt unbehaglich durch die schwere Niederlage der Flotte bei den Kamper Dünen. Während das Ansehen der Regierung

dadurch eine schwere Schlappe erlitt, mußte sie zu neuen Rüstungen von dem Lande vermehrte Opfer fordern. Für die französische Kriegscontribution von 100 Millionen Gulden, für die Ernährung und Verpflegung von 25,000 Mann französischer Truppen[1]), für die Schöpfung der neuen Flotte hatte man neben sehr hohen und progressiven Einkommensteuern in jedem Jahre der neuen Freiheit ein Zwangsanlehn auf die Bevölkerung legen müssen, welches jedem Bürger beinahe ein Sechzehntel seines Vermögens gegen 2½ Procent Zinsen abnahm. Jetzt war die eben geschaffene Flotte wieder vernichtet und die Regierung erklärte zur Herstellung ein drittes Zwangsanlehn von 8 Procent oder fast einem Zwölftel jedes Vermögens für unerläßlich. Die Entrüstung darüber war allgemein im ganzen Lande, und einmüthig erhoben sich die Provinzen in kräftigem Widerspruch. Zunächst erklärte die Mehrzahl der Provinzialdirectoren, daß sie selbst die Dringlichkeit der Maßregel nicht bestreiten wollten, aber ohne die Zustimmung ihrer Urversammlungen die Ausführung nicht bewerkstelligen könnten. Die Urversammlungen aber wollten von einer solchen Erpressung nichts wissen. Rasch nach einander folgten sich die Ablehnungen in Overyssel und Gröningen, in Utrecht und Nordbrabant; Seeland genehmigte, machte aber seinen Beschluß durch den Zusatz werthlos, daß er nur dann ausgeführt werden sollte, wenn alle Provinzen zustimmten. So war das Zwangsanlehn gescheitert, die Staatscasse leer, die Flottenrüstung lahm gelegt.

Hier aber griff ein stärkerer Wille ein. Der französischen Regierung war es zuletzt gleichgültig, ob Staatenbündler oder Einheitsstaatler in Batavien herrschten, wenn ihr nur die jedesmaligen Herrscher ohne Widerrede die geforderten Geld- und Kriegsmittel lieferten, und so hatte das Directorium während des letzten Jahres die bestehenden Machthaber kräftig unterstützt. Als jetzt aber diese sich ohnmächtig zu weiteren Leistungen zeigten, gerade in dem Augenblick, wo Frankreich für die englische Expedition der holländischen Schiffe am dringendsten bedurfte, war auf der Stelle der Beschluß fertig, mit den bestehenden Provinzialgewalten gründlich aufzuräumen. Die holländischen Radicalen, längst von derselben Gesinnung erfüllt, kamen den Pariser Wünschen bereitwillig entgegen. Dreiundvierzig demokratische Abgeordnete hatten bereits gleichzeitig mit der Verhandlung des Zwangsanlehns ein Ver-

[1]) Sie sollten jährlich 12 Millionen kosten, verbrauchten aber gleich im ersten Jahre 20, wovon sechs durch keine Belege gerechtfertigt waren. Moniteur 21. April 1796.

fassungsprogramm entworfen, worin sie die Aufhebung aller aristokratischen und kirchlichen Vorrechte, die Einheit des Staates, der Volksvertretung und der Finanzen, sowie die Abschaffung der Provinzialstände und Provinzialcassen begehrten; eine Deputation von Amsterdamer Bürgern brachte dann das Actenstück an die Nationalversammlung und forderte gebieterisch die sofortige Ausarbeitung einer Verfassung nach diesen Grundsätzen. Der Abgeordnete Vanhoff bezeichnete ein solches Verfahren als ein aufrührerisches, die Mehrheit aber, wohl wissend, welche Macht hinter den Amsterdamer Bittstellern stand, setzte am 15. Januar 1798 einen Ausschuß zur Prüfung der Frage nieder, und genehmigte auf deren Bericht das Programm der 43 als Grundlage der neu auszuarbeitenden Verfassung. Indessen dies reichte nicht aus für die französischen Dränger, welche eine schleunige, mit der Geschäftsordnung nicht verträgliche Behandlung der Verfassungssache, und vor Allem einen sofortigen Personenwechsel in der batavischen Regierung wollten. An demselben 15. Januar trat als französischer Gesandter an die Stelle des gemäßigten Noël der frühere Minister Delacroix, wie wir wissen ein tumultuarischer und großsprecherischer Jacobiner, der ohne Zaudern mit dem Befehlshaber der französischen Garnisonen, General Joubert, und dem holländischen General Daendels, einem eifrigen Demokraten, die nöthigen Vorkehrungen zu einer batavischen Wiederholung des 18. Fructidor traf. Am 20. wurde in der Nationalversammlung die Wahl Midderigh's, eines der 43, zum Präsidenten durchgesetzt. Abends am 21. versammelte dieser seine 42 Genossen, ließ durch dieselben in der Nacht die Stadtthore schließen, und veranlaßte die beiden Generale, die Truppen bereit zu halten. Als am 22. die Nationalversammlung zur Sitzung zusammentrat, ließen die Generale 22 der hervorragendsten föderalistischen Abgeordneten zu einer Besprechung in ein Nebenzimmer rufen und kündigten ihnen dort ihre Verhaftung an; zu gleicher Zeit hatte sich eine Truppenabtheilung der Mitglieder des diplomatischen Ausschusses bemächtigt, und nun dictirte Midderigh der Nationalversammlung die entscheidenden Beschlüsse, Abschaffung der weitschweifigen Geschäftsordnung, Absetzung der Provinzialbehörden, Ernennung einer neuen Staatsregierung in Gestalt eines Directoriums von fünf Mitgliedern. Die Anwesenheit der französischen Truppen ließ nirgend eine Regung des Widerstandes aufkommen; nur der oberste Gerichtshof that seine Pflicht, indem er den Präsidenten Midderigh wegen der gewaltthätigen Einsperrung der 22 Abgeordneten vorladen ließ; es verstand sich, daß der muthige Schritt keine andere

Folge als die Absetzung der Richter hatte. Die gefangenen Volksvertreter wurden übrigens nicht wie die Opfer des Fructidor nach Cayenne geschickt: man begnügte sich, sie eine geraume Zeit in milder Haft zu behalten. Man bedurfte eben in Batavien keines blutigen Schreckens; man hatte, was man brauchte, eine Centralregierung mit unbedingter Verfügung über alle Hülfsquellen des Landes und unbegränzter Dienstwilligkeit gegen die französischen Befehle. Joubert konnte dem General Bonaparte berichten, daß jetzt alle Aussicht zu der schleunigen Rüstung von zehn Linienschiffen vorhanden sei; Bonaparte sandte seinerseits dem neuen Directorium eine militärische Botschaft, welche demselben die Stellung von 250 Kanonenbooten und Transportschiffen zur englischen Unternehmung auferlegte. Der batavische Staatsstreich hatte damit seinen Zweck erfüllt.

Ganz ähnliche Erfahrungen hatte einige Wochen später eine zweite Tochterrepublik der großen Nation, die Cisalpina, durchzumachen.

Dort war in Erwartung einer definitiven Verfassung, wie wir wissen, die höchste Regierungsbehörde, ein Directorium von fünf Personen, es waren ferner alle Beamten des neuen Staats durch General Bonaparte ernannt worden; Kriegsminister wurde der französische General Vignolles, Finanzminister der Intendant des französischen Heeres, Haller. Um jede unliebsame Störung zu vermeiden, wurde auf Bonaparte's Mahnung die Preßfreiheit starken Beschränkungen unterworfen, und alle politischen Vereine geschlossen. Am 21. November 1797 sollte dann das Verfassungsleben der jungen Republik beginnen; der Rath der Alten und der Große Rath eröffneten an diesem Tage ihre Sitzungen. Der Große Rath entwickelte sogleich eine sehr lebhafte Freiheitsliebe und Begeisterung für den demokratischen Fortschritt. Er beschloß die Cassation der gegen die Presse ergangenen Verfügung, die Abschaffung der Polizeidiener als verächtlicher Werkzeuge des Despotismus, die Ernennung der Gerichtsbeamten durch den gesetzgebenden Körper, die Bestrafung aller Abgeordneten, welche nicht regelmäßig die Sitzungen besuchten. Dazwischen kamen Anträge, die Stolgebühren zu beseitigen, die geistlichen Güter einzuziehen, die Theater zur Pflanzschule republikanischer Gesinnung zu machen, Edelleute, die auf ihre Titel nicht verzichten wollten, in ein Irrenhaus zu schicken. So weit ließ es nun der Rath der Alten und das Directorium nicht kommen; die Regierung erlaubte sich vielmehr, gelegentlich scharfe Kritiken über die Beschlüsse der Volksvertreter zu verhängen; sie antwortete z. B. auf die Abschaffung der Polizeisoldaten mit lauten Klagen über die wachsende Unsicherheit der Landstraßen und der großen Städte, über blutige

Händel zwischen französischen Soldaten und Mailänder Bürgern, über drohende Gährung unter den Bauern der Val Sabbia. In den Finanzen litt man große Noth bei der Erschöpfung des Landes durch die langen Kriegsleiden und der schlaffen Unordnung in allen Zweigen der neuen Verwaltung. Dazu kamen die schweren Kosten der französischen Garnisonen, welche nach amtlicher Lesart zur Beschützung der republikanischen Freiheit im Lande verweilten, und deshalb natürlicher Weise von dem Schützling ernährt und verpflegt werden mußten. Schon im December wurde für diesen Zweck ein Zwangsanlehn von fünf Millionen erforderlich, welches den höchstbesteuerten Grundbesitzern als patriotische Zuschlagsteuer auferlegt wurde. Um den Segen dieser Beschützung bleibend festzustellen, verhandelte dann im Januar 1798 der cisalpinische Gesandte in Paris, Visconti, unterstützt durch einen außerordentlichen Geschäftsträger, Serbelloni, einen Bundesvertrag zwischen den beiden Republiken, für welchen Bonaparte den Minister Talleyrand mit umfassenden Anweisungen versah. Es sollte die Cisalpina ihre Festungen in streitfähigem Stande erhalten, die dazu erforderlichen Geschütze den Franzosen abkaufen, französische Truppen die Hälfte der Besatzung bilden, französische Generale in den Plätzen befehligen. Frankreich würde die Güte haben, der Cisalpina auf deren Kosten 25,000 Mann seiner eigenen Truppen zu leihen; beide Staaten würden sich gegenseitig mit aller Macht unterstützen, die Cisalpina alle englischen Waaren aus ihrem Gebiete fern halten, und mindestens 1000 Actien zu dem eben in Paris eröffneten Kriegsanlehn zeichnen. Serbelloni, damals eifriger Demokrat, war sofort zur Unterzeichnung bereit, Visconti aber, der in diesen Clauseln die völlige Unterwerfung seines Landes sah, widersetzte sich dem Abschlusse nach Kräften, und schließlich ließ man französischer Seits eine Anzahl der speciellen Artikel fallen, da man sicher genug war, mit der einen Hauptsache, der bleibenden Anwesenheit eines französischen Armeecorps, über alle Hülfsquellen des Landes verfügen zu können. So kam in den Vertrag die Erklärung des Trutz- und Schutzbündnisses der beiden Republiken, die Bitte der Cisalpina um ein französisches Hülfscorps, die Erfüllung dieses Gesuchs gegen eine jährliche Zahlung von 18 Millionen. Diese Abreden wurden von der cisalpinischen Regierung ohne Schwierigkeit bestätigt, und von ihr dem gesetzgebenden Körper zur Annahme vorgelegt. Der Große Rath vollzog dieselbe auf der Stelle; der Rath der Alten aber, unter ausführlicher Entwickelung seiner Gegengründe, verwarf die Resolution und lehnte damit den Vertrag ab. Es verstand sich von selbst, daß eine solche

Widersetzlichkeit nicht zu dulden war. Das Directorium erließ eine Botschaft an den Großen Rath, welche die Alten eines verfassungswidrigen Verfahrens bezichtigte; der Rath der Alten habe nur das Recht der Annahme oder Ablehnung, nicht aber der Aufstellung neuer Erwägungsgründe. Die Alten eröffneten darauf eine nochmalige Berathung und begannen dieselbe mit einer Anfrage an die Regierung, was die Franzosen im Fall eines zweiten ungünstigen Beschlusses thun könnten. Das Directorium hütete sich, eine amtliche Antwort zu geben, erläuterte aber in vertraulichem Gespräche dem Präsidenten, daß nichts die Franzosen abhalte, nach Befinden den Belagerungsstand in Mailand zu erklären, und überhaupt die strengsten Maßregeln zu ergreifen. Aber trotz dieser Drohungen geschah das Unerwartete: die Kammer blieb fest und wiederholte, dieses Mal ohne Erwägungsgründe, am 14. März 1798 die Ablehnung des Vertrags. Die Mehrheit wurde entschieden durch eine Anzahl venetianischer Nobili, die, vor der österreichischen Herrschaft fliehend, ihre Heimath verlassen und in Cisalpinien Aufnahme und Bürgerrecht gefunden hatten. Sie wußten aus Erfahrung, was die französische Freiheit für die unterworfenen Lande bedeutete, und waren entschlossen, zu der Feststellung derselben in Mailand ihre Stimmen nicht zu geben. Die Machthaber jedoch ließen sich nicht einen Tag lang durch diese Regung patriotischer Selbstständigkeit beirren. Das große Vorbild des 18. Fructidor war überall anwendbar, wo man französische Truppen zur Hand hatte, in Cisalpinien so gut wie in Holland. Am 15. März erschien eine Verfügung des Directoriums, welche die opponirenden Mitglieder aus dem Rathe ausstieß, und dem Rumpfe der Kammer eine dritte Berathung des Vertrages anbefahl. Weitere materielle Gewalt war begreiflicher Weise nicht erforderlich: der Vertrag wurde jetzt, wie der Moniteur berichtete, mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. Die Venetianer aber wurden aus dem Lande gewiesen, oder, nach der amtlichen Redewendung, es wurde ihnen die Rückkehr in ihre Heimath erlaubt. Als bald nachher in Folge dieser Vorgänge die Gährung unter den Bauerschaften am Gardasee zu bewaffnetem Ausbruche kam, wurde die Erhebung durch die französischen Bajonette blutig unterdrückt; seitdem, sagte der Moniteur, herrscht in Cisalpinien vollständige Ruhe.

Während auf solche Art die unbedingte Unterwerfung Oberitaliens dem betäubten Europa offen verkündigt wurde, war bereits der Strom der revolutionären Gewalt auf der Halbinsel weiter nach Süden, bis an die Grenzen Neapels vorgedrungen.

Wir erwähnten früher die mißliche Lage des Kirchenstaats, die offenen Feindseligkeiten der Cisalpina [1]), die Losreißung Ancona's, die Wegweisung des General Provera. Die demokratische Partei in der ewigen Stadt, an sich weder zahlreich noch angesehen, bekam durch diese Dinge einen furchtbaren Rückhalt an dem allgemeinen Glauben, daß die französische Republik in nächster Zeit der Priesterherrschaft gewaltsam ein Ende machen werde, und trat immer kühner aus geheimen Umtrieben in öffentliche Agitation heraus, um so mehr, als der greise Papst kurz vorher eine schwere Krankheit durchgemacht hatte und ein naher Thronwechsel den bequemsten Anlaß zur Umwälzung zu bieten schien. Die päpstliche Polizei verhaftete einige der Führer, einen Wundarzt Angelucci und zwei Brüder Bouchard; sofort aber empfing der Staatssecretär Cardinal Doria eine kräftige Note Joseph Bonaparte's, welche die Freilassung von Männern begehrte, deren einziges Vergehen die Anhänglichkeit an die Grundsätze der großen Republik gewesen. Die schwache Regierung wagte keinen Widerspruch, und den Demokraten war seitdem ihre schützende Behörde amtlich bezeichnet. Schon am 10. October hatte das Directorium durch Talleyrand dem Gesandten schreiben lassen, daß er, weit entfernt davon, die Bestrebungen der römischen Freiheitsfreunde zu hindern, sie vielmehr fördern solle in dem Gedanken, die Herrschaft des Papstes zu stürzen [2]). Und gegenüber diesem Treiben einer gewaltthätigen Minorität hatte der Papst an keiner Stelle eine wirksame Unterstützung bei der ruheliebenden Mehrheit. Die schweren Abgaben, welche er zur Zahlung der Kriegscontribution von Clerus und Adel hatte erheben müssen, hatte die höheren Stände erbittert; die Volksmassen waren über die Auslieferung der Kunstwerke entrüstet; alle Welt fühlte sich durch die nothgedrungene Vermehrung des creditlosen Papiergeldes bedrängt. Immer befürchtete die Curie bei der schlaffen und unthätigen Natur des römischen Volkes keinen baldigen Ausbruch; die schlimmste Gefahr schien die innere Zerrüttung und Auflösung der Regierungsmaschine selbst. Auch Bonaparte, wie sehr bei ihm die demnächstige Vernichtung des Kirchenstaats eine festbeschlossene Sache war, hatte für den Augenblick kein Interesse an der Beschleunigung der Katastrophe. Aber in Rom lagen Brennstoff und Zunder dicht neben einander, und wenn einmal die Flamme in die Höhe schlug, so war es

[1]) Die Truppen derselben besetzten gleichzeitig auch lucchesische und parmesanische Aemter.

[2]) Angeführt bei Barante hist. du D. E. III, 76.

gewiß, daß die französische Regierung nicht zum Löschen die Hand bieten würde.

In der letzten Woche des December waren die römischen Demokraten unruhiger als je. In der Nacht des 27. kam es zwischen ihnen und der Stadtwache auf der Straße zu einem Zusammenstoß, wo ein Aufrührer getödtet und zwei Soldaten verwundet wurden. Am Morgen des 28. sammelten sich darauf in der Villa Medici etwa 300 Demokraten, unter welchen sich auch der französische, vor einigen Wochen in Rom angekommene General Duphot befand, und sie lebhaft zur Abschüttelung des päpstlichen Joches aufforderte. Sie durchzogen dann unter großem Lärmen und Vorantragen der dreifarbigen Fahne mehrere Straßen, bis eine Compagnie päpstlicher Infanterie erschien und den Haufen auseinander trieb. Sie flüchteten sich, von den Truppen gedrängt, nach der französischen Botschaft hin, unter steten Freiheitsrufen, auf welche endlich einige scharfe Schüsse der Soldaten erfolgten. Die wirre Masse suchte darauf Schutz in dem Vorhofe des französischen Palastes, die Soldaten aber, welchen das Betreten des Gebäudes völkerrechtlich verboten war, machten vor dem geöffneten Thore Halt, worauf ihre Gegner, in ihrem Asyle sich unantastbar glaubend, ihre Freiheitsrufe fortsetzten und den Truppen Schimpfreden und Drohungen hinaus riefen. Darüber kam eine Abtheilung päpstlicher Dragoner heran, und gab, erbittert über die Schmähungen, eine Salve in den Hof hinein, die mehrere der Aufrührer tödtete und verwundete. Auf diesen Alarm erschien Joseph Bonaparte mit Duphot und einigen anderen französischen Officieren im Hofe, in welchen indeß die päpstliche Infanterie eingedrungen war[1]; Joseph warf sich mit seinen Begleitern zwischen die Truppe und die Aufrührer, und forderte jene auf, das Gebiet der französischen Gerichtshoheit auf der Stelle zu verlassen. Die Soldaten wichen einige Schritte, gaben aber dann über die Köpfe der Franzosen hinweg eine neue Salve auf die Rebellen. Da zogen Joseph und die Officiere ihre Degen, und Duphot, Allen voran, sprang auf die Soldaten zu, um sie an weiterem Feuer zu hindern. Diese aber

---

[1]) So berichtet Joseph: die Relation des päpstlichen Officiers behauptet das Gegentheil und weicht überhaupt in den Einzelnheiten von der französischen ab. Es kommt wenig darauf an, der entscheidende Punkt für das historische Urtheil ist offenbar Talleyrand's Depesche vom 10. October und der stete Verkehr der Demokraten mit der französischen Botschaft. So sprach es auch der ehrliche Cacault einige Tage später gegen Joseph offen aus.

nahmen seine Bewegung für das Signal eines allgemeinen Angriffs, faßten ihn, schleppten ihn fort, und streckten ihn mit mehreren Schüssen todt zu Boden. Allmälig gelang es, den Hof zu säubern und die Thore zu schließen, und Joseph Bonaparte, wie er selbst dem Directorium berichtete, war sofort entschlossen, Rom zu verlassen; keine Erwägung, keine Gewalt der Erde, sagte er, hätte eine Sinnesänderung bei ihm bewirken können. Indessen sandte er zunächst dem Cardinal Doria einen Brief, worin er ihn aufforderte, die Soldaten aus dem Umkreise des Palastes zu entfernen, worauf Doria mit der Gegenforderung antwortete, daß der Gesandte vorher die Rebellen aus der Botschaft hinwegweisen möge. Joseph schrieb darauf einen zweiten Brief, worin er dieses Ansinnen ablehnte und auf die Ermordung Basseville's im Jahre 1792 zurückkam, deren Urheber, wie er behauptete, noch immer hochgeehrt in Rom lebten und zum Theil ansehnliche Aemter bekleideten. Die römische Regierung hatte, wie wir wissen, im Frieden von Tolentino für diesen Unfall schwere Buße geleistet; Doria entgegnete unter Betheuerung der wärmsten Freundschaft, daß die in Joseph's Briefe bezeichneten Personen entweder nicht mehr in Rom oder nach regelrechtem Processe von der Mitschuld an Basseville's Ermordung freigesprochen wären; übrigens erklärte der Cardinal die Bereitwilligkeit der Regierung, für die heutigen Ereignisse jede Genugthuung zu leisten. Joseph aber ließ sich nicht herbei, eine solche anzugeben, sondern forderte seine Pässe und reiste am Morgen des 29. von Rom ab. Von Florenz aus erstattete er seiner Regierung Bericht über das Vorgefallene, und klagte darin die Curie an, daß sie es gewesen, welche durch verkappte Polizeispione den Rebellenhaufen in den Palast habe führen lassen, um dadurch einen Anlaß zu gewinnen, die Botschaft zu insultiren und vielleicht zu ermorden. Er forderte das Directorium zu einer exemplarischen Bestrafung dieser nichtswürdigen Regierung auf.

Die Directoren, sahen wir, hatten längst keinen lieberen Gedanken als die Vernichtung der römischen Curie, und nur der Wille des Generals Bonaparte hatte sie zurückgehalten. Auch jetzt noch beabsichtigte dieser keineswegs die Vernichtung des Papstthums, und gab seinem Bruder seine entschiedene Unzufriedenheit über den Gang der letzten Ereignisse zu erkennen[1]). Indessen hatte er gegen eine neue Bethätigung der französischen Allmacht in Italien, und demnach gegen eine strafende Expedition nichts einzuwenden, um so mehr als sich von einer solchen

[1]) Corresp. de Joseph I, 68.

ein namhafter Beitrag zu den Kosten der Flottenrüstung erwarten ließ. Am 11. Januar 1798 ergingen seine Weisungen an General Berthier, der einstweilen die französischen Truppen in Italien befehligte. Das ausführliche Schriftstück zeigt den Geist seines Verfassers in jeder Zeile, rasche Energie, schlaue List, umsichtige Erwägung nach allen Seiten. Berthier sollte einige bereits auf dem Marsche nach Frankreich begriffene Regimenter zurückhalten, mit drei Divisionen die Etschlinie und das Thal von Sabbia besetzen und damit Oberitalien gegen eine österreichische Einmischung decken; eine vierte Division von etwa 14,000 Mann würde er schleunigst in Ancona versammeln, und in Eilmärschen gerade auf Rom führen; als Rückhalt derselben würde er 7000 Mann Cisalpinier in der Umgegend von Ancona bereit halten, für den Fall, daß Neapel seine Truppen zum Schutze des Papstes nach Rom schicke; sobald man dergleichen vernehme, sollte General Brune in außerordentlicher Sendung nach Neapel gehen, dort beklagen, daß der König durch einen solchen Schritt die französische Regierung an der Ausführung ihres Vorsatzes hindere, für Neapel etwas in Italien oder im Oriente zu thun, dann aber den Abzug der Neapolitaner aus dem Kirchenstaat unter der Drohung sofortigen Krieges begehren. Die Cisalpina würde alle ihre Festungen in kräftigsten Stand setzen, die französischen Truppen kleiden, verpflegen, besolden, übrigens aber durch eine besondere Botschaft dem Wiener Hofe ihre volle Neutralität bei dem französisch-päpstlichen Handel erklären. Was den Marsch auf Rom selbst betreffe, so solle er verbreiten, daß er ihn ohne Befehl des Directoriums, nach seiner eigenen Entrüstung über Duphot's Schicksal unternehme. Alles hänge davon ab, durch Schnelligkeit der Bewegung jedem Hinderniß zuvorzukommen. Erst wenn man Macerata erreicht habe, sei eine kurze Kriegserklärung zu erlassen, etwaige Unterhändler mit den friedlichsten Worten hinzuhalten, indessen aber den Marsch mit reißender Eile fortzusetzen und dann in der Nähe von Rom eine donnernde Erklärung gegen den Papst selbst und dessen Minister zu veröffentlichen, um sie einzuschüchtern und zur Flucht zu bestimmen. Unterwegs möge er im Stillen hier und da republikanische Aufstände anzufachen suchen, vorzüglich aber Geld aus Allem machen, um die Armee wohl zu verpflegen.

Dies also war ein Hauptgesichtspunkt Bonaparte's bei der Expedition, Anhäufung von Geldmitteln für den Seekrieg. Ihr habt mich, schrieb ihm Berthier, zum Schatzmeister der Armee von England gemacht; ich werde das Mögliche thun, um die Casse zu füllen. Den politischen Zweck des Unternehmens bezeichnete Talleyrand in seiner

Denkschrift für Bernadotte, 17. Januar, dahin: „Unsere Armee marschirt auf Rom; das Directorium beabsichtigt keineswegs, Rom zu behalten. Es wird ebensowenig zugeben, daß die Cisalpina sich der Stadt bemächtigt. Es will auch an die Religion nicht rühren. Aber es will für die erlittene Beschimpfung eine solche Genugthuung nehmen, daß es nie eine Wiederholung derselben zu befahren hat." Hier also war ein Angriff auf die kirchliche Stellung des Papstes geradezu abgeleugnet, die Frage der weltlichen Herrschaft offen gelassen. Das fiscalische Interesse der Armee sprach für deren Erhaltung; die Erhebung einer großen Contribution war leichter durch die bestehenden Behörden als bei einem allgemeinen Umsturz zu bewerkstelligen. So wurde denn auch Bernadotte beauftragt, in Wien dahin zu wirken, daß Oesterreich die antifranzösische Partei des Cardinal Albani nicht weiter unterstützen möge: wenn man eine republikanische an die Stelle der päpstlichen Regierung setzte, konnte auf die Factionen des Cardinalcollegiums überhaupt nichts mehr ankommen.

Bonaparte's militärische Befehle wurden von Berthier Punkt für Punkt ausgeführt. In den letzten Tagen des Januar setzten sich Berthier's Colonnen von Ancona aus in Bewegung, nahmen in Loretto den päpstlichen Beamten und 200 Schlüsselsoldaten gefangen, und überschritten in eiligem Zuge den Apennin. In Rom, wo man allerdings das Unwetter erwartet hatte, war die Bestürzung groß; zuerst der spanische Gesandte eilte Berthier entgegen, um seine Vermittlung anzubieten; es folgte dann Cardinal Somaglia mit den inständigsten Friedensgesuchen: Berthier entgegnete auf Alles nur mit der kurzen Erklärung, daß er Befehl habe, unter den Mauern von Rom Stellung zu nehmen. Bei seiner Annäherung flohen einige der den Franzosen verhaßtesten Cardinäle nach Neapel; die übrigen aber und der Papst selbst beschlossen, auf jede Gefahr in ihrer Stellung auszuharren. Indessen war trotz der Hülflosigkeit seines Gegners General Berthier von dem Verlaufe seines Unternehmens wenig erbaut. Er war ein rechtschaffener Soldat, ein trefflicher Generalstabschef, ein Mann von vornehmer Gesinnung und Haltung, erfüllt von Widerwillen gegen die revolutionäre Politik des Directoriums. Ich werde, schrieb er an Bonaparte, das Meinige thun, daß unsere Sache sich ohne Flecken, das heißt ohne Plünderung vollende. Aber schon aus Bologna berichtete er weiter: meine Truppen sind barfuß; ich habe nicht einen Franken, und da niemand hier bleiben mag, so entsteht eine Zerrüttung, welche den Operationen äußerst schädlich ist. Man muß, schrieb er dann aus Ancona, in Religionssachen mit dem

Volke vorsichtig sein; es ist noch sehr fanatisch, unsere cisalpinischen Legionen zählen jede kaum 600 Mann, es sind mehr Banditen als Soldaten. Und ebenso am 10. Februar, nach der Ankunft vor Rom: „im ganzen Lande habe ich nichts als Bestürzung und keine Spur von Freiheitssinn gefunden; ein einziger Patriot hat sich mir vorgestellt und sich erboten, 2000 Galeerensclaven in Freiheit zu setzen; ihr denkt, wie ich ihn abgefertigt habe; der größte Dienst, den ihr mir leisten könntet, wäre meine Abberufung".

Dieser Wunsch war, als er ihn niederschrieb, bereits erfüllt; er war zum Chef des Generalstabes der Armee von England, und General Massena zu seinem Nachfolger in der römischen Expedition ernannt. Ehe derselbe aber in Rom anlangte, kam es zu besonderen Verwicklungen. Bei dem widerstandslosen Verlaufe des Unternehmens hatte das Directorium nicht lange auf der von Talleyrand bezeichneten Linie ausgehalten; die Versuchung war zu lockend, auf den lange gehaßten kirchlichen Gegner den Todesstreich zu führen, und so empfing Berthier von ihm die Weisung, anstatt der päpstlichen eine republikanische Regierung in Rom einzusetzen, oder, wenn es ohne Zögerung sich machen ließe, durch das römische Volk einsetzen zu lassen; er sollte ferner alle Ordensgenerale, Theologen und Prälaten ausweisen die Güter des Papstes, der Familie Braschi, des Cardinals Albani einziehen, starke Contributionen erheben, endlich bei allen politischen Fragen sich an die Beschlüsse der seinem Heere beigegebenen Civilcommissare binden. Anders aber müssen auch jetzt die ihm zugegangenen Befehle des Mannes gelautet haben, in welchem Berthier seinen wahren Vorgesetzten sah. Denn niemals hätte ohne Bonaparte's Rückhalt Berthier, ein Officier ohne jeden politischen Eigenwillen, den Schritt gewagt, den er jetzt auf sich nahm, in offenem Widerspruche gegen den Willen des Directoriums eine Friedensunterhandlung mit der Curie, unter Vermittlung des spanischen Gesandten. Er schloß gleich am Tage seiner Ankunft mit dem Papste einen Vertrag, nach welchem die Franzosen die Engelsburg besetzten, der Papst Geiseln zu stellen, die Mörder Duphot's zu verfolgen, 31 Millionen zu zahlen versprach. Damit also wäre die päpstliche Herrschaft für's Erste noch aufrecht geblieben [1]. Aber die Commissare, welche ebenso wie Berthier die Befehle des Directoriums kannten, waren nicht einen Augenblick gesonnen, sich durch widerwillige Unentschlossenheit des Generals aufhalten zu lassen. Sie hatten zur Inscenirung

---

[1] Masséna mémoires III. 6.

der römischen Umwälzung einiger Pariser Jacobiner reinsten Schlages bei sich, unter andern einen gewissen Bassal, der schon 1795 in Süddeutschland in solchen Geschäften thätig gewesen; dieser legte auf der Stelle Hand an's Werk und richtete bereits am 11. Februar eine Versammlung römischer Demokraten auf dem Campo Vaccino zur Verkündigung der Republik ein. Wie es scheint, war er jedoch bei diesem Unternehmen an Menschen wie jenen von Berthier beschriebenen Patrioten gerathen; auf dem Campo Vaccino kam ein Haufe so abschreckenden Gesindels zusammen, daß auch die liberalen Römer sich mit Grauen entfernt hielten[1]), und die päpstliche Polizei am Abend die Patrioten noch einmal mit Waffengewalt auseinander trieb[2]). Indessen ließ man sich durch dies erste Mißlingen nicht abschrecken; man entwaffnete die städtische Wache, und nach einigen weiteren Vorbereitungen brachte man am 15. eine zahlreichere Menschenmasse auf dem Forum zusammen, unter deren rauschenden Zurufen drei Notare den Abscheu des römischen Volkes gegen die Priesterherrschaft und die Erklärung der Republik zu Protokoll nahmen. Mit Jubel wurde darauf die vollendete Thatsache dem General berichtet; Berthier ließ sie sich endlich gefallen, stieg zu Roß und machte seinen feierlichen Einzug in die Stadt, wo er dann auf dem Capitol unter dem rasch gepflanzten Freiheitsbaume eine feurige Rede hielt und die Manen Cato's und Brutus' als Schützer der wieder gewonnenen Freiheit anrief.

Bis dahin hatte Berthier seine Verheißung durchgesetzt, daß der republikanische Rachezug frei von Plünderung bleiben sollte. Jetzt aber war sein Ansehen gebrochen; die Ankunft Massena's wurde täglich erwartet, und alle schmutzigen Elemente der französischen Expedition ergossen sich fessellos über das unglückliche Land. So wurde der Sturz des päpstlichen Regiments, der bei rechtschaffenem Verhalten der Sieger eine Quelle unendlichen Segens für das Land gewesen wäre, für den Augenblick nur das Signal zu einem Raubsysteme größten Styles. Der Armeeintendant Haller, der schon früher nach Rom geschickt war, um die Kriegssteuern von Tolentino beizutreiben, hatte damals an Cacault geschrieben, daß bei den Bedürfnissen des Heeres die Geschäfte ein etwas corsarenmäßiges Ansehen gewännen, und jetzt verschwand die geschäftsmäßige Form vollständig, und nur die unverhüllte Plünderung blieb übrig. Man warf sich auf die Museen, die Kirchen, die öffent-

[1]) S. Cyr. mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le directoire I, 30.
[2]) Coppi annali d'Italia II. 176.

lichen Gebäude. Man verschonte nicht die Paläste der Großen, und nicht die Häuser der Bürger, wenn sich werthvolle Gegenstände darin vorfanden. Dem in dem Vaticane streng bewachten Papste wurden alle Kostbarkeiten weggenommen, und nachdem man ihn am 20. Februar zur Abreise nach Toscana gezwungen, der Riesenpalast auf das Gründlichste ausgeräumt. Die gestohlenen Werthsachen wurden dann großen Theiles an jüdische Händler verschleudert und der Ertrag unterschlagen oder in schlechten Häusern verjubelt. Die von Berthier ausgeschriebene Kriegscontribution ging unter diesem Treiben sehr spärlich ein; die neuen republikanischen Behörden hatten keine Unterbeamten in den Provinzen und in der Hauptstadt selbst weder Polizei noch bewaffnete Macht. Man hatte zum Unterhalt der Truppen auf große Vorräthe von Lebensmitteln und Kleidungsstücken gehofft; statt dessen fand man von Beidem nur höchst geringfügige Quantitäten, und bei der allgemeinen Unordnung war an rasche Ankäufe nicht zu denken. Unter solchen Verhältnissen war es unmöglich, den Truppen das von Berthier beim Ausmarsch gegebene Versprechen sofortiger Soldzahlung für zwei Monate zu erfüllen; man mußte sich begnügen, die Zahlung eines Monatsbetrages wieder für die nächste Zukunft in Aussicht zu stellen. Officiere und Soldaten wütheten, als diese Bekannt.nachung an sie erging.

Unterdessen langte Massena in Rom an, und sein Eintreffen war nicht geeignet, die Verhältnisse zu bessern. Ueberhaupt war bei den Truppen geringer Eifer zu dem römischen Zuge gewesen. Nach den langjährigen Kämpfen hatten sie die Friedensnachricht mit Jubel aufgenommen; sie murrten laut bei der neuen kriegerischen Bewegung, deren Zweck ihnen völlig gleichgültig war; jetzt nach Rom, sagten sie, später nach Neapel, zuletzt in die Türkei; wann werden wir nach Hause zurückkommen? Doppelt schwer empfanden sie dann die fortdauernde Mangelhaftigkeit ihrer Verpflegung, während Generale und Lieferanten sich die Taschen mit italienischem Raube füllten. Durch alle Regimenter ging im Stillen das zornige Einverständniß, und eben jetzt erzwang die Besatzung von Mantua durch einmüthige, höchst geordnete Erhebung die Zahlung ihrer lange verschleppten Soldrückstände. Der Grimm der Soldaten gegen die Beutelschneider, welche die Truppen hungern ließen, war in Rom nicht geringer, und Massena brachte in dieser Beziehung aus seinem bisherigen Standquartier in Padua durchaus keinen glänzenden Ruhm mit. So geschah es, daß zwei Tage, nachdem er den Oberbefehl übernommen, alle Hauptleute und niedere Officiere der in

Rom befindlichen Truppentheile zusammentraten, einen leitenden Ausschuß niedersetzten, und dem General erklärten, daß sie die den französischen Namen befleckenden Plünderungen nicht länger dulden wollten, geregelte Verpflegung für die Truppe verlangten, und ihn für's Erste nicht als Befehlshaber anerkennen würden. Die Soldaten hielten wie Ein Mann zu ihren Hauptleuten; nicht die geringste Unordnung fiel vor, aber Massena befand sich in vollkommener Ohnmacht. Als die päpstlich gesinnten Trasteveriner, auf diesen Zwiespalt unter ihren Besiegern hoffend, einen Angriff versuchten, stellte die Truppe sich sofort dem General zur Verfügung, und die populäre Bewegung wurde in einem erbarmungslosen Blutvergießen erstickt. Am folgenden Tage aber trat der Ausschuß der Officiere wieder in seine drohende Haltung zurück; er lehnte alle Belehrungen über seine Meuterei ab, indem er erklärte, daß man lediglich dem Directorium eine anklagende Adresse übersenden wolle, und dergleichen könne doch nicht ordnungswidrig sein, da vor dem 18. Fructidor die Bataillone durch die Corpsführer selbst zu solchen Adressen veranlaßt worden seien. Berthier, der noch einige Tage in Rom anwesend blieb, that sehr wenig, um den Aufstand zu beschwichtigen. Er sah an sich nicht mit freundlichem Auge auf seinen Nachfolger; dazu erhielt er damals einen Beschluß des Directoriums, welcher seinen ersten Vertrag mit dem Papste cassirte, und ihm die Auflage machte, diesen Tadel durch Tagesbefehl selbst zu veröffentlichen; er fand sich also wenig veranlaßt, zu Gunsten dieser Regierung gegen die Officiere kräftig vorzugehen. Zuletzt erklärten die Civilcommissare des Directoriums selbst, daß sie Massena nicht mehr als Commandirenden anerkennen könnten, und dieser zog sich aus Rom nach Monte-Rossi zurück. Man hatte die lebhafteste Besorgniß, daß das in Rom gegebene Beispiel alle übrigen Divisionen des italienischen Heeres anstecken, und dann die Folgen geradezu unabsehbar sein würden: Massena bequemte sich also zur Nachgiebigkeit, begnügte sich, durch den bei den Truppen beliebten General Dallemagne seine Anordnungen an die Regimenter gelangen zu lassen, und erwirkte dadurch wenigstens die Möglichkeit, persönlich nach Rom zurückzukehren, und hier die Ankunft seines vom Directorium ernannten Nachfolgers, Gouvion St. Cyr, abzuwarten.

Indessen hatten die Civilcommissare eine Verfassung für die neue Republik ausgearbeitet, welche im Uebrigen die Bestimmungen der französischen wiederholte, dann aber durch ihren Schlußartikel alle thatsächliche Gewalt in die Hand des französischen Commandirenden legte. Der

Zustand des Landes wurde immer jämmerlicher. Früher hatten allein die Priester alle Aemter besessen; jetzt sollten nur die Laien die Verwaltung führen: es gab also, auch abgesehen von aller Parteistellung, in dem neuen Regierungspersonal keinen Menschen, der irgend welche praktische Erfahrung in den Staatsgeschäften gehabt hätte. Dabei setzte sich die allgemeine Plünderung ununterbrochen fort. Wenn durch den Soldatenaufstand der private Diebstahl etwas eingeschüchtert worden war, so blieben die amtlichen Anforderungen der Franzosen gleich maßlos. Das tief erschöpfte Land mußte nicht bloß die Verpflegung und Besoldung der Truppen liefern, sondern auch eine starke Kriegscontribution an die französische Staatscasse aufbringen, und bald erschienen Befehle aus Paris, daß auf Kosten der römischen Republik eine Division zu einer maritimen Unternehmung vollständig auszurüsten sei. So wuchs die Bedrückung mit jedem Tage; der Wohlstand der Bürger wurde gründlich vernichtet, der Staatsbankerott offen erklärt, alle Kirchen ihrer Kostbarkeiten und liegenden Gründe beraubt. Es war kein Wunder, daß die Bevölkerung sich mit Abscheu und Wuth gegen die neue Freiheit erfüllte. Es gab einen Bauernaufstand im Albanergebirge, der von General Murat mit wilder Grausamkeit unterdrückt wurde. Bald nachher war das ganze nördliche Gebiet an der toscanischen Grenze in Flammen der Kampf setzte sich Wochen lang in kleineren und größeren Gefechten fort, und nur mit den härtesten Maßregeln wurden die Aufständischen allmählich eingeschüchtert. Zugleich war das Verhältniß zu Neapel unsicher im höchsten Grade; der König wagte zwar keine offene Schilderhebung, hatte aber eine starke Heeresabtheilung an den Grenzen zusammengezogen, und wurde in wachsender Aufregung durch das Treiben der römischen Jacobiner erhalten, welche in voller Oeffentlichkeit die baldige Republikanisirung Neapels verkündigten.

Drittes Capitel.

Die Schweiz.

Das Directorium hatte es, wie wir sahen, an böswilligen Schritten gegen die Schweizer Eidgenossen schon längst, und vor Allem seit dem 18. Fructidor, nicht fehlen lassen. Aber es war doch nicht über mehr oder minder lästige Chicane hinausgegangen, und wenn sich einmal ein gefährlicheres Gelüste regte, hatte in früherer Zeit Barthelemy als Gesandter, und in späterer der Minister Talleyrand durch verständige und gemäßigte Vorstellungen das Uebel beschwichtigt. Diese Sachlage änderte sich auf der Stelle durch die Ankunft des Generals Bonaparte in Paris. Er hatte hier wie überall seine Zwecke scharf und klar in das Auge gefaßt; er wollte zunächst das Geld der Schweizer für seine Rüstungen gegen England; er wollte aber auch die militärische Sicherung der Alpen, dieser großen Bastionen Europa's, für die Bahnen der französischen Kriegspolitik; er wollte überhaupt die Aufnahme der Schweiz in die Reihe der französischen Vasallenstaaten, in den Gürtel, mit dem die große Republik ihre Ostgrenze bewehrte. Wie der Zweck war auch das Mittel bestimmt in seinem Geiste festgestellt. Was half es, die Schweiz wegen der Emigranten, der Ludwigsritter, des englischen Geschäftsträgers zu plagen? Bei der Schwäche der Cantone führte jede solche Zumuthung nicht zu dem gewünschten Bruche, sondern nur zu neuer Nachgiebigkeit der Eidgenossen, zur Schädigung vielleicht ihrer Ehre, aber nicht zur Verletzung des Friedensstandes. Bonaparte griff also zu einem kräftigeren Mittel, zu demselben, welches ihm wenige Monate früher Venedig wehrlos in die Hände gespielt hatte, zu der Einmischung in die inneren Parteihändel des Landes. Die Schweizer Demokraten sollten ihm ihr Vaterland selbst überliefern.

Am 5. December war er, wie wir sahen, in Paris angekommen; am 8. aß er bei dem Director Rewbell mit dem Oberzunftmeister Ochs aus Basel zu Mittag, einem talentvollen aber von maßloser Eitelkeit erfüllten Manne, der zuerst durch literarische Thätigkeit in zwei Sprachen europäischen Ruhm gesucht, dann in Basel, obwohl Mitglied der herrschenden Aristokratie, als Fortschritts- und Freiheitsmann sich eine große Popularität verschafft hatte, und längst mit der französischen Gesandtschaft, die in seinem Hause Wohnung genommen, in vertrauten Beziehungen stand. Er war stolz darauf, daß unter seinem Dache der preußische Friede unterzeichnet worden war; er sog begierig die Lobsprüche der französischen Diplomaten ein, welche ihn als den größten Staatsmann Helvetiens und den Schöpfer einer glorreichen Zukunft seines Vaterlandes priesen. So hatte er sich mit dem Gedanken erfüllt, der Schweiz eine neue Verfassung zu geben, in welcher keine Adelsvorrechte, keine Unterthänigkeit, keine cantonale Absonderung mehr zu finden wäre, und alle Schweizer als gleichberechtigte Bürger eine einzige große Familie bilden würden. Nun wußte er allerdings, daß seinem System zu Liebe die bestehenden Regierungen nicht abdanken, und die große Mehrzahl der Bevölkerung keine gewaltsame Erhebung versuchen würde: in seiner haltungslosen Unruhe trug er also kein Bedenken, zur Verwirklichung seiner patriotischen Ideale die Dazwischenkunft der Fremden anzurufen. Auf eine Einladung des Directoriums, über die Abtretung des Frickthals an die Schweiz zu unterhandeln, war er nach Paris geeilt, und saß nun am 8. neben Rewbell dem General Bonaparte gegenüber. Dieser erging sich während der Tafel in heftigen Klagen gegen die Schweizer Aristokraten; als sich nach Tische die Gesellschaft in den großen Saal begeben, zog Rewbell den Baseler Patrioten in eine Ecke, wo drei Sessel für die Beiden und Bonaparte hingestellt waren, und der General kam ohne Umschweife zur Sache: „Könnten die Schweizer Freiheitsfreunde," fragte er, „nicht eine Revolution unternehmen, auch wenn wir uns im Hintergrunde zurückhielten?" Ochs verneinte. „Und warum nicht?" „Weil die Patrioten nichts ausrichten würden", sagte Ochs und schilderte die ausgedehnten Befugnisse der Schweizer Gerichts- und Polizeibehörden, die jede Auflehnung auf das Härteste bestrafen würden. „Nun wohl", sagte Rewbell, „dann muß man den Henker tödten". Nachdem darauf die beiden Franzosen das innige Einverständniß zwischen dem General und dem Directorium gepriesen hatten, kam Bonaparte wieder auf die Schweizer Revolution zurück: „sie muß gemacht werden", rief er, „und zwar bald". Ochs

erörterte darauf, in diesem Falle könne man sich nicht auf das niedere Volk, sondern nur auf die gebildeten Classen stützen; er werde bei der nächsten Sitzung des Baseler Großen Rathes den Versuch machen und eine Aenderung der Cantonalverfassung beantragen. Bonaparte und Rewbell erklärten sich einverstanden, und nahmen dann weitere Abrede, dem französischen Geschäftsträger in Basel die entsprechenden Weisungen zugehen zu lassen, die politischen Flüchtlinge aus dem Waadtland zu unterstützen, „und", schloß Bonaparte, „was die italienische Schweiz betrifft, so nehme ich deren Besorgung auf mich".

Der General, wie wir wissen, liebte rasche Arbeit. Schon Tags nachher, am 9. December, erhielt das Directorium von jenen Flüchtlingen aus der Waadt und einigen Freiburgern, im Ganzen 19 Personen, eine inhaltvolle Denkschrift. Die Freiburger waren, nach Talleyrand's Ausdruck, geächtet wegen Unterstützung der französischen Interessen; die Waadtländer aber hatten im Jahre 1791 in Lausanne öffentliche Festlichkeiten zur Feier des Jahrestages des Bastillesturms veranstaltet, und sich einem deshalb eröffneten Criminalproceß durch die Flucht in das Ausland entzogen. Der Veranstalter des Festes, Amédée Laharpe, war dann in französischen Kriegsdienst getreten und als Divisionsgeneral unter Bonaparte im Frühling 1796 vor dem Feind geblieben. Als Führer der Flüchtlinge trat seitdem sein Vetter, Cäsar Laharpe, auf, der bisher in Petersburg den Söhnen des Kaisers Paul französischen Sprachunterricht gegeben, jetzt aber keinen heißern Drang als Rache für das Mißgeschick seiner Verwandten empfand, und mit Ochs in dem Wunsche wetteiferte, den Waffenschutz der großen Nation für die Schweizer Patrioten zu gewinnen. Die Denkschrift dieser Männer begehrte Frankreichs Einschreiten für die Verfassungsrechte der Waadt. Sie führte aus, daß nach der Eroberung der Landschaft durch die Berner im Jahre 1536 der frühere Beherrscher derselben, der Herzog von Savoyen, endlich 1564 in die Abtretung eingewilligt habe, jedoch unter Vorbehalt aller Rechte und Privilegien der Einwohner, und diesem Vertrage habe Frankreich 1565 seine Garantie hinzugefügt. Bern habe jedoch die früher in der Waadt bestehenden Landstände niemals wieder einberufen, und Frankreich könne mithin nach den alten Verträgen um so mehr die Herstellung derselben fordern, als es nicht allein garantirende Macht, sondern seit 1796 durch den Erwerb von Savoyen auch der Rechtsnachfolger des Herzogs geworden sei. Das Directorium gab diese Bittschrift dem Minister Talleyrand zum Berichte, dessen Gutachten fiel aber so entschieden wie möglich gegen die Wünsche Laharpe's

und Bonaparte's aus[1]). In der That war die Erörterung der Denkschrift ungeheuerlich nach jeder Beziehung. Die wesentliche Aufgabe jener alten Landstände war die Beschlußnahme über die von der Regierung geforderten directen Steuern gewesen; Bern hatte demnach keinen Anlaß zu ihrer Berufung nach dem einfachen Grunde, daß es in der Waadt niemals directe Steuern erhob. Diese Stände waren sodann durchaus feudaler Art gewesen, Edelleute, Geistliche und Bürgermeister: das damalige Frankreich hätte, wenn sie noch vorhanden gewesen, ihre Unterdrückung fordern mögen. Was das formelle Recht betraf, so war offenbar der Rechtsnachfolger der alten Herzoge von Savoyen nicht die Republik, welche jetzt diese Provinz erobert hatte, sondern der Nachkomme, welcher als König von Sardinien in Turin residirte; es war an sich unerhört, aus einer Clausel von 1564 einen seit mehr als zwei Jahrhunderten unbestritten bestehenden Rechtszustand anzufechten, und um das Ganze zu krönen, hatte auf jene Clausel Frankreich selbst durch einen spätern Vertrag von 1579 verzichtet, indem hier König Carl IX. den Bernern den Besitz der Waadt ohne jeden Vorbehalt, „in denselben Qualitäten und Bedingungen", wie ihre von Alters her besessenen Landschaften gewährleistet hatte. Kurz, Talleyrand hatte hundertfachen Grund, Laharpe's Begehren als unerfüllbar zu bezeichnen. Darauf eingehen, schrieb er, wäre gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gegen die Schweiz; Frankreich aber sei bei den Bewegungen in der Eidgenossenschaft ebenso zur Neutralität verpflichtet, wie die Schweiz während der Kämpfe der französischen Revolution die Neutralität bewahrt habe.

Dieser Bericht hatte die Wirkung, daß die Frage des Waadtlandes für einen Augenblick von der Tagesordnung abgesetzt wurde, und die Aufmerksamkeit der Regierung sich einer andern Seite der Schweizer Grenze zuwandte. Durch den Vertrag von Campo Formio hatte der Kaiser wie andere Landschaften des linken Rheinufers so auch das deutsche Territorium des Bisthums Basel der französischen Eroberung überlassen; dasselbe hatte sich schon 1792 als rauracische Republik constituirt, und war sehr bald einem französischen Departement hinzugefügt worden. Nun hatte aber der Bischof von Basel Hoheitsrechte auch über einige Thäler am Westabhange des Jura, welche unabhängig vom Reiche zu den zugewandten Orten der Eidgenossenschaft gehörten, und theilweise von Bern mitverwaltet wurden. Es waren dies das Münster-

---

[1]) Archiv des auswärtigen Amtes, Paris.

und das St. Immerthal, sowie östlich vom Jura die kleine Republik Biel. Schon im November hatte man in Paris die Entdeckung gemacht, die französische Republik sei jetzt die Rechtsnachfolgerin, wie des Herzogs von Savoyen so auch des Bischofs von Basel, und mithin zur Ausübung seiner Hoheitsrechte auf Schweizer Boden befugt, und General Augereau hatte auf der Stelle die Weisung empfangen, Truppen zur Besetzung jener Thäler bereit zu halten. Es erschien also auch hier wieder jene besondere Auffassung, weil man eine Provinz eines Fürsten erobert hatte, deshalb der Erbe seiner Rechtstitel in einem andern Lande zu sein; jedenfalls wäre die Rechtsnachfolge erst mit der vertragsmäßigen Abtretung der Provinz, hier also mit dem Abschlusse des Reichsfriedens eingetreten, und endlich hätte sie dem neuen Besitzer nur die Rechte des alten geben können, gerade aber das Recht militärischer Besatzung hatte der Baseler Bischof im Münsterthale u. s. w. niemals gehabt. Allein solche Bedenken hatten, wie wir wissen, in Paris damals kein Gewicht; sie verschwanden ohne Weiteres vor der Thatsache, daß die Einnahme jener Landschaften den Franzosen den militärischen Besitz der Jurapässe überlieferte, und damit die kürzeste Straße auf Bern eröffnete. Am 15. December rückten einige Bataillone des Rheinheeres in das Immer- und Münsterthal ein.

Es war, mitten im Frieden, die erste bewaffnete Gewaltthat gegen die Schweiz. Die Aufregung darüber war groß bei den Eidgenossen, und Bern und Solothurn, die zunächst bedrohten Cantone, setzten einige Truppentheile in Kriegsbereitschaft. Indessen erfuhr man in Paris sehr bald, daß es drüben zu einem mannhaften Entschlusse nicht kommen würde. Ebenso eifrig, wie Ochs und Laharpe in Paris, wirkte damals in der Schweiz für die französischen Umsturzpläne der berühmteste, talentvollste und charakterloseste der deutschen Geschichtschreiber jener Zeit, Johannes Müller[1]). Nachdem er als kurmainzischer Geheimer Rath in den letzten Jahren vor der Revolution dem preußischen Hofe vielfach über die Schweiz berichtet, die Berner Adelsherrschaft und deren kräftigen Führer, den Schultheiß Steiger, gepriesen, und die Mittel angegeben hatte, die Schweizer für eine Allianz mit dem preußisch-deutschen Fürstenbunde zu gewinnen, war er 1792 als Rath der Hofkanzlei in österreichische Dienste getreten, machte jetzt in Thugut's Auftrag eine Kundschaftsreise durch die Schweiz, und benutzte diese Gelegenheit, um aller Orten die revolutionären Umtriebe zu befördern. „Ich

[1]) Bacher's Berichte aus Basel vom 18. und 30. Frimaire.

habe", sagte er dem französischen Gesandtschaftssecretär Bacher in Basel, „das Volk überall reif gefunden; überall ist man der Meinung, man müsse die Revolution selbst machen, um nicht von ihr überholt zu werden". Am 20. December schrieb er dem Secretär: „ich habe dem regierenden Rathe in Solothurn die Lächerlichkeit seiner Rüstungen anschaulich gemacht; man hat gefunden, daß ich Recht hatte. Ich habe dann die Nothwendigkeit einer Popularisirung unserer Verfassung erörtert und wahrgenommen, daß die Mehrzahl unserer Beamten davon durchdrungen und resignirt ist. Alle meine Briefe aus den übrigen Cantonen überzeugen mich von der Leichtigkeit, die Wünsche der französischen Republik ohne eine besondere Erschütterung zu verwirklichen. Man kann nach einander die Cantone und Städte demokratisiren, ohne andere Antriebe als den allmächtigen Einfluß des Directoriums. Ja noch mehr. Die Stimmung des schwäbischen Volkes ist so günstig, daß es ohne Zweifel ganz leicht sein würde, in Deutschland selbst einen republikanischen Grenzstaat von Basel bis Chur zu gründen". Er selbst legte dann dem neu ernannten französischen Geschäftsträger Mengaud einen Verfassungsplan für die verjüngte Schweiz vor, und wohl auch seine Versicherungen werden es gewesen sein, auf welche Bacher dem Directorium am 15. December betheuerte, daß der Wiener Hof fest entschlossen sei, die Cantone ihrem Schicksal und dem französischen Einfluß zu überlassen. Es kam dazu, daß die Freunde des Zunftmeisters Ochs bereits mit Erfolg in Basel zu arbeiten begannen: Bacher meldete am 24. December, es sei dort eine Commission niedergesetzt worden, um Vorschläge zur Gleichstellung der Stadt- und Landbewohner zu machen.

Alle diese erfreulichen Nachrichten wirkten in Paris unwiderstehlich. Jetzt war auch Talleyrand nicht mehr im Stande, den Griff der Machthaber nach der Waadt zurückzuhalten; er mußte dem Directorium im Sinne der Flüchtlinge Bericht erstatten, und dieses beschloß am 28. December, die Mitglieder der Regierungen von Bern und Freiburg persönlich haftbar für die Sicherheit aller Waadtländer zu erklären, welche auf Grund der alten Verträge den Schutz der französischen Regierung angerufen hätten oder anrufen würden. Um dieser drohenden Eröffnung Nachdruck zu geben, erging der Befehl an die bisher von Massena geführte, zur Zeit in Piacenza stehende Division des italienischen Heeres, in Eilmärschen an das Südufer des Genfer Sees, nach Thonon, Carouge und Gex zu rücken, um zur Besetzung der Waadt bereit zu sein. Zugleich erhielten die diplomatischen Agenten,

Mengaud in Basel, Desportes in Genf, Mangourit im Wallis die Weisung, alle Mittel aufzubieten, um revolutionäre Bewegung in den übrigen Cantonen anzufachen und damit das zunächst in Angriff genommene Bern zu vereinzeln. Bonaparte's Meinung war, da Bern die Besetzung der Waadt nicht ohne Widerspruch hingehen lassen würde, davon sofortigen Anlaß zur Kriegserklärung zu nehmen, dann mit plötzlichem Ueberfall den augenblicklich fast unbewehrten Canton niederzuwerfen, und damit die ganze Schweiz ohne eigentlichen Widerstand in die Hände Frankreichs zu bringen. Man hielt sich des Erfolges so sicher, daß Ochs bereits mit großem Eifer die künftige Verfassung der Eidgenossenschaft ausarbeitete, nach welcher die Schweiz eine einzige und untheilbare Republik bilden und ein Directorium und zwei gesetzgebende Räthe nach französischem Muster erhalten würde. Er empfahl dem General Bonaparte sein System durch ähnliche Erwägungen, die wir in Batavien wirksam gesehen: es entsprach dem französischen Interesse, durch eine nach unten allmächtige, nach oben dienstwillige Centralgewalt alle Kräfte des Landes zur bequemen Verfügung zu haben.

Bonaparte's Pläne zeigen, wie wir sehen, genau dieselbe Verbindung von List und Gewalt, von Treulosigkeit und Rechtlosigkeit, welcher ein halbes Jahr früher Venedig erlegen war. Auch auf der Seite des Opfers treten unverkennbare Aehnlichkeiten hervor. Wie in Venedig, so war in der Schweiz die herrschende Aristokratie durch langen Frieden, einschläfernde Sicherheit und kleinstaatliche Enge in sich selbst gealtert. Die jungen Patricier fanden, daß man auch ohne anstrengende Studien zu Amt und Ehren komme und den Schlendrian des Verwaltungsdienstes so gut wie jeder Vorgänger mitmache. Die älteren Würdenträger waren großen Theiles von der Meinung erfüllt, daß Ruhe der Güter höchstes sei, und demnach geneigt zur Strenge gegen eigenwillige Unterthanen und zur Fügsamkeit gegen mächtige Nachbarn. In Bern war diese Gesinnung durch die letzten Großrathswahlen von 1795 zur vollen Herrschaft gekommen; wie kräftig und würdig auch der greise Schultheiß Steiger eine furchtlose und entschlossene Politik als das einzige Schutzmittel gegen die bohrende Feindseligkeit der Pariser Machthaber anempfahl, so blieb doch stets das Uebergewicht bei der von dem Säckelmeister Frisching geführten Friedenspartei, bei der bequemen Ansicht, daß man durch nachgiebiges Entgegenkommen einem französischen Angriff jeden Anlaß und Vorwand entziehen könne. Allerdings war seit Campo Formio die Wahrschein=

lichkeit nicht groß, der französischen Uebermacht ohne fremde Hülfe erfolgreichen Widerstand zu leisten: hätten aber die alten Schweizer nach solchen Rücksichten gerechnet, so würden die Waldstätte dem Hause Oesterreich, es würden die Eidgenossen dem Herzoge von Burgund den Nacken gebeugt haben, und niemals wäre eine freie Schweiz in das Leben getreten. Die Bevölkerung des Cantons Bern war denn auch 1797 muthiger und selbstbewußter als ihre Herrschaft; die Bauern und Hirten der alten Gebiete wütheten bei dem Gedanken an französische Unterdrückung, und auch in der Waadt war die Gesinnung der Dörfer so beschaffen, daß bald nachher bei einer Musterung der bewaffneten Mannschaft von 24 Bataillonen 18 mit feierlichem Eifer den Eid der Anhänglichkeit an Bern wiederholten. Neuerungslustig war dort nur ein Theil der städtischen Bevölkerung, vor Allem aber das einheimische Patriciat, welches sich in der Gesellschaft von Lausanne stolz nach unten abschloß und um so mehr wegen der eigenen Entfernung vom Regimente den Berner Standesgenossen grollte. Bern hatte in der Waadt die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten den Bürgern zu voller Freiheit überlassen, sonst aber Polizei, Finanz, Justiz, Unterricht, Kirchensachen und Heerwesen ohne jede Betheiligung der Einwohner ausschließlich seinen Landvögten überwiesen; deren Thätigkeit war durchgängig wohlwollend und verständig, in fiscalischer Beziehung höchst gewissenhaft und sparsam, in der Pflege der öffentlichen Wohlfahrt nach dem ganzen damaligen Charakter des Regiments etwas eingerostet und schläfrig, immer aber gutgesinnt und von leidlichem Erfolge. Vieles hätte besser sein können — die Heerstraßen z. B. waren vortrefflich, die Schulen aber mittelmäßig; die Städte entwickelten sich glänzend, die Dörfer aber starrten von Schmutz — ohne Zweifel jedoch war kein Land in Europa weiter als die Waadt von einem Zustande rechtswidriger Unterdrückung entfernt, der eine gewaltsame Empörung veranlassen oder rechtfertigen könnte [1]).

Blicken wir auf die übrige Schweiz, so zeigen sich in dem größten Theil der Cantone ganz ähnliche Verhältnisse, die Herrschaft der hauptstädtischen Patricier oder Zünfte über die umliegenden Dörfer, eine im Ganzen verständige und milde, aber wenig schöpferische Verwaltung, bei den Unterthanen nur vereinzelte Regungen politischen Emporstrebens,

---

[1]) Die zahlreichen Schriften über Bern und Waadt, von Mallet du Pan's Lobsprüchen bis zu Laharpe's und Cart's verwerfender Kritik, scheinen mir die thatsächliche Begründung des obigen Urtheils von jeder Seite zu liefern.

so bei den Seebauern Zürichs, den Dörfern des Baseler Landes. Stärkere Gährung ließ sich in den Gebieten einiger zugewandten Orte der Eidgenossenschaft erkennen, bei den Unterthanen des Fürstabts von St. Gallen, welche des geistlichen Regiments gründlich überdrüssig waren, und bei den Bewohnern von Niederwallis, welche durch die Bauergemeinden des oberen Thales mit derber und harter Faust beherrscht wurden. Dies Alles hätte sich indessen ohne Schwierigkeit beschwichtigen und bessern lassen, und vor Allem, es würde dem Eindringen des auswärtigen Feindes geringen Vorschub geleistet haben: wenn nicht ein weiterer, geradezu entscheidender Uebelstand hinzugetreten wäre, die völlige Unzulänglichkeit der Bundesverfassung. Die einzelnen Cantone waren souverän; die eidgenössische Tagsatzung hatte höchst beschränkte, nirgend rechtlich bestimmte Befugnisse. Daraus ergab sich eine bleibende Schwäche und Unsicherheit in der Behandlung der gemeinsamen, und vor Allem der auswärtigen Angelegenheiten; in den kleineren Cantonen wucherte eine mißgünstige Eifersucht gegen die größeren, vor Allem gegen das mächtige Bern; und einen wahren Schandfleck der Eidgenossenschaft bildete die Verwaltung der sogenannten gemeinen Vogteien, der unterthänigen Lande, die unter der Herrschaft, die eine von zwölf, die andern von acht, drei oder zwei Cantonen standen, und namentlich durch die Landvögte der Waldstädte in einer aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit hohnsprechenden Weise regiert wurden, ohne daß die übrigen Cantone ein Mittel zu heilendem Eingreifen gehabt hätten. Es war mithin auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft vielfacher Anlaß zu politischer Verbesserung und Befreiung vorhanden, und so hätte die von Peter Ochs ausgearbeitete Verfassung nach allen Seiten hin die Wege zu befruchtenden Reformen eröffnen können. Wäre die Verwirklichung derselben der einzige Zweck der französischen Machthaber gewesen, so würde die heutige Schweiz ihr Andenken ehren. Leider war sie für Bonaparte und Rewbell nur ein revolutionäres Mittel zur Knechtung und Ausplünderung des Landes; ihnen kann das geschichtliche Urtheil nur den Jammer des Eroberungskrieges, nimmermehr aber das Verdienst der späteren Fortschritte der Schweiz in Rechnung stellen.

Die Pariser Entwürfe begannen mit dem Anfang des Jahres 1798 in rascher Folge sich zu verwirklichen. In Basel stellte die Ochs'sche Partei am 5. Januar den förmlichen Antrag auf die Einführung einer demokratischen Verfassung; ihre Clubisten brachten die Dörfer des kleinen Staates bald in lebhafte Bewegung, und schon am 21. hatten

sie das Ziel erreicht, und die Gleichberechtigung aller Einwohner des Cantons durchgesetzt. Nicht minder rührig trieben es, jetzt des französischen Schutzes versichert, ihre Gesinnungsgenossen in der Waadt, bildeten Clubs, hielten Volksversammlungen, rüsteten kleine bewaffnete Schaaren. Als die Division Massena, zur Zeit durch General Menard befehligt, sich den Grenzen des Landes näherte, wuchs die Keckheit der Demokraten; sie bemächtigten sich durch einen Handstreich des Schlosses Chillon, und sandten Boten auf Boten zu Menard, mit immer dringenderen Bitten um bewaffnete Hülfe[1]). Die Mehrheit ihrer Landsleute wandte sich ärgerlich von ihrem Lärmen ab, und wäre völlig zufrieden gewesen, wenn die Berner Regierung einzelne Mißstände in der Verwaltung beseitigt hätte. Ein anderer Theil der Einwohner, gegen die Einmischung der Franzosen ebenso abgeneigt, wie die Berner Patricier selbst, sah der demokratischen Bewegung einstweilen mit Behagen zu, in der Meinung, das endliche Ergebniß würde die Erhebung der Waadt zu dem Range eines selbständigen Cantons der Eidgenossenschaft sein. Unter solchen Umständen würde eine kräftige Leitung ohne Schwierigkeit nicht bloß die Ruhe gesichert, sondern auch das Volk zur Abwehr der Fremden um sich gesammelt haben: aber gerade dieses Nothwendigste blieb völlig aus. Commissare der Eidgenossenschaft erschienen, ergossen sich in milden Ermahnungen und reisten wieder ab, um in Bern zu passiver Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Volkes zu rathen. Der von Bern in die Waadt gesandte außerordentliche Befehlshaber, Oberst Weiß, hatte keinen andern Gedanken, als Vermeidung des Blutvergießens und Herstellung der Eintracht durch populäre Beredtsamkeit: anstatt die Milizen der Landschaft unter die Fahne zu berufen und so die öffentliche Ruhe durch die einheimischen Kräfte zu sichern, schrieb er mit Feuereifer patriotische Flugblätter und war sonst zu keiner Anordnung und keinem Befehle zu bringen. Als er sah, daß seine schriftstellerischen Leistungen keinen Eindruck machten, verlegte er sein Hauptquartier in den nördlichsten Winkel des Landes, nach Yverdun, wo er eine einzige Compagnie Jäger bei sich hatte, und dringend um Zuzug altbernischer Truppen bat. Die Landvögte folgten seinem Beispiel und verschwanden[2]). So konnte die kleine Schaar der Demokraten sich ohne Mühe an die Stelle der leblosen Regierung setzen, und sich immer

---

[1]) So das Comité von Nyon, 22. Januar, Menard's Tagebuch im Archiv für Schweizer Geschichte XIV. 180.

[2]) Bis auf Bonstetten in Nyon.

nachdrücklicher der Führung auch der trägen oder widerwilligen Massen bemächtigen. Am 22. Januar empfing General Menard aus Paris die Weisung, wenn Bern und Freiburg mit Gewalt die Waadtländer von der Verfolgung ihrer Rechte oder der Anrufung französischer Hülfe abhalten wollten, den jenseitigen Befehlshaber zur Räumung der Waadt aufzufordern, unter Androhung des sofortigen Einrückens der französischen Streitkräfte. Er gab die Nachricht weiter an die Revolutionsausschüsse in Lausanne und Nyon, und veröffentlichte am 23. ein Manifest, worin er die Waadtländer ermahnte, mit frischem Muthe ihre Freiheit zu erklären, ohne Scheu vor Berns Soldaten, denn das Heer von Italien decke die Patrioten; unsere und eure Feinde, sagte er, sind dieselben. Darauf steckten am 24. die Demokraten in den Städten der Waadt die grüne Cocarde auf, verkündeten die Abschüttelung der Berner Hoheit und gaben dem Lande den wohlklingenden Namen der lemanischen Republik, ohne daß jemand Widerstand zu leisten gewagt hätte. Da sie zugleich den General Menard benachrichtigt hatten, daß vier Berner Bataillone gegen die Waadt heranrückten, sandte dieser am 25. einen Adjutanten nach Yverdun zu Weiß, um gegen eine solche Maßregel Protest einzulegen. In dem Dorfe Thierens aber wurde der Officier von einem schweizerischen Posten angerufen; die Husaren, die ihn begleiteten, hieben ohne Weiteres auf die Schildwache ein; darauf schoß der Mann den nächsten der Reiter vom Pferde und das Feuer der Wachmannschaft nöthigte den Adjutanten zur Umkehr. Der Vorfall dünkte dem General Menard ausreichend, um den gewünschten Beginn der Feindseligkeiten zu rechtfertigen. Am 26. landete eine französische Colonne bei Lausanne, eine andere rückte von Ferney aus über die Grenze; in einem Zuge wurde der größte Theil der Waadt besetzt.

Während auf diese Art gegen den Canton Bern die bewaffnete Invasion begonnen und mitten im Frieden der Kriegszustand eröffnet wurde, entwickelten sich im Norden der Eidgenossenschaft die meuterischen Künste Mengaud's und seiner bethörten schweizerischen Werkzeuge. Mit rührigem Eifer ließ er demokratische Flugblätter in allen Cantonen verbreiten, die Bauern vom Kriegsdienst gegen Frankreich abmahnen, jedem Meuterer den wirksamen Schutz der großen Nation zusichern. Drohende Noten ergingen nach Bern, in welchen die Freilassung der politischen Gefangenen oder der fahnenflüchtigen Milizen in gebieterischem Tone gefordert wurde, denn das Directorium werde nimmermehr gestatten, daß ein Schweizer wegen seiner Neigung zu

Frankreich verfolgt werde. Dagegen ließ er im Stillen den übrigen Cantonen die eindringlichste Versicherung zukommen, daß Frankreich keinen lebhafteren Wunsch habe, als Friede und Freundschaft mit der Schweiz, daß eben deshalb das Directorium den Sturz der Berner Adelsherrschaft begehre, weil deren Mitglieder unversöhnliche Todfeinde der französischen Republik, Beschützer der Emigranten und Söldlinge Englands seien: wenn in Bern, Freiburg, Solothurn die Macht in die Hände des Volkes zurückgegeben werde, dann falle für Frankreich jeder Grund zur Feindseligkeit hinweg. Diese Erörterungen blieben nicht ohne Wirkung. Den Bauern leuchtete es ein, daß sie von Natur ebenso berechtigt zur Herrschaft wären, wie die städtischen Zünfte oder Patricier; in den kleinen Cantonen wurde es vielfach ausgesprochen, daß es denn doch eine harte Sache für die Eidgenossen wäre, einen Krieg mit Frankreich auf sich zu nehmen, welcher durch etwas Selbstverleugnung der Herren von Bern abgewandt werden könne. Bei solchen Stimmungen hatte die Berufung einer außerordentlichen Tagsatzung nach Aarau geringen Erfolg; Basel blieb völlig aus; die Vertreter der übrigen Cantone erneuerten noch einmal den alten Bundesschwur, aber ein weiterer Beschluß zu gemeinsamer thatkräftiger Vertheidigung wurde nicht erreicht. Man sah in ängstlicher Schlaffheit zu, daß unter den Augen der Tagsatzung in Aarau selbst Mengaud, von französischen Husaren begleitet, die französische Tricolore entfaltete, und in voller Oeffentlichkeit mit den Demokraten und Clubisten des Ortes die Bewohner des Aargaues gegen die Berner Regierung aufwiegelte. Nachdem am 31. Januar die Tagsatzung auseinander gegangen, veranstaltete Mengaud am folgenden Tage die feierliche Pflanzung eines Freiheitsbaumes in Aarau, unter Beihülfe einer Abordnung der Baseler Fortschrittsmänner, mit Musik, Festreden, Kanonendonner. Er kehrte dann nach Basel zurück, und sprach dem Directorium die sichere Hoffnung aus, daß Berns Unterthanen im Aargau dem Beispiele der Waadt in kürzester Frist folgen würden. Die Tagsatzung selbst, berichtete er, ist erfüllt von Schrecken; ihre wichtigsten Mitglieder kommen zu mir, um das Wohlwollen der französischen Republik anzurufen; ich glaube, die Sache wird sich ohne viel Unheil machen, und ich werde dafür alle meine Kraft aufbieten, ohne jedoch den großen Zweck jemals aus den Augen zu verlieren[1]). Der Sinn dieser Worte ist deutlich genug. Er wird für die Aenderung der schweizerischen Verfassung

[1]) Mengaud an Talleyrand 29. Nivose.

wirken, so jedoch, daß nicht eine zu schnelle Lösung dieser Aufgabe dem eigentlichen Zwecke, der militärischen Besetzung der Schweiz, den Vorwand entzieht.

Sein geräuschvolles Treiben war allerdings nicht in jeder Beziehung den militärischen Angriffsplänen förderlich. Es trug zwar dazu bei, Bern weiter zu vereinzeln und die Unterstützung durch die übrigen Cantone in Frage zu stellen. Aber in Bern selbst rief es endlich kräftigere Beschlüsse hervor, die in jeder Hinsicht geeignet waren, der französischen Offensive Verlegenheit zu bereiten. Bei dem Aufstande der Waadt, dem Einbruche der Franzosen dorthin und den gleichzeitigen Wühlereien Mengauds im Aargau setzte Steiger das Aufgebot der gesammten streitfähigen Mannschaft durch; die meuterischen Regungen im Aargau wurden niedergeschlagen, und als Mengaud durch eine äußerst grobe Note vom 2. Februar jede Verfolgung der dortigen Demokraten mit sofortiger Kriegserklärung bedrohte, ließ Steiger die hochfahrende Zuschrift in allen Wirthshäusern und Schenken anheften, und entflammte damit bei dem ganzen Volke die lebhafteste patriotische Entrüstung. Mit solchem Eifer strömten die Bauern der deutschen Gebiete, und selbst die zur Waadt gehörigen Bewohner des Ormondgebietes zu den Fahnen, daß in wenigen Tagen ungefähr 30,000 Mann unter den Waffen standen. Nach Steigers Sinne wäre es gewesen, ohne weiteres Zaudern mit diesen Streitkräften die Franzosen sowohl aus der Waadt als dem Immerthal hinauszuwerfen: so weit aber vermochte er die Friedenspartei des Großen Rathes nicht vorwärts zu treiben. Was gegenüber Bonaparte's Plänen allein hätte Rettung bringen oder doch im unglücklichen Falle die Ehre hätte wahren können, Einsetzung einer Kriegsbehörde mit unbeschränkter Vollmacht, Verlegung der Regierung in das Hochgebirge, entschlossener Angriff auf die noch nicht gesammelten Streitkräfte des Feindes: das hatte Major Mutach schon vor Wochen ohne den mindesten Erfolg beantragt. Vielmehr gelangte die Friedenspartei jetzt zu dem Beschlusse, den Bruch zu verhüten durch Eintreten auf das wichtigste Begehren der Franzosen, auf eine Aenderung der Berner Verfassung. Es wurden dem Großen Rathe noch zweiundfünfzig Abgeordnete der niedern Stadtbürger und der Landgebiete hinzugefügt und diese erweiterte Versammlung ernannte am 3. Februar einen Ausschuß, welcher binnen Jahresfrist eine neue Verfassung auf repräsentativer Grundlage, unter Eröffnung aller Aemter für alle Bürger, ausarbeiten sollte. Man meinte, damit den letzten Anlaß zur Zwietracht aus dem Wege geräumt zu haben, und einer

ruhigen Zukunft entgegen sehen zu können. Der alte Steiger aber sagte: gnädige Herren, wenn diese Maßregel uns nicht rettet, so wird sie uns sicher tödten. In einer Verfassungsreform, die man aus Furcht vor dem Auslande unternahm, sah er den Anfang des Endes.

Er beurtheilte die Gegner vollkommen richtig. Denn deren Zweck war Eroberung und Brandschatzung, gleichviel ob einer patricischen oder einer demokratischen Schweiz. Während die Berner Friedensfreunde sich mühten, den Wünschen des Directoriums zuvorzukommen, stellte General Bonaparte den Invasionsplan im Einzelnen fest. Noch ehe die Nachricht über Menard's Einrücken in die Waadt nach Paris gelangt war, bemerkte Bonaparte den Directoren, daß die kürzeste Straße zum Angriff auf Bern nicht über Lausanne und Freiburg, sondern aus dem Münsterthal über Biel führe, daß es also nöthig sei, die hier stehenden Truppen auf 12,000 Mann zu verstärken[1]), und den Streich so schnell wie möglich auszuführen. Das Directorium faßte demnach am 28. Januar eine ganze Reihe von Beschlüssen. Nach dem Immerthal wurde eine ganze Division des Rheinheeres unter General Schauenburg bestimmt und mit der schleunigsten Besetzung Biels beauftragt. Den Oberbefehl über das ganze Unternehmen erhielt General Brune, ein alter Jacobiner aus Danton's Schule, Septembermörder, Polizeiagent des Wohlfahrtsausschusses, geübter Clubist und rühriger Soldat, in jeder Hinsicht also für die jetzige Aufgabe trefflich vorbereitet. Durch ausführliche mündliche Berathung wurde er in die Absichten und Kriegspläne der Pariser Regenten eingeweiht; er sollte so rasch wie möglich auf Bern marschiren, immer aber, wie der Director Merlin und der General Bonaparte sich ausdrückten, mehr durch Ueberredung als durch Waffengewalt zu wirken suchen, d. h. die letztere durch diplomatische Ueberlistung und demagogische Künste verstärken. Die Kriegserklärung und ein entsprechendes Manifest an das Schweizer Volk gab man ihm fertig ausgearbeitet mit; er würde darin verkünden, daß die Berner seine Truppen anzugreifen gewagt hätten, daß er vorgehe, nur um Gewalt durch Gewalt abzuwehren, daß Frankreich nicht an die geringste Aneignung Schweizerischen Eigenthums denke, sondern allein den Zweck verfolge, das Berner und Freiburger Volk von der Tyrannei seines Adels zu befreien; er würde alle Feindseligkeiten einstellen, wenn diese Patricier drei Stunden nach Empfang seines Manifestes abdankten und

---

[1]) General Brune an Bonaparte, 8. Februar, 11. Februar. Archiv für Schweizer Geschichte XII. 241, 251.

die Herrschaft einem provisorischen Ausschuß der demokratischen Partei überließen. Offenbar war man in Paris der Meinung, daß mit diesen Maßregeln der Bruch unabweislich und die Divisionen binnen wenigen Tagen in Bern sein würden.

Mengaud jubelte, als ihm diese Instructionen mitgetheilt wurden, und forderte den General, der am 4. Februar in Lausanne ankam, zum sofortigen Losbruch auf, da die Erdrückung der Aargauer Revolution trotz seiner Drohnote vom 2. Februar den herrlichsten Kriegsfall liefere. Brune aber meinte, nicht so hastig vorgehen zu sollen. Einmal behagte es ihm ganz und gar nicht, seine Thätigkeit nach den Winken eines so wenig erheblichen Menschen wie Mengaud einzurichten; er erörterte vielmehr dem Directorium die Nothwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls, der allein, sagte er, den General Bonaparte zu seinen herrlichen Erfolgen befähigt habe. Dann aber fand er, ein mittelmäßiger, wenig kühner und stets unentschlossener General[1]), die militärischen Verhältnisse lange nicht so günstig, wie man sie ihm in Paris geschildert hatte. Es fehlte ihm an Reiterei, Geschützen, reitender Artillerie. Die Bekleidung der Truppen war elend, die Schießvorräthe unzulänglich, die Divisionscasse leer. Von revolutionärer Gesinnung vermochte er bei den Waadtländern wenig zu entdecken; er berichtete, daß ein großer Theil des Volkes eine niederträchtige Anhänglichkeit an die Berner Tyrannen zeige, daß selbst unter der demokratischen Partei die Neigung zu Frankreich erkaltet sei, nachdem Menard ein Zwangsanlehn von 700,000 Franken ausgeschrieben, unentgeltliche Verpflegung seiner Truppen und eine Aushebung von 4000 Mann angeordnet habe. Vollends von der neuen Verfassung der helvetischen Republik, wie sie Ochs ausgearbeitet, und Laharpe indeß in die Waadt gesandt hatte, wolle kein Mensch etwas wissen. Andererseits habe Mengaud's Note vom 2. Februar die Berner vor der Zeit alarmirt; hätte Menard gleich nach der Besetzung der Waadt seinen Marsch auf Bern fortgesetzt, so wäre er ohne Hinderniß an das Ziel gekommen; jetzt aber ständen starke feindliche Truppenmassen bei Murten und Gumminen; er könne sich also nicht rühren, bis er seine Verstärkungen erhalten, und General Schauenburg Biel erreicht habe. Bis dahin, sagte er, muß ich Politik machen. Dies that er denn in einer Weise, welche dem corsischen Meister selbst zur Ehre gereicht hätte. Er beschwichtigte das Mißvergnügen in der Waadt, indem er das Zwangsanlehn auf

[1]) Vgl. Mémoires du duc de Raguse II, 156.

sich beruhen ließ, die Verpflegung der Truppen dem großmüthigen Brudersinn des Volkes anheimstellte und zum Waffendienste nur Freiwillige berief. Durch eine harmlose Mittelsperson ließ er dann so friedfertige Aeußerungen nach Bern gelangen, daß die dortige Regierung den Antrag ihres Generals Erlach auf rasche Wiedereroberung der Waadt verwarf, und statt dessen den Führer der Friedenspartei Frisching und den Obersten Tscharner zu Brune nach Peterlingen sandte. Deren Herz erfreute der General, indem er ihnen zwar in der Sache dieselbe Forderung wie Mengaud stellte — Einführung eines demokratischen Regimentes nicht erst nach einem Jahre, sondern am heutigen Tage — in den Formen aber sich des höflichsten Anstandes in schönem Gegensatz zu Mengaud's beleidigender Plumpheit befleißigte. Da Bern durch den Beschluß des 3. Februar den Grundsatz der Demokratie einmal anerkannt hatte, machte Frisching über die von Brune geforderte Beschleunigung keine Schwierigkeit, und obgleich er den Auftrag hatte, die Räumung der Waadt von den Franzosen zu begehren, ließ er sich statt dessen das Zugeständniß entreißen, es solle künftig die Waadt einen unabhängigen Canton bilden, nur das Aargau müsse bernerisches Gebiet bleiben. Brune brachte dann die neue helvetische Verfassung zur Sprache. Die Abgeordneten erklärten ihm, daß deren Annahme nicht möglich sei, vor Allem wegen der Urcantone, welche durch eine Aenderung des jetzigen Zustandes an Freiheit nur verlieren könnten. Brune verfolgte den Punkt nicht weiter, und verabredete zunächst mit den Bernern einen Waffenstillstand bis zum 1. März. Ich habe die Unterhandlung, schrieb er den Directoren am 17. Februar, in der Lage erhalten, daß wir hinreichende Verständigung zu raschem Abschluß, aber auch genügende Differenzen zu augenblicklichem Bruche haben, je nachdem ihr euch entschließen wollt. Er bat um Auskunft, ob die neue helvetische Verfassung eine gebieterische Bedingung oder nur ein wünschenswerthes Begehren sei, erklärte übrigens, daß, wenn das Directorium nur eine Verfassungsänderung der Schweiz und die Unabhängigkeit des Waadtlandes wolle, dieses Ziel jetzt ohne Blutvergießen erreicht sei, schloß aber mit der Versicherung, er werde, falls er nicht Gegenbefehl erhalte, den Angriff am 26. Februar — also drei Tage vor Ablauf des eben festgesetzten Waffenstillstandes — beginnen [1]).

[1]) Es ist dies die Darstellung der Berner, die, obwohl nichts Schriftliches zwischen ihnen und Brune ausgewechselt wurde, um so glaubwürdiger ist, als die Berner Regierung ihrerseits sich fest an den vierzehntägigen Termin — zu ihrem

Der Aufschub, den er auf solche Art gewonnen hatte, stärkte in der That seine Sache mit jedem Tage und schwächte gleichmäßig die Widerstandskraft der Schweiz. Schauenburg's Vortrab hatte Biel am 13. Februar besetzt, die übrigen Truppentheile der Division konnten in drei Tagen dort in der Stärke von 15,000 Mann vereinigt sein. Zu Brune's Heertheil stießen gleichzeitig zwei Dragonerregimenter, reitende Artilleristen, ansehnliche Munitionscolonnen, so daß er hier über nahe 12,000 Mann in erträglicher Ausrüstung verfügte. Die Unterhandlung selbst hatte ihm dann die Möglichkeit gegeben, einen Adjutanten zu Schauenburg hinüber zu senden, und den gemeinsamen Operationsplan in allen Einzelnheiten festzustellen. Während so auf französischer Seite die Vorbereitungen zum Angriff fest und planmäßig zur Vollendung geführt wurden, trat bei den Schweizern immer wachsend innere Auflösung und Zersetzung ein. Ihre Mannschaften waren mit Feuereifer unter die Fahne geeilt, des heißen Wunsches voll, über die fremden Bedränger mit wuchtigen Schlägen herzufallen. Statt dessen lagen sie jetzt im Angesicht des Feindes Wochen lang unthätig, mangelhaft verpflegt, den Unbilden des winterlichen Wetters ausgesetzt. Die Einzelnen waren tapfere, todverachtende Männer; die Masse aber entbehrte aller Kriegserfahrung und soldatischen Festigkeit; bei dem langen Zaudern sank das Vertrauen zu ihrer Sache und zu ihren Führern, und unaufhörlich waren Ochs' und Laharpe's Sendlinge beschäftigt, den Leuten Wunderdinge von der künftigen demokratischen Freiheit und von der schändlichen Verrätherei ihrer Officiere zu erzählen. Und wie im Lager bei den Soldaten, so ging es im Lande bei den Cantonen. Bern's Verfassungsbeschluß vom 3. Februar hatte überall die Ueberzeugung erweckt, daß es aus sei mit dem aristokratischen und hauptstädtischen Regimente. In den gemeinen Vogteien erhob sich das Volk gegen die

---

großen Schaden — gebunden hielt. Wenn Brune in seinen Briefen an Mengaud als Endtermin des Stillstandes nicht einen bestimmten Tag, sondern die Ankunft neuer Befehle aus Paris bezeichnet, so ist darauf um so weniger zu geben, als er in dem Schreiben an das Directorium, worin er dieselben erbittet, bereits für den Fall des Ausbleibens einer Antwort den 26. Februar als den Termin für die Eröffnung der Feindseligkeiten bezeichnet, und dann von diesem Tage bis zum 1. März wieder mit voller Wortbrüchigkeit operirt. Ich vermag keinen Grund für das Wohlwollen zu entdecken, mit dem sich Hüffer (Rastadter Congreß Bd. I. Cap. 6) dieses Septembriseurs annimmt, als etwa den einen, daß seine Nachfolger in der Schweiz es noch ärger getrieben. Sein eigenes Verhalten nachher in Cisalpinien, so wie seine militärische Mittelmäßigkeit werden wir später kennen lernen.

Beamten der souveränen Cantone; in Tessin riefen die Einwohner, daß sie freie Schweizer sein wollten, jagten aber, zum großen Aerger der Franzosen, helfende Cisalpiner aus dem Lande. Das Unterwallis erklärte seine Unabhängigkeit, und da Mangourit ihnen auf der Stelle französischen Schutz versprach, wagten die bisherigen Gebieter keinen Widerspruch. In Zürich erhoben sich die Landgemeinden mit den Waffen in der Hand, um die Gleichberechtigung zu erzwingen; in Luzern gab aus eigenem Antriebe die bisherige Regierung dem Canton eine demokratische Verfassung, hier zu großem Mißvergnügen der Unterthanen, die gegen jede Neuerung mißtrauisch waren. Freiburg und Solothurn folgten dem Beispiele Bern's und eröffneten die Verhandlung über die Ausarbeitung einer neuen Constitution. Genug, es stand so, wie Brune nach Paris geschrieben: wollt ihr nichts von der Schweiz als eine Verfassungsänderung, so braucht ihr keinen Tropfen Blutes zu vergießen. Mengaud schickte die entsprechende Betheuerung in alle Cantone: Frankreich wolle nur den Sturz der Adelsherrschaften; sobald die Berner Regierung abgedankt, werde Friede und Freundschaft hergestellt sein. Eine Menge wackerer Eidgenossen konnte sich nicht vorstellen, daß amtliche Erlasse eines französischen Gesandten nichts als heimtückische Lügen seien; sie ärgerten sich über die Verschleppung der demokratischen Reformen in Bern, Freiburg, Solothurn, und erhoben lauten Widerspruch gegen jede Rüstung zu Gunsten dieser eigensüchtigen Junkerfamilien. Als demnach Bern den eidgenössischen Auszug zu seiner Unterstützung aufmahnte, kamen aus den übrigen Cantonen statt 27,000 nur 5500 Mann, und mehrere der kleinen Contingente brachten von Hause die Weisung mit, nur dann zu kämpfen, wenn es sich um die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft, aber nicht, wenn es sich um Erhaltung des patricischen Regimentes handele. Mit einem Worte, überall zeigte sich Erschlaffung, Selbstsucht, Auflockerung.

Der wackere Erlach, ein im französischen Kriegsdienst gebildeter Officier, ein muthiger Mann und tüchtiger Patriot, sah mit schwerem Herzen diese traurige Entwickelung sich vollziehen. Mit sicherem Blick erkannte er das einzige Mittel zur inneren Herstellung, und beschloß es seinen zagenden Landsleuten durch eine letzte Anstrengung zu entreißen. Am 26. Februar erschien er mit 72 seiner Officiere in der Sitzung des Großen Rathes, dessen Mitglieder sie Alle waren: „Ich komme", sagte er, „um Sie vor dem Ablauf des Stillstandes um Erlaubniß zu bitten, die Armee auseinandergehen zu lassen. Wozu soll man so viele brave Leute der Gefahr einer Niederlage aussetzen, die bei der

Fortdauer der bisherigen falschen Maßregeln sicher ist? Wenn Sie bei denselben beharren, so lege ich hiermit mein Amt nieder. Mein Entschluß ist unwiderruflich, wenn Sie nicht mit Besiegung Ihrer unwürdigen Schwachheit und mit erneuertem Ehrgefühl mir Auftrag und Vollmacht geben, von dem guten Willen und der Tapferkeit des bravsten Volkes Gebrauch zu machen" [1]). Seine Worte machten noch einmal einen gewaltigen Eindruck. Eine lange und äußerst lebhafte Verhandlung führte zu dem Beschlusse, dem General unbedingte Vollmacht zum Handeln zu geben, entweder beim Ablauf des Stillstandes, oder auch früher, wenn die Franzosen sich eine weitere Verletzung des Gebietes erlauben sollten. Erlach stellte darauf seinen Angriffsplan fest, und begann gleich am folgenden Tage die einleitenden Märsche. Unter dem Volke war der Jubel groß; die eben noch auseinander fallenden Milizen schlossen wieder kräftig zusammen in der Aussicht, endlich an den verhaßten Feind zu kommen.

Aber ein neuer Verrath schlug ihrem Feldherrn das kaum erhobene Schwert aus der Hand. General Brune hatte neue Weisungen aus Paris empfangen, die helvetische Einheitsverfassung als unabweisliche Bedingung zu fordern und jedenfalls so schnell wie möglich vorzugehen. Wie gesagt, hatte er am 26. Februar die auf den Stillstand bauenden Schweizer überfallen wollen, ein starker Schneesturm aber, der indessen alle Verbindungen erschwert hatte, bestimmte ihn, den Angriff auf den 1. März zu verschieben. Auch jetzt mochte er sich nicht allein auf seine Waffenmacht verlassen, sondern wünschte die Gegner noch einmal verrätherisch einzuschläfern: in derselben Stunde, am 25. Februar, in welchem er dem General Schauenburg den neuen Angriffsbefehl übersandte, ordnete er nach Bern einen Adjutanten ab, um die Herren von Frisching und Tscharner zu weiterer Friedensverhandlung, zu der er Vollmacht erhalten, nach Peterlingen einzuladen. Der Adjutant wurde am 26. in den Großen Rath eingeführt, wenige Stunden nachdem Erlach denselben verlassen hatte; die Gesandtschaft wurde dort genehmigt, immer aber, unter dem Eindrucke der eben gefaßten patriotischen Entschlüsse, zur Ablehnung aller weiteren Nachgiebigkeit angewiesen. Aber dennoch erreichte Brune seinen tückischen Zweck. Sein Antrag stärkte den Eifer der Friedenspartei; nach dem Abgang der Officiere in das Lager entbehrte Steiger im Großen Rathe beinahe hundert seiner kräftigsten Gesinnungsgenossen; die Meinung erhob sich, daß während

[1]) Mallet Zerstörung des Schweizer Bundes II, 104 der deutschen Uebersetzung.

der Dauer der Unterhandlung jede Feindseligkeit vermieden werden müsse, und am 28. gelangte der Rath zu dem Beschlusse, die dem General Erlach ertheilte Vollmacht zurückzunehmen. Die Nachricht kam in das Lager, als die Colonnen sich aller Orten bereits in Bewegung gesetzt hatten, und der von Erlach jetzt erlassene Gegenbefehl war der Todesstreich für Vertrauen, Thatkraft und Disciplin. Die Ausstreuungen über Verrath der Officiere waren eifrig fortgesetzt worden; in dem plötzlichen Stillstand der angeordneten Operationen sahen die Milizen die offene Bestätigung dieses Verdachtes, liefen zum Theil auseinander, setzten sich an mehreren Stellen in offene Meuterei und versagten den wichtigsten Befehlen den Gehorsam. Bern war wehrlos, ehe noch ein Schuß gefallen war.

Indessen setzte Brune sein unwürdiges Spiel bis auf die letzte Minute fort. Am 28. Februar eröffnete er den Schweizer Unterhändlern sein Ultimatum: sofortige Einsetzung provisorischer Regierungen in Bern, Solothurn und Freiburg, Maßregeln für eine helvetische Verfassung auf demokratischer Grundlage, Freigebung aller politischen Gefangenen, Entlassung aller Milizen in ihre Heimath. Nach Erfüllung dieser Begehren wolle er seine Truppen nicht weiter vorgehen lassen. Die Gesandten erklärten, hierzu keine Vollmacht zu haben, aber sich dieselbe in Bern erwirken zu wollen; sie erlangten zu diesem Behufe eine Verlängerung des Stillstandes bis zum 1. März Abends 10 Uhr. Kaum aber waren sie abgereist, so vollzog Brune die ihm aus Paris mitgegebene Kriegserklärung, und begann Schauenburg am 1. März in der Morgenfrühe die Feindseligkeiten durch die Erstürmung des Solothurner Schlosses Tornach und ein blutiges Gefecht im Matzendorfer Thale. In Bern beschloß man in diesen Stunden, dem französischen Generale neue Anerbietungen zu machen, im Sinne, wenn auch nicht im ganzen Umfange, seines Ultimatums. Brune besprach diese Punkte mit den Gesandten in der Nacht vom 1. auf den 2. März, während gleichzeitig seine Colonnen schon in voller Bewegung gegen Freiburg waren. Am Morgen des 2. März schickte er sie fort mit dem kurzen Bescheide, daß er binnen 24 Stunden die unbedingte Annahme seines Ultimatums erwarte.

Er hatte, unter Aufopferung seines Wortes und seiner Ehre, das Ziel erreicht. Sein Angriff traf überall auf innerlich gespaltene, gebrochene, unvorbereitete Gegner. Am 2. März capitulirte Solothurn, nachdem ein oberländisches Bataillon sich bei Langnau Stunden lang gegen zehnfache Uebermacht heldenmüthig vertheidigt, aber bei der all=

gemeinen Verwirrung keine Unterstützung empfangen hatte. Ebenso wenig vermochte der Berner Oberst Stettler den Muth der Freiburger Behörden aufrecht zu erhalten; nachdem einige Granaten in die Stadt gefallen, beeilten sie sich, dem General Pijon die Thore zu öffnen. Nach dem Verluste der beiden Städte war es für die Berner unmöglich, im Süden den Posten von Murten, im Westen die Linie der Aar zu behaupten; Erlach war genöthigt, seine Heertheile in eine engere Stellung nördlich und südlich von Bern zurückzunehmen. Die weichende Bewegung zerrüttete vollends den Rest von Mannszucht unter den Milizen; das Geschrei gegen den Verrath der Officiere erhob sich immer lauter, immer allgemeiner; dazu kam, daß der Kriegsrath in Bern mehrfach Weisungen an die einzelnen Truppentheile erließ, die in wichtigen Augenblicken die Befehle Erlach's kreuzten, Märsche und Gegenmärsche nöthig machten, und die Wuth der umhergehetzten Soldaten zu voller Verzweiflung steigerten. Schon am 4. März erklärten die eidgenössischen Hülfstruppen, daß Bern rettungslos verloren sei, und zogen nach Hause, um die eigne Heimath zu decken. Erlach fand sich in seinen Stellungen nordwärts der Stadt von der Hälfte seiner Mannschaft verlassen; einige Compagnien hatten sich völlig aufgelöst, andere waren nach der Stadt zurückmarschirt, andere zur Vertheidigung ihrer Dörfer vorwärts gegen den Feind gestürmt. In der Stadt war man rathlos und fassungslos; am 4. trug es die Partei der feigen Unterwerfung völlig davon; die Räthe dankten ab, ernannten eine provisorische Regierung und beschlossen die unbedingte Annahme des französischen Ultimatums. Steiger verließ darauf den Saal mit der Erklärung, daß er von dem Unterwerfungsvertrage bestimmt ausgeschlossen sein wolle, und eilte in das Hauptquartier zu seinem Freunde Erlach, um bei dem letzten Kampfe dem verhaßten Feinde in das Auge zu sehen. Der plötzliche Wechsel im Personal der Regierung vermehrte das Durcheinander in allen kriegerischen Anordnungen; das wirre Toben der Masse steigerte sich in solchem Grade, daß zwei Obersten der südlichen Abtheilung als angebliche Verräther erschlagen wurden. Indeß sandte die provisorische Regierung an Brune die Annahme des Ultimatums, verhieß Entlassung der Truppen und bat demnach um Stillstand; Brune ließ ihnen darauf sagen, sie möchten ihn einladen in die Stadt zu kommen und demokratische Brüderschaft zu schließen, in welchem Falle er nur eine Escorte von fünfhundert Mann mitbringen würde; bis 11 Uhr Vormittags werde er auf ihre Antwort warten. Es war der würdige Abschluß seines bisherigen Treibens: schon um 1 Uhr

Morgens ließ er die Stellung der Berner bei Neuenegg und Laufen an der Sense mit nächtlichem Ueberfall angreifen. Indessen ganz straflos sollte die Hinterlist doch nicht zum Siege gelangen. Der Posten bei Laufen war durch Freiburger Bauern rechtzeitig alarmirt worden, warf die Brigade Rampon in wildem Handgemenge zurück und war im Begriffe, zur Verfolgung auf das linke Ufer vorzugehen. Aber in derselben Stunde war es Pijon gelungen, bei Neuenegg die Berner zu überraschen, welche zersprengt und aufgelöst, sich fliehend der Stadt zuwälzten. Pijon, hastig nachsetzend, glaubte bereits am Ziele zu sein: da wurden seine Bataillone im Walde von Wanzen durch ein mörderisches Schützenfeuer zum Stehen gebracht, und zogen sich, unsicher in dem nächtlichen Dunkel über die Stärke des Feindes, wieder auf Neuenegg zurück. Es war eine einzige Compagnie, deren sichere Schüsse diese Wirkung erzielt hatten; Oberst Graffenried sammelte darauf noch einmal 2300 Mann und ging im Laufe des Vormittags seinerseits zum Angriffe vor. Hier zeigte sich, was ein muthiger und rechtzeitiger Entschluß hätte ausrichten können. Trotz der ansehnlichen Ueberzahl der Franzosen wurden zuerst die Höhen am Ufer der Sense erstürmt und dann die Gegner in blutigem Ringen über den Fluß zurückgeworfen, achtzehn Kanonen erobert, die alte Stellung am rechten Ufer wieder eingenommen. Es war ein Augenblick jubelnden Aufschwungs, aber nur ein Augenblick. Unmittelbar nachher kam aus Bern die Nachricht, daß Alles vorüber sei. Auf der Nordseite hatte ebenfalls in den ersten Morgenstunden General Schauenburg den Angriff eröffnet, und drei Berner Bataillone bei Fraubrunnen überwältigt; Erlach hatte in der letzten Stellung, dem Grauholz vor Bern, nur noch 900 Mann unter der Fahne halten können, und sah seine linke Flanke durch die Desertion der bei Buchsee aufgestellten Truppen völlig entblößt. Dennoch begann er bei dem Herandrängen des Feindes den hoffnungslosen Kampf, hielt das Holz noch zwei Stunden lang, wurde dann aber, rechts und links überflügelt, zum Rückzug genöthigt. Alle Ordnung hatte aufgehört, aber bis hart an die Stadtthore fochten die einzelnen Männer bis zum Tode. Um 1 Uhr Mittags rückten die ersten Franzosen in Bern ein. Die alte Eidgenossenschaft lag zu Boden. Was noch von Truppen im Felde stand, löste sich auf unter tobenden Verwünschungen gegen ihre Führer. Mehrere Officiere wurden erschossen, Erlach selbst bei Wichtrach, nicht weit von Thun, durch eine Rotte eben ausrückender Landstürmer in grauenvoller Weise umgebracht.

Am 6. März langte Brune in der unterworfenen Stadt an.

Nach den üblichen Begrüßungen und Freiheitsreden wurde vor Allem der reelle Zweck des ganzen Unternehmens in Angriff genommen, das Gewölbe des Staatsschatzes besetzt und eine Anzahl öffentlicher Kassen in Beschlag gelegt. Es stellte sich sogleich heraus, daß ein Theil des Schatzes, sowohl baares Geld als Schuldforderungen auf englische Häuser, in das Oberland hinweggeflüchtet war, und Brune, der bei allem demokratischen Eifer in Geldsachen durchaus die Gesinnung der meisten französischen Generale theilte, ließ sich durch den Münzwardein Jenner leicht bereden, gegen ein persönliches Geschenk von 200,000 Franken den weiteren Transport jener geretteten Werthe zu verstatten. Jenner eilte nach Thun, fand aber alle Straßen von meuterischen Landstürmern bedeckt, und die Lage so gefährlich, daß er zuletzt sich freute, mit heiler Haut seine Schatzkisten nach Bern zurückzubringen. So bekam die französische Republik die vollen Millionen, Brune aber behielt die ihm für seinen guten Willen bezahlten 200,000 Franken, wozu er sich dann später noch einen doppelten Betrag ganz officiell für geheime Ausgaben hinzufügen ließ. Sein erster Kriegscommissar, so wie zahlreiche Unterbeamte und Lieferanten bedachten sich in entsprechender Weise, so daß von dem Berner Staatsschatze etwas über 1½ Million spurlos verschwanden. Die Officiere ließen sich auf eigne Hand wohlsein; der Platzcommandant Taubin z. B. bat sich höchst unbefangen bei der provisorischen Regierung eine Carosse nebst Gespann und Fourage zum Geschenk aus, und trotz Brune's Verbot requirirten Obersten und Hauptleute Nahrungsmittel, Wein, Pferde und gelegentlich auch baares Geld nach Herzenslust. Dem Beispiele der Vorgesetzten folgend, hauste die Truppe im Lande mit völlig losgelassener Zuchtlosigkeit, so daß die Acten der Berner Regierung einen Betrag von mehr als vier Millionen geplünderten Gutes nachträglich feststellten. Die französische Regierung endlich empfing aus dem Berner Schatze beinahe eine Million für die Soldrückstände der Truppen, etwas über fünf Millionen an baarem Gelde und achtzehn Millionen Schuldforderungen an das Ausland, sowie die kostenfreie Verpflegung und Bekleidung ihrer Truppentheile während der ganzen Dauer der Occupation [1]). Die Beute war mithin ansehnlich genug, um dem Directorium und seinen Generalen als ausreichender Lohn für die aufgewandte List und Gewalt zu erscheinen. Für den Verlust ihres elenden Mammons brachte man dann den Schweizern den

---

[1]) Dies Alles nach Brune's Correspondenz und den von Stürler dazu aus den Berner Acten hinzugefügten Noten, Archiv für Schweizer Geschichte, Band XII.

unschätzbaren Segen einer demokratischen Verfassung, und Brune sagte demnach in einem seiner Erlasse: erfreulicher noch als die Eroberung des Landes sei die Eroberung der Herzen, welche der großen Nation gelungen sei.

In welcher Weise sich übrigens die constitutionelle Beglückung der Eidgenossen schließlich gestalten sollte, darüber gab es damals in Paris noch manche Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten. Anfangs hatte das Directorium der Ochs'schen Einheitsverfassung seinen vollen Beifall geschenkt, sie in der Waadt annehmen, in zahlreichen Abdrücken in der ganzen Schweiz verbreiten lassen. Dann aber machte sich eine andere Auffassung geltend. Am 22. Februar schrieb das Directorium an Brune, wesentlich für die französische Republik sei die Einführung jener Verfassung in dem Theile der Schweiz, welcher an Frankreich angrenze und nach Cisalpinien hinführe, also in den Cantonen von Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Freiburg, Waadt und Wallis; die übrigen würden sich wahrscheinlich bald anschließen, immer aber sei dies eine gleichgültige Sache und weder für noch gegen dieselbe zu wirken. Am 27. Februar hatten sich diese Vorstellungen noch weiter entwickelt. Angeblich auf den von mehreren Waadtländern und Wallisern erhobenen Einspruch gegen die Ochs'sche Verfassung[1]) erklärte das Directorium dem General Brune, es sei vom höchsten Interesse sowohl für jene beiden Völker als für Frankreich und Cisalpinien, daß Waadt, Wallis und Tessin sich zu einer besondern Republik vereinigten, falls sie es nicht vorzögen, was wohl auch im französischen Sinne zu begünstigen wäre, drei selbstständige kleine Freistaaten zu bilden. Es ist unverkennbar, daß hier ein durchaus französischer und militärischer Gesichtspunkt vorschlägt, derselbe, nach welchem schon im Sommer 1797 General Bonaparte die Besetzung des Wallis dem Directorium angerathen hatte, die Sicherung einer großen Militärstraße von Lyon nach Mailand. Je mehr man das Land politisch zersplitterte, desto sicherer konnte man darüber verfügen, und es war ganz in Bonaparte's Weise, wie früher die demokratischen Regungen, so jetzt das Aufflackern des Cantönligeistes für seine Eroberungspläne auszubeuten. Brune, der aller Orten in der Schweiz die Abneigung gegen den Einheitsstaat hervortreten sah, ging um so lieber auf die neue Auffassung seiner Regierung ein. Er entschloß sich, Waadt, Wallis und Tessin zu einer Republik Rhodanien zu vereinigen, und derselben noch Freiburg und

[1]) Besonders in Wallis war der Wunsch lebendig, eine Republik für sich allein zu bilden, wie Brune's Correspondenz mit Mangourit zeigt.

das Berner Oberland hinzuzufügen; das zur Zeit von den Franzosen besetzte Land würde nebst Zürich, Lucern, Schaffhausen, St. Gallen und den gemeinen Aemtern (Rheinthal und Thurgau) die Republik Helvetien bilden; die Waldstädte endlich nebst Zug und Glarus überließe man sich selbst, ihre Bauerschaften möchten, wenn sie wollten, zu einem „Tellgau" zusammentreten. Der General veröffentlichte die hierauf bezüglichen Anordnungen am 16. und 19. März, erlebte aber den Verdruß, daß unterdessen auf Ochs' und Laharpe's Betreiben das Directorium seinen Sinn geändert hatte und wieder auf die Einheitsverfassung für die ganze Schweiz zurückgekommen war. Schon am 23. mußte er unter Widerruf seiner früheren Befehle die neue Anordnung den Schweizern bekannt machen. Es war unmöglich, die Demüthigung der Besiegten und die Rücksichtslosigkeit des Verfahrens weiter zu treiben. Man war eingerückt mit der Erklärung, nichts als den Sturz der Adelsherrschaft und die Befreiung des Volkes zu begehren, und vierzehn Tage nachher war es dem Lande offenkundig bethätigt, daß fortan die Grundlagen seines Daseins von jeder Aenderung des Luftzugs in den Pariser Amtsstuben abhängig seien. Gewiß war vielen Schweizern die Zerreißung der Eidgenossenschaft in drei Republiken schmerzhaft gewesen; aber noch weniger läßt sich bezweifeln, daß der großen Mehrheit als das Abscheulichste damals die von Paris abhängige Einheitsverfassung erschien, und vor Allem die Waldstädte mußten jetzt mit Waffengewalt zum Eintritt in das neue Helvetien gezwungen werden. So dehnte die letzte Entschließung des Directoriums den Kreis der bewaffneten Eroberung immer weiter aus, und verschärfte damit in gleichem Maße den Eindruck seines Treibens bei den Mächten Europa's. Brune erschien übrigens seit seiner letzten Bloßstellung nicht mehr geeignet zum Oberbefehl in der Schweiz; auch trat er den Directoren zu selbstständig und eigenwillig auf, hatte sich mit Mengaud überworfen, forderte stärkere Vollmacht für die politischen Angelegenheiten. Dazu kamen Anzeigen nach Paris über die finanziellen Unordnungen und Unterschleife seiner Verwaltung, genug, das Directorium verfügte seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heeres von Italien, und sandte als politischen Lenker Helvetiens den ehemaligen Conventsdeputirten Lecarlier nach Bern. Die Brigaden Pijon und Rampon wurden nach Frankreich abberufen und Bonaparte zur Verfügung gestellt; den militärischen Oberbefehl in der Schweiz behielt General Schauenburg, der ein tüchtiger Soldat und ohne allen politischen Ehrgeiz war. Brune reiste am 28. März zu seiner neuen Bestimmung ab; sein Wagen war

so schwer mit Gold und Silber beladen, daß ihm nach wenigen Stunden ein Bruch der Achse langen Aufenthalt machte.

So stand es in der Schweiz, als der Frühling 1798 begann. Ueberall lagen die alten Ordnungen in Trümmern, anstatt eines neuen Staatswesens hatte man für's Erste einige Redeblumen der einheimischen Demagogen und die brutale Gewalt und Raubsucht der Fremden. Es war ganz so im Kirchenstaat, nicht viel besser in Cisalpinien und Batavien. Woher hätte das Bessere kommen sollen? Im Innern der großen Mutterrepublik, gab es dort an der Stelle der niedergerissenen Staatsordnung etwas Anderes als die Phrasen einer von Jedermann mißachteten Verfassung und die brutale Gewalt der Sieger vom 18. Fructidor? Bildung und Wohlstand, Recht und Freiheit siechten dahin; Alles, was im Volke noch von thätiger Lebenskraft vorhanden war, sammelte sich zu soldatischen Leistungen in den Heerlagern, und Eroberung, Ruhm und Beute waren das einzige Ziel der Begeisterung, welche das Fieber der Revolutionsjahre noch nicht ertödtet hatte. Wie die Soldaten, war auch der Feldherr, welchen ein besonderes Schicksal aus einer italienischen Insel an die Spitze Frankreichs geführt hatte; auch er kannte keine andere Leidenschaft als den Hunger nach Macht und Ruhm, keine andere Pflicht als die Befriedigung seiner unbegrenzten Herrschsucht, und ergriff diese Aufgabe mit einer bis dahin unerreichten Genialität, welche zu der sonstigen Geistesdürre des damaligen Frankreich einen unerhörten Contrast bildete. Bonaparte hatte das französische Volk die große Nation getauft, zu einer Zeit, wo in Deutschland Goethe, Schiller und Kant auf der Höhe des Ruhmes standen, wo in England Pitt und Canning, Wilberforce und Priestley wirkten, wo dagegen in Frankreich außer einigen Naturforschern und Mathematikern ersten Ranges nichts Großes existirte, als Bonaparte und seine Armee. Europa mochte sich vorsehen. War es noch möglich, sich über die Bedeutung der furchtbaren Thatsache zu verblenden, daß das weite Frankreich, übersättigt an der durch die Revolution gemißbrauchten Freiheit, alle seine Kräfte dienstwillig dem einen Zwecke des permanenten Krieges zur Verfügung stellte? Bereits war ihm Holland, die Schweiz, halb Italien unterworfen, Spanien so gut wie unterthänig, das linke Rheinufer besetzt. Von ferne her züngelten die revolutionären Flammen nach Polen, der Türkei, dem Oriente hinüber; der nächste Gegenstand aber der vordrängenden Eroberungslust war unser gespaltenes und gelähmtes Vaterland. Wir versetzen uns zurück nach Rastadt, in die Mitte des Januar 1798.

Viertes Capitel.

Das linke Rheinufer.

Nachdem die Frage der Vollmachten im Sinne der französischen Forderung erledigt war, gaben Treilhard und Bonnier der kaiserlichen Plenipotenz, sowie dem Directorialgesandten der Friedensdeputation am 17. Januar 1798 die Erklärung, daß die französische Republik die Abtretung des ganzen linken Rheinufers begehre, und fügten am 20. den weitern Antrag hinzu, daß die dort verlierenden Reichsstände Entschädigung erhalten und die Art und Weise derselben sofort in Erwägung gezogen werden müsse. Daß es sich hierbei um die Säcularisation geistlicher Territorien handelte, war ein öffentliches Geheimniß.

Es ist nicht nöthig, hier im Einzelnen die Aufregung zu schildern, welche diese Ankündigung bei der Masse oer in Rastadt versammelten Abgeordneten hervorrief. Hoffnung auf Widerstand hatte vom ersten Augenblicke an Niemand. Die Geistlichen, ihren politischen Ruin vor Augen, waren trostlos und riefen mit Seufzern und Thränen Oesterreichs gewohnten Schutz an. Die Weltlichen waren ein Jeder erfüllt von dem Gedanken, bei der Regulirung der Entschädigung das eigene Interesse zu wahren und nur zu Viele eilten, zum Theil mit den unwürdigsten Mitteln, durch Bestechung der Minister, Gesandten, Secretäre und Lakaien, sich die entscheidende Gunst der Franzosen zu sichern. Dies Alles ist hundert Mal erzählt worden: es zeigt sattsam, wie gründlich damals in allen Schichten das deutsche Nationalbewußtsein durch politischen Particularismus und ideales Weltbürgerthum zerrüttet, wie nothwendig in dieser Hinsicht unserem Volke eine Schule schweren nationalen Unglücks war. Wesentlich für den Gang der nächsten

Ereignisse war allein die Haltung der beiden Großmächte, und diese haben wir jetzt näher in das Auge zu fassen.

Erinnern wir uns an die einschlagenden (geheimen) Bestimmungen von Campo Formio. Danach genehmigte Oesterreich und versprach beim Reiche zu unterstützen, daß Frankreich das linke Rheinufer von Hüningen bis zur Nette erhalte (Artikel 1). Die hier einbüßenden Reichsstände sollten nach gemeinsamer Uebereinkunft mit Frankreich entschädigt werden (Artikel 12). Frankreich verpflichtete sich ausdrücklich, die preußischen Besitzungen auf dem linken Ufer dem Könige zurückzugeben, so daß dieser gar keinen Anspruch auf Entschädigungen gewänne; die beiden Mächte garantirten sich dies gegenseitig (Artikel 9). Dagegen sollte Oesterreich das Erzbisthum Salzburg und das baierische Land bis zum Inn empfangen (Artikel 5). Falls Frankreich beim Reichsfrieden Erwerbungen in Deutschland machte, sollte dem Kaiser ein entsprechender Gewinn zufallen, und umgekehrt (Artikel 7).

Andrerseits hatte ein Jahr zuvor Frankreich, für den Fall, daß es beim Frieden die Abtretung des linken Rheinufers vom Reiche erlange, im Voraus hiefür die Zustimmung Preußens erhalten und dagegen dem Könige eine sehr reich bemessene Ausstattung an geistlichen Gütern als Entschädigung für seine kleinen linksrheinischen Bezirke zugesagt.

Preußen war also jetzt nicht mehr in der Lage, sich der französischen Forderung vom 17. Januar zu widersetzen. Sie war der deutschen Gesinnung des jungen Königs schmerzlich; er hätte, wie gesagt, gerne seine clevisch-geldrischen Lande behalten und auf jede Vergrößerung, wenn Oesterreich dasselbe that, bereitwillig verzichtet. Nachdem aber Frankreich einmal das Begehren gestellt, ließ sich unmöglich verkennen, daß das preußische Sonderinteresse dabei besser als bei den Bestimmungen von Campo Formio fuhr. Vollends unerträglich aber wäre der Fall gewesen, wenn Frankreich zwar sonst über die Nette trotz Campo Formio hinausgegriffen, dem Könige aber laut dieses Vertrages seine Bezirke gelassen hätte, so daß dieser um seine Entschädigungsansprüche gekommen, die Bezirke aber geradezu französisch-batavische Enclaven geworden wären. Haugwitz beeilte sich also, die Gesandten dem Vertrage von 1796 entsprechend zur Genehmigung des französischen Antrags und zur Sicherung der preußischen Entschädigung anzuweisen [1].

---

[1] Die Correspondenz der Gesandten zeigt diese Erwägungen ebenso deutlich, wie die Grundlosigkeit der von Thugut und Lehrbach oft wiederholten Insinuation,

Von Grund aus eine andere war die Stellung Oesterreichs zu dem neuen französischen Begehren, obwohl in Wien kein lebhafteres Interesse für die Reichsintegrität als in Berlin vorhanden war, und unter gewissen Voraussetzungen die Franzosen auch mit Thugut zur Verständigung hätten gelangen können. Gleich am 18. Januar hatte Graf Cobenzl eine längere Unterredung mit Treilhard, bei welcher die entscheidenden Punkte in voller Deutlichkeit zu Tage traten.

Der österreichische Staatsmann sprach zunächst seine Ueberraschung über das französische Begehren aus, welches so weit über die Feststellungen von Campo Formio hinausgehe. Treilhard bemerkte dagegen, daß die neue Forderung doch durch keinen Artikel jenes Vertrages verboten sei, was Cobenzl einräumte, um so bestimmter aber hervorhob, daß Oesterreichs Verpflichtung, die französischen Wünsche zu unterstützen, sich durchaus auf die in Campo Formio bezeichneten Landstriche beschränke, und in Bezug auf jedes weitere französische Begehren der Kaiser vollkommen freie Hand habe. Dies vermochte Treilhard seinerseits nicht in Abrede zu stellen, fügte aber hinzu, daß Artikel 7 bereits weitere Begehren dieser Art und die österreichische Genehmigung derselben ankündige. Ganz richtig, sagte Cobenzl, jedoch nur in dem Falle, daß wir eines uns völlig anstehenden Aequivalentes versichert wären. Ich bin bereit, erwiederte Treilhard, jeden solchen Vorschlag entgegen zu nehmen. Cobenzl entgegnete, daß er zu nichts dergleichen bevollmächtigt sei, und es bei dem überraschenden Auftreten der französischen Forderung auch nicht sein könne; ihm bleibe nichts übrig, als einen Courier nach Wien zur Einholung neuer Weisungen zu schicken; auch dem Grafen Lehrbach sei bis zu deren Eintreffen der Mund geschlossen; unmöglich könne er vorher den französischen Antrag in der Deputation unterstützen, wie er es ohne Zweifel gethan hätte, wenn der Antrag innerhalb der Linien von Campo Formio geblieben wäre. Treilhard fand dann allerdings die Absendung eines Couriers ganz natürlich.

Indessen, fuhr Cobenzl fort, was haben wir eigentlich unter dem ganzen linken Rheinufer zu verstehen? Hoffentlich begreift ihr doch nicht die preußischen Besitzungen darunter, in formellem Widerspruch mit Artikel 9 unseres Friedens, in nicht geringerem Widerspruche mit vielfachen, höchst ausdrücklichen Betheuerungen des General Bonaparte?

---

daß Preußen die Franzosen zur Forderung des ganzen linken Rheinufers selbst angetrieben habe.

Treilhard erörterte darauf, daß die Rheinlinie ohne die preußischen Bezirke äußerst unbequem, ja unbrauchbar würde: indessen, sagte er, werden wir uns wohl herbeilassen, sie an Preußen zurückzugeben, wenn der König sie noch haben will; weigert er sich aber, sie wieder zu nehmen, so können wir ihn doch nicht dazu zwingen. Freilich wohl, antwortete Cobenzl, ist der König der Herr, sie zu nehmen oder abzuweisen, im letzteren Falle ist es aber klar, daß er auch keinen Anspruch mehr auf Entschädigung im Reiche hat. Treilhard meinte, irgend welche Entschädigung werde schwerlich zu vermeiden sein; auch würde Oesterreichs Interesse dabei gewahrt bleiben, wenn man Preußen auf strenge Entschädigung beschränke, und ihm keinen Zuwachs an Land und Leuten zuwende. Er pries dann, wie Cobenzl meinte, in sehr übertriebener Weise, die Größe und Wichtigkeit der dem Kaiser zugedachten Erwerbung, und schloß mit dem Vorschlag, Oesterreich möge die alten Mißstimmungen über Bord werfen und mit Frankreich und Preußen zu Dreien den gesammten Friedens- und Entschädigungsplan ausarbeiten, um den schleppenden Erwägungen der Reichsbehörden durch Vorlage eines fertigen Werkes ein rasches Ende zu machen. Cobenzl war in der Lage, diesen Gedanken nicht kurzhin abzuweisen. Thugut selbst hatte ihm neuerdings ein solches Verhalten empfohlen, freilich in seinem bodenlosen Argwohn gegen das Berliner Cabinet mit dem Zusatze, daß der Graf nimmermehr den ersten Schritt bei den preußischen Gesandten thun dürfe. So entgegnete demnach Cobenzl dem französischen Collegen, daß er amtlich sich auf die Erklärung beschränken müsse, von seinem Hofe fernere Instructionen erbitten zu wollen, daß er persönlich aber jene Verhandlung zu Dreien für sehr möglich und nützlich erachte, und versichern könne, daß Oesterreich ohne Haß gegen Preußen sei, und nur sich selbst gegen preußische Feindseligkeit zu sichern wünsche.

Als Treilhard hierüber seine große Zufriedenheit aussprach, suchte Cobenzl sofort einige besonders erhebliche Punkte in nähere Behandlung zu ziehen. Er fragte, ob sich die preußischen Gesandten bereits über die Forderungen ihres Hofes ausgesprochen hätten, erhielt aber die — vollkommen richtige — Antwort, daß dies in keiner Weise geschehen sei. Cobenzl hob dann hervor, daß, wenn jemals Oesterreich zu preußischen Entschädigungen zustimmen sollte, dies nur unter der Bedingung geschehen könnte, dieselben nicht in der Nachbarschaft österreichischer Landschaften zu sehen; mithin dürfe von keinen preußischen Annexionen in Franken die Rede sein. Treilhard meinte, dies werde sich im Laufe der Unterhandlung einrichten lassen. Endlich betonte Cobenzl, nächst

den Erwerbungen der drei Mächte selbst sei bei Weitem der erheblichste Punkt die Existenz und Entschädigung der drei geistlichen Kurfürsten, da hiervon die Erhaltung der gesammten Reichsverfassung abhänge. Diese aber, erläuterte er weiter, liege zweifellos auch in dem wohlverstandenen Interesse Frankreichs. Zu seiner Freude fand er hiergegen bei Treilhard dieses Mal schwächeren Widerspruch als bei früheren Zusammenkünften.

„Immerhin", seufzte Treilhard, „haben wir ein schweres, verwickeltes Stück Arbeit vor uns. Wenn erst euere Vergrößerung auf Kosten Baierns zum Vorschein kommt, so wird der Lärm in Deutschland größer werden, als über unsern Erwerb des linken Rheinufers, den alle Welt längst erwartet hat". Es war leider nur zu wahr, und auch Cobenzl wußte es wohl. Er widersprach Anstands halber, nahm aber gewandt den Anlaß wahr, um noch auf einen Punkt zu kommen, der ihm wie seinem Minister mehr als jeder andere am Herzen lag. „Gewiß", sagte er, „wäre der allgemeine Abschluß sehr erleichtert worden, wenn Bonaparte sich in Udine auf meinen Vorschlag eingelassen hätte, unsere gesammte Entschädigung in Italien vorzunehmen". Auf Treilhard's Bemerkung, jetzt, wo der Vertrag einmal feststehe, sei die Sache vollends unausführbar, erwiederte Cobenzl, er rede auch nur davon, als von einer historischen Thatsache, fuhr aber dennoch fort, die Vortheile, die sein System für Frankreich selbst hätte, zu entwickeln. Aber, rief Treilhard, dann müßte ja die cisalpinische Republik zerstört werden. Nicht im Mindesten, sagte Cobenzl; sie wäre nur auf die Grenzen von Leoben zurückzuführen, und uns dann die drei Legationen zu überweisen. Nun, antwortete Treilhard, auch dies wäre vielleicht noch in Erwägung zu ziehen.

Cobenzl war selbst etwas erstaunt, ein so freundliches Entgegenkommen bei einem sonst so heftig bestrittenen Punkte zu finden, und knüpfte daran noch eine warme Empfehlung des heiligen Stuhles, wobei sich Treilhard ebenfalls nicht völlig abweisend verhielt. Treilhard schloß die Zusammenkunft mit dem Versprechen, seiner Regierung über alle Theile des wichtigen Gespräches den genauesten Bericht zu erstatten[1]).

Nachdem Cobenzl seinem Minister eine nicht minder ausführliche Darlegung gegeben, fügte er die Bemerkung hinzu, daß er allerdings von Unwillen über die neuen Uebergriffe der Franzosen erfüllt sei, aber statt unnützer Zornausbrüche es für richtiger gehalten habe, sie zu

---

[1]) Alles nach Cobenzl's Bericht, 19. Januar. Wiener Archiv.

nehmen, wie sie einmal seien, um dadurch das österreichische Interesse möglichst zu fördern. Thugut war ganz und gar derselben Meinung. Er antwortete dem Gesandten, unmittelbar nach dem Empfange seiner Depesche, am 26. Januar [1]). Nachdem er ihm in nächster Zeit ausführlichere Weisungen versprochen, fuhr er fort: „Se. Majestät hat mit vielem Vergnügen die von Ihnen herbeigeführten Erörterungen über eine Erweiterung unseres italienischen Besitzes vernommen, und empfiehlt Ihnen dringend, dieselben mit Ihrer gewohnten Geschicklichkeit zu verfolgen. Ein solcher Erwerb ist in der That das einzige Mittel, uns mit geringerem Widerstreben zu der Genehmigung der französischen neuen Ansprüche auf die Rheinlinie zu bestimmen; die Bereitwilligkeit, welche Frankreich uns an dieser Stelle zeigt, wird der wahre Prüfstein für seine freundschaftliche Gesinnung gegen uns sein." Er widerlegte dann Treilhard's Bedenken hinsichtlich des Bestandes der Cisalpina, wenn Oesterreich die Legationen bis zum Panaro so wie eine Grenzverbesserung gegen Mantua hin erhielte, und entwickelte die Nothwendigkeit einer solchen italienischen Abtretung auch aus Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse. Denn die Erweiterung des österreichischen Looses, zu der Frankreich jetzt laut Artikel 7 verpflichtet sei, werde sich in Deutschland schwerlich finden lassen. „Eine Ausdehnung über die Linie des Inn hinaus", sagte er, „kann Sr. Majestät kaum anstehen. Dieser Fluß bildet an sich eine gute Grenze; dazu kämen die preußischen Reclamationen gegen unsere Vergrößerung auf deutschem Boden; Preußen würde dann den Vorwand nehmen, für sich selbst weiter zuzugreifen; es wüchse die Schwierigkeit, Entschädigungen für alle Welt zu finden; wir kämen nothgedrungen zu dem Grundsatze einer allgemeinen Säcularisation, der in jeder Beziehung dem Herzen Sr. Majestät unendlich zuwider ist." Demnach ermahnte er den Gesandten, bis man über diese Hauptsache klar sehe, die Reichsdeputation, soweit es ohne Aufsehen möglich sei, zu einer hinziehenden Behandlung des französischen Antrags zu veranlassen, und vor Allem die katholischen Stände dahin zu stimmen, daß sie nicht in die Abtretung des linken Rheinufers einwilligten, ehe nicht für hinreichende Ausstattung der drei geistlichen Kurfürsten gesorgt sei, denn zu deren Unterstützung durch jedes mögliche Mittel sei der Kaiser ein für alle Mal entschlossen. Die entsprechenden Weisungen für den Grafen Lehrbach gingen an demselben Tage nach Rastadt ab.

---

[1]) Die Staffetten zwischen Rastadt und Wien brauchten damals fünf Tage. Thugut's Antwort langte den 1. Februar in Rastadt an.

Die Stellung des Wiener Hofes ist, wie wir sehen, durch diese Schriftstücke mit vollkommener Deutlichkeit bezeichnet. Er denkt nicht an Widerstand gegen die französische Forderung des linken Rheinufers, vorausgesetzt, daß Frankreich die ihm durch Artikel 7 auferlegte Gegenleistung nicht versagt. Er ist zu der Abtretung bereit, wenn er in Italien die ehemals päpstlichen Legationen erhält, in Deutschland die drei geistlichen Kurfürsten erretten und die Säcularisationen in möglichst enge Grenzen einschließen kann. Die einzige Sorge, welche in Wien noch für die deutschen Reichsinteressen existirt, richtet sich auf die Erhaltung der clericalen Elemente der mittelalterlichen Reichsverfassung. Wenn sich Frankreich in diesem Sinne entschließt, so ist die Abtretung des linken Rheinufers vollzogen und die Fortdauer des Friedens gesichert. Wenn nicht, nicht.

Wir haben nun früher Talleyrand's Instruction an Bernadotte kennen gelernt, welche eine Woche vor dieser Thugut'schen Depesche niedergeschrieben wurde, und wissen also, daß die eine zu der andern den denkbar schärfsten Gegensatz bildete. Oesterreich wünschte Ausdehnung in Italien und Beschränkung der Säcularisationen; Frankreich erstrebte allgemeine Säcularisation, gerade um durch Schwächung des kaiserlichen Einflusses im Reiche jede Einwirkung Oesterreichs auf Italien unmöglich zu machen. Zwischen diesen Anschauungen gab es keine Vermittlung; die eine oder die andere mußte unterliegen, und die äußere Ruhe Europa's hing lediglich von der Frage ab, ob und wann die schwächere der beiden Parteien, also damals Oesterreich, den Muth und die Mittel zu einem neuen Waffengange finden würde.

Einstweilen machte sich dann bei der Deputation die von Thugut gewünschte langsame Erörterung des französischen Antrags ganz von selbst. Bei der ersten Verhandlung am 22. Januar, wo Graf Lehrbach noch keine Abstimmung geben zu können erklärte, wurde beschlossen, Berufung an die Gerechtigkeit und Großmuth der französischen Nation einzulegen; man entwickelte, daß Frankreich aus dem Gewinne des linken Rheinufers geringen Vortheil ziehe, Deutschland dagegen den Umsturz seiner ganzen Verfassung befahren würde; man hoffe also, Frankreich werde bei ruhiger Ueberlegung auf eine Politik zurückkommen, die nicht so weit über die Vereinbarungen von Leoben hinausschritte. Eine Note dieses Inhalts ging am 25. Januar an die französischen Gesandten ab; am 28. kam ihre Antwort, die in der Form ebenso derb und grob gefaßt war, wie sich im Gespräche mit Cobenzl Treilhard höflich und freundlich gezeigt hatte. Wenn das linke Rheinufer, hieß

es darin, uns geringen Vortheil bringt, so ist damit unsere Mäßigung erwiesen; eine Beschränkung der deutschen Grenze hat mit der deutschen Verfassung nichts zu thun; der Vertrag von Leoben geht das deutsche Reich nichts an; alle Nebenfragen werden später zur Erörterung kommen, für jetzt hat das Reich unzögerlich die Hauptfrage zu entscheiden. Die Deputation lieferte darauf eine sehr gründliche und ausführliche Widerlegung dieser Sätze, zog sich aber am 3. Februar nur eine doppelt scharfe Entgegnung der Franzosen zu, welche die Deputation für alle schlimmen Folgen ihres Zauderns verantwortlich machte. Am 8. kam darauf die Deputation zu dem Beschlusse, die Franzosen um nähere Erläuterung ihrer Absichten anzugehen, um bestimmte Aeußerung über die einzelnen Rechtsverhältnisse der abzutretenden Landschaften, vor Allem um Räumung des rechten Ufers durch die französischen Truppen. Graf Lehrbach enthielt sich dabei noch immer wegen mangelnder Instruction der Abstimmung. Die Franzosen antworteten umgehend am 10. Februar, vor Allem sei der Grundsatz der Abtretung durch die Deputation anzuerkennen; nachher würde sich das Einzelne finden. Wohl oder übel, man mußte einen Schritt vorwärts thun, und nachdem in der nächsten Sitzung Sachsen erklärt hatte, ohne Mitwirkung Oesterreichs nicht weiter abstimmen zu können, schloß sich am 14. Februar endlich auch Lehrbach dem Antrage an, den Franzosen die Hälfte des linken Rheinufers anzubieten, und am 16. wurde diese Erklärung amtlich ausgefertigt. Ueber den Ausgang hatte eigentlich Niemand Zweifel mehr. Schon in derselben Sitzung des 16. berichtete der badische Gesandte, die Franzosen seien entrüstet über das Hinschleppen der Sache und drohten offen mit Krieg; ob es unter diesen Umständen nicht besser sei, das Unvermeidliche rasch zu thun? Eine große Zahl der sonstigen Reichsstände sandte gleichzeitig der Deputation Erklärungen ein, daß sie die Beschlüsse derselben mit Vertrauen erwarteten, für sich aber die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes einsähen. Genug, die Verzögerung brachte Thugut in Rastadt ebenso wenig Gewinn wie das Jahr zuvor in Montebello. Die Franzosen verstanden und übten diese Kunst ebenso gut wie er. Wenn er das österreichische Votum für die große Abtretung von einem entsprechenden Gewinn für Oesterreich abhängig machte, so fanden die Franzosen um so leichter Vorwände, ihre Aeußerung über diesen Gewinn hinauszuschieben, als bei jedem speciellen Vorschlag ein Briefwechsel mit Paris erforderlich war, und darüber ebenso viel Zeit verging, wie in Rastadt über dem weitläufigen Geschäftsgang der Deputation. Wiederholt brachte Cobenzl die Legationen zur Sprache, mußte

sich aber bald überzeugen, daß jenes flüchtige Entgegenkommen Treilhard's am 18. Januar durchaus nicht den Gesinnungen der Pariser Regierung entsprach. Dann war von den jonischen Inseln die Rede. Die dortige französische Station, so nahe den dalmatinischen Häfen, war den Oesterreichern äußerst unbequem; im kaiserlichen Besitze wären sie eine werthvolle Unterstützung für die Schöpfung einer österreichischen Seemacht im adriatischen Meere gewesen, und eine solche trug Thugut mit lebhaftem Interesse im Sinne. Aber wir kennen auch den Werth, welchen Bonaparte auf den Besitz Corfu's und auf die maritime Ohnmacht Oesterreichs legte; es war kein Gedanke daran, die Inseln Oesterreich zu überlassen. So wollte sich für dieses das durch Artikel 7 vorgesehene Aequivalent nicht finden lassen, und folglich blieb in der Deputation Graf Lehrbach bei seiner ablehnenden Haltung gegen die Ausdehnung des französischen Besitzes am Niederrhein, und Cobenzl warf einmal sogar die Drohung hin, die österreichische Armee wieder vorgehen zu lassen. Um so nachdrücklicher schlugen dafür Treilhard und Bonnier auf die unglückliche Reichsbehörde los; sie meldeten ihr am 20. Februar, daß ihr neuestes Anerbieten zwar den Widerruf aller bisher von ihr in das Feld geführten Beweise in sich schließe, daß aber die Abtretung des halben Rheinlandes den Hauptzweck, die Herstellung einer festen, natürlichen und militärischen Grenze, völlig verfehle und deshalb ohne Weiteres abzulehnen sei. In der Sitzung vom 26. ergriff darauf die Deputation den hier geäußerten Gedanken der natürlichen Grenze und bot also den Stromlauf des Rheines und der Mosel, mithin das Land zwischen beiden Flüssen, je nach der Wahl der Franzosen nördlich oder südlich des letztern, mit dem von Lehrbach vorgeschlagenen Zusatze, im Nothfall zur Verbesserung der militärischen Grenze noch einige Parzellen hinzufügen zu wollen; als Bedingung dafür aber zählte sie achtzehn specielle Punkte auf, betreffend Religionsfreiheit, Domänen, Schuldenwesen u. s. w. in den abzutretenden Landen. Es dauerte bis zum 2. März, ehe das weitschichtige Actenstück ausgearbeitet war; desto rascher war die französische Antwort fertig, welche am 4. März der Deputation die einfache Frage vorlegte, ob sie, Ja oder Nein, den Grundsatz der Abtretung des ganzen linken Rheinufers anerkennen wollte. So zum fünften Male zurechtgewiesen, war die Standhaftigkeit der Deputation zu Ende. Nachdem die Franzosen mündlich dem Mainzer Kanzler Albini die Aussicht auf eine stattliche Entschädigung seines Fürsten eröffnet hatten, vereinigten sich in der Berathung am 9. März alle Stimmen außer Oesterreich über die Nothwendigkeit, den

schmerzlichen Schritt zu thun, unter der Voraussetzung, daß jetzt die Franzosen ihre Truppen vom rechten Rheinufer zurückziehen, überhaupt keine weiteren Ansprüche an dasselbe machen und in die Berathung der achtzehn Specialartikel eintreten würden. Kurmainz veranlaßte dann noch die Anhängung eines Satzes, welcher die Hoffnung aussprach, Frankreich würde vielleicht das Land nördlich der Nette dem Reiche lassen und dadurch die Erhaltung des Kurfürstenthums Cöln ermöglichen; diesem ohne Zweifel von ihm eingegebenen Zusatze stimmte Lehrbach „ganz gerne" bei, da er ja genau dem Vertrage von Campo Formio entsprach und Preußen von der Entschädigung ausschloß.

Den 11. März wurde dieser Beschluß nach dem üblichen Geschäftsgange der kaiserlichen Plenipotenz zur weiteren Beförderung an die Franzosen zugestellt. Bei dem ergebnißlosen Stande der Cobenzl'schen Unterhandlung war Graf Metternich nicht in der Lage, dem Beschlusse die kaiserliche Bestätigung hinzuzufügen: er begnügte sich, ihn der französischen Gesandtschaft zur Kenntnißnahme zuzuschicken.

Nach solchen Erlebnissen war Thugut im Grunde bereits überzeugt, daß eine annehmbare Verständigung mit Frankreich nicht erreichbar sei. Hätte er einige sichere Aussicht auf gutes Waffenglück gehabt, er wäre jetzt schon zu offenem Bruche geschritten. Für's Erste that er das Mögliche, um für einen solchen Fall vorbereitet zu sein; die Truppen in Venetien und Kärnthen wurden auf die Stärke von beinahe 100,000 Mann gebracht, und ein Corps von 12,000 Mann in Tyrol zusammengezogen. Mit dem englischen Gesandten hatte er häufige Gespräche über die Herstellung der früheren Bundesfreundschaft, wobei es freilich nicht an den besten gegenseitigen Versicherungen fehlte, England aber zu Thugut's großem Verdrusse die Absendung einer Flottenabtheilung in das Mittelmeer, bei den französischen und spanischen Seerüstungen im Canal und Ocean, zur Zeit ablehnte, und dann unerbittlich als Bedingung jedes weiteren Abkommens die Anerkennung des Stahremberg'schen Anlehenvertrags vom Frühling 1797, oder mit anderen Worten die Wiedererstattung der englischen, im vorigen Kriege geleisteten Vorschüsse forderte. Gegen den Rechtsanspruch ließ sich schlechterdings keine auch nur scheinbare Einwendung erheben; bei dem elenden Stande aber der österreichischen Finanzen kam er Thugut höchst ungelegen, und er mühte sich ab, den Engländern nachzuweisen, wie höchst unklug und unanständig dies Beharren auf ihrem Schuldscheine sei. Mit solchen Erörterungen pflegt auf dieser Erde ein Gläubiger sich selten abspeisen zu lassen, und so zeigte ihnen auch Lord Grenville taube Ohren. Er

steigerte dann noch Thugut's üble Laune, indem er zu dem Drängen auf baares Geld auch eine politische Mahnung gesellte, die nach ihrer sachlichen Richtigkeit ebenso unbestreitbar wie nach Thugut's Auffassungen widerwärtig war: den stets wiederkehrenden Rathschlag, sich so schnell wie möglich mit Preußen zu verständigen, da nur durch die gegenseitige Eifersucht zwischen den beiden Mächten Frankreichs bisherige Siege möglich geworden und nur durch die Herstellung ihrer Eintracht ein erfolgreicher Widerstand gegen die Revolution zu erzielen sei. Nichts konnte für Thugut verdrießlicher sein, da er stärker als je von dem verrätherischen Einverständniß zwischen Preußen und Frankreich überzeugt war. Denn fort und fort berichtete Lehrbach aus Rastadt, daß Preußen nicht bloß nicht den französischen Anmaßungen widerspreche, sondern umgekehrt die Franzosen zu immer weiteren Forderungen und Gewaltthaten aufhetze, um bei dem allgemeinen Umsturze dann für sich im Trüben zu fischen. Das gerade Gegentheil, wie wir gleich sehen werden, war die thatsächliche Wahrheit; zu gut aber stimmten Lehrbach's Angaben mit Thugut's Vorurtheilen, als daß der Minister irgend einem Zweifel Raum gegeben hätte. So dünkte es ihn keine erfreuliche Wendung zum Besseren, sondern nur eine neue Aeußerung bodenloser Unredlichkeit zu sein, wenn schon im Januar der preußische Gesandte in Wien, Graf Keller, von dem Wunsche seines Königs auf herzliches Einvernehmen redete und bald darauf eine förmliche Unterhandlung zur Herbeiführung desselben eröffnete. Thugut hielt sich dabei äußerst knapp und zurückhaltend und erachtete es durchaus nicht für rathsam, dem vermeintlichen Betrüger Offenheit und Redlichkeit entgegen zu bringen. Als Bethätigung des Vertrauens schlug Keller den Austausch der beiden geheimen Verträge vor, des preußischen vom August 1796, des österreichischen von Campo Formio; Thugut verschmähte die Vorlage des einen und verweigerte jene des andern. Er hatte freilich Grund dazu, da er den Berliner Vertrag schon kannte und über Campo Formio das Gegentheil der Wahrheit zu erzählen gedachte. Er versicherte Mitte Februar, zwischen dem Kaiser und Frankreich beständen keinerlei Verpflichtungen, welche mit den beiden Grundlagen der Integrität des Reiches und der Erhaltung seiner Verfassung, so wie sie bis zum Frieden zu erhalten gewesen, im Widerspruche ständen; es bedarf nicht der Bemerkung, daß in Berlin diese offenbar den Thatsachen widersprechende Phrase einen wenig verlockenden Eindruck machte. Nicht günstiger urtheilte dann Thugut, als auf seine Frage nach Preußens Forderungen Keller die Antwort gab, auch seinem Könige liege die möglichste Erhal=

tung des bestehenden Zustandes im deutschen Reiche am Herzen, und da seit dem Verluste von Mainz und dem Abzuge der Oesterreicher der Verlust des linken Rheinufers sicher erscheine, so begehre er zwar eine Entschädigung für seine clevischen Lande, verzichte aber auf jede Vergrößerung, wenn Oesterreich ebenfalls keine Annexionen in Deutschland begehre. Man war in Berlin der Ansicht, daß Oesterreich für den Verlust Belgiens und Mailands durch Venetien entschädigt sei, und legte, wie immer, das höchste Gewicht darauf, es sich nicht auf Kosten Baierns vergrößern zu lassen. Thugut aber war entrüstet. Er hätte Preußens Rückhalt gegen Frankreich angenommen, weil dieses zu der Innlinie keine Zugabe in Italien dem Kaiser gönnen wollte. Und jetzt war Preußens erstes Wort der Antrag, daß der Kaiser auf die Innlinie selbst verzichten sollte. Es war zum Verzweifeln.

In früheren Jahren pflegte er sich nun bei solchen Vorkommnissen zur Zügelung der preußischen Böswilligkeit an seinen nordischen Hort, an die große Catharina, zu wenden. Auch jetzt richteten sich seine Blicke nach Rußland, wenn auch für's Erste mit schwacher Hoffnung. Denn jener Eifer, mit welchem Kaiser Paul zur Zeit von Campo Formio sich als Beschützer des deutschen Reiches erhoben hatte, war bei der näheren Ansicht der Friedensartikel stark gebrochen worden: der erregbare Selbstherrscher nahm Anstoß daran, daß Oesterreich so viel zugestanden hatte und ärgerte sich vor Allem über die Ueberlassung der jonischen Inseln an Frankreich. Er befürchtete von dort aus revolutionäre Umtriebe oder diplomatische Hetzereien in der Türkei, welche den russischen Interessen Gefahr und Schaden bringen könnten. Thugut hatte große Mühe gehabt, diese verdrießliche Stimmung einigermaßen zu beschwichtigen, und demnach bisher irgend welche Unterstützung seiner Politik in St. Petersburg nicht erzielen können. Immer beschloß er jetzt, wenigstens für seine preußische Unterhandlung die Beihülfe des Zaren anzurufen. Es erging gleichzeitig am 9. März ein eigenhändiger Brief des Kaisers Franz an Paul und eine ausführliche Depesche an die österreichische Gesandtschaft. Beide enthielten die wärmsten Betheuerungen der eigenen Uneigennützigkeit und die bittersten Anklagen gegen die preußische Habgier und Franzosenthümelei; der Bestand des deutschen Reiches, ja aller Throne in Europa sei dadurch gefährdet, und einzig die Macht und Weisheit des russischen Kaisers könne helfen: man bitte diesen also, bei der österreichischen Verhandlung mit Preußen das Amt des Vermittlers zu übernehmen. Einen besonders raschen oder glänzenden Erfolg erwartete Thugut jedoch von diesem Versuche nicht. Er

dachte einstweilen mit größter Vorsicht zwischen Preußen und Frankreich zu laviren, bei den Franzosen bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen, zugleich aber auch einige Schritte zur Annäherung an Preußen zu thun. Demnach sandte er an Cobenzl und Lehrbach am 13. März die Instruction, sich mit ihren preußischen Collegen auf die Erörterung der beiderseitigen Wünsche und Interessen einzulassen, bei den Franzosen aber die Abtretung des gesammten linken Rheinufers zu bestätigen, wenn sie zunächst in einer schriftlichen Erklärung ihre Pflicht nochmals anerkännten, für Oesterreich ein Aequivalent zu schaffen. Ja, Cobenzl sollte im äußersten Falle, wenn irgend ein weiterer Landgewinn nicht aufzutreiben sei, über die Ersetzung desselben durch französische Geldzahlungen sondiren[1]). Man sieht deutlich, daß Thugut eine solche Abkunft mit Frankreich, ich will nicht gerade sagen, der preußischen Unterhandlung vorzog, jedenfalls aber damals von jener sich eher als von dieser Erfolg versprach.

Noch war die Instruction nicht in den Händen der Gesandten, als in Rastadt die Franzosen ihre weiteren Forderungen in einer den österreichischen Wünschen schnurstracks entgegengesetzten Weise entwickelten. Auf den Deputationsbeschluß vom 11. März erwiederten sie am 15., daß sie mit Befriedigung die bedingungslose Abtretung des linken Rheinufers entgegennähmen. Die Räumung des rechten Ufers, bemerkten sie, könne erst nach der Vollendung des Friedens erfolgen. Die Berathung der achtzehn Specialartikel verschoben sie auf einen späteren Abschnitt der Unterhandlung. Nachdem jetzt, fuhren sie fort, die erste Grundlage des Friedens gewonnen sei, gelte es, die zweite festzustellen. Es handle sich um die Entschädigung der auf dem linken Ufer verlierenden Fürsten; Frankreich finde dazu die Grundlage in Säcularisationen. Auch hier lasse sich keine Verhandlung über die Einzelnheiten eröffnen, bis die Deputation den Grundsatz anerkannt habe. So waren alle sonstigen Wünsche der Deputation rund abgewiesen, oder in unbestimmte Ferne verschoben; dafür über trat das längst Befürchtete, die Forderung der Säcularisation, der Säcularisation ohne Vorbehalt noch Schranke, in amtlicher Bestimmtheit hervor. Die Aufregung unter den Abgeordneten verdoppelte sich; die Verhandlungen der Deputation wurden kürzer, leidenschaftlicher, verwirrter. Bei der Frage des linken Rheinufers

---

[1]) Die Instruction selbst liegt mir nicht vor, ihr Inhalt aber erhellt deutlich aus Cobenzl's Antwortsbericht.

war im Grunde alle Welt einverstanden gewesen[1], sowohl über die schließliche Unvermeidlichkeit der Sache, als in der Bereitwilligkeit, nach dem Wunsche Oesterreichs Zeit zu gewinnen. Jetzt aber gingen die Interessen scharf auseinander. Oesterreich setzte sich in unverhüllten Widerstand; die Mehrzahl der weltlichen Mitglieder, an ihrer Spitze Baiern und Baden, drängte ebenso unumwunden und eifrig zum bejahenden Abschluß. Dagegen erklärte Würzburg den Grundsatz überhaupt für unstatthaft und rechtswidrig; sollten die linksrheinischen Fürsten entschädigt werden, so müßte die Entschädigung von der Gesammtheit des Reiches geleistet, nicht aber auf eine besondere Kategorie der Reichsstände gelegt werden. Auch Kursachsen und Hannover hatten schwere Bedenken über den Grundsatz, während Kurmainz nur um gelinde und zweckmäßige Anwendung desselben bat. Nachdem man noch zweimal ohne jeden Erfolg mit den französischen Gesandten Noten gewechselt hatte, kam man den 4. April zu dem Beschlusse, sich im Allgemeinen auf den Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisationen einzulassen. Es war, damit auch hier der Tragödie die Ironie nicht fehlte, vor Allen Albini gewesen, der in der Hoffnung auf die französischer Seits für seinen Fürsten halb versprochene Entschädigung die Mehrheit zum Opfer seiner Standesgenossen entschieden hatte. Oesterreich hatte fruchtlos von Anfang bis zu Ende widersprochen.

Kein besseres Ergebniß lieferte gleichzeitig die nicht minder wichtige directe Verhandlung zwischen Cobenzl und Treilhard. Cobenzl theilte jenen Vorschlag einer schriftlichen Erklärung über das österreichische Aequivalent den Franzosen am 19. März, vorsichtiger Weise zunächst als seinen persönlichen Gedanken mit. Hier aber wartete seiner eine besondere Ueberraschung. Treilhard erklärte ihm, daß er das begehrte Schriftstück um so weniger ausstellen könne, als nach seinen neuesten Instructionen das Directorium Salzburg und die Innlinie als eine völlig ausreichende Schadloshaltung Oesterreichs, auch bei Abtretung des ganzen linken Rheinufers betrachte. Vergebens berief sich Cobenzl auf den Artikel 7 von Campo Formio; Treilhard meinte, dessen Auslegung sei äußerst zweifelhaft; übrigens mache Frankreich durch die Abtretung der Rheingrenze nicht eigentlich eine Erwerbung, da es ja diese Lande längst im Besitze habe; er, Treilhard, sei stets der Meinung gewesen, daß

[1]) Baierns officieller Widerspruch war nur eine diplomatische Maske. Gleichzeitig hatte sein Gesandter, Graf Preysing, sich so tief mit den Franzosen eingelassen, daß Oesterreich den Kurfürsten zu seiner Abberufung nöthigte.

Artikel 7 erst dann für Oesterreich anzurufen sei, wenn Frankreich Stücke des rechten Rheinufers erwerbe. Es war allerdings nicht möglich, den Hohn gegenüber einer deutlichen Vertragsbestimmung weiter zu treiben. Als Cobenzl, der mit Mühe seine Entrüstung bezwang, noch einmal auf die drei Legationen zurückkam, schnitt Treilhard die Erörterung mit dem Worte ab, daß diese Cisalpinien, also einem Verbündeten Frankreichs, gehörten, und Frankreich noch eifersüchtiger über dem Besitze seiner Verbündeten als über dem eigenen wache. Sodann bat er bei einer Zusammenkunft am folgenden Tage Cobenzl dringend, das Interesse seiner Regierung nicht durch unzeitige Hartnäckigkeit zu schädigen. Der Argwohn in Deutschland, sagte er, gegen euere Vergrößerung in Baiern ist gewaltig; die preußischen Gesandten reden unaufhörlich von dem Widerstande, den sie jeder solchen Absicht entgegenstellen würden, und ködern zugleich die anderen Stände durch die Verheißung, nichts für sich zu begehren außer einer genauen Entschädigung, wenn Oesterreich desgleichen thäte. „Also", fuhr Treilhard fort, „entschließt euch; verbindet euere Politik mit der unsrigen; um die Innlinie zu gewinnen, gibt es für euch keinen andern Rückhalt, als die Freundschaft der französischen Republik. Schließt mit uns ab; dann setzt ihr uns in den Stand, gegen Preußen eine ernste Sprache zu reden, und jeden Widerstand desselben niederzuschlagen". Cobenzl warf sich einen Moment die Frage auf, ob dies nicht unter den gegebenen Umständen, da in Italien nichts zu erreichen, und der Kaiser gegen weitere deutsche Erwerbungen gleichgültig sei, vielleicht noch der leidlichste Ausweg sei, mußte sich freilich aber auf der Stelle sagen, daß man für die Erfüllung aller dieser Versprechungen eben auch keine bessere Gewähr habe, als für die so schmählich zertretenen Artikel von Campo Formio[1]). Er ging also schweren Herzens an seine zweite Aufgabe, an die Verhandlung mit dem preußischen Gesandten, und in der That, hier sollten sich für den Augenblick günstigere Aussichten eröffnen.

Denn, was auch Lehrbach über preußisch-französische Durchstechereien erhorchen und berichten mochte, man war damals in Berlin über die französischen Anmaßungen ebenso entrüstet und besorgt, wie in dem kaiserlichen Cabinet. Während der Verhandlung über das linke Rheinufer hatten Treilhard und Bonnier die preußischen Gesandten unaufhörlich gedrängt, die Deputation zu rascherem Vorgehen und unbedingter

---

[1]) Cobenzl an Thugut, 27. März 1798.

Abtretung zu nöthigen; der König aber schrieb ihnen und ließ es gleichzeitig Talleyrand erklären, daß er nach den früheren Verträgen die Abtretung geschehen lasse, nimmermehr aber dazu helfe, daß er sie vielmehr beklage und am liebsten seine clevischen Lande behalten würde, wenn Frankreich seine Eroberungen nicht über die Mosel hinüber ausdehnte. Als sie demnach das französische Ansinnen fortdauernd weigerten, hatten sie von Treilhard's Grobheit ebenso viel wie die Deputation zu leiden. Kommt noch einmal, rief er ihnen zu, eine verschleppende Antwort, so erwiedern wir mit Kanonenschüssen; und mit einem Fluche setzte er hinzu: dann ist es auch vorbei mit euerem Vertrage von 5. August, und mit allen Vortheilen, die euch darin versprochen sind. Nicht minder unwirsch zeigte er sich, als auf seine dringenden Fragen, welche Territorien denn Preußen eigentlich verlange, Görtz beharrlich jede Auskunft ablehnte, und vorher seinerseits Kenntniß der geheimen Artikel von Campo Formio und der österreichischen Ansprüche begehrte. Die preußischen Gesandten waren demnach gründlich erbittert gegen Frankreich, und ließen nicht ab, ihrem Hofe die Gefahren der revolutionären Ehrsucht vorzustellen; mehrmals fragten sie an, ob es nicht möglich sei, durch einige Truppenaufstellung den Franzosen zu imponiren, so wie durch Beschränkung der bisherigen Entschädigungspläne die Annäherung an Oesterreich zu erleichtern. Nun bekamen sie zwar hierauf aus Berlin den Bescheid, daß dergleichen durchaus nicht übereilt werden dürfe, immer aber war auch das Ministerium der Ansicht, die Hauptgefahr für Deutschland und Europa liege in der Gewaltthätigkeit der Franzosen: es sei also ein Einvernehmen mit Oesterreich, wenigstens für eine gemeinsame diplomatische Action, höchst wünschenswerth, und demnach die vorgeschlagene russische Vermittlung unbedingt anzunehmen. In dieser Lage der Dinge fand denn Cobenzl bei den preußischen Gesandten ein äußerst bereitwilliges Entgegenkommen.

Die Gesandten hatten seit Anfang Februar die Instruction, in erster Linie darauf hinzuarbeiten, daß Oesterreich gar keine deutschen Lande fordere; in diesem Falle würde Preußen sich mit einer genauen Entschädigung für seinen clevischen Verlust, und zwar dem Bisthum Hildesheim[1]), begnügen: dann könne das Reich erhalten bleiben, und dem König sei demnach dieser Fall bei Weitem der erwünschteste. Würde dies jedoch nicht erreichbar, Oesterreich dann aber mit den Bisthümern

[1]) Dohm wies nach, daß Hildesheim kein voller Ersatz sei, die Oesterreicher dagegen umgekehrt, daß sein Werth jenen der clevischen Bezirke übersteige.

Salzburg und Passau zufrieden sein, so würde Preußen das Bisthum Münster begehren. Sollte endlich Oesterreich außerdem auch baierisches Land in Anspruch nehmen, so würde der König seine Forderungen gleichmäßig, und zwar in Westphalen ausdehnen. Dazu kam aber noch ein Weiteres. Preußen hatte sich von jeher für den aus Holland vertriebenen Prinzen von Oranien interessirt, und in dem Augustvertrage diesem als Entschädigung die Bisthümer Bamberg und Würzburg ausbedungen. Mittlerer Weile hatte indessen der Prinz selbst die Schwierigkeiten der Lage eingesehen, und sich bereit erklärt, statt dessen mit den, seinem Stammlande Nassau benachbarten, trierischen Aemtern auf der rechten Rheinseite vorlieb zu nehmen, und diesen Antrag hatte das preußische Ministerium sich angeeignet. Als jetzt Cobenzl mit Görtz in vertraulicher Weise die gemeinsame Gefahr besprach, vereinigten sich beide Männer sofort in der Anerkenntniß, daß nur die enge Verbindung beider Mächte Europa vor vollständiger Umwälzung bewahren, daß nur redliche Uneigennützigkeit beider den Weg zu einer solchen Verständigung bahnen könnte[1]). Cobenzl erklärte, bei dem Kaiser sei diese Uneigennützigkeit vorhanden; Görtz antwortete, daß dann der König sich mit genauer Entschädigung begnüge, an keine Vergrößerung denke. Jacobi sprach selbst die Ansicht aus, es würde zweckmäßig sein, wenn der König zur Erleichterung des Ganzen die oranischen Entschädigungsansprüche fallen lasse, wie er ja bereits dem Landgrafen von Hessen-Cassel eine ähnliche Erklärung gegeben hatte, daß er ihm nämlich die von Friedrich Wilhelm II. zugesagten Abteien Fulda und Corvei und das Bisthum Paderborn zu verschaffen außer Stande sei. Dagegen erhob sich Görtz, und hielt die Ueberlassung der fünf trierischen Aemter an Oranien für durchaus angemessen. Cobenzl mußte sich sagen, daß der Vorschlag allerdings den Bestimmungen von Campo Formio entspreche, indem bei seiner Ausführung Oranien weit entfernt, sowohl von der österreichischen als von der holländischen Grenze, Unterkunft finde. Aber allerdings wurde auch mit dieser Verwendung trierischen Landes die von dem Kaiser vor Allem gewünschte Erhaltung und Ausstattung der geistlichen Kurfürsten in hohem Grade erschwert. Der Kaiser, bemerkte

---

[1]) Dies und das Folgende nach den Berichten der beiderseitigen Gesandten an ihre Regierungen im Wiener und Berliner Archiv. Beide stimmen in der Sache vollständig überein, ebenso darin, daß die wesentlichen Gespräche in der Zeit vom 21. bis 26. März Statt fanden. Innerhalb dieser Frist zeigen sie einige übrigens unerhebliche Differenzen über das Datum einzelner Erörterungen.

er also, hat sich zu Campo Formio herbeigelassen, den Herzog von Modena auf seine eigenen Kosten, durch Ueberweisung des Breisgaues, zu entschädigen: würde der König nicht zu einem gleich großherzigen Entschlusse für Oranien zu bewegen sein? Davon aber wollten die Preußen nicht hören, und meinten, die beiden Fälle seien zu verschieden, als daß man aus dem einen eine Nutzanwendung auf den andern ziehen könnte.

Es fehlte also nicht, wie man sieht, an Streitpunkten im Einzelnen. Indessen meinte Cobenzl so starke Uebereinstimmung in den Grundsätzen und in der Gesinnung zu sehen, daß er einen weitern Schritt zu thun beschloß. Am 22. März, in einem Gespräche mit Jacobi, als dieser die Langsamkeit der Unterhandlungen in einem so drängenden Augenblick beklagte, stimmte Cobenzl lebhaft ein und sagte: es kommt mir ein Gedanke, der unsere Verständigung vielleicht fördern kann; ich meine, wir machten einmal den Versuch, gemeinsam, nach unserer Kenntniß von der Gesinnung unserer Höfe, einen Vertragsentwurf auszuarbeiten; ich habe allerdings keine Vollmacht zu dergleichen, und kann überall nicht für die Genehmigung unseres Werkes einstehen; aber wenn auch nur einige unserer Artikel die Billigung unserer Höfe fänden, so wäre doch immer ein Schritt vorwärts gethan. Jacobi und gleich nachher auch Görtz und Dohm billigten den Vorschlag mit großer Wärme, und ersuchten Cobenzl um die Ausarbeitung eines solchen Actenstückes, wozu sich derselbe denn auch bereit erklärte, und am 25. März seine Arbeit vorlegte. Die Preußen waren sehr zufrieden, als hier der erste Artikel die runde Erklärung enthielt, daß Oesterreich auf jede Entschädigung für Belgien und die Lombardei in Deutschland verzichte, und in entsprechender Weise Preußen sich mit Hildesheim begnügen werde. Sie wußten nicht, erläuterte nachher Cobenzl seinem Minister, daß wir in Campo Formio auch die Abtretung des Frickthals versprochen haben und dafür immer noch Anspruch auf eine deutsche Entschädigung behalten. Dann folgte die oranische Frage, wo es keine solche, den Preußen unbekannte Hinterthüren gab, und die Verständigung also schwieriger war; man einigte sich darüber, zwei Möglichkeiten neben einander zu stellen: entweder Preußen übernimmt die Entschädigung des Prinzen, oder, wenn Oranien dieselbe vom Reiche erhält, räumt es das Gleiche für Oesterreich zum Ersatze des an Modena überlassenen Breisgaues ein. Dann verpflichtete man sich zur möglichsten Erhaltung des Reichsgebiets, der Reichsverfassung, und insbesondere der drei geistlichen Kurfürsten. Demnach, hieß es weiter, soll der Verlust des Reiches nicht allein von den

geistlichen Ständen getragen, insbesondere den weltlichen kein Anlaß zu einseitiger Bereicherung gegeben werden. Görtz erklärte sich einverstanden, bat aber um den der Gerechtigkeit entsprechenden Zusatz: „wie denn auch die erblichen Fürstenthümer auf dem rechten Rheinufer unversehrt bleiben sollen", und Cobenzl hatte kein Arg, seine Genehmigung auszusprechen. Man wird, fuhr Cobenzl fort, zur Erleichterung der Ausgleichung auch mediate Besitzungen und Geldleistungen heranziehen; man wird alle Anstrengungen vereinigen, um Frankreich von dem rechten Rheinufer abzuhalten; man wird sich über stets gleichmäßige Sprache gegen die französischen Gesandten verständigen. Görtz und Jacobi hatten überall nichts einzuwenden, und man ging in gutem Einverständniß und frohem Bewußtsein auseinander.

Bei Cobenzl aber sollte die Freude schnell getrübt werden. Als er seinem Collegen Lehrbach den so gefaßten Entwurf vorlegte, fiel dieser auf der Stelle über den Zusatz her, betreffend die Unverletzlichkeit der weltlichen Fürsten. Der stehe ja in brennendem Widerspruch mit der vorausgehenden Erklärung, daß nicht die Geistlichen allein die Kosten der Ausgleichung tragen sollten. Wenn man auch wisse, daß schließlich von den Laienfürsten nichts zu erlangen sein und die Last der Entschädigung auf den Clerus fallen werde, so dürfe Oesterreich doch nimmermehr schon jetzt dies anerkennen; „und dann", fuhr er plötzlich auf, „würden wir ja durch den Zusatz auf jede baierische Erwerbung verzichten; es ist nur zu klar, eben darauf ging die Absicht der Preußen, als sie ihn vorschlugen". Cobenzl war höchlich betroffen, daß er dies nicht früher gesehen. Denn sein erster Artikel verzichtete auf deutsche Territorien allerdings nur insoweit, als sie zur Entschädigung für Belgien und Mailand hätten dienen können; der Zusatz aber ging weiter und schloß überhaupt jede Erwerbung baierischen Landes, durch Tausch, Kauf oder sonstwie, aus. Er meldete also schriftlich dem Grafen Görtz, daß er nach gewissenhafter Berathung mit dem Grafen Lehrbach seine Genehmigung des Zusatzes widerrufen müsse, und mündlich erörterte dann Lehrbach den Preußen, wie der Artikel gänzlich überflüssig sei, da ja niemand an eine Bedrohung weltlicher Fürsten denke. Nach vielfachen nutzlosen Gesprächen kam man endlich überein, die Urkunde ohne den Zusatz abzusenden, aber beiderseits über denselben zu berichten. Aus Cobenzl's Darstellung leuchtete dann der Wunsch auf ein positives Ergebniß sehr bestimmt hervor; Lehrbach aber, von Mißtrauen erfüllt, sah nur die Schwierigkeiten, und klagte die Preußen an, daß sie den Grafen Cobenzl hätten mißbrauchen und anführen wollen.

Die preußischen Gesandten schlossen ihren Bericht mit den Worten: wir erbitten Ew. Majestät weitere Befehle; unsererseits glauben wir, daß jede andere Erwägung vor der Rettung Europa's zurücktreten muß.

Der Eindruck dieser Meldungen war ziemlich gleicher Art in Wien und in Berlin. Man freute sich der Annäherung, aber beharrte auf den früher erhobenen Forderungen. Haugwitz erklärte den Gesandten, es bleibe bei den trierischen Aemtern für Oranien; an ein Heranziehen der Laienfürsten zu der Entschädigungslast sei nicht zu denken, der streitige Zusatz also unerläßlich; die geistlichen Kurfürsten wolle man gerne schonen soweit wie möglich; für sich selbst müsse jedoch Preußen außer Hildesheim noch eine kleine Abrundung seiner fränkischen Gebiete begehren. Umgekehrt stellte sich in Wien jetzt die Absicht fest, zwar auf baierische Erwerbungen zu verzichten, aber für das Frickthal und den Breisgau das Erzbisthum Salzburg zu begehren. Da die preußische Regierung, wie wir bemerkten, entschlossen war, für einen solchen Fall ihrerseits anstatt des kleinen Hildesheim das große Münsterer Bisthum zu verlangen, so war man also noch weit genug von völliger Uebereinstimmung entfernt. Immer aber war das Ergebniß der Rastadter Gespräche unverächtlich. Man kannte jetzt in Wien die preußischen Absichten; die Differenzpunkte lagen klar, und boten schließlich keine unübersteigliche Schwierigkeit. In wie weit nach erlangter Einigung Preußen sich zu thätigem Auftreten gegen die französischen Uebergriffe entschließen würde, stand allerdings noch völlig dahin: soviel aber war deutlich geworden, daß an eine Verbindung desselben mit der Republik, an preußische Feindseligkeiten gegen Oesterreich, nicht zu denken war. Dazu kam dann, im höchsten Grade erquicklich für Thugut, ein äußerst eingehendes und lebhaftes Schreiben, womit Kaiser Paul den Brief seines hohen Bundesgenossen vom 9. März am 27. beantwortete. Mit eifriger Wärme nahm er die ihm angetragene Vermittelung an, wollte sie selbst in Berlin zur Sprache bringen und versprach sich bei dem Charakter der beiden Monarchen davon große Freude und eine feste Verbindung zwischen den drei Mächten. Er zweifelte nicht an einem raschen Erfolge, wenn man beiderseits nur Argwohn und Eroberungspläne beseitige; so weit gediehen, werde er den beiden Höfen ein Vertheidigungsbündniß vorschlagen, und England und Dänemark zum Beitritt einladen. Ein solches heilsames Einvernehmen werde dann Europa vor dem herandrohenden Unheil bewahren.

Thugut athmete auf, als er diese Zeilen las. Endlich, schrieb er

am 13. April an Colloredo, scheint Paul durch den revolutionären Unfug in Rom und der Schweiz zum Leben erwacht zu sein; jetzt können wir hoffen, mit einiger Ausdauer und Thätigkeit unsere Lage zu verbessern, und vor Allem dem Grafen Haugwitz rechtschaffen die Stange zu halten. Er wußte wohl, daß auf Paul's Beständigkeit nicht stark zu bauen sei; aber ein Anfang war gemacht, und wenn Rußland nicht alle Hoffnungen täuschte, war der Minister entschlossen, den Kampf gegen die anschwellende Revolution von Neuem anzunehmen; immer vorausgesetzt, daß Frankreich auf seiner Weigerung italienischer Territorien beharrte. Thugut's Hauptsorge richtete sich jetzt, nach jener Aufhellung am nordischen Horizonte, auf die inneren Verhältnisse der Monarchie. Wir wissen, wie oft er während des letzten Krieges über die Insubordination der Generale, über die Schwäche und Schlaffheit der höheren Beamten zu klagen gehabt hatte. Sollte es jetzt zu einem neuen Bruche kommen, so legte er das höchste Gewicht auf den italienischen Kriegsschauplatz, wünschte also der dortigen Provinzen völlig sicher zu sein und deshalb die Verwaltung derselben unmittelbar in der eigenen Hand zu haben. Dazu war aber unerläßlich, daß er wenigstens theilweise von den Arbeiten des auswärtigen Amtes entlastet werde; er hatte sich dazu den Grafen Cobenzl ausersehen, dessen Geschäftskunde und Fügsamkeit er für eine solche Stellung ausreichend hielt. Nichts war hierbei weniger beabsichtigt als ein Systemwechsel; es fehlte Cobenzl durchaus an der Fähigkeit zu selbständiger Leitung der Geschäfte, und der Kaiser sprach es bald nachher offen aus, daß der neue Minister keinen wichtigen Schritt ohne besondere kaiserliche Vollmacht, d. h. ohne Genehmigung Thugut's vorwärts thun dürfe [1]). Während aber diese Maßregeln im kaiserlichen Cabinette vorbereitet wurden, trat ein Vorfall ein, welcher die Dinge zu plötzlicher Entladung bringen zu müssen schien, ein unvermutheter Zwist mit der französischen Botschaft in Wien.

Es wird zweckmäßig sein, an dieser Stelle die weiteren Schritte Bonaparte's in Frankreich nachzuholen.

Wir sahen ihn während des Januar in mannichfaltiger, ganz Europa umfassender Thätigkeit, mit spanischen und batavischen, römischen und helvetischen Unternehmungen, vor Allem aber mit rastlosen Flottenrüstungen beschäftigt, zunächst die englische Küste bedrohend, zugleich aber auch die orientalischen Angelegenheiten immer im Auge. Was

[1]) Eden an Grenville 2. und 7. Mai 1798.

die deutschen Fragen betraf, so dürfen wir vermuthen, daß er mit jedem Fortschritt der Rastadter Verhandlungen sich in dem Vertrauen bestärkte, seinen Willen in vollem Umfange durchzusetzen, ohne daß Oesterreich hier aus der geduldigen Passivität heraustr äte, mit der es gleichzeitig die Umwälzung Roms und der Schweiz aufnahm. Wohl ermahnte er Anfang Februar das Directorium, auf der Rheinlinie stark gerüstet zu sein, um im Nothfall, sei es gegen Oesterreich, sei es gegen Preußen, rasche und zerschmetternde Schläge führen zu können. Indessen schien bei dem deutlichen Gegensatz der preußischen und österreichischen Interessen der Fall so unwahrscheinlich, daß Bonaparte gleich nachher sich entschloß, die Richtung seines maritimen Unternehmens zur Entscheidung zu bringen und am 8. Februar zu einer Besichtigung der an der Küste des Canales vorgenommenen Rüstungen abreiste. Nach Paris zurückgekehrt, erstattete er am 23. über die Ergebnisse Bericht. In seiner Weise stellte er keinen positiven Schlußantrag, schloß aber durch die aufgezählten Thatsachen jede Möglichkeit der englischen Landung aus. Gleich die ersten Worte enthielten die Verurtheilung des Planes. „Mit allen Anstrengungen", sagte er, „werden wir in mehreren Jahren noch nicht die Ueberlegenheit zur See haben. Eine Landung in England zu machen, ohne Herren des Meeres zu sein, wäre das kühnste und schwerste Unternehmen, das je gemacht worden ist". Er führt diesen Satz dann im Einzelnen durch, legt die Möglichkeiten dar, die sich auch jetzt eröffnen, nur daß allerdings bei jeder der Versuch geradezu halsbrechend und halb wahnsinnig bleibt. Er zeigt die Unzulänglichkeit der Rüstung auf allen Punkten, er berechnet die Kosten, von denen er sehr wohl weiß, daß die bankerotte Regierung sie nicht aufbringen kann. „Die englische Landung", schließt er, „ist also erst im nächsten Jahre möglich, und auch dann wird sie höchst wahrscheinlich durch die Verwicklungen des Festlandes verhindert werden; der rechte Augenblick ist verloren, vielleicht für immer". In einem zweiten Bericht von demselben Tage zählt er noch einmal auf, was zur Durchführung des Unternehmens ohne jede Zögerung geleistet werden müßte. Ist dies Alles, fährt er fort, entweder gar nicht oder doch nicht in der nöthigen Schnelligkeit erreichbar, so muß man auf die Landung verzichten und alle Kraft und Aufmerksamkeit auf den Rhein lenken, um Hannover und Hamburg den Engländern zu entreißen: in diesem Falle versteht es sich, daß es unmöglich wäre, eine zahlreiche Armee in weite Ferne vom Rheine hinweg zu führen. Oder, fügt er kurz hinzu, man kann eine Expedition in die Levante senden, um den indischen

Handel der Engländer zu bedrohen. Zeigt sich aber, bemerkt er zum Schlusse, dies Alles unthunlich, so bleibt nichts übrig, als mit England Frieden zu schließen, der jetzt vielleicht auf gute Bedingungen erreichbar wäre und uns die Möglichkeit gewährte, in Rastadt unsere Forderungen erheblich höher zu spannen.

Mit voller Gewißheit ging aus dieser Denkschrift das Eine hervor, die Verwerfung des directen Angriffs auf England. Ob der General über das Unternehmen, welches er an die Stelle der Landung setzen wollte, in diesem Augenblicke bereits fest entschlossen war, wer will es sagen? Seitdem er, die Wogen der Adria vor Augen, sich an dem Bilde eines neuen Alexanderzugs berauscht hatte, war seine Stellung erheblich gewachsen; er war dicht an die Möglichkeit herangetreten, die Beherrschung Frankreichs und die Leitung Europa's zu ergreifen. „Ich mache mein Thema stets in mannichfaltiger Weise“, pflegte er zu sagen; ob er die neuen Lorbeeren im Orient oder im Occident aufsuchte, mochte bis zum letzten Augenblicke von den politischen Aussichten abhängig bleiben. Indessen zeigte sich bald, daß die übrigen Möglichkeiten, die er aufgezählt hatte, unter den jetzigen Verhältnissen nicht zu verwirklichen waren. Er hatte von einer Besetzung Hannovers geredet, aber erst vor wenigen Wochen hatte das Directorium der preußischen Regierung die bündigste Zusage des Gegentheils gegeben, und überhaupt schien es unthunlich, ehe man in Rastadt mit Oesterreich abgeschlossen, durch solch einen Gewaltstreich das jetzt friedliebende Preußen tödtlich zu erbittern. Den zweiten Fall, eine Friedensunterhandlung mit England, hatte sich das Directorium wenigstens für den Augenblick durch seine fanatischen Großsprechereien unmöglich gemacht. So kam man zu dem Beschlusse, anstatt der Landung in England ein Unternehmen in die Levante zu versuchen, und bereits am 5. März legte der General dem Directorium eine lange Reihe der speciellsten Anordnungen vor, zu dem großen Zwecke, sich Aegyptens und der Insel Malta zu bemächtigen. Der Ausführung des Gedankens, nach dem englischen Frieden den Continent schärfer zu fassen, oder zum Zwecke des englischen Krieges Hannover und Portugal zu besetzen, blieb einer nicht weit entfernten Zukunft vorbehalten.

Es wiederholt sich uns hier die Bemerkung, daß auch nicht eine wichtige That des Consulates und des Kaiserreiches unter den Jugendplänen des großen Kriegsfürsten fehlt. Es ist auffallend in jeder Beziehung, wie wenig innere Fortentwicklung in dem mächtigen Lebenslaufe, welcher Napoleon Bonaparte heißt, Statt gefunden hat. Damals, im

Frühling 1798, war er genau seit zwei Jahren aus dunkler Namenlosigkeit auf die Weltbühne hervorgetreten, und bereits war Alles, was er auf der Höhe seiner Macht in die Wirklichkeit geführt hat, vollständig in seinem Geiste vorgebildet, die innere Verfassung des Kaiserreichs, die Beherrschung Italiens, die Unterjochung des Papstes, die Ueberwältigung der pyrenäischen Halbinsel, die Vassallität Deutschlands und die Mittel, sie herbeizuführen, die Aechtung des britischen Namens und das Continentalsystem, Alles, aber auch Alles war hier schon in voller Deutlichkeit gegeben. Nicht Einen weiteren Gedanken hat er in den kommenden Jahren geliefert; seine ganze folgende Regierung ist nichts als die Verwirklichung der längst formulirten Aufgaben. Und wie die Reihe der Entwürfe, ebenso fertig ist schon bei dem 28jährigen Manne die geistige Individualität überhaupt. Das beispiellose Feldherrntalent ist voll entwickelt am ersten Tage seines Generalates, und nicht anders ist es die Reife der Staatskunst, die listige Unbarmherzigkeit, die unersättliche Selbstsucht, der dämonische Reiz der Erscheinung. In keinem Stücke ist er seitdem gewachsen; er ist später corpulenter und gesprächiger geworden, aber die einzige Aenderung, die sein Wesen erkennen läßt, ist eine Verschlechterung: das anfangs wunderwürdige Gleichgewicht zwischen Phantasie und Verstand, zwischen Kühnheit und Vorsicht, zwischen Leidenschaft und Berechnung wird mit jedem neuen Erfolge immer stärker verschoben. Es ist, als wäre der Weltherrscher fertig aus der Wiege emporgestiegen, wie die geharnischte Minerva aus Jupiters Haupt; man versteht jetzt, was es sagen wollte, wenn 1793 der junge Artillerie-Hauptmann seinem Freunde zurief: könntest Du sehen, was meine Seele bewegt, Du würdest mich für toll erklären.

Oft genug hat man denn auch seine ägyptische Expedition ein rasendes Abenteuer gescholten, diese Wegführung des fähigsten Feldherrn und der besten Heerestheile in eine unabsehbare Ferne, in einem Augenblicke, wo auf allen Seiten der Zündstoff sich in Europa häufte und Frankreich mit neuen kriegerischen Verwicklungen bedrohte. Daß nun in der That ein gewisser phantastischer Reiz, ein Nachklang jener italischen Stimmungen von 1797 in seiner Seele dabei mitwirkte, wer möchte es in Abrede stellen? Aber ebenso unverkennbar ist es, daß seitdem die Aufgabe, nach ihren Bedingungen wie ihrer Tragweite, mit politischem Verstande durchgearbeitet worden war. Kühn blieb der Plan unter allen Umständen; aber, wie ihn Bonaparte jetzt gestaltet hatte, kann man ihn weder unvernünftig noch abenteuerlich nennen. Vor Allem ist als die wesentlichste Grundlage desselben die Thatsache hervor-

zuheben, welche zwar in der Litteratur des Festlandes durchgängig übersehen, darum aber nicht weniger positiv ist, daß damals die französische Flotte die einzige Seemacht im Mittelmeere war, alle dortigen Verbindungen beherrschte und eine Aenderung dieses Verhältnisses außer aller Wahrscheinlichkeit lag[1]. Wir erinnern uns, daß gleich nach dem Abschlusse des französisch-spanischen Bündnisses, im Herbste 1796, England es für nöthig erachtet hatte, seine Streitkräfte zur Deckung der eigenen Küsten zu sammeln und alle im Mittelmeer befindlichen Kriegsschiffe zurückzurufen. Während des ganzen Jahres 1797 hatte es, bald durch Spanien, bald durch Holland in Anspruch genommen, nicht ein Fahrzeug in den italienischen Gewässern gezeigt, und den Fall Venedigs, die Besetzung der jonischen Inseln, die Ueberführung der venetianischen Flotte nach Corfu und Toulon theilnahmlos geschehen lassen. Neuerlich hatten vollends die geräuschvoll betriebenen Rüstungen am Canal alle Blicke Englands auf diesen Punkt gelenkt; es galt jetzt als die erste Pflicht der Selbsterhaltung, hier eine ausreichende Streitmacht zu haben und durch eine sichere Blokade Hollands und der spanischen Kriegshäfen dem drohenden französischen Angriffe jede Unterstützung abzuschneiden. An eine Entsendung in das Mittelmeer schien man also weniger als jemals zu denken, und wenn Bonaparte bei seinem Plane überall von dieser Voraussetzung ausging, so traf er damals in der Auffassung der englischen Ansichten durchaus das Richtige. Noch am 20. April meldete Lord Grenville dem Wiener Hofe, daß man nicht im Stande sei, irgend etwas für das Mittelmeer zu thun, und höchstens nach dem 1. Juni einige Fahrzeuge vorübergehend dorthin entsenden könne; eine längere Anwesenheit aber dieses Geschwaders im Mittelmeer würde erst dann möglich werden, wenn der französische Angriff auf die englische Küste gänzlich mißlänge und Oesterreich den spanischen Hof zur Neutralität zurückzubringen vermöchte. Nun war Bonaparte's Absicht, gerade in dieser Zeit, in der letzten Woche des April, in See zu stechen; die Erwartung also, etwa während eines Vierteljahrs das Mittelmeer für

---

[1]) Man ist erstaunt, wenn man liest, wie Marmont, selbst ein Theilnehmer des Zugs, dies in Folge der späteren Eindrücke vergessen hat und in seinen Memoiren Bonaparte's Tollkühnheit kritisirt, wie umgekehrt Thiers (hist. de l'Empire XX, 672) die Genialität preist, mit welcher Napoleon seine Armee durch die feindlichen Flotten hindurchgeführt, wie Miliutin (Geschichte des Kriegs von 1799, I, 68 der deutschen Uebersetzung) von dem Mittelmeer redet, welches mit englischen Flotten bedeckt gewesen.

seine Operationen zu ungestörter Verfügung zu haben, war unter diesen Umständen nicht leichtsinniger, nicht tollkühner, als das Vertrauen, mit welchem jeder Feldherr bei irgend welcher Bewegung die möglichen Gefahren des Kriegsstandes auf sich nehmen muß. Kühn, wie gesagt, war und blieb das Unternehmen, aber von einem frechen und gewissenlosen Hazardspiel kann man nicht reden, wenn Bonaparte auf Beherrschung des Mittelmeers und gesicherte Communicationen rechnen durfte.

Zu einem ähnlichen Urtheil gelangt man, wenn man die näheren Zwecke der Expedition in das Auge faßt. Auch sie sind nicht selten als Abenteuerlichkeiten, als Ausgeburten eines überreizten Gehirns bezeichnet worden, und auch bei ihnen nöthigt die nähere Betrachtung, dieses Urtheil erheblich herabzustimmen. Allerdings die schließliche Vollmacht für Bonaparte vom 12. April redet von gewaltigen Dingen, der Eroberung Aegyptens, der Durchstechung der Landenge von Suez, der Ueberziehung aller englischen Besitzungen in Asien: und oft genug hat man wenigstens das Letztere als sinnlose Renommisterei bezeichnet. Indessen war gerade hierüber damals der gefährlichste Gegner Napoleon's, Admiral Nelson, völlig entgegengesetzter Meinung; er glaubte, daß die Franzosen von Aegypten aus ohne besondere Schwierigkeit dem englischen Ostindien die schwersten Gefahren bereiten, ja daß ihre Truppen binnen wenigen Wochen mit den indischen Widersachern Englands zusammenwirken könnten. Dann aber bleibt noch die Hauptfrage zurück: in wie weit drückt jene Instruction vom 12. April Bonaparte's wirkliche Gedanken aus? will sie ihm praktische Verpflichtungen bezeichnen oder nur Vollmacht für jede entfernte Möglichkeit geben? Und hier läßt es sich nun mit voller Bestimmtheit darthun, daß im Augenblicke der Abfahrt sein Ziel nicht die Eroberung von Indien und nicht die Umwälzung des Orients, sondern eine überraschende Einwirkung auf die Politik Europa's war. Schon in jener Instruction für Bernadotte sahen wir die französische Regierung ihren Blick auf die mögliche Ausnutzung der türkischen Dinge richten. Hatte man Aegypten erobert, so ließ sich die Frage stellen, entweder an die Kaiserhöfe, ob sie gemeinsam mit Frankreich zur Theilung der Türkei schreiten, oder an die Pforte, ob sie gegen Rückgabe Aegyptens in ein französisches Bündniß gegen die Kaiserhöfe treten wolle. Bonaparte hielt damals die letztere Alternative für die aussichtsreichere. So wunderlich es sonst sich ausnimmt, einen Bündnißantrag mit der Wegnahme einer Provinz des künftigen Genossen einzuleiten, so hatte man es hier eben mit der Türkei und ihren sehr besonderen Verhältnissen zu thun. In Aegypten hatte der Sultan nur

einen leeren Schein von Oberhoheit; die wirklichen Herren des Landes waren die Mameluken, und deren Vernichtung konnte dem Sultan, die Rücklieferung des Landes an ihn vorausgesetzt, nur erwünscht sein. So sollte denn der Minister Talleyrand selbst dem General nach Aegypten folgen[1]), um von dort als französischer Botschafter nach Constantinopel zu gehen. Auch hier ist an die allgemeine Voraussetzung, die Beherrschung der See durch die französische Flotte, zu erinnern. Ohne Zweifel meinte man den Minister nicht wehrlos den zunächst doch etwas aufgeregten Türken in die Hände zu liefern; höchst wahrscheinlich hätte er seine Unterhandlung vom Bord eines französischen Geschwaders begonnen, dessen Kanonen in die Fenster des großherrlichen Serails hineingesehen, dessen Casse den höchst bestechlichen Pfortenministern lockende Preise geboten hätte. Bonaparte hoffte dann auf günstigen und schnellen Erfolg. Ob seine Rechnung richtig war, mußte die Zukunft lehren; thöricht aber und phantastisch war sie sicher nicht. Jedenfalls war er damals so weit von dem Gedanken eines neuen Alexanderzuges entfernt, daß er binnen wenigen Monaten wieder in Paris zu sein meinte, und noch im Juli, aus Aegypten selbst, seinem Bruder Joseph den Auftrag übersandte, ihm in Bourgogne ein Landhaus für einen Herbstaufenthalt anzukaufen[2]). Es galt ihm, sehen wir, nicht asiatische Lorbeeren zu sammeln, sondern eine militärische Position auf türkischem Boden zu gewinnen, deren Besitz vielleicht der gesammten Politik Europa's neue Bahnen eröffnete.

Binnen sieben Wochen, vom 5. März bis zum 23. April, hatte der General mit einer unendlichen, das Kleinste wie das Größte vorsehenden Thätigkeit alle Vorbereitungen vollendet. Truppentheile von Boulogne so wie Menard's Brigaden aus der Schweiz waren nach Toulon geschafft, Bataillone des italienischen Heeres zur Einschiffung nach Genua und die Division Desaix aus Rom nach Civita Vecchia gezogen. An allen diesen Punkten waren Massen von Transportschiffen aufgehäuft und in Toulon eine stattliche Kriegsflotte unter Admiral

---

[1]) Daß dies und nicht eine directe Reise Talleyrand's von Paris nach Constantinopel Bonaparte's Absicht war, zeigen unwiderruflich seine Briefe an den Minister, aus dem Golf von Lyon, 23. Mai, aus Malta vom 18. Juni. Correspondance de Napoléon I., vol. IV. 117, 177.

[2]) Der Brief ist gedruckt in der Correspondance du roi Joseph, in der kaiserlichen Ausgabe aber des Napoleonischen Briefwechsels, ohne Zweifel wegen der darin enthaltenen Klagen über Josephine, weggelassen.

Brueys, zum Theil französische, zum Theil venetianische Schiffe vereinigt. Am politischen Gesichtskreise war kein beunruhigendes Vorzeichen erschienen; die Oesterreicher stimmten zwar in Rastadt gegen die französischen Forderungen, ließen aber sonst den nachgiebigen Beschlüssen der Deputation ihren Lauf, und am 30. März hatte schließlich selbst Graf Metternich die kaiserliche Genehmigung des Beschlusses vom 11. (die Abtretung des linken Rheinufers) nachgebracht. So mochte man denken, daß die Oesterreicher gleich widerwillig, endlich aber gleich gefügig, auch dem Beschlusse über die Säcularisationen beitreten würden. Nicht eben angenehm war die beginnende Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen, und Bonaparte selbst hatte am 13. März darüber dem preußischen Gesandten Sandoz-Rollin scharf in das Gewissen geredet. Auch nicht erfreulich war sodann die Kunde, daß Rußland zu der Berliner Unterhandlung als Vermittler zwischen den beiden deutschen Mächten hinzutrete: indessen zeigte gerade bei diesem Anlasse Preußen sogleich wieder seine tiefe Friedensliebe, indem es den französischen Gesandten in Rastadt die Erklärung gab, es handele sich wesentlich um die Erhaltung Baierns, für welche Rußland im Teschener Frieden die Gewähr übernommen habe; immer sei man bereit, wie Rußland so auch Frankreich bei der Verhandlung zuzulassen, wenn dieses nur seine Truppen vom rechten Rheinufer zurückziehen wolle. So fand Bonaparte an keiner Stelle einen Anlaß zur Sinnesänderung; nirgend auf dem europäischen Continent wurde ein kriegerisches Gelüst sichtbar, und schlimmsten Falles würde bei Oesterreichs bekannter Langsamkeit die französische Flotte ihren Feldherrn längst in die Heimath zurückgebracht haben, ehe ein feindliches Bataillon die Grenze überschritte. Demnach gingen die Rüstungen unaufhaltsam ihrer Vollendung entgegen; selbst das Anfangs sehr streng beobachtete Geheimniß über das Ziel derselben begann in Paris offenkundig zu werden, und der Moniteur besprach in mehreren Artikeln höchst unbefangen die Aussichten und die Folgen der bevorstehenden ägyptischen Expedition. In Toulon war indessen Alles zur Abfahrt auf den 26. April bereit gestellt und Bonaparte selbst am 22. im Begriffe, den Wagen zur Reise dorthin zu besteigen: da kam nach Paris die Nachricht von den überraschenden Vorgängen in Wien, welche mit einem Male den europäischen Friedensstand in Frage zu stellen schienen. Alles stockte, nach allen Seiten gingen die Gegenbefehle, eine verhängnißvolle Verzögerung trat ein.

Die Wahl Bernadotte's zu dem wichtigen Botschafterposten in Wien war eine äußerst unglückliche gewesen. Der General hat in

späteren Jahren große staatsmännische Klugheit und den besten persönlichen Takt bewährt: damals aber war er ganz und gar mit jacobinischen Leidenschaften und Manieren behaftet und zeigte eine völlige Unfähigkeit, seine Aufgabe auch nur zu begreifen, geschweige denn zu lösen. Auch der Fähigste und Umsichtigste hätte an seiner Stelle kein leichtes Werk vor sich gehabt, hier wo es galt, Oesterreichs Zustimmung zu den verhaßten Rastadter Forderungen zu gewinnen, dabei ihm die lebhaft gewünschte Entschädigung in Italien zu versagen, und ihm trotz alledem die Freundschaft Frankreichs, sei es in Bezug auf Preußen, sei es im Hinblick auf die Türkei, wünschenswerther als jede andere erscheinen zu lassen. Die einfachste Ueberlegung hätte, scheint es, ausgereicht, um die Haltung des Gesandten unwiderruflich zu regeln. Je herbere Dinge er zu fordern hatte, desto gewinnender mußten seine Formen sein. Je mehr abschlägige Bescheide er aussprechen mußte, desto wichtiger war es, so viel wie irgend möglich, sonstige lockende Hoffnungen anzuregen. Je mehr er eine von Grund aus revolutionäre Politik vertrat, desto unerläßlicher war eine würdevolle Schonung der aristokratischen und monarchischen Gefühle im persönlichen Verkehr. Mit einem Worte, er hatte ein Benehmen einzuhalten, wie jenes, mit welchem General Perignon in Madrid den großen Erfolg von San Ildefonso ermöglicht hatte. Aber von dem Allen geschah das gerade Gegentheil. Mit völliger Nichtachtung des diplomatischen Brauches fiel er Mitte Februar, ohne Anmeldung, ohne Reisepaß plötzlich dem österreichischen Minister in das Haus. Er wurde indessen dem Kaiser vorgestellt und tauschte mit dem Minister die Versicherungen friedfertiger Gesinnung aus. Dem Adel des Hofkreises machte er jedoch die herkömmlichen Besuche nicht, und als einmal Erzherzog Carl einige Tage in Wien zubrachte und die für Bernadotte anberaumte Audienz wegen eines eingetretener Zwischenfalles auf den folgenden Tag verlegte, ließ ihm der Gesandte sagen, wenn der Erzherzog am Montag, so sei er am Dinstag verhindert[1].  Thugut hatte von ihm damals den Eindruck, daß er rohen Charakter und geringe Kenntnisse zeige, und sich völlig von den jungen Hitzköpfen seines Gesandtschaftspersonals leiten lasse. Sein dritter Secretär war ein Pole, ein eifriger Patriot und Revolutionär, welcher den Gesandten leicht überzeugte, daß der in seiner Instruction enthaltene Hinweis auf eine etwaige Erhebung Polens eigentlich den Schwerpunkt seiner ganzen Aufgabe bildete. So wurde das Gesandtschaftshotel bald der Sammel=

[1] Eden an Grenville 17. März.

platz polnischer Verschwörer aus allen Theilen der ehemaligen Republik, ohne daß Bernadotte eine Ahnung davon zu haben schien, wie es kein besseres Mittel als dieses gab, um das für Frankreich Allerbedenklichste, eine Verbindung zwischen den drei Theilungsmächten herbeizuführen. Dazu kamen dann die kleineren Plackereien, mit welchen die Vertreter des französischen Directoriums damals die Nachbarstaaten heimzusuchen pflegten, ewig sich wiederholende Beschwerden, daß irgendwo im Lande die französische Cocarde insultirt worden, daß den französischen Ausgewanderten völkerrechtswidrige Umtriebe gegen die Republik verstattet würden, endlich der förmliche Antrag, daß denselben das Tragen altköniglicher Orden in Oesterreich verboten werden müsse. Der Bericht Bernadotte's über ein hierauf bezügliches Gespräch mit Thugut bezeichnet den ganzen Mann. Der Minister gab auf die französische Forderung eine halb ausweichende Antwort und bezog sich unter Andern auf die Verstimmung des russischen Hofes, welche die sichere Folge einer solchen Maßregel sein würde. Ich antwortete, schreibt Bernadotte [1], mit voller republikanischer Energie: was geht mich die wahnsinnige Wuth dieses nordischen Tyrannen an? er wird schwere Arbeit im Herzen seines eigenen Landes erleben; Polen wird seine Ketten zerbrechen und Frankreich hat in dieser Sache völlig freie Hand. Also, fragte Thugut, habt ihr die Absicht, dem Kaiser Franz seine neuen polnischen Besitzungen wieder zu entreißen? Bernadotte erwiederte mit majestätischer Herablassung: der Friede von Campo Formio bekundet sattsam die günstigen Gesinnungen der französischen Republik gegen Oesterreich; wenn Polen sich befreit hat, wird das Directorium etwas Nützliches und Angenehmes für Oesterreich thun. Aber, setzte er nachdrücklich hinzu, die Entwürfe Rußlands hat das Directorium fest im Auge [2].

Man ermißt leicht, daß bei einem solchen Benehmen seine Ein=

---

[1] Bericht vom 22. Germinal.

[2] Cobenzl meldet später, 27. April, nach Petersburg, Bernadotte habe bei Thugut den Antrag gestellt, Oesterreich und Preußen sollten ihre Antheile behalten, Oesterreich aber sich mit Frankreich verbünden, um das russische Polen zu befreien und den Erzherzog Carl dort zum Könige zu machen. Obgleich auch aus Berlin ähnliche Dinge nach Petersburg berichtet wurden, ist mir die Richtigkeit derselben höchst unwahrscheinlich, da Bernadotte's Correspondenz mit Talleyrand gänzlich darüber schweigt, Thugut aber ein starkes Interesse hatte, Bernadotte's polnische Sympathien den Russen in den grellsten Farben zu denunciren, dagegen dem sächsischen Gesandten auf dessen Anfrage ausdrücklich erklärte, an dem ganzen Gerede sei nicht ein wahres Wort. Eden an Grenville, 11. April.

wirkung null, seine Erkundigungen kümmerlich sein mußten. Seine Berichte an Talleyrand sind denn auch äußerst dürftig und inhaltsleer; ohne eine nähere Vorstellung von den Absichten Thugut's weiß er nur die Versicherung zu wiederholen, daß trotz vielfachen Aergers Oesterreich doch keine Schilderhebung wagen werde. Er selbst konnte sich schließlich dem Bewußtsein der trübseligen Rolle, die er spielte, nicht entziehen und bat das Directorium am 12. April dringend um seine Rückversetzung aus dem widerwärtigen diplomatischen Treiben in den activen Kriegsdienst. Dann am folgenden Tage schaffte er sich diese Entlassung aus eigner Macht.

Am 13. feierte die Wiener Bevölkerung den Jahrestag des Landwehraufgebots gegen Bonaparte's Vormarsch in Steiermark. Obwohl darin nichts Beleidigendes für Frankreich liegen konnte, ließ Bernadotte von seinem Balcon aus eine vier Ellen lange Fahne in den französischen Farben mit der Inschrift République française aushängen [1]). Da dergleichen damals nicht üblich war, fremde Fahnen vielmehr nur in eroberten Städten zu wehen pflegten, so sah das Volk in der Sache eine beleidigende Herausforderung; eine große Menschenmasse rottete sich vor dem Hause zusammen, Schimpfreden und bald auch Steine flogen hinüber, die Fensterscheiben wurden zertrümmert und nach langem Toben kletterte ein kecker Schlosser den Balcon hinan und riß die Fahne hinunter, wo sie dann in tausend Fetzen zerrissen wurde. Sonstige Gewaltthätigkeiten wurden nicht verübt. Von Polizei und von Truppen war lange Zeit nichts zu sehen; sie kamen endlich langsam und in schwacher Zahl, und so dauerte es mehrere Stunden, bis tief in der Nacht die Ruhe wieder hergestellt war. Bernadotte hatte unterdessen mehrmals an Thugut geschrieben, und im dritten Briefe seine Pässe gefordert, um mit der ganzen Gesandtschaft Oesterreich zu verlassen, es wäre denn, daß der Kaiser morgen öffentlich den Tumult mißbillige, die Urheber exemplarisch bestrafe, die Fahne durch einen Officier wieder feierlich aufpflanzen lasse. Darauf sprach ihm Thugut umgehend das lebhafte Bedauern des Kaisers ebenso wie das seinige, und die Hoffnung aus, daß Bernadotte nicht auf der Forderung der Pässe bestehen werde. In gleichem Sinne schrieb am folgenden Morgen Graf Colloredo im unmittelbaren Auftrage des Kaisers, welcher sofort persönlich die nöthigen Befehle an den Polizeidirector und den Militärcommandanten erlassen

[1]) Er hatte dazu eine Statue der Freiheitsgöttin bestellt; leider war der Künstler damit nicht fertig geworden.

hatte. Bernadotte aber erklärte dies Alles für ungenügend, blieb dabei seine Pässe zu begehren, und reiste nach Frankreich zurück. Damit war, sechs Monate nach Campo Formio, der diplomatische Verkehr zwischen beiden Mächten auf's Neue abgebrochen. Was sollte werden?

Im ersten Augenblicke hielt man auf beiden Seiten den Vorfall für eine planmäßige Tücke des Gegners, um einen Anlaß zum Bruche herbeizuführen. In Oesterreich ordnete Erzherzog Carl, damals Oberbefehlshaber der böhmischen und mährischen Truppen, schleunige Bewegungen zur Deckung des Erzherzogthums und zur Vorbereitung eines Marsches nach Baiern an, während die Regierung, zu einiger Füllung ihrer Cassen, ein ansehnliches Zwangsanlehen im Inlande ausschrieb. Französischer Seits ließ Bonaparte alle Truppen ausschiffen, und stellte ansehnliche Streitkräfte dem General Brune für die Deckung Italiens zur Verfügung. In Wahrheit aber wollte keine der beiden Parteien schon jetzt den Bruch: Bonaparte wünschte Aegypten zu besetzen, und Thugut seine Bundesverhältnisse festzustellen, ehe man die Kriegswürfel wieder über Europa rollen ließ. Der Lärm über Bernadotte's Fahne kam also beiden Theilen ungelegen und gab schließlich gerade nicht das Signal zum Kampfe, sondern umgekehrt die Veranlassung zu einem nochmaligen letzten Einigungsversuche. Als Talleyrand ein beschwichtigendes Schreiben des österreichischen Ministers erhielt, kam Bonaparte zu dem raschen Entschlusse, selbst nach Rastadt zu Cobenzl hinüber zu reisen, um mit diesem, wenn irgend möglich, zu einer Verständigung über alle schwebenden Fragen zu gelangen. Nun war aber Cobenzl schon vor Bernadotte's Heldenthaten von Thugut nach Wien geladen worden, um dort seine Stelle in der neuen ministeriellen Einrichtung zu nehmen, welche dann auch am 1. Mai in der Weise zu Stande kam, daß Cobenzl mit der bestimmten Auflage, genau in Thugut's politischem System zu verharren, provisorisch die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, Thugut aber Conferenzminister und mit der Verwaltung der Marine und der italienischen Provinzen betraut wurde. Als darauf Bonaparte's Schreiben von Rastadt nach Wien gelangte, beschloß man hier sogleich, daß der neue Minister ohne Zaudern sich zu der wichtigen Unterhandlung nach Rastadt zurückbegeben sollte. Allein persönlich für Bonaparte kam die Meldung davon nach Paris zu spät. Nachdem er aus Rastadt die Kunde von Cobenzl's Abwesenheit vernommen, hatte er auf der Stelle erklärt, daß er mit Metternich und Lehrbach, die lange nicht so hoch wie jener im Vertrauen des Kaisers ständen, nichts anfangen könne, und für sich die Reise nach

Rastadt aufgegeben. Es blieb dann zu erwägen, ob er trotz der noch unsicheren Lage die Fahrt nach Aegypten antreten, oder in der Aussicht auf einen neuen Krieg mit Oesterreich in Paris bleiben sollte. Hierbei aber waren für ihn an erster Stelle die inneren französischen Verhältnisse entscheidend. Die Directoren hatten ihm allerdings, gerne oder ungerne, bei allen wichtigen Fragen eine entscheidende Stimme eingeräumt, in der Ausführung aber hatte bald der elende Zustand ihrer Verwaltung Alles gehindert, bald ihre kopflose Demagogie die Pläne des Generals gestört und entstellt, und bei allem Zusammenwirken im Großen machte sich täglich im Einzelnen Argwohn und Eifersucht fühlbar. War es rathsam für Bonaparte, unter solchen Verhältnissen in einen großen Krieg einzutreten? Mathieu Dumas erzählt, daß nach einer Mittheilung des General Desaix damals Bonaparte sehr ernstlich den Sturz des Directoriums erwogen, und dieses, hiervon unterrichtet, ihn unter lebhafter Verhandlung, halb wider seinen Willen, zur sofortigen Abreise nach Toulon genöthigt habe. Er selbst sagte damals seinem Bruder Joseph, mit der Republik, „diesem Traum unserer Jugend", sei es vorbei in Frankreich, aber die öffentliche Meinung sei noch nicht hinreichend festgestellt über die Frage, wer an ihre Stelle treten solle; so gehe er denn nach Aegypten, um ihr Zeit zu lassen, sich weiter aufzuklären; wenn sie sich günstig für ihn gestalte, wenn der Krieg wieder ausbreche, und unglücklich für Frankreich verlaufe, so werde er zurückkommen, in voller Sicherheit als Hersteller und Retter der Erwählte des Volkes zu sein; würde aber während des Krieges ein neuer siegreicher Feldherr sich erheben, „nun", sagte er, „dann gibt mir vielleicht der Orient die Mittel, noch größere Dienste als er zu leisten, noch größeren Ruhm zu erwerben". Roher und aufrichtiger drückte er später auf St. Helena denselben Gedankengang in den Worten aus: damit ich Herr in Frankreich wurde, mußte in meiner Abwesenheit das Directorium Unglück erleben, so daß meine Rückkehr den Sieg unter unsere Fahnen zurückrief.

So entschloß er sich, für wenige Monate die heimischen Dinge sich selbst zu überlassen, und im Orient einige glänzende Schläge zu führen, welche vielleicht auf Europa in mächtiger Weise zurückwirken könnten. Er meldete dem Grafen Cobenzl, daß er die Reise nach Rastadt aufgegeben habe, nachdem er erfahren, daß jener dort nicht mehr anwesend sei, versicherte aber, daß die kaiserlichen Minister statt seiner andere, nicht minder friedliebende Bevollmächtigte vorfinden würden. Dann verließ er Paris am 3. Mai, um unvermutheten Geschicken im fernen

Osten entgegen zu gehen. Was die Verhandlung mit Cobenzl betraf, so empfand das Directorium allerdings die Rücksichtslosigkeit, welche gegen den österreichischen Minister in Bonaparte's Ausbleiben lag. Es ernannte also anstatt desselben einen Vertreter von möglichst hoher Stellung, den eben austretenden Director François von Neufchateau. Da derselbe nach einer Vorschrift der Verfassung binnen Jahresfrist Frankreich nicht verlassen durfte, wurde als Ort der Conferenzen das Städtchen Selz im Elsaß ausersehen. Seine Instruction, vom 15. Mai, lautete dahin, er solle sich sowohl über die wegen des Fahnenhandels zu leistende Genugthuung, als über Rom, Neapel, Toscana, die Schweiz, und im Allgemeinen über alle für die Erhaltung des Friedens wichtigen Fragen, so weit sie nicht nach Rastadt gehörten, mit Cobenzl verständigen. Daß dies die Absicht des Directoriums sei, wurde von Talleyrand auch dem kaiserlichen Minister mitgetheilt.

Cobenzl sprach allerdings einiges Befremden über Bonaparte's plötzliches Verschwinden aus, verhieß aber doch zu den Conferenzen in Selz sich einzustellen. Auch Thugut war der Meinung, daß man dort nicht bloß über die zerrissene Fahne, sondern über alle wichtigen europäischen Sorgen zu verhandeln habe: noch einmal sollte Cobenzl den Franzosen die Frage stellen, ob sie dem Hause Oesterreich in Italien eine weitere Ausdehnung zubilligen wollten, nach ihrer Verpflichtung aus Artikel 7 des Vertrags von Campo Formio. Krieg und Friede hing von ihrer Antwort ab.

Sehen wir, wie die Aussichten dafür standen.

Fünftes Capitel.

Conferenzen in Selz.

Das französische Directorium war in dem Augenblicke, als Bonaparte Frankreich verließ, im besten Schwunge revolutionärer Thätigkeit, sowohl im Innern als nach Außen.

Wir haben beobachtet, mit welchem Eifer die Sieger des Fructidor den Staatsstreich weiter ausbeuteten, wie sie alle Monarchisten und Gemäßigte mit blutiger Verfolgung trafen, wie sie die politische Macht noch einmal den bewährten Revolutionsmännern und Jacobinern zurückgaben, und diesen Elementen in der Presse und dem Vereinswesen ungestörte Entfaltung verstatteten. Eine Weile ging dies vortrefflich; so lange es noch Reste der besiegten Parteien zu bekämpfen gab, hielten die Jacobiner aller Farben, die Männer von 1793 und von 1795, eifrig mit einander und mit der Regierung zusammen. Bald aber wiederholte sich auch dieses Mal die seit 1792 so oft gemachte Erfahrung: als der gemeinsame Feind vollkommen zu Boden geworfen war, brach der alte Factionshaß unter den Demokraten selbst wieder mit unauslöschlichem Grimme zu Tage: alle ihre Gruppen waren durch Ströme wechselseitig vergossenen Blutes von einander geschieden, und sämmtlich hatten sie den Sinn der schrankenlosen Unbändigkeit, der sie zu Gegnern jeder Regierung machte. Denn einen gewissen Gehorsam mußte jede Regierung fordern, auch wenn sie selbst aus Jacobinern bestand: es war aber alter revolutionärer Glaubenssatz, daß nicht die Regierung dem Volke, sondern der souveräne Bürger der Regierung zu befehlen habe. Das Directorium begann es wenige Monate nach

seinem großen Staatsstreich zu empfinden. Als mit dem Ende des Winters die Zeit der allgemeinen Wahlen für ein Drittel der Volksvertretung und für die Gerichts- und Verwaltungsbeamten herannahte, als demnach ein verstärktes politisches Leben im Lande sichtbar wurde: da fingen die Machthaber an, nach verschiedenen Seiten besorgte Blicke zu werfen. Man hatte bei Zeiten an eine gründliche Vorbereitung der Wahlen, und zwar anfangs nur an die Zurückdrängung der Gemäßigten gedacht. Eine Reihe von Vorschlägen war zu diesem Zwecke bei den Fünfhundert vorgekommen, eine massenhafte Reinigung der Wählerlisten, eine Verlegung des Wahlortes in 45 Departements, eine Strafe für die von der Wahlurne fern bleibenden Bürger. Gegen jeden Antrag erhob sich die Einwendung, daß solche Maßregeln gesetz- oder verfassungswidrig seien; immer aber wurde sie höchst unbefangen mit der Erklärung abgewiesen, daß dieses Mal die Royalisten um keinen Preis die Mehrheit haben dürften, wenn die Republik nicht zu Grunde gehen sollte. Die Fünfhundert beschlossen also nach den Winken des Directoriums; leider aber setzte der Rath der Alten, im Fructidor weniger hart als die Fünfhundert getroffen, den letzten Rest von Selbständigkeit ein, und lehnte alle jene schönen Entwürfe ab. Auch die Regierung kam nicht weiter darauf zurück: denn mittlerer Weile hatte sie sich überzeugen müssen, daß zur Zeit sehr wenig von den gründlich eingeschüchterten Monarchisten, um so mehr aber von dem wachsenden Uebermuth der radicalen Jacobiner zu befahren sei. Die Rührigkeit der Terroristen war gewaltig. Ueberall bildeten sie ihre Clubs, setzten dieselben trotz des gesetzlichen Verbots in enge Verbindung und rissen sich vollständig von dem Einflusse der Regierung los. Wie im Jahre 1793 riefen sie das arme und tugendhafte Volk zu neuer Erhebung auf, erklärten jeden Gegner ihrer Candidaten für einen Royalisten und Chouan, forderten öffentlich große revolutionäre Mittel, um die Freiheitsfeinde von den Wahlen fern zu halten. Gegen das Directorium zeigten sie sich ebenso feindselig wie vor zwei Jahren Gracchus Babeuf; auf's Neue war von der Tyrannei der fünf Männer, und von der glorreichen Verfassung von 1793 die Rede. Anfang März begann die Regierung gegen dieses Treiben einzuschreiten; eine große Anzahl der terroristischen Clubs wurde geschlossen, und unmittelbar vor den Urwahlen eine Proclamation erlassen, welche die Bürger auf das Dringendste sowohl vor den königlich Gesinnten, als vor den Anarchisten von 1793 warnte. Die Aufregung war indessen so weit gestiegen, daß zwar in Marseille, wo General Chabert mit militärischer Strenge das

Tragen von Waffen und Stöcken, so wie jede Zusammenrottung von mehr als sechs Personen verboten hatte, die Urwahlen ruhig verliefen, sonst aber auf einer Menge von Punkten, in Paris, Lyon, Nimes, Rheims, Brüssel, Cambrai u. s. w. Händel und Gewaltthätigkeiten aller Art vorfielen, die Listen zerrissen, gegnerische Wähler hinausgeworfen, gemäßigte Bürger mit dem Tode bedroht wurden. Die Folge war dann, daß die beiden Parteien gesondert zur Ernennung der Wahlmänner schritten, und jede derselben die einzig berechtigte Vertretung des Departements zu liefern behauptete. Am 31. März erschien eine neue Ansprache des Directoriums, welche über den Entschluß der Regierung keinen Zweifel mehr ließ. Die royalistischen Verschwörer, sagte sie, am 18. Fructidor besiegt, suchen jetzt die Republik auf neue Weise zu schädigen; sie wollen die Volksvertretung verhaßt und verächtlich machen, indem sie die schlimmsten und anrüchigsten Anarchisten in die Räthe bringen, und schon jetzt erscheinen zahlreiche Namen dieser Art auf den Candidatenlisten. Aber, fuhr sie drohend fort, die Regierung wacht: wenn man am 18. Fructidor die Verräther aus der Volksvertretung auszustoßen vermochte, so wird man jetzt neue Verräther fern zu halten wissen. Am 10. April begannen darauf die Sitzungen der Wahlmänner, und sofort erneuerten sich hier die Spaltungen der Urwähler. Aus allen Theilen des Reiches kam die Nachricht von Scissionen, d. h. von besonderer Constituirung der beiden Parteien. Durchgängig hatten die Terroristen die Mehrheit in den Wahlkörpern, weil die Masse der Bevölkerung seit dem 18. Fructidor sich scheu zurückhielt; durch ihr tumultuarisches Treiben gaben sie der Minderheit Anlaß, über Gesetzwidrigkeiten und Unterdrückung zu klagen, und darauf hin eine besondere Versammlung zu bilden. Am 26. April richtete das Directorium eine Botschaft an die Fünfhundert, worin es über die Pariser Wahlen berichtete. Die dortige Minderheit klagte, daß die Terroristen eine Menge Unberechtigter in das Wahlcolleg gelassen, gesetzlich ernannte Wahlmänner ausgeschlossen und den Babeuvisten Antonelle anerkannt hätten; das Directorium forderte die Räthe zu nachdrücklichem Einschreiten auf. Eine zweite, umfassendere Botschaft folgte am 2. Mai, eine förmliche Anklageschrift gegen die Bestrebungen von 1793, die rechtlosen Uebergriffe der Clubs, das offene Streben derselben auf den Sturz der jetzigen und die Herstellung der Verfassung von 1793, den von ihnen bei den Urwahlen geübten Druck auf die Bevölkerung, die Masse der während der Wahlen vollbrachten Ungesetzlichkeiten. Es war sehr deutlich, was, die Richtigkeit dieser Anklagen vorausgesetzt, die

verfassungsmäßige Pflicht des gesetzgebenden Körpers war: offenbar mußten die so zu Stande gekommenen Wahlen vernichtet, und die Bevölkerung zur Vornahme neuer Wahlen berufen werden. Lamarque, ein Abgeordneter der äußersten Linken, vertheidigte zu Gunsten seiner bedrohten Parteigenossen diesen verfassungsmäßigen Weg mit großem Nachdruck. Welchen erheblichen Nachtheil, sagte er, kann es bringen, wenn in der That ein Dutzend Terroristen hier eintreten sollten? sicher aber ist der schwere Schaden für die Freiheit, wenn wir immer wieder, um die Verfassung zu retten, den Boden der Verfassung verlassen. Aber er machte keinen Eindruck. Das Directorium befürchtete bei neuen Wahlen fortgesetzte Unthätigkeit der ruhigen Bürger, welche jetzt mit tiefer Schadenfreude die Verbündeten des 18. Fructidor sich unter einander zerfleischen sahen, und demnach wiederholte, vielleicht vermehrte Triumphe der Terroristen, und nach seinem Wunsche entschloß sich die Kammer zu dem Verfahren, überall wo sich in einem Wahlcolleg ein ungesetzliches Verfahren der Mehrheit nachweisen ließe, nicht die Wahl überhaupt für ungültig zu erklären, sondern die Abgeordneten der Minderheit als die rechtmäßigen Vertreter des Bezirkes anzuerkennen. Dies wurde am 7. Mai von den Fünfhundert nach äußerst heftiger Verhandlung beschlossen und am 11. Mai oder 22. Floreal von den Alten bestätigt. Es traf mehr als sechzig Abgeordnete der Linken, die auf solche Art von dem Eintritt in den gesetzgebenden Körper fern gehalten wurden.

Noch war die Machtstellung des Directoriums so beschaffen, daß das Land den Staatsstreich des Floreal mit gleicher, ja mit größerer Theilnahmlosigkeit als jenen des Fructidor hinnahm. Für den Augenblick war die Allmacht der Regierung nochmals glänzend bethätigt. Aber für die Zukunft derselben war es ein verhängnißvoller Sieg, ganz ähnlich, wie einst durch die Vernichtung der Hebertisten sich Robespierre die Wurzel der eigenen Stellung zerschnitten hatte. Seit dem 18. Fructidor dünkte die Herrschaft des Directoriums allen Franzosen abscheulich, welche nicht die Gesinnungen von 1793 theilten. Seit dem 22. Floreal war nun auch die Masse der alten Jacobiner wieder von den gleichen Gefühlen der Enttäuschung und des Hasses gegen die augenblicklichen Machthaber erfüllt. Das Directorium hatte keinen Rückhalt mehr im Lande, auf keiner Seite, bei keiner Partei. Seine einzige Kraft lag in dem Besitze der Regierungsbefugnisse, mithin schließlich in der Zuverlässigkeit der Armee. Aber auch hierauf wirkten seine Gewaltthaten zersetzend. In Folge des 18. Fructidor konnte es nicht mehr auf die

Anhänglichkeit Moreau's, Kleber's, Desaix's rechnen; seit dem 22. Floreal erfüllten sich die jacobinischen Generale, Jourdan, Brune, Augereau mit schwach verhehlter Abneigung. Dazu kam, daß im Directorium selbst zwar keine grundsätzliche Spaltung wie vor dem 18. Fructidor, aber auch keineswegs ein volles und aufrichtiges Einverständniß vorhanden war. Barras war wie immer bereit, seinem persönlichen Interesse jeden seiner Collegen zu opfern. Einstweilen hatte er und Rewbell ein näheres Verständniß[1]), während zwischen dem letzteren und Merlin von Douay eher eine persönliche Abneigung bestand. An die Stelle des austretenden François von Neufchateau berief jetzt die Wahl des gesetzgebenden Körpers den Rastadter Gesandten Treilhard, der ebenso entschieden sich zu Merlin, wie sein bisheriger College Bonnier zu Rewbell hielt[2]), also mit diesem vom ersten Tage an ein völlig kühles Verhältniß hatte.

Alle diese Umstände waren nicht dazu angethan, dem Directorium die Lage im Innern als besonders hoffnungsreich erscheinen zu lassen. Um so eifriger wandte es sich dem revolutionären Treiben im Auslande zu. Wenn es hier einen König nach dem andern verjagte, so bewies es damit, trotz aller Schmähungen der Terroristen, unwiderleglich seine republikanische Gesinnung. Wenn es darüber zum Kriege kommen sollte, so mußten ihm, gerne oder ungerne, die jacobinischen Generale ebenso wie die gemäßigten ihre Dienste leihen. Jedenfalls lieferte jede Ausdehnung der revolutionären Eroberung der unheilbar bankerotten Staatscasse neue Einnahmen, und dies allein hätte hingereicht, ihre Uebergriffe nicht ruhen zu lassen. So hausten sie weiter, von Tag zu Tag, ohne zusammenhängenden Plan, wie gerade die nächste Beute sie lockte; Bonaparte, der sie zwar an Herrschsucht noch überbot, aber nach seiner Feldherrnklugheit ihnen zuweilen feste Regel und Zurückhaltung auferlegt hatte, war fern auf der See, und Talleyrand's verständiges aber immer schmiegsames Einreden wurde ohne Weiteres auf die Seite geschoben.

Die Wirkungen dieser Politik empfand zunächst das deutsche Reich. Während der ganzen Dauer des Waffenstillstandes und der Rastadter Friedensverhandlung war das Directorium unausgesetzt bemüht, durch zahlreiche Agenten die deutschen Territorien zum Aufstand gegen ihre Regierungen zu bringen. Anfangs war Augereau's Hauptquartier der Mittelpunkt der Umtriebe; nach dessen Versetzung wurden es die

---

[1]) Bericht der preußischen Gesandten in Rastadt, 3. März.

[2]) Bericht der preußischen Gesandten, 10. Februar.

französischen Gesandtschaften in Basel und Rastadt. Ihre Sendlinge bezogen von dem Straßburger constitutionellen Club große Massen revolutionärer Druckschriften, predigten den Bauern die Abschaffung der Herrenrechte, den Bürgern die Gleichheit vor dem Gesetze, priesen die uneigennützige Großmuth der französischen Nation, und fanden immer noch leichtgläubige Thoren in Menge, welche sich durch die schönen Worte anlocken ließen. Im badischen Oberlande kam es zu Bauernaufständen, wo der meuterische Haufe bis auf 8000 Köpfe anschwoll, und nur mit großer Mühe auseinander getrieben wurde. Nicht weniger gährte es in Würtemberg, wo der Herzog mit den Landständen in einem bitteren Verfassungsstreite lag, und endlich unbedingte Nachgiebigkeit gerathen fand, um nicht einen offenen Ausbruch revolutionärer Gewalt zu erleben. Auch beschränkte sich die französische Propaganda keineswegs auf Süddeutschland. In Hamburg suchte Leonard Bourdon von der städtischen Regierung eine Anleihe von mehreren Millionen zu erpressen, und sammelte zugleich die neuerungslustigen Elemente der Bevölkerung in einem Revolutionsclub: die Hamburger Behörden wagten nicht, diesem völkerrechtswidrigen Treiben mit dem gebührenden Nachdruck zu begegnen, und die Schließung des Clubs konnte endlich nur durch das Eingreifen des preußischen Königs, als Vorstandes des niedersächsischen Kreises, herbeigeführt werden. Wenn über solche Dinge bei der französischen Botschaft in Rastadt Beschwerde geführt wurde, so antwortete Treilhard höchst unbefangen, daß die Umwälzung des deutschen Reiches in der Natur der Dinge liege, und die einzelnen Reichsstände nur von engem Anschluß an die große Nation ihre Rettung erwarten dürften. Wenn vollends einmal eine deutsche Regierung kräftig gegen die Unruhstifter einschritt, so nahm die französische Botschaft ihre verfolgten Anhänger offen in ihren Schutz, und erzwang mit der Drohung militärischer Maßregeln die Freilassung der Gefangenen.

Ganz in demselben Sinne wurde denn auch die große Unterhandlung des Reichsfriedens weiter geführt. Nachdem, wie wir sahen, die Deputation die beiden Grundsätze, die Abtretung des linken Rheinufers und die Entschädigung durch Säcularisationen angenommen, empfing sie am 3. Mai 1798 eine französische Note, welche zur Regelung der Einzelnheiten auf der so gewonnenen Grundlage aufforderte, und zunächst die französischen Begehren rücksichtlich der Grenzregulirung aussprach. Hier erlebte man denn eine neue Probe der Begriffe, die man in Paris von ehrlichem Frieden und nationaler Selbständigkeit hatte. Den Rhein also als Grenze vorausgesetzt, erklärte man, daß Frankreich

außer dem ganzen linken Ufer auch alle Inseln des Stromes, und dazu auf dem rechten Ufer einen Landstrich gegenüber Hüningen, Kehl als Deckung für Straßburg, Castel als Vorstadt von Mainz besitzen müsse, nicht aus Vergrößerungssucht, sondern lediglich zur eigenen Sicherheit. Dagegen habe Deutschland die Festung Ehrenbreitstein als unverträglich mit der Existenz von Coblenz zu schleifen. Alle Rheinzölle seien abzuschaffen, die Schifffahrt völlig frei zu geben, und dieselbe Wohlthat für den Verkehr auch auf der Donau und Weser durchzuführen. Endlich sei es selbstverständlich, daß Frankreich zwar die Gebietstheile des linken Ufers, nicht aber die Schulden derselben übernehme; vielmehr seien diese auf die Landschaften des rechten Ufers zu übertragen, welche den bisherigen Fürsten des linken zur Entschädigung überwiesen würden. Die Erfüllung dieses Begehrens mußte eine neue Quelle endloser französischer Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reiches eröffnen; dabei sollte die neue Grenze militärisch wehrlos, den Franzosen aber drei feste Uebergangspunkte eingeräumt werden. Auf diese Art, erklärten sie, würde eine feste Ordnung der Dinge, und ein solider Friede, wie ihn beide Nationen wünschen müßten, gesichert sein. Die Unterwerfung Deutschlands unter Frankreichs herrschenden Willen erschien ihnen als gleich wünschenswerth für beide Völker. Wir zweifeln nicht, daß diese Selbstgefälligkeit vollkommen ehrlich gemeint war: jedenfalls eröffnete sie der Deputation doppelt geringe Aussicht, mit ihren Protesten gegen die fremden Beglückungsversuche irgend etwas auszurichten.

Gleichzeitig entwickelten sich, wie in Rastadt, so auch in der Schweiz die traurigen Folgen der französischen Eroberung unaufhaltsam weiter. Die französische Kriegserklärung hatte, wie wir gesehen, nur gegen den Canton Bern, oder vielmehr gegen dessen Patriciat gelautet. Als aber die Truppen einmal im Lande waren, legten sie die Besetzung rechts und links auch über die längst demokratisirten Cantone, und brachten allen Jammer des Krieges gleichmäßig über Feind und Freund. Nachdem Brune den Berner Staatsschatz von fünf Millionen Franken in Beschlag genommen, nachdem die Truppen alle Theile des Cantons durchplündert hatten, war die erste Maßregel, durch welche Lecarlier den Beginn seiner Verwaltung ankündigte, eine Contribution in Bern von 800,000, in Freiburg von 500,000 Franken. Bald nachher folgte, nachdem Lecarlier in das Ministerium getreten, und sein Begleiter Rapinat, ein Schwager Rewbell's, die Geschäfte allein besorgte, eine Kriegssteuer in Bern von sechs, in Zürich von drei, in Freiburg, Solothurn,

Luzern von je zwei Millionen, außer einer auf den katholischen Clerus gelegten Brandschatzung von einer Million. Zugleich wurden überall die Staatscassen ausgeräumt, die öffentlichen Magazine geleert, eine Fluth von Naturalrequisitionen über das unglückliche Land ergossen. Und immer weiter dehnte man den Umkreis der Gewaltthaten aus. Schon einige Wochen früher, im Februar, hatte man die bundesverwandte Stadt Mühlhausen im Elsaß genöthigt, um ihre Einverleibung in die französische Republik zu bitten; jetzt wurde auch die Bürgerversammlung von Genf mit französischen Soldaten umringt, bis sie dasselbe Gesuch um ihre Aufnahme in die große Nation gestellt hatte. Den Anlaß zur Vollendung der Invasion bot dann die Einführung der helvetischen Einheitsverfassung, des Werkes des großen Ochs, welcher dieselbe fort und fort den Pariser Machthabern als einziges Bollwerk der Schweizer Freiheit gegen die verruchten Oligarchen anpries.

Wie wir früher bemerkten, war jener Gedanke Bonaparte's oder Brune's, die Schweiz in drei Republiken zu theilen, und neben dem neuen Helvetien auf der einen Seite Waadt und Wallis, auf der andern die Urcantone selbständig bestehen zu lassen, von der Bevölkerung dieser Landestheile mit Jubel begrüßt worden. Um so grimmiger war die Enttäuschung, als wenige Tage später Brune durch das Directorium zum Widerruf seiner Anordnung und zur Verkündung der helvetischen Gesammteinheit genöthigt wurde. Die von den Franzosen besetzten Cantone fügten sich der Gewalt und beschickten zur Bildung der neuen Behörden eine constituirende Versammlung in Aarau. Wallis aber im Süden, und der größte Theil der Urcantone und des oberen Rheinthales wiesen mit voller Entschiedenheit die Aufforderung zum Eintritt in den neuen helvetischen Freistaat zurück. Mit dem vereinzelten Wallis, dessen unteres Thal ohnedies den alten Zorn gegen die früheren Herrscher im Oberlande noch nicht vergessen hatte, wurde man schnell fertig; auf Anrufen Mangourit's führte General Lorge eine Colonne die Rhone aufwärts, und warf den Widerstand unter blutigen Gefechten und Verheerung des ganzen Landstriches zu Boden. Ernster stellten sich die Dinge in den Urcantonen. Der Landeshauptmann Aloys Reding in Schwyz ergriff mit Muth und Einsicht die Leitung; die Landleute, von ihren Priestern und Mönchen begeistert, strömten in hellen Haufen zusammen, nicht bloß, um den verhaßten Bedrängern den Eintritt in ihre Thäler zu wehren, sondern um mit raschem Angriff sie überhaupt aus der Schweiz wieder hinauszuschlagen. Leider blieb auch hier die Bewegung nicht ohne inneren Zwiespalt; in Unterwalden und Appenzell

trennten sich die Parteien; Uri bezeigte schwachen Eifer zu der von Schwyz beabsichtigten Offensive. Auch der Einfluß der Geistlichen, so sehr er die Gluth der Erhebung steigerte, entwickelte starke Schattenseiten; Pfarrer und Kapuziner zogen zu Roß, mit dem Säbel umgürtet, an der Spitze ihrer Gemeinden einher, stellten das Ansehen der Officiere in den Schatten und erschwerten eine feste Disciplin im höchsten Maße. Unter diesen Umständen faßte Reding den richtigen Entschluß, den Zänkereien durch die That ein Ende zu machen, und schickte am 21. April einen Theil seiner Mannschaften durch Unterwalden den Brünig hinauf zu einem Angriff auf das Berner Oberland; eine andere Abtheilung brach in die freien Aemter ein, um dann den Canton Zürich zu besetzen; er selbst, mit der Hauptmacht zwischen beiden, warf sich auf Luzern, dessen Bauern eifrig für ihre Sache Partei nahmen. Im Ganzen verfügte Reding ungefähr über 10,000 Mann. Indessen hatte auch General Schauenburg sich vorgesehen und etwa 25,000 Mann französischer und helvetischer Truppen zu dem Kampfe herangezogen. So mißlang der Angriff der Schweizer auf das Berner Oberland; auch ihr rechter Flügel wurde nach einem siegreichen Gefechte bei Hügglingen durch die feindliche Reiterei geworfen, und gleich nachher Zug durch die Franzosen eingenommen. Dadurch war Schwyz selbst bedroht, und Reding beeilte sich, Luzern zu räumen und die Truppen vom Brünig zurückzuberufen. Jetzt kam es zu harten Kämpfen auf beiden Ufern des Züricher Sees, wo die Franzosen schwere Verluste erlitten, aber doch im Vordringen blieben; die Lage Reding's wurde mit jeder Stunde bedenklicher, ein großer Theil der Genossen gab den Streit auf und zerstreute sich nach Hause; Reding aber begeisterte die Männer von Schwyz zu dem Eide, im Kampfe auszuhalten bis zum Tode. So wurde am 2. Mai bei Immensee und an der Schindeleggi blutig gefochten, die Schweizer behaupteten ihre Stellung unerschütterlich an beiden Punkten, sahen sich dann aber von Einsiedeln her im Rücken bedroht und wichen zurück auf den Paß des Morgarten, der einst vor einem halben Jahrtausend den ersten Sieg der freien Eidgenossen gesehen hatte. Unmittelbar nachher erfolgte der französische Angriff auch dorthin; aber noch einmal richtete sich der Muth der Schwyzer in mächtiger Verzweiflung auf: mit einem rasenden Ansturm brachen sie die übermächtigen Colonnen des Feindes, und trieben sie in völliger Auflösung den Berg hinab bis nach Aegeri, wo Reding die Verfolgung hemmte, um nicht durch zu weite Entfernung andere bedrohte Punkte der Heimath schutzlos zu lassen.

Auf beiden Seiten kam man jetzt zum Besinnen. Die Schwyzer konnten trotz ihres freudigen Sieges auf die Dauer der Uebermacht zu widerstehen nicht hoffen. Die Franzosen hatten seit dem Beginne des Kampfes mehr als 3000 Mann verloren, während die Einbuße der Gegner zehnfach geringer war; sie hatten an diesem Kriege um so weniger Freude, als der Sieg ihrer Uebermacht geringen Ruhm und die Hütte des Alpenhirten durchaus keine lockende Beute versprach. So kam es am 3. Mai zu einem Waffenstillstand, und am folgenden Tage zu einem Vertrag, durch welchen die Urcantone in den helvetischen Freistaat eintraten, die Franzosen aber auf die militärische Besetzung derselben verzichteten. Einsiedeln freilich, St. Gallen, das Rheinthal mußten eine Zeit lang französische Garnisonen erdulden und ernähren.

Unter so blutigem Ringen kam dann der Abschluß der helvetischen Einheit zu Stande. Während Kampf und Verwüstung noch alle Thäler des Hochgebirges erfüllte, richteten sich in Aarau der Senat und der große Rath als Volksvertretung ein und erwählten dann als höchste Landesregierung ein Directorium von fünf Mitgliedern. Die neuen Regenten waren sämmtlich gemäßigte und verständige Männer; es bezeichnete die vorwaltende Stimmung, daß die beiden großen „Befreier", die Werkzeuge Frankreichs, Ochs und Laharpe, zu ihrem tiefen Verdrusse keine Sitze im Directorium erlangen konnten. Beneidenswerth war jedoch das Dasein dieser Regierung in keiner Hinsicht. In einem völlig ausgeraubten Lande, ohne Cassenvorräthe, ohne disciplinirte Kriegsmacht, hatten sie sich zwischen den Anforderungen der Parteien, und was schlimmer war, unter den herrischen Geboten Schauenburg's und Rapinat's durchzuwinden. Denn unaufhörlich setzten diese die Erpressungen in allen Theilen des Landes fort, legten willkürlich die Hand auf die öffentlichen Einkünfte, und ließen der Rohheit der französischen Truppen die Zügel völlig schießen. Es war vergebens, daß die helvetischen Directoren sie mit Bitten, Beschwerden, Verwahrungen bestürmten; und nicht minder vergeblich blieb die Abordnung eines eidgenössischen Gesandten, Zeltner, nach Paris, der zwar von Talleyrand, dem alten Gegner dieses ruchlosen Raubkrieges, freundlich empfangen wurde, aber für keine seiner Vorstellungen Gehör fand. Besser verstand es dagegen der Berner Kriegscommissar Jenner, in Paris für das Interesse seines Cantons zu wirken. Er hatte mit Brune vielfache Verhandlungen über den Berner Schatz gehabt, und hier die Mittel kennen gelernt, welche bei den französischen Machthabern einzig wirksam waren. Er brachte am 27. April mit Talleyrand eine

Punctation zu Stande, welche die in Bern geforderte Contribution erheblich herabsetzte, und die Verpflegung der dort stehenden Truppen der französischen Staatscasse überwies. Rapinat wüthete, als er es erfuhr, und erklärte, daß dieser abscheuliche Vertrag die Hälfte des französischen Heeres zum Hungertode verurtheile. Talleyrand aber, längst ärgerlich über den brutalen und eigenwilligen Menschen, der, auf seine hohe Verwandtschaft pochend, den Minister niemals eines Berichtes gewürdigt hatte, setzte bei dem Directorium die Bekräftigung des Vertrages durch. Um so gewaltthätiger trat darauf Rapinat in jeder andern Beziehung gegen die Schweizer und deren Behörden auf; die politischen Vereine wurden geschlossen, die Preßfreiheit erstickt, jede Reise aus einem Canton in den andern ohne einen französischen Paß verboten. Als die helvetischen Directoren fortfuhren, dieser Tyrannei ihren unerschrockenen Widerstand entgegenzusetzen, schritt Rapinat zu dem in Batavien und Cisalpinien erprobten, durchgreifenden und doch höchst einfachen Verfahren: er schrieb von Zürich aus der helvetischen Regierung, daß die Directoren Bay und Pfyffer im Verdachte hochverrätherischer Umtriebe mit England ständen, und also gut thun würden, ihren Abschied zu nehmen; zugleich bezeichnete er noch drei andere höhere Beamte, die wegen ihrer schlechten Gesinnung entfernt werden müßten; der Officier, schloß er, welcher diesen Brief dem Directorium überbringe, solle die Antwort desselben abwarten. Zwei Tage nachher erließ er einen weiteren Ukas, welcher, in Erwägung, daß die Schweiz als erobertes Land zu betrachten sei, daß also die Agenten der französischen Regierung über Politik und Finanz zu entscheiden hätten, die Verfügung traf, es seien alle Anordnungen der helvetischen Regierung, welche französischen Befehlen zuwiderliefen, für null und nichtig zu erachten, und jede Widersetzlichkeit gegen die letzteren kriegsrechtlich zu ahnden. Die von ihm verfehmten Männer wichen darauf der Gewalt, und am 21. Juni meldete Rapinat, daß er an die Stelle der abgetretenen Directoren die Bürger Ochs und Dolder ernannt habe. Die unbedingte Knechtung war damit so plump wie möglich verkündet, jedoch hielt man französischer Seits für angemessen, zu einiger Verhüllung derselben ein eigenthümliches Nachspiel folgen zu lassen. Am 24. Juni empfing nämlich der gesetzgebende Körper in Aarau eine Zuschrift des Generals Schauenburg, daß das Pariser Directorium Rapinat's Vorgehen mißbillige und denselben abberufen habe; man möge also die Stellen Bay's und Pfyffer's durch verfassungsmäßige Wahlen wieder besetzen. Es brach darüber ein großer

Jubel in der Versammlung aus, und anfangs machte sich die Ansicht geltend, ohne Weiteres die beiden Verstoßenen wieder in ihre Aemter einzuführen. Indessen wurde man bald genug inne, daß an entscheidender Stelle dies die Meinung doch nicht sei, und so erfolgte am 29. Juni die Wahl, welche statt jener Ochs und Laharpe in die Regierungsbehörde berief. Schauenburg sprach darüber seine hohe Billigung aus; das Einverständniß war hergestellt, und nun blieb als französischer Regierungscommissar auch Rapinat an seiner Stelle. Ob seine Abberufung nur eine Finte gewesen, um damit die Schweizer für die gewünschte Neuwahl günstig zu stimmen, oder ob in der That damals wechselnde Parteieinflüsse in Paris gewirkt haben, muß dahin gestellt bleiben.

Während auf diese Art die ganze Schweiz als geduldiges und nahrhaftes Standquartier französischer Heeresmassen eingerichtet wurde, bearbeitete mit nicht geringerem Eifer die revolutionäre Propaganda die italienischen Staaten von einem Ende der Halbinsel zum anderen. Um nicht in wichtigeren Operationen gestört zu werden, hatte General Bonaparte von einer vollständigen Umwälzung des Landes niemals hören wollen. Vorausgesetzt, daß die bestehenden Regierungen sich ihm dienstwillig zeigten, wollte er sie für's Erste bestehen lassen; er wollte nicht durch den Sturz Toscana's Oesterreich noch weiter reizen, nicht durch eine Besetzung Neapels die französischen Streitkräfte auf der Halbinsel in mißlicher Art zersplittern, nicht durch eine Revolution in Turin das ihm jetzt zur Verfügung stehende sardinische Heer in anarchische Auflösung werfen. Die Directoren aber, besonders Merlin und Lareveillère, welche damals den italienischen Dingen eine lebhafte Aufmerksamkeit schenkten, waren solchen Erwägungen ebenso unzugänglich, wie Bonaparte's Gründen für die Erhaltung des Papstthums. Wo eine Krone innerhalb ihres Griffes lag, schien es ihnen republikanische Pflicht, dieselbe zu zerbrechen; wo sie mit einem Könige noch verhandeln mußten, sollte derselbe wenigstens jeden Tag die unermeßliche Ueberlegenheit des republikanischen Standpunktes empfinden. Im Frühling 1798 erneuerten sie in diesem Sinne zunächst ihr diplomatisches Personal in Italien, wo ihnen die bisherigen, meist nach Bonaparte's Sinne ausgewählten Vertreter viel zu lau und gemäßigt erschienen. Zum Gesandten in Ligurien wurde Sotin ernannt, der Polizeiminister des 18. Fructidor, zu Botschaftern in Turin und Neapel Ginguené und Garat, gelehrte und gebildete Schriftsteller, aber unendlich hochmüthige Jacobiner, endlich, wir wir schon wissen,

zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Italien General Brune. Es galt zunächst der Herrschaft des Königs von Sardinien über Piemont. Schon Anfangs März, als in Rastadt der cisalpinische Gesandte Melzi klagte, daß man durch die Errichtung der römischen Republik der Cisalpina jede Aussicht auf Vergrößerung abgeschnitten habe, verwies ihn Treilhard tröstend auf Piemont. Aber, meinte Melzi, dem steht ja der französisch-sardinische Bundesvertrag im Wege. Treilhard antwortete: gleichviel, macht mir einen Plan zur Umwälzung Piemonts, und die Sache wird in einigen Monaten gemacht sein[1]). An Werkzeugen der Zerstörung war denn in der That kein Mangel. Sechs Festungen in Piemont hatten vertragsmäßig französische Garnisonen; Bonaparte hatte dieselben streng auf ihre militärischen Verpflichtungen beschränkt, jetzt aber fingen sie an politisch zu wirken, und ihr Vorgesetzter, General Casabianca, ein Vertrauter des Directors Barras, wurde der Lenker eines unablässigen revolutionären Treibens. Im Lande selbst waren Adel und Clerus gegen Alles, was republikanisch hieß, im höchsten Grade erbittert, und durch deren Einfluß auch die niederen Volksclassen und vor Allem die Bauern, mit fanatischem Hasse gegen die Franzosen erfüllt: dagegen waren liberale Wünsche unter dem gebildeten Mittelstande weit verbreitet; eine Anzahl jüngerer Männer lauschte begierig den französischen Aufreizungen, weniger aus republikanischem Hasse gegen das Königthum, als nach dem Wunsche, Carl Emanuel zur Gewährung einer Verfassung zu nöthigen. Schon 1797 war es an den Ufern des langen Sees zu einem Aufstandsversuche gekommen, den jedoch die königlichen Truppen unter Bonaparte's Beifall mit Nachdruck niedergeschlagen, und die Gerichte darauf mit grausamen Strafen geahndet hatten. Zahlreiche Theilnehmer und Verdächtige waren in Folge dessen nach Mailand und Genua entflohen, hatten dort freundliche Aufnahme und Unterstützung gefunden, und bemühten sich von beiden Punkten her, ihren Bestrebungen in der Heimath Luft zu verschaffen. Ende März trat Ginguené seinen Posten in Turin an, und bezeichnete seine Stellung gleich durch die äußeren Formen seines persönlichen Benehmens. Als er zum ersten Male von dem höchst schlichten und prunklosen Könige, nach dortiger Hofsitte unter vier Augen, in privater Audienz empfangen wurde, trug er mit rednerischem

---

[1]) Bericht der preußischen Gesandten, 5. März, nach Melzi's eigener Erzählung. Ueber das Folgende vergl. außer Botta's 15. Buche die Mémoires de Miot de Mélito vol. I., chap. 7.

Pompe dem Fürsten eine wohlstylisirte und memorirte Ansprache vor, in welcher er die Tugend der Republikaner und die Rechtschaffenheit des Directoriums belobte, und die früheren Fehltritte der sardinischen Regierung mit verzeihender Großmuth nur kurz berührte. Carl Emanuel, erstaunt über dieses litterarische Prachtstück, begnügte sich, dem Gesandten mit der Frage zu antworten, ob er sich in erwünschtem Wohlsein befinde. Bei dem Minister Priocca war Ginguené's erster Schritt die Forderung, daß Madame Ginguené dem Hofe als Botschafterin vorgestellt werde, jedoch nicht in höfischem Putze, sondern in republikanisch-einfacher Tracht, in weißem Kleide und baumwollenen Strümpfen. Die Fügsamkeit, womit der König dem schmerzlich empfundenen Begehren nachgab, half jedoch seiner Regierung wenig. Die revolutionären Versuche und die Unterstützung derselben durch die Franzosen traten immer nachdrücklicher zu Tage. Ein Haufen von 1600 Bewaffneten sammelte sich ganz öffentlich unter Brune's Vorwissen in Pallanza am langen See, überschritt von dort die sardinische Grenze und nahm durch Ueberfall die kleine Festung Domo d'Ossola. Eine andere Abtheilung von gleicher Stärke kam aus Genua nach Carrosio, einem piemontesischen, aber von ligurischem Gebiete umgebenen Orte, wurde dort durch 2000 ligurische Soldaten verstärkt, welche ohne den geringsten Widerstand ihrer Vorgesetzten plötzlich ihrer Republik den Dienst kündigten und durch das ligurische Gebiet hindurch Streifzüge in die nächsten piemontesischen Aemter unternahmen. Ein dritter Haufe zeigte sich in den Thälern der Waldenser, besetzte Bobbio und bedrohte Pinerolo und damit die Hauptstadt selbst. Eine ihrer Proclamationen bezeichnete mit unbefangener Aufrichtigkeit den Standpunkt der französischen Regierung. „Zur Beschleunigung des Friedens", sagte sie, „hat das Directorium provisorisch die Könige als die Vertreter ihrer Völker ansehen wollen; diese Annahme, damals nöthig für den Friedensschluß, ist heute offenbar sehr zu beschränken; den Schwachen beschützen, heißt ihn ausnutzen; das Bündniß des sardinischen Königs mit der französischen Republik enthält in der That seine Thronentsagung". Was hier offen gesagt wurde, zeigte sich thatsächlich in den ablehnenden oder ausweichenden Reden, wodurch Ginguené die lebhaften Beschwerden des Ministers Priocca über die offenkundige Unterstützung der Empörer durch Brune und die Mailänder und Genueser Behörden beantwortete. Er erklärte, daß Frankreich sich nicht einmischen könne, wenn die Einwohner Piemonts die Befreiung von ihrer sie hart belastenden Regierung forderten, und erhob seinerseits Anklagen gegen den Turiner Hof,

daß er französische Emigranten im Lande dulde, gegen die Banden der Barbetti nicht einschreite, die in den Gebirgen zahlreiche Franzosen ermordet hätten, und seine Schweizer Regimenter nicht auflöse, obgleich die neue Ordnung der Dinge in Helvetien solchen fremden Dienst der Landeskinder nicht gestatte. Der König und Priocca sahen ihr Schicksal kommen und beschlossen, lieber rasch zu enden, als sich mit Nadelstichen langsam tödten zu lassen. Zunächst warfen sie einige Regimenter auf Domo d'Ossola, wo die Aufständischen nach scharfen Gefechten vollständig zersprengt und eine große Anzahl ihrer Officiere, darunter mehrere Franzosen, gefangen wurden. Dann erklärten sie der ligurischen Regierung, da sie jenen Empörern freien Durchzug durch ihr Gebiet gestattet habe, werde man jetzt auch die königlichen Truppen durch dasselbe auf Carrosio ziehen lassen, und ohne auf den hitzigen Protest der von Sotin geleiteten Ligurier Rücksicht zu nehmen, besetzte General Osasco nach kurzem Widerstande den Ort und machte auch hier dem Aufstande ein rasches Ende. Darauf nöthigte Sotin das ligurische Directorium, dem Könige wegen jener Grenzverletzung den Krieg zu erklären; die Piemontesen räumten dann Carrosio und die Gegner besetzten in eiligem Nachdringen Loano und Serravalle.

Unter diesen Umständen hielt das französische Directorium die Zeit des unmittelbaren Einschreitens gekommen. Am 18. Mai erließ Talleyrand eine Note nach Turin, in welcher er die Rebellen als unschuldig Irrende und Verführte bezeichnete und eine unbedingte Amnestie für sie begehrte; wenn dann der König seine Streitkräfte zur Ausrottung der Barbetti marschiren lasse, werde Frankreich seinen ganzen Einfluß in Cisalpinien und Ligurien zur Herstellung des Friedens verwenden. Falls der Turiner Hof jene Forderungen nicht erfülle, müsse ihn das Directorium für den Mitschuldigen einer großen Verschwörung halten, deren Pläne den Pariser Behörden genau bekannt seien und im letzten Ziel eine allgemeine Ermordung der in Italien befindlichen Franzosen bezweckten. Ginguené überlieferte am 24. Mai diese Mittheilung dem sardinischen Minister in einer erweiterten Umarbeitung, deren litterarisches Verdienst ihm so erheblich dünkte, daß er bei Talleyrand um schleunige Veröffentlichung derselben einkam. Priocca aber schien darüber anderer Meinung zu sein, denn er anwortete gleich am folgenden Tage durch standrechtliche Hinrichtung von zehn der gefangenen Empörer, darunter zwei Franzosen, und gab erst am 28. den Befehl, die weiteren Untersuchungen einstweilen ruhen zu lassen. Ungeduldig im höchsten Maße über Ginguené's Aufgeblasenheit, bemühte er sich dann

vergebens, die Unterhandlungen durch den sardinischen Gesandten in Paris fortsetzen zu lassen: das Directorium wies ihn ein für alle Mal an Ginguené zurück, und dieser setzte dann in der That eine, wenn auch in mehrfacher Hinsicht eingeschränkte Begnadigung der Rebellen durch. Kaum aber glaubte Priocca damit den schwebenden Hader beschwichtigt zu haben, so trat hinter Ginguené jetzt auch General Brune mit der Erklärung hervor, daß er bei der allgemeinen Gährung des Landes zur Sicherheit seiner Truppen die Ueberlieferung der Citadelle von Turin an eine französische Besatzung und außerdem die Entlassung der bisherigen, ihm höchst verdächtigen Minister begehren müsse. Er hatte für diese Forderungen keine Vollmacht seiner Regierung; er meinte aber, auch Bonaparte habe für die Eroberung Venetiens keine solche gehabt und fand bei Ginguené denselben Gehorsam, wie einst Bonaparte bei Villetard und Faypoult. Beide wußten sehr wohl, daß sie im Sinne, wenn auch nicht auf Befehl des Directoriums handelten. Umsonst erklärte Priocca, daß man die Frage vor Allem dem Directorium zur Entscheidung vorlegen wolle; Brune und Ginguené beharrten auf sofortiger Entscheidung, und um seinen Unterthanen die offene Gewalt zu ersparen, gab der König am 28. Juni seine Zustimmung, die Citadelle seiner Hauptstadt den Franzosen zu öffnen und fortan unter der Mündung republikanischer Geschütze zu wohnen. Der russische, englische und portugiesische Gesandte baten darauf ihre Höfe um Erlaubniß zur Abreise, da Karl Emanuel thatsächlich nicht mehr König, sondern der französische Botschafter der wirkliche Beherrscher Piemonts sei.

Der Großherzog von Toscana hatte damals zwar keine französische Besatzung in Florenz, war aber darum nicht weniger durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er genau in derselben Lage wie Karl Emanuel sich befinde. Eingeengt durch die Nachbarschaft der cisalpinischen und der römischen Republik, von den Cisalpiniern durch offene Waffengewalt einiger Grenzstriche beraubt, in mehreren toscanischen Städten durch innere Aufstände bedroht, fand er sich jetzt auf das Höchste belästigt und beängstigt durch den Aufenthalt des vertriebenen Papstes auf seinem Gebiete, da die Franzosen ihn mit drohendem Nachdruck für jeden unbequemen Schritt desselben verantwortlich machten. Die Vorgänge in Piemont erfüllten seine Seele vollends mit Schrecken und er beschloß durch eine außerordentliche Sendung die Hülfe seines kaiserlichen Bruders anzurufen. In tiefem Geheimniß reiste also sein Vertrauter Manfredini nach Wien. Wir wissen aber, wie dieser noch im Frühling 1796 den vollen Zorn Thugut's auf sich gezogen hatte; dabei

sah der Minister der Verhandlung über Bernadotte's Fahnenstreit entgegen und hatte nicht die mindeste Lust, sich vorher gegen Toscana zu binden; er sandte also dem Florentiner auf die erste Anmeldung am 19. April nach Neustadt den Befehl entgegen, von dort aus seine Aufträge schriftlich einzureichen und die Antwort des Kaisers abzuwarten. Indessen hatte Manfredini in eiliger Fahrt den Ort schon passirt und kam zu Thugut's großem Aerger noch an demselben Tage in Wien an. Es verstand sich, daß er unter diesen Verhältnissen wenig ausrichtete und mit einer Erklärung vorlieb nehmen mußte, der Kaiser werde je nach den Umständen für seinen hohen Bruder thun, was menschenmöglich wäre. Man sah seitdem in Florenz, obwohl nicht unmittelbar bedroht, aber von der völligen Wehrlosigkeit überzeugt, der Entwicklung „der Umstände" mit stumpfer Niedergeschlagenheit entgegen.

In leidenschaftlicherer Bewegung als der toscanische war in dieser Zeit der Hof von Neapel. Er hatte freilich Grund genug dazu, da die Franzosen, während sie Toscana bei dessen völliger Ohnmacht zur Zeit in Ruhe ließen, ihn mit den lästigsten Anforderungen heimsuchten. Kaum war nämlich die römische Republik gegründet, so erging nach Neapel die Erklärung, daß dieselbe die Rechtsnachfolgerin des römischen Stuhles sei; Neapel habe also die Lehnshoheit derselben, wie bei den Päpsten, durch eine jährliche Zahlung anzuerkennen, es habe sodann die von seinen Provinzen umgebenen päpstlichen Fürstenthümer Benevent und Pontecorvo der Republik zu überliefern, und da die Feindschaft des Ministers Acton gegen die Franzosen weltkundig sei, seine Friedensliebe durch die Entlassung desselben zu bethätigen. Zugleich zeigten sich im Lande, ähnlich wie in Piemont, vielfache Regungen, wenn nicht republikanischer, so doch liberaler Gesinnung unter der gebildeten Mittelclasse und einem Theile des Adels, während dessen Mehrheit, so wie der Clerus und die von diesem aufgeregten Bauern, Fischer und Lazzaroni den wildesten Haß gegen alle Jacobiner zur Schau trugen. Die Regierung, hierauf gestützt, beschloß, nicht in feiger Nachgiebigkeit sich selbst aufzugeben. König Ferdinand IV. war persönlich ein völlig nichtiger Mensch, schlecht erzogen und mangelhaft unterrichtet, ohne Interesse und Fähigkeit für politische und geistige Arbeit, gutmüthig und apathisch, nur für Jagen, Fischen und schlechte Späße begeistert und zur Zeit sehr ärgerlich über die Franzosen, weil sie ihm die gewohnte Lebensruhe so lästig störten. Bei dieser Natur hatte er seit Jahren die Leitung der Geschäfte fast ausschließlich in die Hand seiner Gemahlin Karoline, einer Tochter der großen Maria Theresia, übergehen lassen, einer Dame von

dem besten Willen, rascher Einsicht und höchst erregbarer Leidenschaftlichkeit, so daß ihr Bruder Joseph oft von dem seltsamen Paare gesagt hatte, wenn sie ihm die Hälfte ihrer Nerven abgeben könnte, so ließen sich zwei bessere Menschen nicht denken. Sie hatte anfangs schwere Tage neben dem sehr zärtlichen aber völlig gedankenlosen und deshalb auf allen Seiten beeinflußten Manne gehabt, bis sie es endlich erreicht hatte, ihn ihrer Leitung völlig zu unterwerfen. Es wäre ihr schwerlich jemals gelungen, da es ihr bei allem Eifer immer an Stätigkeit und Folgerichtigkeit fehlte, ohne die Hülfe jenes Acton, den sie deßhalb trotz mancher bedenklichen Eigenschaften mit voller Treue in seiner hervorragenden Stellung aufrecht hielt. In ihrer heftigen Weise hatte sie nun den Franzosen gegenüber, die ihr den Schwager und die Schwester gemordet und die alte wie die neue Heimath mit der schwersten Kriegsdrangsal getroffen, kein anderes Gefühl als das des grimmigsten Abscheus: unter dem Drucke von Bonaparte's Siegen hatte sie mit bitterem Schmerze den Vertrag von 1796 zugelassen, aber keine Macht der Erde hätte sie zu weiterer Nachgiebigkeit bestimmen können. So wurden jene Forderungen verächtlich abgelehnt, ansehnliche Truppenmassen an der römischen Grenze zusammengezogen und jede Spur liberaler Bestrebungen im Lande mit entsetzlichen Criminalprozessen verfolgt. Bei dem unsichern Zustande der Dinge in Rom, von wo eben jetzt die Division Desaix zum ägyptischen Zuge abgerufen wurde, hielt das Directorium für gut, den Hader einstweilen nicht auf die Spitze zu treiben, und neue Unterhandlungen führten zu einem Vertrage, welcher gegen eine Zahlung von 20 Millionen Franken die päpstlichen Fürstenthümer dem Könige überließ, worauf dieser dann seinen Unterthanen ein freundliches Benehmen gegen die Franzosen vorschrieb, und, allerdings mehr zum Scheine als in der That, an Acton's Stelle den Unterhändler von Campo Formio, den Marchese di Gallo, an die Spitze des Ministeriums stellte.

Das auf diese Art erneuerte Einvernehmen hatte jedoch kurzen Bestand. Schon die Persönlichkeit des neuen französischen Gesandten, Garat, wirkte störend. Er war ein Litterat wie Ginguené und begrüßte ganz in dessen Weise den König bei seiner Antrittsaudienz mit einer langen und schwungvollen Rede über die Trefflichkeit und das hohe Wohlwollen der französischen Republik, so daß Ferdinand, der von allen bombastischen Phrasen eigentlich kein Wort verstand, ihm verblüfft zuhörte und dann ohne eine Sylbe der Entgegnung den Rücken wandte. Der Königin kostete es die bitterste Ueberwindung, den Gesandten über=

haupt zu empfangen, da er einst als Justizminister des Conventes dem unglücklichen Ludwig XVI. das Todesurtheil vorgelesen hatte, und sie also in seiner Sendung an sich eine schwere Beleidigung sah. Dazu kamen dann die gewaltigen Rüstungen in Toulon und Genua für den ägyptischen Zug, welche in Neapel und anderwärts als die Vorbereitungen zu einem heimtückischen Ueberfall der Insel Sicilien höchst verdächtig erschienen. Man setzte also die Rüstungen mit athemloser Emsigkeit fort und brachte das Heer allmählich auf eine Stärke von etwa 60,000 Mann, nur daß freilich an diesen Truppen das Beste ihre Zahl, die militärische Schulung und Festigkeit aber sehr ungenügend war. Zugleich rief man ebenso inständig wie Toscana den Beistand Oesterreichs an, und da auch in Wien über die Bestimmung der Toulоner Expedition dieselbe Meinung wie in Neapel vorwog, so entschloß sich das dortige Cabinet, am 19. Mai ein Vertheidigungsbündniß mit König Ferdinand zu unterzeichnen, nach welchem Oesterreich 60,000, Neapel 30,000 Mann gegen einen französischen Angriff in das Feld führen und nach Bedürfniß verstärken sollte. Garat hatte unterdessen über die neapolitanischen Rüstungen Beschwerde geführt, in drohendem Tone Entwaffnung verlangt und die sofortige Freilassung aller politischen Gefangenen begehrt: nach dem Wiener Erfolge aber war man in Neapel so weit wie möglich von unterwürfiger Furcht entfernt, wies Garat's Anträge unwillig ab und forderte sogar in Paris mit großem Nachdrucke die Abberufung des überlästigen Gesandten. Das Directorium, dem bei der Unsicherheit seiner Beziehungen zu Oesterreich ein Krieg mit Neapel zur Zeit nicht gelegen war, erfüllte den Wunsch des Königs und ersetzte Garat durch einen andern Jacobiner, Lacombe St. Michel. Da nun mittlerer Weile auch die französische Flotte an Sicilien unschädlich vorüber gesegelt war, so athmete man in Neapel wieder auf, fand ebenfalls schließlich den Frieden schöner, als den Krieg, und fürchtete jetzt nur noch, durch das Wiener Bündniß wider den eignen Willen in einen österreichisch-französischen Hader verwickelt zu werden; der König weigerte also zu Oesterreichs lebhafter Entrüstung die Ratification des Vertrages, wegen der darin enthaltenen Bestimmung, daß wie Oesterreich bei einem französischen Angriff auf Neapel, so auch Neapel bei französischen Feindseligkeiten gegen Deutschland den Krieg beginnen sollte. Es dauerte mehrere Wochen, bis man sich in Neapel eines Besseren besann.

Wenn man in Wien diese Verhältnisse überblickte, so ergab sich auf allen Seiten ein wenig hoffnungsvolles Bild. Gründe zu neuem, raschem Losbrechen gab es in Fülle. Die französische Eroberung

drängte auf das rechte Rheinufer hinüber, schob sich in der Schweiz bis hart an die österreichische Grenze heran, schaltete und waltete über Italien in seinem ganzen Umfange. Und zugleich brach die französische Diplomatie dem Kaiser gegenüber eine der in Campo Formio übernommenen Verpflichtungen nach der andern, verweigerte ihm trotz ihrer Uebergriffe am Rheine das für diesen Fall verheißene Aequivalent und kündigte immer unverhohlener die Vertilgung aller geistlichen Herrschaften und damit alles österreichischen Einflusses in Deutschland an. Ein jeder dieser Punkte hätte allein für sich ausgereicht, den Gedanken an eine neue Schilderhebung anzuregen. Jetzt wirkten sie alle zusammen, und dazu kamen noch, unbestimmt zur Zeit aber vielleicht um so aufregender, die Sorgen wegen Polen und der Türkei, und somit das Bild des ganz Europa durchfressenden revolutionären Brandes. Es konnte kein Zweifel sein, noch gefährlicher als der Krieg gegen die französische Republik war ihre Nachbarschaft im Frieden.

Auf der anderen Seite aber, wie standen die Aussichten, wenn man sich zum Schlagen entschloß? Einzig auf Oesterreichs Kräfte angewiesen, mußte der Kampf recht mißlich erscheinen. An der italienischen Grenze hatte man überlegene Truppenmassen, auf dem deutschen Kriegsschauplatze aber wäre man zur Zeit erheblich schwächer als der Gegner gewesen. Dabei war Thugut von der Lahmheit der Verwaltung, der Ermüdung vieler Officiere, der Eigenwilligkeit und Unbrauchbarkeit vieler Generale durchdrungen. Noch empfindlicher quälte dann die Finanznoth, und England war zwar zu Hülfsgeldern bereit, immer aber nur unter der Bedingung, von welcher Thugut nicht hören wollte, der Anerkennung des letzten Anleihevertrags. In Petersburg trug allerdings Kaiser Paul jetzt die heftigste Entrüstung gegen die Franzosen zur Schau, allein von Truppenmärschen war noch kein Rede und die einzige That der russischen Politik war bisher ihr Eintreten auf die Unterhandlung mit Preußen gewesen. An ein Gelingen derselben glaubte jedoch Thugut schlechterdings nicht; bei der unbedingten Friedensliebe des Königs und dem fortdauernden Einflusse des Grafen Haugwitz schien ihm Preußen in jedem Sinne unzuverlässig. Was man über die Absichten desselben mit Sicherheit ermittelt hatte, beschränkte sich auf die verhältnißmäßige Uneigennützigkeit, zugleich aber auch den höchst bestimmten Wunsch des Königs, keine baierische Erwerbung Oesterreichs zuzulassen. Damit wurde der einzige Gewinn, welchen Frankreich dem Kaiser noch gönnen wollte, durch preußischen Einspruch äußerst zweifelhaft. Indem man hiernach in Deutschland auf keine irgend erhebliche Entschädigung mehr rechnen konnte, wurde man immer wieder mit doppelter

Stärke auf das alte Begehren zurückgeführt, in Italien eine möglichst gewichtige Abrundung zu gewinnen. Deutschland wollte sich nicht mehr von Wien aus regieren lassen: mochte es also dahin fahren und sehen, wie es für sich allein mit den Franzosen fertig würde, während Oesterreich im Süden der Alpen eine neue Herrscherlaufbahn begänne. Bei der Unsicherheit der eigenen Bundesverhältnisse wollte man demnach, trotz aller bisherigen Uebergriffe der Franzosen, noch einmal den Versuch zur Verständigung machen, und Cobenzl reiste hinüber nach Selz, um zu sehen, welche italischen Lande sich für Oesterreich erringen ließen.

Am 25. Mai 1798 war François von Neufchateau dort angelangt und hatte große Mühe gehabt, in dem kleinen Orte eine halbwegs leidliche Unterkunft zu finden. Cobenzl, der wenige Tage später eintraf, war von der Aermlichkeit des äußern Zustandes noch weniger erbaut. Es war unmöglich, in einer unscheinbareren Umgebung die Entscheidung über die Weltgeschicke zu treffen. Indessen zeigte sich François in den Formen höflich und entgegenkommend; er hatte eine Büste Bonaparte's für Cobenzl mitgebracht und nahm von diesem einen vom Kaiser überschickten Ehrensäbel für den General in Empfang. Aber trotz dieser Freundlichkeiten zeigte sich gleich in der ersten Sitzung am 30. die tiefe Verschiedenheit der Standpunkte[1]). Auf Cobenzl's Bemerkung, wie wünschenswerth es sei, daß Oesterreich und Frankreich sich über jede in Rastadt vorzuschlagende Maßregel vorher unter einander verständigten, erwiederte François nur durch ein beredtes Schweigen. Dagegen betonte er, daß vor Allem der nächste Anlaß der Zusammenkunft, die Beschimpfung der französischen Gesandtschaft, erledigt werden müsse. Cobenzl entgegnete, daß Bernadotte und seine Polen allein die Schuld an dem Vorfalle trügen; das niemals herkömmliche Aufstecken der Fahne zeige seine Absicht, einen Bruch herbeizuführen, überdies habe Colloredo's Note die etwa erforderliche Ehrenerklärung vollständig geleistet. Was wir bedürfen, antwortete François, ist nicht ein beschriebenes Blatt Papier, sondern eine öffentliche und thatsächliche Genugthuung. Der Palast der Gesandtschaft in Wien müsse hergestellt, die dreifarbige Fahne wieder aufgesteckt, ein Proceß gegen die Tumultuanten eingeleitet und dies Alles durch den angekündigten österreichischen Gesandten dem Directorium in feierlicher Audienz erklärt werden. Dies geschehen, werde Frankreich alle Erläuterungen geben, um dem Kaiser seine Friedensliebe

---

[1]) François' Correspondenz mit dem Directorium im auswärtigen Archive zu Paris. Analyse von Cobenzl's Berichten bei Mendelssohn, die Conferenzen von Selz, historische Zeitschrift 23, S. 40 ff. und Hüffer I, 280 ff.

zu beweisen. Cobenzl setzte die Erörterung dieses Punktes nicht weiter fort, sondern wandte sich jetzt mit unumwundenem Nachdrucke zu der Hauptsache, zu den seit Campo Formio vorgekommenen Gewaltthaten der Franzosen. Man habe glauben müssen, sagte er, durch jenen Vertrag den Zustand von ganz Italien festgestellt zu haben, und welche Veränderungen habe derselbe seitdem erlitten! Er wies dann auf den Papst hin, dessen Vertreibung um so mehr habe befremden müssen, als er, Cobenzl, in Udine sich mit Bonaparte über den künftigen Inhaber des heiligen Stuhles so gut wie verständigt habe. Darauf besprach er die Besetzung der Schweiz und die dort veranlaßte Umwälzung. Es sei unmöglich, daß Oesterreich bei solchen Vergrößerungen ruhig bleiben könne; im höchsten Grade sei ihm die Herstellung des Papstes in seinen früheren Besitzstand wichtig. François lachte über diese Wichtigkeit eines Priesters und setzte dann sehr ernstlich die Nothwendigkeit auseinander, die Mißhandlung der Franzosen in Rom und die englische Gesinnung der Berner zu bestrafen: vergrößert habe sich Frankreich weder hier noch dort und werde dies auch in Zukunft nicht thun. Im Gegensatze hiezu blieb natürlich der österreichische Minister für's Erste bei seinem Satze, daß nur die Herstellung des früheren Zustandes mit den Verheißungen von Campo Formio verträglich sei, und kam dann im Verfolg seiner Anklagen auf die deutschen Streitpunkte, die Forderung des ganzen linken Rheinufers trotz des Artikels 1 von Campo Formio, die Weigerung eines entsprechenden Erwerbs für Oesterreich trotz Artikel 7, die Begünstigung Preußens, welches von der Entschädigung auszuschließen Frankreich im Artikel 9 versprochen habe, und jetzt durch allerlei Lockungen, durch vertrauliche Unterhandlungen in Rastadt und in Berlin völlig zu sich hinüber zu ziehen suche. François erklärte darauf, daß ihm von solchen geheimen Anknüpfungen nichts bekannt sei; übrigens aber, sagte er, befinden wir uns in Selz und nicht in Rastadt, der einzigen Stelle, wo diese deutschen Händel auszutragen sind. So schloß das Gespräch ohne Annäherung, aber auch ohne Zeichen weiterer Spannung, eine erste Recognoscirung der beiderseitigen Stellungen. Cobenzl hatte den Eindruck, daß Frankreich trotz des frechen Satisfactionsbegehrens doch den Krieg nicht wolle; es sei nun abzuwarten, ob man sich zur Befriedigung der österreichischen Wünsche entschließen würde.

Die beiden Unterhändler waren übereingekommen, daß Cobenzl die Begehren seiner Regierung schriftlich zusammenstellen solle: die Note desselben wiederholte dann die Beschwerden über den Sturz des Papstes trotz Bonaparte's Aeußerungen in Udine; er rügte es als eine Ver-

letzung des Vertrages von Campo Formio, welcher die Grenzen der Cisalpina genau feststelle, daß vier Tage später das Veltlin damit vereinigt worden sei; er klagte über die Bedrohung Neapels und Toscana's durch die römische Republik und fügte die Erklärung hinzu, daß falls in der Schweiz die Franzosen zu einer militärischen Besetzung der kleinen Cantone schritten, Oesterreich dies mit dem Einrücken seiner Truppen in Graubündten beantworten müßte. Wir werden, schrieb er am 2. Juni an Colloredo, nach dieser Denkschrift bald genug wahrnehmen, ob sie uns die Ausdehnung in Italien verstatten wollen: das ist der große Punkt, der Punkt, von dem Alles abhängt[1]. Am 1., 3. und 5. Juni hatte man dann weitere Zusammenkünfte. Man besprach auf's Neue die Frage des linken Rheinufers und der preußischen Entschädigung, und Cobenzl hatte die Genugthuung, daß seinen Rechtsausführungen François nur in lauer, wenig überzeugter Weise widersprach. Er meinte zu sehen, daß Frankreich nur deshalb dem Kaiser italienische Erwerbungen weigere, um ihn zu deutschen Annexionen und dadurch zum Bruche mit Preußen zu treiben. Jedenfalls räumte François ein, daß Oesterreich jetzt eine Vergrößerung gebühre, und, sagte er, es wird auch sehr leicht sein, dieselbe zu finden; in Deutschland habe man den reichsten Stoff, wenn Oesterreich sich nur entschließen wollte, die geistlichen Kurfürsten zu opfern und das ganze Pfaffenthum zum Teufel zu jagen. Als Cobenzl dies sehr bestimmt ablehnte, rief François: „nun so laßt uns weiter sehen, wo sich Euere Wünsche befriedigen lassen. Was steht Euch an? würden nicht türkische Provinzen Eueren Zwecken dienen können"? Cobenzl verneinte wieder. „Dazu", sagte er, „wäre ein neuer Krieg nöthig, zu dem uns die Pforte bisher keinen Anlaß gegeben hat. Eines Tages wird das ganz von selbst kommen; es wird Euch leicht sein, mit uns und Rußland Euch über den Punkt zu verständigen, aber freilich erst dann, wenn wir hier und in Rastadt abgeschlossen haben". Nun aber hielt Cobenzl den Augenblick für gekommen, seinerseits aus dem Kreise der bisherigen Verneinungen herauszutreten und die positiven Forderungen seines Hofes vorzulegen. Er entwickelte, daß nicht Deutschland, nicht die Türkei, wohl aber Italien der geeignete Boden für die Ausgleichung sei; hier finde sich herrenloses Gut in Menge, während drüben jede Erwerbung auf Kosten eines Eigenthümers erfolge, den man berauben müsse, aber er fand wenig geneigtes Gehör. François betonte sehr entschieden, daß gerade in Italien das Directorium jeder

[1] Vertrauliche Briefe Thugut's II, 104.

Einräumung höchst abgeneigt sei; weder von einer Ausdehnung Oesterreichs im Westen bis an den Oglio, noch im Süden über die Legationen, noch von einer Abtretung der jonischen Inseln wollte er etwas wissen. Darauf trat denn auch Cobenzl wieder auf den alten Standpunkt zurück und erklärte, daß unter solchen Umständen der Kaiser die allgemeine Herstellung des Besitzstandes von Campo Formio begehren müsse.

Noch an demselben Tage, dem 5., schrieb François dem Directorium sehr ausführlich über die Lage. Seine persönliche Meinung ging dahin, daß manche Punkte in Cobenzl's Darlegung nicht wohl zu bestreiten seien. Es war unklug, sagte er, daß wir mit der Cisalpina einen öffentlichen Bundesvertrag geschlossen haben; wir müssen dies bei Rom und der Schweiz vermeiden; denn indem wir dadurch unsere Vormundschaft aller Welt verkünden, geben wir den österreichischen Klagen über unsere Vergrößerung gewonnenes Spiel. Auch in den Fragen über Artikel 7 und 9 von Campo Formio fand er es sehr schwierig, den Grafen Cobenzl bündig zu widerlegen, und sah in dem Fahnenhandel keinen Grund zum Streit mehr, zumal Cobenzl's Ankunft in Selz an sich selbst einen wesentlichen Schritt zur Genugthuung enthalte. Im Uebrigen aber schloß er aus der Hartnäckigkeit, womit Cobenzl auf dem Artikel 9, der Ausschließung Preußens aus aller Entschädigung in Deutschland bestand, daß die Gerüchte über ein preußisch-österreichisches Bündniß grundlos seien. Um so bestimmter sah er den festen Entschluß des Kaisers, sich in Italien auszudehnen. Fast wörtlich, wie drei Tage früher Cobenzl es gegen Colloredo ausgesprochen, meldete er jetzt dem Directorium, daß Alles von diesem Punkte abhänge. Mache man hier eine genügende Bewilligung, so werde Oesterreich der Abtretung des linken Rheinufers zustimmen, wie das Cobenzl unter Berufung auf die Verhandlung in Udine bereits erklärt habe; ja noch mehr, nach seinem Dafürhalten werde in diesem Falle Oesterreich der Umwälzung Piemonts ruhig zusehen und selbst zu der Anerkennung der römischen Republik sich herbeilassen. In all diesen Punkten beurtheilte er Thugut's Politik vollkommen richtig. Schon im Januar, auf die erste Nachricht von der Bedrohung des Papstes, hatte Thugut dem Grafen Cobenzl nach Rastadt geschrieben, er möge sich des Papstes nach Kräften annehmen, eintretenden Falles aber die Gelegenheit benutzen, um als Aequivalent für Oesterreich die Legationen zu fordern. Was Piemont betraf, so trat Cobenzl am 7. Juni mit dem Antrage hervor, den Großherzog von Toscana, dessen jetzige Lage vollkommen unhaltbar sei, mit der Lombardei auszustatten und dafür aus Toscana und Piemont Republiken zu machen. François lehnte ab und wollte auch den Großherzog lieber

in Deutschland, als in Italien unterbringen, bemerkte aber, daß er einen Courier mit neuen Weisungen aus Paris erwarte.

Diese Weisungen, die Antwort auf Cobenzl's erste Denkschrift, am 7. Juni ausgefertigt, kamen bald genug nach Selz und waren in jeder Hinsicht entscheidend. Das Directorium beharrte zunächst, trotz Talleyrand's entgegenstehender Meinung, auf einer öffentlichen Genugthuung für den Fahnenscandal. Ist man hierüber im Reinen, fuhr es fort, so ist die Unterhandlung in Selz zu schließen. Also nicht bloß keine Abtretung in Italien, sondern nicht einmal die Möglichkeit, eine solche Forderung amtlich zu stellen, wurde zugestanden. Nur um die Friedensliebe Frankreichs zu bekunden, möge François dem österreichischen Unterhändler folgende Aufklärungen über die Klagen des Kaisers geben. Was das Veltlin betreffe, so habe man freilich in Campo Formio die Grenzen Cisalpiniens feststellen müssen, niemals aber enthalte eine solche Bestimmung den Verzicht auf jede künftige Grenzerweiterung. Rom werde in dem Vertrage nicht erwähnt, einzelne Aeußerungen Bonaparte's während der Verhandlung könnten Frankreich nicht binden. Neapel und Toscana seien durch keine Gefahr bedroht. In der Schweiz seien die alten Regierungen die Angreifer gewesen; ebenso hätten neuerlich die kleinen Cantone durch ihren Angriff auf Luzern den Frieden muthwillig gebrochen; nirgend liege hier ein Grund für ein Vorgehen der Oesterreicher nach Graubündten vor; wenn ein solches Statt finde, werde auch Frankreich seine Truppen dort einrücken lassen. Die übrigen Streitfragen gehören nach Rastadt. François habe hier lediglich den bisher von Frankreich eingenommenen Standpunkt zu behaupten.

Das verhängnißvolle Actenstück enthielt die Ankündigung des Bruches. Es war noch nicht die Kriegserklärung selbst, wohl aber die Verneinung aller Bedingungen, unter welchen die Fortdauer des Friedens möglich war. Es würde hienach ein geringes Interesse haben, den Gesprächen zwischen den beiden Botschaftern, die sich noch durch den ganzen Juni hindurch fortspannen, im Einzelnen zu folgen. Es war vergebens, daß Cobenzl an die Briefe Bonaparte's und Talleyrand's erinnerte, welche die Unterhandlung veranlaßt und ausdrücklich alle vorhandenen Streitpunkte als Gegenstand derselben bezeichnet hatten: François wußte es wohl und hätte den gleichlautenden Text seiner ersten Instruction hinzufügen können; jetzt aber mußte er auf der Erklärung beharren, daß sein Auftrag sich auf die Erörterung der Fahnenfrage beschränke. Es half nichts, daß Cobenzl immer und immer wieder auf Italien zurückkam; François blieb dabei, daß von diesen Dingen in Selz die Rede nicht sein dürfe. Noch hat, schrieb Cobenzl

an Colloredo den 24. Juni, François seine schließliche Note nicht überreicht; was soll sie uns auch helfen, wenn sie sich nicht auf Italien bezieht? Er empfing sie dann am 26. Juni; sie handelte in der That nur von der Fahnenfrage. Er hatte Vollmacht bei einer sonst günstigen Wendung in diesem Punkte einige Nachgiebigkeit zu zeigen; wie jetzt aber die Dinge lagen, hielt er dies für schlechthin unstatthaft. „Es bleibt", berichtete er nach Wien, „Ew. Majestät nur übrig, zu den Waffen zu greifen; Frankreich will von dem in Italien und in der Schweiz Geschehenen nicht zurücktreten, noch auch unsere Grenzen erweitern. Das Directorium will allerdings jetzt noch keinen offenen Streit. Aber es ist klar, daß ein dauernder Friede nur dann möglich ist, wenn unsere gerechten Beschwerden erledigt und die wesentlichsten Interessen unserer Monarchie befriedigt werden". Er verwarf also François Anträge ohne Weiteres. Noch einmal wurde Meinung und Gegenmeinung in diplomatischen Noten ausgetauscht und dann am 6. Juli die Conferenz geschlossen.

Es ist, schrieb Cobenzl an Colloredo den 30. Juni, eine grausame Sache, sein Leben mit Zanken über eine Fahne zu verbringen, und dabei nicht eine Scholle italienischen Landes zu gewinnen. Es ist nicht Selz und nicht Rastadt, was mich unglücklich macht; es ist die Etsch; das Glück läge für mich am Oglio und in den Legationen.

Auch François schied nicht mit leichtem Herzen. Ich habe, meldete er dem Directorium, nicht herstellen können, was verdorben war, und bedauere tief, daß ich der allgemeinen Friedenssehnsucht nicht habe genügen können. Auf seiner Rückreise fand er im Elsaß die Bevölkerung überall in peinlicher Besorgniß vor neuem Kriegsunheil. Immer glaubte weder er noch das Directorium bei der Zerrissenheit der deutschen Dinge an ein rasches Losbrechen der Oesterreicher. Es war richtig für den Augenblick, da Thugut weder mit den diplomatischen noch den militärischen Vorbereitungen fertig war. Der Entschluß selbst aber stand seit dem Mißlingen der Selzer Unterhandlung fest. Uns kann, sagte Cobenzl, nichts helfen als eine große Grenzerweiterung in Italien, oder der völlige Abzug der Franzosen aus der Halbinsel und aus der Schweiz. Da die Franzosen das Eine wie das Andere weigerten, so war in Wien die letzte Hoffnung auf gesicherten Frieden dahin. Man wollte nicht übereifrig losschlagen, ehe man sich nach allen Seiten gedeckt hatte. Aber man war entschlossen, nicht eine Linie weiter zurückzuweichen, aus allen Kräften zu rüsten, wirksame Bündnisse zu suchen. Vor Allem galt es, sich für den Kriegsfall Rußlands mächtigen Rückhalt zu sichern.

Sechstes Buch.

Zweite Coalition.



Erstes Capitel.

Zug nach Aegypten.

General Bonaparte war nach rascher Fahrt am 9. Mai 1798 in Toulon angekommen, hatte dort in wenigen Tagen die letzten Anordnungen getroffen, wurde jedoch noch eine kurze Weile durch starken Gegenwind am Auslaufen abgehalten. Allmählich besserte sich das Wetter und die Abfahrt wurde auf den 19. Mai festgesetzt. Tags vorher erreichte den General eine warnende Stimme; am 18. erhielt er die Meldung, einem französischen Capitän habe ein spanischer Kauffahrer erzählt, daß er bei der Insel Minorca ein englisches Geschwader gesehen habe. Bonaparte befahl, weitere Erkundigungen einzuziehen, schenkte aber der allerdings sehr unbestimmten Aussage wenig Glauben und stach, wie beabsichtigt, am 19. bei günstigem Winde in See. Ohne irgend ein Hinderniß vereinigte man sich mit der aus Genua heransegelnden Division des General Baraguay d'Hilliers, dann etwas weiter südlich mit der in Ajaccio eingeschifften Division Vaubois, endlich am 27. auf der Höhe der Meerenge von San Bonifacio mit der aus Civita Vecchia kommenden Division Desaix.

Es war jetzt eine gewaltige Armada, welche Meilen weit die Fläche des Mittelmeers bedeckte, 15 Linienschiffe, darunter der Orient von 120 Kanonen, wo Brueys die Admiralflagge aufgezogen und Bonaparte sein Hauptquartier eingerichtet hatte, 14 Fregatten, 72 kleinere Kriegsfahrzeuge, über 400 Transportschiffe, schwer beladen mit den Landtruppen und deren Kriegsmaterial. Man bewegte sich langsam vorwärts bei der großen Masse und der gewaltigen Ladung der Schiffe; auch wußte man, daß die französische Kriegsmarine trotz aller Tapferkeit der Mannschaft noch keineswegs die zerstörende Erschütterung der Revolution

überwunden hatte. Die Begegnung mit einer feindlichen Kriegsflotte hätte eine entsetzliche Katastrophe in sichere Aussicht gestellt; auch war man, wie wir wissen, bei dem Unternehmen stets von der Voraussetzung ausgegangen, daß englische Streitkräfte im Mittelmeere nicht vorhanden waren. Unterwegs erlebte man für's Erste nichts, was diese Hoffnung hätte erschüttern können. Allerdings erzählte die Mannschaft eines englischen Handelsschiffes, das man an der Küste Sardiniens antraf, von einem Geschwader ihrer Nation; Bonaparte aber blieb dabei, daß es nichts auf sich hätte; es wird, schrieb er am 27. Mai dem Directorium, auf höchstens fünf oder sechs Kriegsschiffe hinauslaufen. Am 4. Juni begegnete man darauf schwedischen Schiffen, die von London auf dem Wege nach Neapel waren; sie wußten nichts von englischen Flotten im Mittelmeere; nur in der Straße von Gibraltar hatten sie drei Kriegsschiffe ostwärts steuern sehen. So blieb man in dieser Hinsicht vollkommen ruhigen Muthes und richtete seinen Lauf im Gefühle größter Sicherheit westlich an Sicilien vorüber an die Insel Malta.

Aber jene entscheidende Voraussetzung, die Entfernung der Engländer, richtig während der Vorbereitung des Zuges, war nicht mehr vorhanden im Augenblicke seines Beginnes. Die englische Regierung fanden wir noch am 20. April äußerst bedenklich gegen jede Entsendung in das Mittelmeer, durch welche ihre Geschwader vor Cadix, Brest und Boulogne geschwächt und damit vielleicht eine Gefährdung der britischen Inseln selbst veranlaßt werden konnte. Unmittelbar nachher aber trat die Wendung ein. So oft auch der Moniteur von Aegypten geredet hatte, keine der europäischen Regierungen schenkte diesen Aussagen Glauben, vielleicht um so weniger, eben weil die Pariser Zeitungen sie verkündeten. In London ebenso wie in Wien und Petersburg hielt man es für wahrscheinlich, daß die Toulouner Rüstung entweder auf Epirus und Albanien, oder auf das Königreich Neapel, insbesondere auf die Insel Sicilien gerichtet sei. Wir sahen hieraus bei Thugut den Entschluß zu dem Schutzbündniß mit Neapel vom 19. Mai erwachsen; auch der russische Kaiser Paul fühlte immer steigende Unruhe über die französischen Entwürfe, und so entschloß er sich am 22. April, dem englischen Gesandten seine Kronstadter Flotte anzubieten, die zur Deckung der englischen Küsten und zur Beobachtung Bataviens dienen sollte, wenn England seinerseits ein Geschwader in das Mittelmeer senden würde. In denselben Tagen erwogen die englischen Minister, daß die Toulouner Flotte ebensowohl für die spanische Küste wie für Sicilien bestimmt sein könnte, um dort ihre Truppen zu dem viel=

besprochenen Angriff auf Portugal auszuschiffen; ja selbst ein Versuch, die Straße von Gibraltar zu passiren und sich dann auf Irland zu werfen, erschien nicht unmöglich. Vor Allem aber, es kam die Nachricht von Bernadotte's Abreise aus Wien; die englischen Minister hielten den Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich für unvermeidlich, und sahen darin ein Ereigniß, welches jede andere Erwägung in den Schatten stellte [1]). So wurde am 29. April beschlossen, die seit zwei Jahren aus dem Mittelmeere verschwundene Flagge dort auf's Neue und zwar mit vollem Nachdrucke zu entfalten.

Aehnliche Gedanken führten damals auch den Lord St. Vincent, der mit einer ansehnlichen Flotte die Spanier in Cadix blokirte, zu demselben Schlusse. Am 2. Mai gab er dem eben zu ihm gestoßenen Unter-Admiral Nelson den Befehl, mit drei Linienschiffen und einigen Fregatten die Absicht der Toulonер Flotte zu erkunden und über seine Ergebnisse schleunigsten Bericht zu erstatten. Nelson ging mit seinem ganzen Feuereifer an die Aufgabe; er war am 4. Mai in Gibraltar, segelte von dort nordostwärts und lag am 17. im Golf von Lyon, wenige Meilen von Toulon entfernt, keck auf der Lauer. Es waren ohne Zweifel seine Schiffe, über welche Bonaparte am 18. Kunde erhielt; es wäre unmöglich gewesen, daß Nelson die auslaufende Armada nicht gesehen hätte: da wurde er am 20. von einem plötzlichen Unwetter gefaßt und unter schwerer Beschädigung seines Flaggenschiffs weit hinweg bis an die Südspitze der Insel Sardinien verschlagen, wo er dann in großer Zerknirschung eine ganze Woche mit der Ausbesserung seines Schiffes verlieren mußte. So bald wie möglich eilte er wieder in die Gewässer von Toulon zurück, fand hier aber das Nest leer und vermochte über Bonaparte's Bewegungen nichts zu erforschen. Er beschloß sich darauf, jener ursprünglichen Vermuthung entsprechend, hinüber nach Neapel zu wenden und dort die Spuren des Gegners aufzusuchen. So kam es, daß die französische Flotte Malta erreichen konnte, ohne eine Ahnung von der gegen sie heraufsteigenden Gefahr.

Wie wir wissen, war die Einnahme von Malta schon längst von Bonaparte in das Auge gefaßt worden [2]). Die Felseninsel, halbwegs zwischen Gibraltar und Alexandrien, wie zwischen Sicilien und Afrika gelegen und mit trefflichen Häfen versehen, war für Handel und Herr-

[1]) Ministerium an Sir Morton Eden, 28. April.

[2]) Ueber das Folgende vgl. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, IV, 1 ff.

schaft im Mittelmeere der wichtigste Punkt, und mehr als ein gieriger Ehrgeiz blickte nach dem Besitze desselben aus. Der Johanniterorden, der seit der Belehnung durch Kaiser Carl V. der Souverän der Insel war, hatte durch die französische Revolution, die in ihrem ganzen Machtbereich die Güter des Ordens in Beschlag nahm, die schwersten Verluste erlitten, und war in dieser Bedrängniß mit Eifer auf die Schutzverheißungen Catharina's II. eingegangen. Wir haben schon früher erwähnt, daß diese unruhige Monarchin ihre Entwürfe nicht bloß auf die Eroberung Constantinopels, sondern auf die Beherrschung des ganzen Mittelmeeres erstreckte, und so, nach den Umständen, begehrliche Gedanken bald auf die jonischen, bald auf die balearischen Inseln richtete. In demselben Sinne erschien ihr auch Malta werth und reizend, und sie that das Mögliche, durch Wohlthaten aller Art den sinkenden Orden zur engsten Anlehnung an Rußland zu bestimmen. Nach ihrem Tode setzte Kaiser Paul, so sehr er sonst sich von seiner Mutter zu unterscheiden liebte, an diesem Punkte ihre Bestrebungen fort (angeblich durch Vertot's Geschichte der Johanniter für den Orden begeistert); im Januar 1797 schloß er mit dem Gesandten des Ordens einen Vertrag, welcher diesem glänzende Einkünfte zusicherte und dafür die Stiftung eines russischen Großpriorates ausbedang. Der Kaiser selbst ließ sich mit seinen Söhnen in den Orden aufnehmen, und wurde dann von dem neuen Großmeister Ferdinand von Hompesch förmlich zum Protector des Ordens ernannt. Ein weiterer Plan, jenes Großpriorat zu einer russischen Zunge mit zweiundsiebzig Commenden zu erweitern, fiel der französischen Regierung zu Ancona in die Hände und trug nicht wenig dazu bei, deren gegen Malta gerichtetes Unternehmen zur Reife zu bringen.

Der Ritterbund, gegen welchen demnach die Republik zum vernichtenden Schlage ausholte, war damals in ähnlichem Zustande wie die kurz vorher getroffenen Adelsherrschaften von Venedig und Bern. Seitdem die Entwicklung der europäischen Dinge ihn aus seiner großen Aufgabe, der Bekämpfung der Türken, verdrängt hatte, war unthätiges Wohlleben, Selbstsucht und Zuchtlosigkeit in sein Inneres eingedrungen, und seit dem Beginne der französischen Revolution fehlte es unter seinen Rittern und Geistlichen nicht an Anhängern der neuen Demokratie. Dabei waren die Finanzen des Ordens in der traurigsten Verfassung, seine militärischen Streitkräfte stark vermindert und wenig geübt, und in Herrn von Hompesch ein ebenso beschränkter als schwachmüthiger Mensch an seine Spitze getreten. Es war also kein großes Heldenstück

mit der Macht der französischen Republik eine solche Genossenschaft zu stürzen: immer aber ließ auch hier, wie bei Venedig und Bern, Bonaparte der offenen Gewalt erst die Arbeit der Wühlerei und des Verrathes vorausgehen. Seit dem Herbste 1797 waren mehrere seiner Agenten im Malta gewesen, und hatten mit Rittern, Clerikern und Bürgern Verständnisse angeknüpft. Ein Bericht des Bailli de Tigné an den Kaiser Paul läßt es dahingestellt, ob Hompesch selbst ein Verräther oder nur dumm und schwach war; mit völliger Bestimmtheit klagt er des Verrathes die Comthure Ransijat, Director der Finanzen, Fay, Vorstand der Befestigungen, Tousard, Chef der Artillerie[1]), sowie den spanischen Gesandten Amati an. Der französische Consul Caruson leitete diese Umtriebe mit der größten Dreistigkeit: der Großmeister erhielt mehrere Anzeigen darüber, wußte oder wagte aber nicht dagegen einzuschreiten. Auch eine sehr positive Warnung des Malteser Gesandten in Rastadt, welcher nach Mittheilungen von Treilhard's Secretär den bevorstehenden Angriff ankündigte, vermochte den Großmeister nicht aus seiner stumpfen Trägheit emporzureißen. Im Februar 1798 erschien dann Admiral Brueys mit einigen Kriegsschiffen vor Malta und recognoscirte unter dem Vorwande, Wasser einzunehmen, die ganze Küste; der Orden, obgleich durch diesen Vorgang nicht wenig beunruhigt, unterließ bei seiner Geldnoth und Schlaffheit jede erhebliche Rüstung. So wurde man, als am 9. Juni die große französische Flotte die Inseln auf allen Seiten umringte, durch die hereinbrechende Feindseligkeit vollkommen überrascht.

Bonaparte hatte zunächst einen seiner Adjutanten zum Großmeister geschickt, um, wie früher Brueys, Erlaubniß zum Wassereinnehmen für die Flotte zu begehren: für den Fall, daß die Erlaubniß ertheilt würde, hatten übrigens seine Officiere den Befehl, gleich nach der Landung sich so weit wie möglich der Festungswerke durch Ueberfall zu bemeistern[2]). Indessen lehnte Hompesch das Ansinnen ab, mit Beziehung auf einen Artikel des Utrechter Friedens, welcher dem Orden verbot, gleichzeitig mehr als vier fremde Kriegsschiffe in seine Häfen aufzunehmen. Darauf erklärte Bonaparte, Hompesch habe durch diese Verletzung seiner ersten Ordenspflicht, der Gastfreundschaft, seine Feindseligkeit

[1]) Bonaparte sagte von diesen Herrn, daß sie ihm seit sechs Monaten nützliche Notizen übersandt hätten. Correspondance IV., 146.

[2]) Correspondance de Napoléon, IV., 126. Mémoires du duc de Raguse, I., 356. Marmont's sonstige Angaben über Malta sind höchst ungenau.

gegen Frankreich verrathen, und befahl die Anwendung der Gewalt. Die Landung vollzog sich nach dem genau vorausbestimmten Plane mit größter Schnelligkeit; die kleinen Nachbarinseln Gozzo und Comino wurden fast ohne Schwertstreich genommen, und Malta selbst nach wenigen kurzen Gefechten bis unter die Mauern der Hauptstadt La Vallette besetzt. Immer wäre auch jetzt noch ein längerer Widerstand möglich gewesen, da der Ort durch die Natur seiner Lage eine der stärksten Vesten der Welt ist; auf schroffen, vielfach zerspaltenen Kalkfelsen erheben sich colossale Bastionen, die oft mit dreifachen Reihen über einander gethürmter Batterien den Angreifer bedrohen. Auch waren damals die Festungswerke in gutem Stande und an Waffen und Munition kein Mangel. 330 Ritter waren anwesend, darunter 200 Franzosen; man hatte etwas über 2000 Mann Soldtruppen und 12,000 Mann allerdings ungeübter Milizen. Aber woran es fehlte, war Entschlossenheit der Führung und Zuverlässigkeit der Kämpfer. Der Großmeister hatte den Kopf völlig verloren, jammerte und klagte, und ließ sich willenlos von entgegengesetzten Rathschlägen hin- und herstoßen. Sein nächster Vertrauter, der Secretär Doublet, stand seit Monaten mit Bonaparte in Correspondenz. Der Ordensschatzmeister, Ransijat, erklärte unumwunden, daß er gegen Türken, nicht aber gegen Franzosen zu kämpfen gelobt habe, und sich also an der Vertheidigung nicht betheiligen würde. Draußen that jeder Commandeur was ihm gut schien; der Chef der Artillerie, von Frankreich gewonnen, hinderte die Munitionsvertheilung, und die Verwirrung und Hülflosigkeit stieg mit jeder Stunde. Dazwischen tobte das Volk durch die Straßen, begierig sich zu vertheidigen, wild nach Waffen rufend, und durch die französisch Gesinnten gegen die treugebliebenen Ritter als Verräther aufgehetzt. Bald kamen Nachrichten aus allen Stadttheilen und Bastionen, daß die wüthenden Haufen solche Officiere ermordet hätten; darüber brach Hompesch, jetzt für sein eigenes Leben zitternd, völlig zusammen, und ließ sich den Befehl zur Unterhandlung entreißen. Vergebens forderte ihn der Bailli de Loras auf, sich mit den Rittern in die beiden Cavaliere von La Vallette zu werfen; dort könne man acht Tage aushalten, dann käme vielleicht Rettung durch die Engländer: thun wir es nicht, rief er, so gibt es keinen Abgrund, tief genug, um unsere Schande zu bedecken[1]). Hompesch konnte oder wollte sich nicht ermannen. Der spanische Gesandte Amati übernahm die Vermittelung des Friedens,

[1]) Dessen Bericht an den Kaiser Paul (im Wiener Archiv).

unterstützt von dem Secretär Doublet; als Abgeordnete wurden, mit dem neapolitanischen Gesandten Frisari, der eben erst verhaftete Ransijat und vier Notabeln der Malteser Bürgerschaft zu Bonaparte hinausgeschickt, ohne irgend eine bestimmte Weisung, was sie zu bewilligen oder abzulehnen hätten. Als die Abgeordneten am 12. Juni bei Bonaparte eintraten, musterte er sie, und sagte: Sie scheinen zu frieren, meine Herren, ein Glas Punsch wird Ihnen gut thun. Er setzte sich dann, um selbst den Ueberlieferungsvertrag abzufassen. Als er den ersten Artikel vorlas, welcher die Abtretung der Insel an die französische Republik aussprach, wagte Doublet eine Berufung an seine Großmuth. „Was wird Europa denken? Was wird der Großmeister sagen?" Oh, rief Bonaparte, desto schlimmer für ihn; die Besiegten kommen schlecht weg, das ist mein Grundsatz[1]). Dann folgte eine lange Zornesergießung, wie gehässig der Orden sich stets gegen das freie Frankreich benommen, wie er Malta den Russen habe in die Hände spielen wollen, wie darauf das Directorium nur mit der Besetzung der Insel habe antworten können. Ransijat bestätigte diese Anklagen und trat nur einmal für die Ordensinteressen auf; als es sich nämlich um die künftige Pension der einzelnen Ritter handelte, setzte er eine Erhöhung von 600 auf 700 Franken durch. In schneidendem Contraste zu dieser ärmlichen Summe stand die Freigebigkeit, mit welcher Hompesch bedacht wurde; Frankreich würde ihm in Rastadt ein deutsches Fürstenthum erwirken, ihm bis dahin eine jährliche Pension von 300,000 Franken zahlen, und ihn für sein Mobiliar mit 600,000 Franken entschädigen. Der Wunsch Frisari's, einen Vorbehalt der neapolitanischen Lehnshoheit über die Insel seiner Unterschrift hinzuzufügen, genehmigte Bonaparte ohne jedes Widerstreben; der Grund dieser Gefälligkeit wurde allerdings schon nach wenigen Tagen klar durch eine Weisung Bonaparte's an Garat, dem Könige von Neapel die Anerkennung dieser Lehnshoheit zu verheißen, sobald er seinerseits für Neapel die Oberhoheit der römischen Republik anerkenne. Dem ganzen Vertrage gab der General den Titel einer Convention; denn, sagte er mit freundlichem Hohne, die Bezeichnung Capitulation würde doch in den Ohren eines einst so kriegsberühmten Ordens übel klingen.

Auf so schmähliche Weise ging die Herrschaft der Johanniter zu Grunde. Am 13. Juni wehte die dreifarbige Fahne auf allen Castellen; Bonaparte kam selbst in die Stadt, und empfing den demüthigen

---

[1]) Aus Doublet's Memoiren bei Reumont a. a. O. S. 179.

Besuch des Herrn von Hompesch, dem er den Befehl zur sofortigen Abreise ankündigte. Hompesch empfing seine 600,000 Franken, und dazu noch auf seine Bitte drei heilige Reliquien, leider, wie er kummervoll dem russischen Kaiser berichtete, ohne den dazu gehörigen reichen Schmuck. Bonaparte blieb darauf noch fünf Tage auf der Insel, ordnete ihre bürgerliche Verwaltung, zu deren Präsidenten Ransijat ernannt wurde, und ließ als Besatzung 3000 Mann unter General Vaubois zurück. Eine Anzahl französischer Ritter wurden als Freiwillige dem Heere einverleibt, die Mitglieder der anderen Zungen von der Insel fortgewiesen. Jeder fernere Verkehr eines Maltesers mit Rußland wurde bei Todesstrafe verboten. Am 18. Juni schickte der General eine Fregatte nach Toulon zurück, um dort den Minister Talleyrand an Bord zu nehmen; er selbst bestieg auf's Neue den Orient und steuerte mit frischem Winde gegen Osten. Die Flotte, immer langsam voran arbeitend, richtete ihren Lauf auf die Insel Candia; hier empfing man durch ein begegnendes Handelsschiff die erste, immer noch unsichere Kunde von der Existenz eines englischen Geschwaders im Mittelmeer, welche dann am 25. durch eine französische Fregatte, die vor Neapel gekreuzt hatte, in bestimmter Weise bestatigt wurde[1]). Man ging damals hart an der Südküste von Candia vorüber, und konnte immer noch hoffen, vielleicht auf längere Zeit von dem Gegner unbehelligt zu bleiben. Als man die Insel passirt hatte, verkündete darauf am 28. Juni eine Proclamation Bonaparte's dem Heere die bevorstehende Aufgabe, die Besetzung Aegyptens. Ihr sollt, sagte er, eine Eroberung von unberechenbaren Folgen für die Bildung und den Handel der Welt unternehmen, ihr sollt England an der empfindlichsten Stelle treffen; wir werden ermüdende Märsche haben, einige Schlachten liefern; Alles wird uns gelingen, die Geschicke sind für uns. Er ermahnte sie dann, die Vorurtheile der Eingeborenen zu schonen, ihrem Glauben an Muhamed nicht zu widersprechen, ihren Imams und Muftis Achtung zu bezeigen, wie sie in Italien höflich gegen die Bischöfe gewesen. Jede Verletzung der Mannszucht, jede Plünderung und Gewaltthat wurde mit den schärfsten Strafen bedroht. Während die Truppen dieses Manifest lasen und sich mit lockenden Bildern von dem märchenhaften Glanze und den unermeßlichen Reichthümern des

---

[1]) Napoleon's Aussage bei Gourgaud II., 367. Nelson war also im Irrthum, wenn er damals glaubte, Bonaparte habe schon in Malta Nachrichten über die englische Flotte gehabt.

Morgenlandes erfüllten, eilte die Fregatte Juno der Flotte voraus, nach Alexandrien, um Erkundigungen einzuziehen und den dortigen französischen Consul zu Bonaparte zu bescheiden. Sie brachte am 30. Juni die Nachricht, daß Nelson mit vierzehn Linienschiffen die Franzosen hier aufgesucht, und da niemand von denselben gewußt, vor zwei Tagen sich nach Nordosten entfernt habe. Man ermißt leicht den Eindruck, welche die überraschende Kunde auf alle Theilnehmer der Expedition machen mußte. Vorbei war es für's Erste mit der Sicherheit des Meeres, dieser wesentlichsten Bedingung der ganzen Expedition. Bonaparte trieb mit der höchsten Eile zur Ausschiffung der Truppen; als die Flotte am 1. Juli vor Alexandrien ankam, neigte sich der Tag zum Ende und die See war äußerst stürmisch; aber wegen der Nähe der Engländer wurde nicht der geringste Aufschub verstattet, und unter mehrfachem Verluste an Menschenleben die Landung vollzogen. Sofort rückte dann Kleber am folgenden Morgen vorwärts zur Besetzung der Stadt; nach einem kurzen Widerstande wurde die Mauer erstiegen, und unter einer großen Metzelei Alexandrien zur Unterwerfung gezwungen. Der Eingang in das gelobte Land war eröffnet; die Truppen hofften auf unerhörte Beute und Glorie; Alles wäre trefflich gewesen, hätte nicht die Erscheinung der englischen Flotte das Bild des Rückwegs mit schweren Sorgen umlagert.

Aus London hatte sofort nach jenem entscheidenden Beschlusse Lord St. Vincent am 19. Mai die Weisung empfangen, daß er eine neue Verstärkung von acht Linienschiffen und zwei Brandern erhalten, seinerseits aber ein Geschwader von zwölf Linienschiffen schleunigst in das Mittelmeer entsenden sollte. Ja der Chef der Admiralität, Lord Spencer, gab es seinem Ermessen anheim, diesem Zwecke jede andere Rücksicht unterzuordnen, und vielleicht unter gänzlichem Verzicht auf die Einschließung der Spanier seine ganze Flotte von Cadix hinweg gegen Toulon zu führen. Andernfalls empfahl Spencer auf besondern Wunsch König Georg's Sir Horatio Nelson als den geeignetsten Befehlshaber der Entsendung. Hiefür entschied sich Lord St. Vincent, und schickte seinem kühnen und geistreichen Unteradmiral eilf seiner besten Linienschiffe mit der Weisung nach, Alles aufzubieten, um die Toulouer Expedition zu vereiteln oder zu vernichten. Diese mächtige Verstärkung stieß zu Nelson's Geschwader am 7. Juni in den toscanischen Gewässern; er eilte damit in glühendem Eifer nach Neapel, wo er bei der bekannten Gesinnung der Königin auf wirksame Förderung seiner Jagd rechnete. Hier aber mußte er bittere Erfahrungen über die Unthätigkeit und

Schwäche dieses Hofes machen. Durch Garat's Schwatzhaftigkeit hatte General Acton erfahren, daß Bonaparte's Armada nicht gegen Sicilien, sondern gegen Aegypten bestimmt sei; dadurch für den Augenblick über das eigene Schicksal beruhigt, wollte man jetzt um Alles die Franzosen nicht wieder erbittern, und zeigte dem englischen Admiral in jeder Hinsicht eine fast beleidigende Zurückhaltung. Eine Schiffernachricht über die Fahrt der feindlichen Flotte trieb Nelson dann nach Messina, um, wenn möglich, Malta zu Hülfe zu kommen; gleich nachher aber erfuhr er den Fall der Insel und Bonaparte's Abfahrt von dort bei einem starken Westwinde: so rieth er jetzt auf Aegypten als das Ziel der Franzosen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, steuerte er südostwärts, hielt sich auf der Höhe von Candia dicht an der afrikanischen Küste, und ging auf diese Art raschen Laufes während der Nacht in kleiner Entfernung an der schwerfälligen französischen Flotte vorüber. So kam er drei Tage vor derselben nach Alexandrien, wo er natürlich Alles in tiefstem Frieden fand, und fast verzweifeln wollte über die unbegreiflichen Künste, mit welchen diese verfluchten Franzosen sich unsichtbar zu machen wußten. In seiner brennenden Hast wollte er nicht warten, sondern gab auf der Stelle den Befehl zur Weiterfahrt nach Syrien, nach Kleinasien; ich gehe bis zu den Antipoden, schrieb er, um diese Feinde des menschlichen Geschlechtes zu entdecken.

So hatte ein beispielloses Glück zweimal Bonaparte's Zug vor den Augen des Gegners in Dunkel gehüllt. Er, welcher den Werth der Zeit ebenso gut wie Nelson kannte, traf sogleich nach der Besetzung Alexandriens alle Anstalt, um so schnell wie möglich die Hauptstadt der mamelukischen Herrscher, Kairo, zu erreichen, und damit hoffentlich die Unterwerfung des ganzen Landes herbeizuführen. Am 2. Juli erließ er eine arabische Proclamation an das ägyptische Volk, worin er diesem die Tyrannei seiner bisherigen Herren, der Mameluken, schilderte, ihm einige Sätze der französischen Menschenrechte verkündete, und sich als einen Verehrer Gottes, des Propheten und des Alkoran, als den Zerstörer des Papstthums und der Malteser Ritter, als einen Freund des Padischah einführte. Es war immer dasselbe Verfahren, immer dieselbe Verbindung der Demagogie und der Waffengewalt, immer derselbe Versuch, die Eroberung durch Freiheitsphrasen einzuleiten und zu beschönigen. In Italien, Holland, der Schweiz, wo die Lehren der Revolution zahlreiche Anhänger gehabt, war es ihm gelungen; hier aber in der Welt des Islam, unter den ägyptischen Fellahs, fehlte es

schlechterdings an jeder Voraussetzung für den Erfolg solcher Künste. Nur kurz erinnern wir uns hier an die Hauptzüge, welche den damaligen Zustand Aegyptens charakterisiren. Die alten Eingeborenen, die Kopten, hatten seit Jahrhunderten eine erobernde Ueberfluthung nach der anderen erlebt; sie lagen in harter Unterthänigkeit, von allen ihren Gebietern mißhandelt und ausgesogen. Aber keiner von ihnen dachte deshalb an eine revolutionäre Erhebung; vielmehr war die Masse in Folge des langen Druckes abgestumpft und apathisch; Einzelne wurden stets von den Beys als Steuererheber verwandt, wo sie dann ihre übermüthigen Bedrücker mit List und Grausamkeit ihrerseits auszuplündern wußten. Zwischen oder über ihnen dehnte sich eine zahlreiche arabische Bevölkerung im Lande aus, deren Gemeinden von ihren Scheiks mit großer Selbständigkeit verwaltet wurden; allerdings war auch von ihnen niemand einen Augenblick vor dem Eingriffe brutaler Willkür des Landesherrn sicher, aber auch sie waren weit entfernt davon, auf die Lockung des Fremden zu hören, und sich mit dem Christen gegen den Muselmann zu verbinden. Vornehmer wieder als sie dünkten sich die Türken, die Stammesgenossen des großen Padischah in Constantinopel; politischen Einfluß aber hatten sie so wenig wie ihr Pascha in Cairo, der eine kleine Schaar von Janitscharen und Spahis befehligte, und unter einigen leeren Ehrenbezeigungen einen kleinen Jahrestribut für den Sultan empfing, sonst aber in Wahrheit nicht die geringste Macht besaß. Die wirklichen Herren des Landes waren die Mameluken, einst eine berittene Leibwache, welche sich die Sultane von Ejub's Stamm aus gekauften tscherkessischen Sclaven gebildet, welche dann in den Tagen Ludwig des Heiligen selbst die Herrschaft an sich gerissen hatten; im sechszehnten Jahrhundert waren sie von den Osmanen unterworfen worden, bei dem Sinken aber der türkischen Macht wieder zu voller factischer Selbständigkeit emporgekommen. Sie standen jetzt unter vierundzwanzig Beys, deren jeder einen Bezirk mit unbeschränkter Macht beherrschte und seine Gefährten mit den besten Gütern und Lebensgenüssen ausstattete. Noch immer ließen sie nur gekaufte Sclaven in ihren Reihen zu [1]); der Bey und seine Gefolgsleute hielten in ritterlicher Treue zusammen auf Leben und Tod, und wenn einer derselben zur Würde eines Beys selbst emporstieg, bewahrte er dem früheren Herrn die alte Anhänglichkeit. So genoß ein Bey, der einer großen Zahl seiner Getreuen das fürstliche

---

[1]) Kinder pflegten sie in Folge unnatürlicher Laster nicht zu haben.

Amt verschafft hatte, eines hervorragenden Einflusses; damals waren zwei dieser Häuptlinge in einer solchen Stellung, Murad und Ibrahim, von denen jener als der kühnste Held, dieser als der weiseste Staatsmann von den Mameluken gepriesen wurde. Sonst hatten sie weder politische noch militärische Organisation; ihre ganze Kriegskunst bestand in der Verwegenheit des einzelnen Reiters; auf trefflichen Pferden, mit Waffen aller Art gerüstet, mit kostbarem Schmucke beladen, stürmten sie in ungeordneten Schwärmen auf den Gegner ein. Ihre Gesammtzahl mochte höchstens 8000 betragen. Gegen sie führte jetzt Bonaparte 24,000 Franzosen, damals die bestgeübten und bestgeleiteten Krieger der Erde, in das Feld. Wie man sieht, war bei der Besiegung dieser Gegner wirklicher Ruhm nicht zu holen.

Allerdings fehlte es nicht an sonstigen erschwerenden Umständen, deren Ueberwindung auch von der besten europäischen Truppe Anstrengung und Entsagung forderte. Die glänzenden Bilder von orientalischer Pracht und Herrlichkeit zerrannen den Soldaten nur zu schnell. Kaum aus Alexandrien den 7. Juli ausgerückt, hatte man einen mehrtägigen Marsch durch tiefe Sandwüsten bei glühender Sonnenhitze zurückzulegen, ohne Schatten, ohne Obdach, ohne Wasser. Als man dann endlich mit Jubel die Ufer des Nils und angebautes Land erreichte, war man schwer betroffen über die elende Armuth der Dörfer, den grauenvollen Schmutz der Hütten, die halb thierische Stumpfheit der Bewohner. Man fand Getreide aber keine Mühlen und kein Mehl, und die Entbehrung des Brodes ist bekanntlich für den französischen Soldaten die härteste. Man lebte dann von Fleisch und Gemüse, und erfrischte sich mit den reichlich umherwachsenden Melonen. Als Getränk aber hatte man nichts als Nilwasser, keinen Wein, keinen Branntwein, ein zweiter schlimmer Mangel, um so fühlbarer, als jene Kost bei Vielen gastrische Leiden verursachte. Dabei wurden die Colonnen auf allen Seiten von räuberischen Arabern umschwärmt, die jeden Nachzügler, jede kleine Patrouille unter den Augen der Bataillone mit raschem Ueberfall niedermachten und dann ebenso rasch verschwanden. So bemächtigte sich allgemeine Niedergeschlagenheit, Verdruß und Heimweh der Soldaten; sie fluchten über die Gelehrten, welche den Zug mitmachten, und nach der Meinung der Truppe den General durch lügenhafte Schilderungen des Landes dorthin verlockt hatten. Der ersten Mameluken war man am 10. Juli zugleich mit dem Nile ansichtig geworden, 700 Mann, die sich nach einigem Plänkeln mit der Division Desaix rasch aus dem Staube machten. Am 13. hatten die fünf Kanonenboote, welche Bonaparte

den Nil hinaufgehen ließ, ein heftiges Gefecht gegen feindliche Schebecken zu bestehen und geriethen bei dem Ungestüm des Angriffes in ein hartes Gedränge, aus welchem erst die Annäherung des Landheeres sie befreite und den Gegner zu schleunigem Rückzug zwang Murad Bey suchte vergebens das Vorrücken der Franzosen zu hemmen; das Fußvolk jeder Division marschirte in geschlossenem Viereck, die Geschütze zwischen den Bataillonen, die Reiterei in der Mitte; die Mameluken umschwärmten sie auf allen Seiten, fanden aber zum Anritt keine schwache Stelle, und eilten mit einem Verluste von 200 Mann nach einigen Stunden von dannen. Der Marsch der Franzosen ging dann langsam weiter den Strom hinauf; am 20. Juli bekamen sie in der Ferne am westlichen Horizont die Pyramiden in Sicht, blieben aber zwei Meilen entfernt davon am Strome, und fanden sich am 21. bei dem Dorfe Embabeh, fünf Stunden von Kairo entfernt, der gesammten Macht der Mameluken gegenüber, die hier den letzten Versuch zur Vertheidigung der Hauptstadt machen wollten. Embabeh war in roher Weise verschanzt, so daß zwar, nach Napoleon's Ausdruck, nicht wohl ein Geschütz über den Wall und Graben fahren, das Vorgehen der Infanterie aber in keiner Weise dadurch erschwert werden konnte. Vierzig Kanonen ohne Laffetten ragten über der Erhöhung hervor; dahinter war ein großer Haufen bewaffneter Bauern und Bedienter, sowie einige Janitscharen aufgestellt, ein schlechtbewaffnetes und völlig ungeübtes Gesindel. Die Mameluken selbst dehnten ihre Reiterhaufen am westlichen Ende des Lagers in der Ebene aus. Bonaparte ließ drei seiner Divisionen gegen den rechten Flügel des Feindes, eine jede wieder in ein einziges Viereck formirt, außer der Schußweite der feindlichen Kanonen vorgehen; sofort stürzte sich Murad auf die Division Desaix, war aber nicht im Stande, die feste Schlachtlinie derselben zu durchbrechen und wurde sehr bald von den beiden anderen Divisionen in Flanke und Rücken mit einem heftigen Feuer überschüttet. Damit war Alles vorüber; Murad sprengte mit der Hauptmasse seiner Leute stromaufwärts nach Süden; eine Schaar aber von etwa 2000 Mameluken suchte in verwirrter Flucht Rettung hinter den Erdwällen von Embabeh. Aber bereits hatte die Division Bon in einem kurzen Anlauf das Lager erstiegen, und die Besatzung in völliger Auflösung auseinander gestäubt; sie empfing jetzt die zurückfluthenden Mameluken mit mörderischen Salven, und was nicht den französischen Kugeln erlag, fand seinen Tod in den Wellen des Nils. Wie wenig von einem eigentlichen Kämpfen die Rede war, zeigt der beiderseitige Verlust, 50 Todte auf französischer,

über 2000 auf ägyptischer Seite. Die unmittelbare Folge des Sieges war der Triumpheinzug der Franzosen in Kairo.

Der Officiere und Soldaten wartete hier eine neue Enttäuschung. Waren draußen die Dörfer elend gewesen, so hatte man immer noch von einer Hauptstadt mit mehr als 300,000 Bewohnern ein Stück orientalischer Pracht und Schwelgerei erwartet. Jetzt sahen sie in dem einen Quartiere der Mameluken eine Anzahl stattlicher Häuser; alles Uebrige aber war ein unabsehbarer Haufe niedriger und schmutziger Erdhütten, in enge Gassen zusammengeschoben, deren Ausgänge überall zur Abwehr diebischer Fellah's und Beduinen verrammelt waren. Brod und Wein gab es hier so wenig wie auf dem Marsche; von Anstalten zu irgend welchem Vergnügen und Wohlleben war keine Rede. Trotz des Goldes, das die Soldaten bei den erschlagenen Mameluken gefunden, wurde die Stimmung so düster und niedergeschlagen, daß Mehrere sich im Nil ertränkten, und alle Briefe in die Heimath mit den heftigsten Klagen erfüllt waren. Es war für Bonaparte um so peinlicher, als Generale und Officiere in lärmenden Aeußerungen des Verdrusses der Mannschaft vorangingen, und tagtäglich trotz des Kriegsstandes den Feldherrn mit Entlassungsgesuchen überhäuften. Dabei war er beladen mit den dringendsten und mannigfaltigsten Geschäften, der raschen Einrichtung einer neuen Landesverwaltung vermittelst der arabischen Scheiks, der Unterordnung der koptischen Steuereinnehmer unter französische Commissare, der äußerst mühseligen Herbeischaffung von Geld, Lebensmitteln und Heeresgeräth, der Sicherung der stets von den Beduinen gestörten Communicationen, der Bändigung der keineswegs zuverlässigen Volksmassen von Kairo. Ihn vor Allen drückte das Ausbleiben aller Nachrichten; aus Paris hatte er seit der Abreise nicht eine Sylbe erfahren; Talleyrand ließ nichts von sich vernehmen, so daß der General sich einstweilen mit dem Gedanken tröstete, jener sei unmittelbar nach Constantinopel gegangen; von Alexandrien erhielt er erst am 30. Juli einige Depeschen, und diese waren nicht geeignet, ihm über die Sicherheit seiner Flotte genügende Beruhigung zu geben. So vergingen die Tage in rastloser Thätigkeit, als Anfangs August die Mameluken, trotz der bisherigen Niederlagen, sich wieder in lästiger Weise bemerklich machten. Murad hatte sich nach Oberägypten zurückgezogen, wohin ihm bald nachher General Desaix nachgeschickt wurde; Ibrahim dagegen hatte seine Streitkräfte an dem Rande der syrischen Wüste gesammelt und durch große Haufen arabischer Freibeuter vermehrt. Dessen Zusammenrottung schien so ansehnlich, und alarmirte

die Bevölkerung so tief in das Land hinein, daß Bonaparte die Generale Regnier, Dupin und Murat gegen ihn aussandte, und am 7. August sich persönlich zu dieser Abtheilung begab. Ibrahim's Reiter streiften bereits bis Elhanka, sieben Stunden nördlich von Kairo; die Armee trieb sie dann ohne Halten vor sich her, von Ort zu Ort, bis zu der letzten bewohnten Stadt des ägyptischen Gebietes, Salheyeh, hinter welcher die syrische Wüste beginnt. Ibrahim, immer schärfer gedrängt, verschwand mit seinen Schaaren in der unabsehbaren Sandfläche; ein Versuch der französischen Reiterei gegen seinen Nachtrab wurde von den Mameluken blutig abgewiesen. Regnier blieb darauf in Salheyeh zurück, um den wichtigen Grenzplatz zu befestigen; am 13. August wandte sich Bonaparte zur Rückkehr nach Kairo; da begegnete ihm unterwegs ein schon vor eilf Tagen aus Alexandrien abgeschickter Adjutant des General Kleber, und brachte ihm die erschütternde Nachricht, daß seine Flotte am 1. August von den Engländern vollständig vernichtet worden war. Das stolze Gebäude aller bisherigen Hoffnungen und Entwürfe war zertrümmert.

Nelson war nach seiner raschen Entfernung von der ägyptischen Küste zunächst hinüber nach Syrien gesegelt, dann, als auch dort Niemand etwas von den Franzosen wußte, an Caramanien vorüber nach Griechenland gefahren, überall vergebens nach Bonaparte's Spuren forschend. Dann zwang ihn Wassermangel, ein befreundetes Gestade zu suchen; er wandte sich nach Syracus, fand hier anfangs große Schwierigkeiten bei den neapolitanischen Behörden, setzte aber endlich die Erfrischung seiner Flotte durch [1]), und stach dann mit verdoppeltem Eifer am 23. Juli zur Erneuerung seiner Jagd in See. Am 29. war er in den Gewässern von Morea und hier endlich erhielt er von begegnenden Schiffen die entscheidende Kunde, daß der Feind bereits vor vier Wochen von Candia südostwärts gefahren sei. Damit war denn alle Ungewißheit beseitigt, die Franzosen waren also doch in Aegypten, wie es Nelson längst vermuthet hatte, und jetzt galt es, unter allen Segeln auf Alexandrien zu eilen. Während der Fahrt hatte Nelson seine Capitäne mehrfach um sich versammelt, entwickelte ihnen die leitenden Gedanken seiner Angriffspläne, sprach alle denkbaren Möglichkeiten gründlich durch; es war keiner unter ihnen, der sich mit den Absichten und Auffassungen ihres genialen Feldherrn nicht auf das

---

[1]) Daß hier Sir William und Lady Hamilton schwerlich mitgewirkt haben, erörtert Nicolas in den Noten zu Nelson's dispatches and letters IV., 46.

Genaueste durchdrungen hätte. Nelson's ganzes Innere war in heftiger Bewegung; das wichtige Commando, das ihm mit Uebergehung zweier älterer Officiere durch königliches Vertrauen übertragen worden, hatte Kampflust und Ruhmbegier vom ersten Tage an auf den höchsten Grad gesteigert; in seiner stets aufgeregten und zuweilen etwas bombastischen Art hatte er in jeder Depesche seinen Vorgesetzten versichert, wie er auf die Franzosen schlagen würde, sobald er sie fassen könnte: er hatte der Lady Hamilton in Neapel sagen lassen, er hoffe entweder mit Lorbeer oder mit Cypressen bekränzt ihr vorgestellt zu werden; und in dieser Stimmung sah er sich nun Wochen lang durch die Unfindbarkeit des Gegners geäfft und mit dem bittern Fluche der Lächerlichkeit bedroht! Und auch jetzt noch, wie viel peinigende Ungewißheit! Bonaparte war zweifellos in Aegypten; aber wie stand es mit der französischen Flotte? war sie in sicherem Hafen? war sie vielleicht weit entfernt auf der Rückkehr nach Toulon? Indessen die Lösung stand bevor. Nachmittags den 1. August hatte Nelson den Leuchtthurm von Alexandrien in Sicht, und unmittelbar nachher signalisirte sein vorderstes Schiff die Anwesenheit der feindlichen Flotte, dreizehn Linienschiffe und fünf Fregatten, auf der offenen Rhede von Abukir, wenige Stunden ostwärts von der Stadt. Ohne einen Augenblick zu zaudern, gab Nelson den Befehl zum Angriff. An den vorausgehenden Tagen hatte er in seiner Spannung wenig geschlafen und gegessen; jetzt, den Gegner vor Augen, war er heiter und ruhig, nahm in bester Stimmung sein Mittagsmahl, während dessen sein Schiff, der Vanguard, zum Kampfe bereit gestellt wurde, und rief, als seine Officiere sich von der Tafel hinweg auf ihre Posten begaben: morgen um diese Stunde habe ich eine Pairie oder ein Grab in Westminster gewonnen. Mit vollen Segeln ging es vorwärts auf den Feind.

Eine Kette besonderer Umstände hatte den Widersacher dort vor Abukir seinem Griffe bloßgestellt.

Als Bonaparte sich in Alexandrien zum Marsche auf Kairo anschickte, gab er am 3. Juli dem Admiral Brueys den Befehl am folgenden Tage die Flotte in den alten Hafen von Alexandrien einlaufen zu lassen, wenn dort das Fahrwasser tief genug wäre: andern Falls sollte er berichten, ob die Flotte auf der Rhede von Abukir mit Sicherheit gegen überlegene feindliche Streitkräfte vertheidigt werden könnte; wäre das Eine wie das Andere unmöglich, so sollte er zwei wenig tief gehende Linienschiffe, vier Fregatten und alle leichten Fahrzeuge in Alexandrien zurücklassen und die übrige Flotte nach Corfu hinüberführen. Brueys ließ demnach den Hafeneingang sondiren, erhielt aber Bericht,

daß er bei Weitem nicht tief genug sei und brachte darauf die Flotte zunächst nach Abukir, wo er sie möglichst nahe dem Lande in lang gedehnter Linie Anker werfen ließ, am einen Ende durch eine Uferbatterie, am andern durch das Fort von Abukir geschützt. Indessen setzte man mit großem Eifer die Sondirungen des Hafens fort, da Brueys durchaus kein volles Vertrauen auf die Stellung von Abukir hatte und überhaupt mit sorgenvollem Herzen an die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit den Engländern dachte. Er wußte, wie eilig zusammengerafft die ganze Rüstung, wie unvollständig die Bemannung seiner Schiffe, wie dürftig die Manövrirfähigkeit, wie locker die Disciplin seiner Seeleute war. Sein lebhafter Wunsch war es, wenn die Sondirungen kein günstiges Ergebniß lieferten, so bald wie möglich nach Corfu abzugehen. Aber auch hiergegen erhoben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Flotte hatte von Toulon für zwei Monate Lebensmittel mitgenommen; trotz einiger in Malta erhaltenen Ergänzung ging der Vorrath auf die Neige, und die letzten Reste desselben mußten sogar an das hungernde Landheer abgegeben werden. Bei der wüsten Barbarei aber, die in ganz Aegypten herrschte, kostete es unendliche Mühe, große Massen von Lebensmitteln auf einen Punkt zu sammeln. Die nächste Umgebung von Alexandrien lieferte verzweifelt wenig, und sonst hatte Brueys für's Erste nur das Versprechen Bonaparte's, so bald wie möglich Transporte aus dem Innern herüberzuschicken. Begreiflicher Weise war auf dem mühseligen Marsche, den Angriffen der Mameluken gegenüber, keine Möglichkeit für solche Sendungen, und erst am 24. Juli ging von Gyzeh ein Convoi mit Getreide den Nil hinunter nach Rosette ab. Brueys wartete darauf mit peinlicher Spannung[1]), da seine Lage tagtäglich widerwärtiger wurde. Auf der sandigen Rhede gab es nur eine Cisterne, so daß er nie so viel Wasser einnehmen konnte, als er verbrauchte; die Wirbel und Untiefen der Nilmündung hinderten oft Tage lang den Seeverkehr mit Rosette; nicht früher als am 26. Juli lieferte ihm das dortige Commissariat einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, der eben der völligen Erschöpfung abhalf und für die Reise nach Corfu gar nicht in Betracht kam. Unterdessen war man ohne alle Nachricht von Bonaparte; düstere Gerüchte liefen um von einer Niederlage, welche das Heer erlitten; man konnte nicht daran denken, vor einer näheren Aufklärung die Flotte hinweg zu führen.

---

[1]) Seine Briefe vom 26. und 27. Juli, Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte, Egypte I, 403, 423.

Und doch wurde diese Maßregel immer dringender, denn die nähere Untersuchung zeigte, daß das Fort von Abukir höchst ungenügend bewaffnet war und die Rhede überhaupt in keiner Hinsicht sichern Schutz gewährte; aus Alexandrien aber erhielt der unglückliche Admiral erst am 26. Juli die Nachricht, daß seine Officiere die Aufnahme des Hafens beendigt hätten und ihm demnächst den Plan vorlegen würden. Am 28. kam die erquickende Kunde von der Einnahme Kairo's, aber die Noth an Geld, an Wasser, an Proviant war ebenso groß wie vorher. So blieb die Flotte vor Abukir, wo sie am 1. August, Abends 6 Uhr, von dem Angriffe der Engländer ereilt wurde.

Nelson, der, einen frischen Wind im Rücken, von Westen herankam, eröffnete den Kampf mit einem die Franzosen völlig überraschenden Manöver. Während Brueys, nahe dem Lande aufgestellt, den Angriff auf seine Linie schlechterdings nur von der Seeseite her erwartete, wagten es die Engländer, mit einem Theile ihrer Streitkräfte in den engen Raum zwischen der französischen Flotte und dem Ufer einzudringen, ohne Rücksicht auf die Gefahr des Strandens und die Kugeln der Uferbatterie, und so die Schiffe des linken feindlichen Flügels unter doppeltes Feuer zu nehmen. Allerdings gerieth dabei ihr erstes führendes Schiff, der Culloden, auf den Sand und blieb bis zum folgenden Morgen auf der Untiefe fest; um so sicherer aber vermieden die folgenden, durch seinen Unfall gewarnt, die mißliche Stelle, und bald war der linke Flügel und die Mitte der französischen Schlachtordnung von Innen und Außen durch den feindlichen Angriff umfaßt. Von Anfang war die Verwirrung groß auf den französischen Schiffen. Da Niemand auf einen Angriff von der Uferseite gerechnet hatte, so mußten mitten im feindlichen Feuer die dorthin gerichteten Schiffsbatterien erst schußfertig gemacht werden. Sehr bald brach die Nacht herein; keines der Schiffe wagte im Dunkel, ohne ausdrücklichen Befehl des Admirals seine Stellung zu verlassen, und so kam es, daß der unter dem Winde liegende rechte Flügel der Franzosen kaum Antheil an dem Kampfe nahm, während die übrigen Schiffe stets gleichzeitig von mehreren Gegnern bedrängt wurden. Schon nach einer halben Stunde waren die beiden ersten Dreidecker der Franzosen entmastet, eine Stunde später der vierte und fünfte genommen; gegen 8 Uhr wurde Admiral Brueys, bereits zweimal verletzt, durch eine Kanonenkugel getödtet, Contreadmiral Blanquet aber in das Gesicht geschossen und bewußtlos niedergeworfen. Fast gleichzeitig wurde Nelson durch einen Granatsplitter so unglücklich am Kopfe getroffen, daß die Stirnhaut ihm losgeschält über die Augen

herabhing und ihn für den Moment des Gesichts beraubte. Aber Schlag auf Schlag eilte jetzt sein Capitän herab an sein Schmerzenslager in die Cajüte, um ihm eine Siegespost nach der andern zu bringen. Der französische Capitän des „Spartaner" überlieferte sein Schwert, das große Admiralschiff, der „Orient", war hoffnungslos von den Engländern umringt, einige Minuten nach neun Uhr stand das riesige Fahrzeug in lichten Flammen. Da war Nelson drunten nicht mehr zu halten; trotz der Wunde stieg er auf das Verdeck hinauf, um selbst die Anordnungen für die möglichste Rettung der feindlichen Mannschaft zu treffen. Der Feuerschein des „Orient" beleuchtete weithin das Meer und die kämpfenden Flotten; gegen zehn Uhr flog der Koloß in die Luft und bedeckte weithin die Wellen und die nächsten Schiffe mit seinen glühenden Trümmern. Der Eindruck war so gewaltig, daß während mehrerer Minuten Freund und Feind zu feuern aufhörte, und eine tiefe Stille über der Wahlstätte lagerte. Bald aber begann der Kampf auf's Neue zu rasen; immer weiter die französische Schlachtlinie hinauf drang die vernichtende feindliche Umarmung vor; hier gerieth ein Fahrzeug in Brand, dort lief ein anderes auf die Sandbänke des Ufers oder überlieferte seine Flagge dem Sieger. Als der Morgen des 2. August heraufstieg, hatten Nelson und die Seinen ein Ergebniß erfochten, wie niemals ein früherer Seekampf ein ähnliches geliefert hatte, die vollständige Vernichtung des Gegners. Zwei Linienschiffe und zwei kleinere Fahrzeuge waren verbrannt, eine Fregatte versenkt, neun Linienschiffe und zwei Fregatten genommen; nur mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten des rechten Flügels vermochte Admiral Villeneuve zu entrinnen. Von 11,000 Mann, welche die Flotte getragen, waren 5200 umgekommen, gegenüber einem englischen Verluste von 900 Todten und Verwundeten; über 3000, darunter viele Verwundete, waren gefangen, wurden aber von Nelson gegen Verpflegung der englischen Verwundeten freigelassen.

Um die ganze Wucht des zerschmetternden Schlages zu verstehen, muß man sich nochmals erinnern, was Bonaparte für Frankreich und die Flotte für Bonaparte bedeutete. Wie wir wissen, hatte der General die Absicht gehabt, Aegypten rasch zu besetzen, damit den zündenden Funken in die orientalische Frage zu werfen, diese für die europäischen Zwecke der französischen Politik in irgend einer Weise gründlich auszunutzen und zu diesem Behufe so bald wie möglich, jedenfalls im Herbste, wieder in Paris zurück zu sein. So lange die Verbindung zur See zwischen Frankreich und Aegypten gesichert und geschützt war, hatte die

Besatzung von Kairo keinen gefährlicheren Posten als die von Mainz oder Rom. Die Beherrschung des Mittelmeers durch eine französische Kriegsflotte gab der französischen Diplomatie einen höchst wirksamen Rückhalt für Constantinopel, sei es zur Erzwingung weitern Friedensstandes mit dem Sultan, sei es zur Niederwerfung der türkischen Herrschaft in Europa überhaupt. In einer solchen Lage hätte Frankreich nicht ohne einige Aussicht in Wien die Frage aufwerfen können, ob Kaiser Franz nicht gegen die Erwerbung türkischer Provinzen die neuen Verhältnisse in Italien und der Schweiz anerkennen wollte. Das Alles war durch den einen Schlachttag von Grund aus zerstört. Der bis dahin stets unbesiegte General hatte eine Niederlage erlitten, welche einen tiefen Schatten auf den Glanz seines Namens warf. Das Heer von Aegypten war plötzlich eine hoffnungslos blokirte Schaar, ohne Verbindung mit dem Mutterlande, abgeschnitten von Verstärkungen und Nachrichten, geworden. Mit den Kaiserhöfen jetzt noch von Theilung der Türkei zu reden, wäre eine Lächerlichkeit gewesen; von dem Sultan war es fortan gewiß, daß er die heuchlerischen Reden über die Bestrafung allein der Mameluken, im Interesse der hohen Pforte selbst, mit Verachtung zurückweisen würde. So entwickelten sich die Gefahren auf allen Seiten, während alle Hoffnungen zerrannen und alle Hülfsquellen versiegten. Für die französische Republik war nicht mehr an eine bleibende Behauptung Aegyptens und noch weniger an weitere Erfolge auf türkischem Boden zu denken. Für Bonaparte aber — und dies war ohne Zweifel für ihn die empfindlichste Folge — war auf unbestimmte Zeit hinaus die Möglichkeit der Rückkehr nach Frankreich abgeschnitten. Nicht bloß im physischen Sinne, obwohl es immer von nun an ein halsbrechendes Wagniß war, der englischen Blokade trotzend, die Heimfahrt über die feindlich gewordene See zu versuchen. Aber wäre dies auch ebenso leicht gewesen, wie es gefährlich war: noch entscheidender wurde es weiter, daß Bonaparte jetzt geschlagen war, und bei seiner politischen Stellung entweder gar nicht oder nur mit neuen Lorbeeren geschmückt den französischen Boden wieder betreten konnte. Jetzt Aegypten verlassen, hieße seine Soldaten in höchst gefährdeter Lage Preis geben, nicht als Führer und Herrscher, sondern als fahnenflüchtiger Officier in Paris erscheinen, sein politisches Dasein in die Hand der grollenden und eifersüchtigen Directoren legen. Nelson hatte ihn festgeschmiedet an die Ufer des Nils; eine den Welttheil umfassende Combination war plötzlich in ein wagehalsiges und jetzt mißlungenes Abenteuer verwandelt.

Es war kein Wunder, daß auch ein Mann von Bonaparte's Willensstärke durch eine so verhängnißschwere Katastrophe tief betroffen war[1]). Sie kam ihm überraschend in jedem Sinne. Noch am 30. Juli hatte er an den Admiral Brueys einen mit den holdesten Täuschungen gefüllten Brief abgeschickt: er höre aus Alexandrien, daß er nach dem Ergebniß der Sondirungen die Flotte im dortigen Hafen vermuthen dürfe; er hoffe, daß der dorthin geschickte Getreideconvoi zur Stunde glücklich angelangt sei; das ganze Verhalten der Engländer lasse annehmen, daß sie ihm an Zahl nicht gewachsen seien und sich begnügen würden, Malta zu blokiren. Jedenfalls solle der Admiral möglichst bald entweder in den Hafen von Alexandrien einlaufen, oder gleich nach Empfang der überschickten Lebensmittel sich nach Corfu verfügen: denn, bemerkte Bonaparte, bis unsere Angelegenheiten entschieden sind, müßt ihr schlechterdings eine Stellung einnehmen, in der man der Pforte imponiren kann. Alle diese schönen Bilder waren jetzt mit einem Schlage zerflossen: „unglückseliger Brueys", seufzte Bonaparte ein über das andere Mal, „was hast du gemacht"! Wäre uns dieser Unfall erspart geblieben, sagte er seinem Secretär Bourrienne, so hätte ich nach den glänzenden Erfolgen des Heeres sehr bald nach Frankreich zurückkehren können; dort würde ich den Engländern am Canal solche Rüstungen gezeigt haben, daß sie alle ihre Flotten wieder im Ocean angesammelt und das Mittelmeer geräumt hätten; dann hätten wir Truppen und Kriegsmaterial aller Art nach Aegypten geworfen und in allen orientalischen Angelegenheiten das entscheidende Wort gesprochen. Aber damit war es vorbei auf immer. Jetzt galt es, abgeschnitten vom Vaterlande, das eigene Dasein zu vertheidigen, die tiefgebeugten Genossen aufzurichten, die Größe des Verlustes möglichst herabzumindern. Jetzt führte die Noth auf die alten Träume eines zweiten Alexanderzuges zurück. Wenn die Engländer fortfahren, schrieb Bonaparte am 22. August an Kleber, uns das Mittelmeer zu sperren, so werden sie uns vielleicht dazu bringen, größere Thaten auszuführen, als es ursprünglich in unserer Absicht lag. Den Officieren seiner Umgebung erklärte er, getrennt von der Heimath, müsse man lernen sich selbst zu genügen; Aegypten, einst ein mächtiges und üppiges Königreich, biete auch heute noch unermeßliche Hülfsmittel; es sei durch Wüsten und unzugängliche Meeresufer auf allen Seiten gesichert, es biete die köstlichste Angriffsstellung

---

[1]) So versichert es Bourrienne, und nicht der mindeste Grund liegt vor, daran zu zweifeln.

gegen das englische Indien, den festesten Ausgangspunkt für die bei dem Zerfalle der Türkei sich darbietenden Eroberungen. Nur darauf komme es an, die Soldaten vor Entmuthigung zu bewahren und das Haupt hoch zu tragen trotz einzelner Widerwärtigkeiten. Wir sind vielleicht bestimmt, sagte er, den ganzen Orient umzuwälzen und unsere Namen den glorreichsten Helden des Alterthums und des Mittelalters an die Seite zu setzen[1]).

Einstweilen stellte die harte Wirklichkeit weniger strahlende, aber um so dringlichere Aufgaben. Die ganze Fülle der Thätigkeit und Schöpferkraft, mit der Bonaparte drei Welttheile zu bewegen gedacht, wurde jetzt vollauf in Anspruch genommen, um sich und seinen Genossen das tägliche Brod zu schaffen. Der Widerwille der muhamedanischen Bevölkerung blieb unbeugsam, wie oft auch Bonaparte sich öffentlich einen Verehrer und Bekenner des Propheten nennen ließ. Niemals waren die Straßen zwischen Oberägypten und Kairo, zwischen Kairo und Alexandrien mit voller Sicherheit zu passiren. Die entsetzlichsten Executionen, die Ausrottung ganzer Dorfschaften schüchterten für einige Tage ein: unmittelbar nachher begann die blutige Wegelagerei von Neuem. Mit unendlicher Mühe erreichte man eine gewisse Ordnung im Steuerwesen und gewann die Mittel zu einer etwas besseren Verpflegung der Truppe: jedoch niemand hatte auch nur für vierundzwanzig Stunden ein Gefühl der Sicherheit oder gar des Behagens. Oft genug lag Bonaparte auf dem Boden ausgestreckt über seinen Landkarten und erging sich in Plänen, durch Syrien und Persien hindurch im nächsten Frühling sein Heer nach Indien gegen die englischen Niederlassungen zu führen; dann aber brach er wieder bei seinem Secretär Bourrienne in den Ausruf aus: wenn es in Europa zu einem großen Kriege kommt, eile ich auf jede Gefahr nach Frankreich zurück. Wohl kam es zum Kriege, gerade in Folge seiner orientalischen Thaten, allein noch auf lange hin gelangte kein Laut desselben zu dem Ohre Bonaparte's. Mit seinen Genossen war er von der Heimath geschieden.

[1]) Marmont I, 390.

Zweites Capitel.

Kaiser Paul von Rußland.

Die nächste Folge der ägyptischen Expedition war eine scharfe Wendung in der Politik des russischen Reichs. Wir müssen hier die neuen Verhältnisse, wie sie sich in Petersburg seit dem Tode Katharina's II. gestaltet hatten, und vor Allem die Persönlichkeit des jetzigen Herrschers etwas näher in das Auge fassen[1].

Schon früher haben wir bemerkt, daß Paul I. keine leichte und frohe Jugend erlebt hat. Er war kein hervorragender und schöpferischer Geist, immerhin aber wohl begabt, empfänglich für mannichfaltige Interessen, mit rascher Auffassung und scharfer Beobachtung ausgestattet. Dabei ging sein Wille von Natur durchaus auf das Gute und Große; er hatte Menschenliebe und Patriotismus, und den lebhaften Wunsch, dereinst für das Glück seiner Unterthanen zu wirken. Bei solchen Anlagen wäre es einer einsichtigen und wohlwollenden Behandlung nicht schwer geworden, ihn zu einem tüchtigen und glücklichen Manne zu erziehen. Aber das gerade Gegentheil trat ein. Sei es, daß Ehrsucht und Sinnlichkeit bei Katharina das mütterliche Gefühl zurückdrängten, sei es, daß ihr Gewissen die Sorge nicht los wurde, der Sohn möge ihr thun, wie sie dem Gemahle gethan: Katharina hatte niemals ein menschlich warmes Verhältniß zu dem heranwachsenden Großfürsten. Zuweilen zärtlich, dann wieder argwöhnisch, immer herrisch stand sie ihm gegenüber. Niemals verstattete sie ihm den geringsten Einblick in die Geschäfte, den kleinsten Einfluß in politischen oder persönlichen Fragen.

---

[1]) Außer den gedruckten Quellen benutze ich im Folgenden die österreichischen Gesandtschaftsberichte, die über die Petersburger Personalien sehr ausführlich sind.

Als er ein Mann geworden, hatte er vor Allem den Trieb, gegen auswärtige Feinde sich Ruhm zu erwerben und sich dem Vaterland als künftiger Leiter zu bewähren: Katharina aber blieb unerschütterlich bei ihrer Weigerung, und erst als 1788 ein plötzlicher schwedischer Anfall Petersburg selbst bedrohte, erlaubte sie ihm, in das Feld zu ziehen, und auch dann ohne ein thätiges Commando, als vornehmer Zuschauer im Hauptquartier eines völlig unfähigen Befehlshabers.

Nun war er weder apathisch noch fügsam, sondern im Gegentheil höchst erregbar und aufbrausend, von heftigem, wenn auch nicht von stetigem Willen. Nichts wäre wichtiger für ihn gewesen, als innere Zucht und Zügelung der leidenschaftlichen Affecte, und bei der ursprünglichen Gesundheit seines Wesens hätte es dafür nichts bedurft als eine Umgebung, die ihm Liebe gezeigt und Achtung eingeflößt hätte. Aber der bevormundende Druck, unter dem er Jahr für Jahr dahin lebte, rief in ihm kein anderes Gefühl als verbitterten Trotz hervor. Nicht die Leidenschaft zu bändigen, sondern sie bis zur Stunde der Befreiung zu verstecken, war er bemüht. Je schwerer er die Unthätigkeit empfand, zu der ihn die Mutter verdammte, desto schärfer stellte er die Frage nach dem Werthe der Menschen und des Systems, dem er den Platz räumen mußte. Und wir wissen, wie viel Stoff Katharina's Leben und Wirken für ein verwerfendes Urtheil darbot. Paul sah mit seinem eindringenden Blicke die Flecken ihres persönlichen Wandels, den Wechsel der schamlosen Favoriten, die Erfolge der hündischen Schmeichler, die Macht der käuflichen Würdenträger. Er sah hinter dem Schimmer der glänzenden Eroberungspolitik die Schäden im Innern, den Verfall des Heeres, das Elend des Volkes. Immer tiefer setzte sich bei ihm eine grimmige Verachtung fest, ein heftiger Beschluß, wenn seine Zeit einmal komme, das Gegentheil von Allem zu thun, was seine Mutter gethan hatte.

Nachdem seine erste Gemahlin im Wochenbette gestorben — ein dunkles Gerücht am Hofe sagte, sie sei umgekommen, weil sie nach politischer Macht für Paul gestrebt hätte — wurde er 1776 auf Betreiben des Prinzen Heinrich von Preußen, der sich damals eines großen Einflusses bei Katharina erfreute, in zweiter Ehe mit der Prinzessin Dorothea von Würtemberg-Montbeliard, oder wie sie seitdem hieß, Marie Feodorowna, vermählt[1]). Ein besseres Geschick hätte ihm nicht wider-

[1]) Vgl. die mémoires de la baronne d'Oberkirch, der Jugendfreundin der Prinzessin, so wie Heinrich's Correspondenz im Berliner Archiv.

fahren können. Marie war schön, stattlich und anmuthig, lebhaften und ernsten Geistes, von einer trefflichen Mutter auf das Sorgfältigste erzogen, nicht ohne Ehrgeiz, aber vor allen Dingen pflichttreu, und dabei von warmem Herzen und überströmender Herzensgüte. Paul war beim ersten Anblicke von ihr gewonnen und lebte auf in ihrer Nähe; sie vergalt es ihm durch volle beglückte Hingebung, und lange Jahre hindurch konnte ihre Ehe eine musterwürdige genannt werden. Obgleich Marie von Natur keine Richtung auf männliche Thätigkeit hatte, nahm sie um des geliebten Mannes willen an Allem Theil, was ihn anging oder interessirte; ihre Beobachtungen und Bestrebungen waren gemeinsam; sie wich nicht von seiner Seite, und dankbar erkannte er ihre Ueberlegenheit in manchem Talente und mehr noch in der Haltung und der Discretion ihres Benehmens an. Selbst Katharina, welcher die Großfürstin eine ungeheuchelte Ehrfurcht entgegentrug, konnte nicht umhin, ihr die größte Achtung zu zollen. Doch blieben auch die Reibungen nicht aus, vornehmlich, als es sich um die Erziehung der fürstlichen Kinder, Alexander und Constantin handelte: die kaiserliche Großmutter wollte unaufhörlich darin bestimmen und eingreifen und fand dann nicht selten den hartnäckigsten durch Gewissenspflicht gestärkten Widerstand der Eltern.

Dazu kam seit 1781 ein ausgesprochener politischer Gegensatz. Die Großfürsten hatten es dem preußischen Hofe nicht vergessen, daß sie ihm ihr Eheglück verdankten; beide bewunderten den großen König, ehrten die geistige Kraft des Prinzen Heinrich, setzten lebhafte Hoffnung auf die, wie sie meinten, nicht gebührend anerkannten Talente des Thronfolgers. Da war es ihnen denn höchst widerwärtig, daß damals Kaiser Joseph II. bei Katharina den preußischen Einfluß völlig aus dem Felde schlug, indem er ihr seine Mitwirkung bei der glühendsten Leidenschaft ihres Ehrgeizes, bei der Eroberung der Türkei in Aussicht stellte. Paul war um so mehr entrüstet darüber, als er den Plan selbst im wahren Interesse Rußlands für höchst verderblich hielt; das Reich sei groß genug, jede fernere Erweiterung würde es schwächen; was es bedürfe, sei innere Herstellung, Heilung des Wohlstandes, Entwicklung der Bildung. Er hatte weiter die Ueberzeugung, daß die Häupter der österreichischen Partei am Hofe, Potemkin, Besborodko, Markoff, Woronzoff, sämmtlich durch die Wiener Regierung bezahlt seien: erhalte ich einmal die Macht, sagte er, so lasse ich sie sämmtlich auspeitschen und verjagen[1]).

[1]) Briefwechsel Joseph II. mit Leopold I., 119.

Aber er mußte es dulden, Jahr auf Jahr; er sah endlich den Türkenkrieg beginnen und seinen Freund, den jungen Preußenkönig, deshalb in offener Kriegsbereitschaft gegen Rußland. Dann trat freilich Kaiser Leopold aus dem russischen Bunde zurück, und noch einmal stellte sich ein gutes Einvernehmen zwischen Berlin und Petersburg her: aber zwei Jahre weiter und der Riß war tiefer als jemals in früherer Zeit, und „die intime Allianz" mit Oesterreich auf's Neue gegründet. Paul machte aus seinen Gesinnungen kein Hehl, und Katharina, wie erwähnt, dachte daran, ihn von der Thronfolge zu Gunsten seines ältesten Sohnes Alexander auszuschließen. Da, völlig unvermuthet, trat der Augenblick ein, welcher Katharina's Lebensfaden zerriß und den Großfürsten mit einem Schlage aus hülfloser Nichtigkeit zu der allmächtigen Beherrschung eines kolossalen Reiches emporhob.

Es zeigte sich auf der Stelle, daß eine so plötzliche Versetzung auf schwindelnde Höhe für Paul's lebhaften, dreißig Jahre lang gefesselten Geist verhängnißvoll war. So lange hatte er nicht die mindeste Bewegung wagen dürfen: jetzt wollte er ohne jede Hinderung schalten und walten. So lange hatte man ihm jede Einwendung gegen die schlimmsten Pläne verboten: jetzt wollte er gegen seine heilsamen Absichten auch nicht einen Laut des Widerspruchs dulden. So lange war er der Sclave, der völlig geknechtete Sclave gewesen: jetzt endlich war er der Herr, und die ganze Welt sollte es erfahren, daß er Herr sein wollte und Herr sein konnte. Sein leidenschaftliches Wesen, stets zurückgepreßt und niemals erzogen, strömte jetzt in der neuen Schrankenlosigkeit nach allen Seiten über. Der kleine Mann war von früh bis spät in ruheloser Geschäftigkeit, ungeduldig, das so lange Versäumte mit einem Schlage nachzuholen, Tag für Tag von neuen Eindrücken bestürmt und von einem jeden gleich heftig und hastig in Anspruch genommen. In jeder Stimmung ging er gleich bis an die äußerste Grenze, und während so keine Stunde der andern glich, blieb nur Eines in ihm unveränderlich, das maßlos gesteigerte Selbstbewußtsein. Seine Friedenspolitik erläuterte er den Mächten höchst unumwunden mit der Nothwendigkeit, zunächst in Rußlands Heer und Finanzen die Uebelstände zu beseitigen, welche Katharina's unordentliche und verschwenderische Verwaltung dort verursacht hätte, und je drastischer einer seiner Gesandten draußen den Contrast zwischen der verderblichen Mutter und dem hochherzigen Sohne in Farbe setzte, desto sicherer war er des Allerhöchsten Beifalls. Paul's Gedanke war übrigens, nicht bloß für Rußland, sondern für ganz Europa der Schöpfer einer neuen Zeit gesegneten

Friedens zu werden; die Ueberspannung seines Geistes zeigte sich in den Noten und Instructionen, die er zu diesem Behufe an seine Gesandten, an die verbündeten Höfe, so wie zur Kenntnißnahme des französischen Gesandten Caillard in Berlin erließ. Sie redeten sämmtlich, wenn nicht im Tone des Befehls, so doch der überlegenen Belehrung; sie predigten Freund und Feind die christliche Tugend der Menschenliebe und Uneigennützigkeit; sie gaben an, welche Ansprüche der erhabene Schiedsrichter dem Einen und dem Andern verstatten, welche dagegen er unter keiner Bedingung dulden würde. Er fühlte nicht mehr, daß eine so hochfahrende Sprache das gerade Gegentheil wirklicher Friedenspolitik war[1]).

Mit demselben hitzigen Eifer warf er sich gleichzeitig auf die inneren Reformen. Alle die Jahre daher hatte er auf die Menge der Mißbräuche geblickt und über den Mitteln zur Besserung gebrütet; er war bereit in jeder Beziehung, und nur Eines hatte er gründlich vergessen, die Nothwendigkeit des Maßes und der Zeit in menschlichen Dingen. Die Ukasen folgten sich Tag für Tag wie die Wassertropfen im Platzregen. Er befahl die Sammlung der bestehenden Gesetze und Verordnungen in drei Gesetzbüchern, für bürgerliches, Straf- und Staatsrecht; er theilte Rußland in neue Verwaltungsbezirke mit neuen Behörden; er sorgte in allen Zweigen des Dienstes für rascheren Geschäftsgang; er stellte die alten Landrechte in den baltischen Provinzen und die adligen Juristenschulen in Rußland wieder her; er ordnete die Verhältnisse der Kirchendiener und ihrer Familien; er errichtete ein Generalauditorat, städtische Behörden und eine Sanitätspolizei; er wandte den Gestüten und den Theatern eine pflegende Aufmerksamkeit zu; er verfügte die Anlage eines Canals zwischen Dwina und Dniepr; er suchte den Ertrag der Bergwerke, die Blüthe der Manufacturen, das Gedeihen des Ackerbaues zu steigern; er sorgte dazwischen mit vielfachen kleinen Polizeiverordnungen für das leibliche Wohl seiner Unterthanen; er regelte die Abgaben der Nomadenvölker und die Naturalzinsen der Bauern; er führte die Seidenzucht in den südlichen Provinzen ein und suchte neue Handelsverbindungen mit China; ja was vielleicht wichtiger als alles Andere, er ließ ein Hausgesetz für die kaiserliche Familie entwerfen und gab eine feste Thronfolgeordnung nach Erstgeburt im Mannsstamm, anstatt der wahnsinnigen Verfügung Peter I., welche jedem Kaiser das Recht zur Ernennung seines Nachfolgers verliehen,

---

[1]) Vgl. Miliutin, Krieg von 1799, Band I., Capitel 2 bis 5.

und damit den Palastrevolutionen Thor und Thür eröffnet hatte. Das Alles nun ergoß sich binnen der ersten vier Monate seiner Regierung über das erstaunte Land: Niemand konnte an der Redlichkeit seines Strebens zweifeln; er selbst aber hätte sich erinnern dürfen, wie oft er früher über die prunkenden Gesetze seiner Mutter gezürnt und gespottet hatte, welche wirkungslos auf dem Papiere blieben. Allerdings, wo er konnte, half er auch in der Ausführung nach; als er eines Tages die Nichtbeachtung seines letzten Droschkenreglements in Petersburg bemerkte, ließ er sämmtliche Kutscher an einem Tage auf dem Polizeigebäude versammeln und gründlich durchprügeln. Aber solche Mittel halfen nicht bei jenen großen Organisationen; Paul, dessen persönliche Interessen doch in anderer Richtung lagen, überließ jene, die erste Anordnung einmal getroffen, seiner Gemahlin, und bei aller sonstigen Trefflichkeit entbehrte diese der technischen Kenntnisse von den Dingen und des unerbittlichen Urtheils über die Menschen, welche für den Lenker einer großen Verwaltung unerläßlich sind.

Die tägliche und fortgehende Thätigkeit des Kaisers selbst war nun vor Allem durch die Hebung der Finanzen und des Heerwesens in Anspruch genommen. Auf beiden Gebieten war er unermüdlich, Gewissenhaftigkeit und Ordnung einzuschärfen und strenge Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen durchzuführen. Es gelang ihm in der That, der gewohnten Verschleuderung Einhalt zu thun und damit ohne Steuererhöhung den Staatshaushalt in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen. Die Masse des Papiergeldes konnte vermindert, ein Theil der auswärtigen Schulden abbezahlt und daneben die Besoldung der Truppen verbessert werden. Was das Heerwesen betraf, so hatte Katharina seit lange die Verwaltung der einzelnen Truppenkörper den führenden Generalen beinahe ganz überlassen und dadurch einer Masse von Unordnung und Ungleichmäßigkeit freie Bahn eröffnet. Paul dagegen befahl nicht bloß den höheren Befehlshabern, sondern auch allen Regiments-Commandanten, fortlaufende und periodische Berichte ihm persönlich einzusenden. Wie einst der preußische König Friedrich Wilhelm I. war er dann unablässig mit dem Studium und der Bescheidung dieser Meldungen beschäftigt, zog alle Theile der Einrichtungen und des Dienstes in seine unmittelbare, eingehende Thätigkeit und wachte mit höchster Strenge über der genauen Ausführung der hier ertheilten Befehle. Sein Fleiß umfaßte dabei das Größte wie das Kleinste. Unaufhörlich besichtigte er einzelne Truppentheile, drillte und fuchtelte höchsteigenhändig

die Rekruten und brachte die Officiere durch die Menge der meist zweckmäßigen, oft auch pedantischen oder schonungslosen Anordnungen zur Verzweiflung. Binnen anderthalb Jahren setzte er die ganze Organisation des Heeres auf einen neuen Fuß; Uniformirung, Dienst- und Fechtreglement, Verpflegung und Cassenwesen, Gliederung der Heereskörper, Alles wurde systematisch und durchgreifend umgestaltet und nach dem Urtheil auch fremder Sachverständiger vielfach verbessert. Im Sommer 1798 hatte er es dahin gebracht, daß das Reich eine wohlgeordnete active Streitmacht von nahe 300,000, und dahinter an Besatzungstruppen fast 100,000 Mann besaß, während eine Flotte von 45 Linienschiffen im baltischen, von 15 im schwarzen Meere sich zwar nicht untadelig, aber doch streitfähig zeigte. Die Arbeitskraft und der Eifer, womit er diese Dinge angriff, schienen unverwüstlich; immer aber wurde die natürliche Hitze seines Wesens durch solche Ueberthätigkeit in stets fieberhafteren Schwung gesetzt.

Die Kaiserin Marie theilte damals wie früher alle Interessen, alle Mühen, alles Streben ihres Gemahls. Ohne besondere Erwägung blieb er bei der zwanzigjährigen Gewohnheit, ihr Alles vorzulegen, vor jeder Entscheidung ihren Rath einzuholen, in den meisten Fällen ihre Gedanken sich anzueignen. Er handelte eben nach den Gesichtspunkten, welche sie gemeinsam in der Zeit der gezwungenen Unthätigkeit sich gebildet hatten. Joseph II. schien richtig vorausgesagt zu haben, wenn er 1782 niederschrieb, Marie Feodorowna werde einst der wahre Beherrscher Rußlands werden. Ein einziges Mal war das Verhältniß des hohen Paares durch eine ernstliche Störung bedroht gewesen, als Paul eine heftige Neigung zu einer Hofdame der Kaiserin, Fräulein Nelidoff, faßte. Glücklicher Weise aber hatte die junge Dame das Herz auf dem rechten Flecke; sie wies alle Angriffe des kaiserlichen Verehrers mit solcher Festigkeit und Gewandtheit ab, daß es ihr gelang, den Ungetreuen wieder in die Arme der Gemahlin zurückzuführen und zugleich die doppelte Achtung Paul's und die vertrauteste Freundschaft der Kaiserin zu verdienen. Von den Ministern war der alte Kanzler Ostermann beibehalten, Markoff gleich am ersten Tage fortgeschickt worden; Besborodko blieb im Amte, verlor aber den entscheidenden Einfluß. So weit ein solcher durch eine amtliche Stellung bei Paul's Charakter erlangt werden konnte, übte ihn der Jugendfreund und langjährige Adjutant des Kaisers, Fürst Alexander Kurakin, jetzt zum Vicekanzler ernannt und damit zu vorwiegender Wirksamkeit in den auswärtigen Angelegenheiten berufen, ein gewandter Hofmann von liebenswürdiger Haltung, in geistiger Beziehung aber ohne Kenntnisse und Talent·

Durch ihn erhielt sein Bruder Nikolaus das wichtige Amt des Generalprocurators, und wußte von diesem Punkte aus allmählich Stelle auf Stelle und Einnahme auf Einnahme zu häufen, ohne daß während längerer Zeit der sonst in Geldsachen so reizbare Monarch davon irgend unliebsame Notiz genommen hätte. Kurakin war ebenso wie die Kaiserin in der Ueberlieferung preußischer Freundschaft herangekommen: daß Paul nicht, wie seine Mutter beabsichtigt hatte, Oesterreich zu Liebe das russische Blut gegen Frankreich verspritzen dürfe, war ebenso die Meinung des Ministers und Mariens wie des Kaisers selbst. Wie wenig Sympathie der letztere für den Wiener Hof empfand, zeigte sich, als dieser Anfang 1797 bat, durch eine Truppenaufstellung in Polen den preußischen König von feindseligen Schritten gegen Oesterreich abzuhalten und in Berlin und Regensburg auf diplomatischem Wege die Fortdauer seiner Freundschaft für Oesterreich zu bekunden; Paul schrieb an den Rand der Depesche: ich lasse mir nicht befehlen, was ich zu thun habe; ich werde handeln, wie es meinen eigenen Interessen angemessen ist.

Wir haben nun beobachtet, wie bei Paul die Neigung zu Preußen einen ersten Stoß durch die Mittheilung des geheimen Vertrags vom August 1796 erlitt, wie er dann mehrmals durch das revolutionäre Treiben der Franzosen erbittert wurde, nach einer heftigen Aufwallung aber immer wieder in sein Friedenssystem zurückfiel. Ueber diesen Schwankungen verging das Jahr 1797. Im Frühling 1798 aber begann seine Stimmung sich von Grund aus zu ändern. Den ersten Anstoß dazu gaben, so weit wir sehen, jene gleichzeitig aus Wien und aus Berlin ihm zukommenden Meldungen, daß die Franzosen die Befreiung Polens herbeizuführen gedächten. Das war eine ihn selbst und Rußland unmittelbar betreffende Drohung; er empfand sie auf das Lebhafteste und war sogleich Feuer und Flamme gegen die verruchten Jacobiner, deren Philosophie alle göttlichen und menschlichen Gesetze umzustürzen suche. Zunächst verbot er seinen Gesandten, irgend einem Franzosen einen Paß nach Rußland zu geben, befahl allen Grenzbehörden, ohne besondere kaiserliche Erlaubniß keinem Franzosen den Eintritt in Rußland zu verstatten und dehnte diese Maßregel bald nachher auf alle Fremden, mit einziger Ausnahme fürstlicher und diplomatischer Personen, aus. Dann kamen die Nachrichten über die französischen Flottenrüstungen in Toulon, und ohne daß man gerade an Aegypten dachte, lebte in Petersburg die Sorge, die Absicht Bonaparte's könne auf die Balkanhalbinsel, die Unterstützung Ali Pascha's und Paswan Oglu's, die Umwälzung der europäischen Türkei gerichtet sein. Paul

hatte für sich selbst, wie wir sahen, den Eroberungsplänen seiner Mutter gegen Constantinopel entsagt: immer aber lag auch in seinen Augen die Türkei so sehr innerhalb des eigentlich russischen Machtbereiches, daß ihm die Festsetzung eines fremden Einflusses in jenen Gegenden als die Verletzung eines russischen Lebensinteresses erschien. In großer Eile ordnete er Truppenaufstellungen an den Küsten des schwarzen Meeres an, ließ seine Linienschiffe zwischen Sewastopol und Odessa kreuzen und versicherte den Sultan seines kräftigsten Beistandes zu Land und zu Wasser. Nun erfuhr er Bernadotte's Wiener Scandalscene und bestärkte sich mehr und mehr in dem Gedanken, daß mit den Franzosen ein wirklicher Friede nicht möglich wäre: so stellte er einen Theil seiner baltischen Flotte den Engländern zur Verfügung, um sie zur Entsendung eines Geschwaders in das Mittelmeer in den Stand zu setzen. Es war offenbar schon eine Maßregel entschiedener Feindseligkeit gegen Frankreich. Indessen sollten die russischen Schiffe zunächst nur bei der Blokade der holländischen Küsten mitwirken, und somit war für's Erste kein unmittelbares Zusammentreffen zwischen Russen und Franzosen zu befahren. Auch dachte Paul in der That noch nicht an eine förmliche Kriegserklärung gegen die Republik, und die Kaiserin, obwohl damals keine Gegnerin Oesterreichs mehr, war nach wie vor erfüllt von der Nothwendigkeit und dem Segen des Friedensstandes für Rußland. Um so eifriger ging dafür Paul auf Oesterreichs Antrag ein, daß er zwischen den Entschädigungsansprüchen Wiens und Berlins die Vermittlung übernehme, und da auch der preußische Hof gleich nachher in demselben Sinne sich nach Petersburg wandte, so beschloß Paul, hier in großer Feierlichkeit aufzutreten und zum Zwecke dieser Unterhandlung in außerordentlicher Sendung einen der hervorragendsten Männer seines Hofes und Heeres, den Fürsten Repnin, nach Berlin zu schicken, damit er gemeinsam mit dem Gesandten, Grafen Panin, mit dem österreichischen Vertreter, Prinzen Reuß und mit den preußischen Ministern die große Angelegenheit zu gedeihlichem Abschlusse bringe. Schon im Voraus hatte Panin der preußischen Regierung zu erklären, daß des Kaisers Absicht dahin gehe, die beiden deutschen Höfe, England, Dänemark und Rußland in einen mächtigen Vertheidigungsbund zur Sicherheit und Unverletzlichkeit Aller zu vereinigen. Er meinte, daß über einen solchen Schritt Niemand, ja nicht einmal das französische Directorium sich beschweren könnte, da ja überall nicht ein Angriff, sondern lediglich die Abwehr fremder Ungebühr der Zweck sein sollte. Dabei war nur wunderlich, daß unter den angeführten Mächten sich auch eine, England,

befand, welche längst mit Frankreich in heftigem Kampfe lag, so daß ein Schutzbündniß mit ihr an sich selbst die Kriegserklärung gegen Frankreich enthalten hätte. Den stets behutsamen preußischen Ministern schien also die ganze Sache äußerst weitschichtig und unabsehbar in ihren Folgen; unser Zweck, sagten sie, ist heute Abschluß des Reichsfriedens und Abzug der Franzosen vom rechten Rheinufer, und dies würde durch eine neue Coalition nur in immer weitere Ferne hinausgerückt. Sie waren sehr entschlossen, die bevorstehenden Conferenzen auf die eine deutsche Sache zu beschränken.

Um die Mitte des Mai 1798 langte denn Fürst Repnin in der preußischen Hauptstadt an. Seine Instruction befahl ihm, das Mögliche zur Ausgleichung der österreichischen und preußischen Begehren zu thun; es würde den Kaiser freuen, beide Regierungen so mächtig wie nur immer möglich zu sehen. Uebrigens, fuhr Paul fort, mögen die beiden Monarchen durchaus nicht hoffen, daß ich sie etwa in ihren eigennützigen Forderungen unterstützen werde; es ist vielmehr höchst nothwendig, daß Einer gegen den Andern mehr gerecht und weniger eifersüchtig sei. Der letzte Krieg, bemerkte er, sei nur durch die Zwietracht innerhalb der großen Coalition so unglücklich verlaufen: wolle man die Pestseuche der Revolution, welche alle Staaten bedrohe, in feste Schranken bannen, so müsse gegen den einen großen Zweck jedes Privatinteresse zurückgestellt werden. So weit hielt sich das Actenstück unparteiisch genug zwischen Oesterreich und Preußen. Der weitere Verlauf aber zeigte deutlich die Wandelung, die in Paul's Gesinnung begonnen hatte. Höchst bestimmt sprach er es aus, daß eine Bedrohung der Hansestädte oder Norddeutschlands durch die Franzosen, oder eine Aufwiegelung der Polen oder ein neuer Angriff auf Oesterreich sofort für Rußland den Kriegsfall feststellen würde. Wenn Preußen, sagte er dann, unter diesen Umständen nicht schon im Voraus die Mittel zur Abwendung solcher Gefahren ergriffe, so würde dasselbe den Argwohn erwecken, als denke es an der Beute Theil zu nehmen, und im Einverständniß mit den Feinden des christlichen Namens und der gesetzlichen Gewalt zu handeln. „Möge es also", sagte er, „seinen Entschluß fassen. Wir sind bereit, bei etwaiger Feindseligkeit der Franzosen mit aller Macht an seine Seite zu treten. Sollte nach solchen aufrichtigen Erklärungen der Berliner Hof taub gegen dieselben bleiben, so müßten wir Verdacht schöpfen, daß er für den allgemeinen Feind Partei ergreifen will"[1]). Repnin wurde also angewiesen, sich so rasch wie möglich

[1]) Im Auszug nach dem Texte bei Miliutin I., 51.

über die wirklichen Absichten Preußens Gewißheit zu verschaffen, da der Kaiser auch die unangenehmste den falschen Hoffnungen vorziehe, die nur Zeitverlust und späteres Unheil herbeiführten.

Wie man sieht, war Paul bereits von der Vorstellung eines französischen Krieges vollständig erfüllt, und demnach günstiger für das kampfbereite Oesterreich als für das neutrale Preußen gestimmt. Er sollte bald genug in diesen Gefühlen weiter gesteigert werden. Denn der preußische König verabscheute zwar das Treiben der Franzosen, verabscheute aber auch den Gedanken, über sein Land auf's Neue die Leiden des Krieges zu verhängen. Und sein einflußreichster Minister, Graf Haugwitz, verkannte durchaus nicht die Gefahren der revolutionären Eroberung, betrachtete aber nach den Erlebnissen von 1793 und 1795 jede Stärkung Oesterreichs als eine kaum geringere Gefahr für Preußen. So stand in Berlin einstweilen die Absicht fest, zwar Alles zu thun, um keinen Zwist mit Oesterreich zu haben, aber Frankreich gegenüber sich unverbrüchlich auf diplomatische Action zu beschränken und unter keinen Umständen aus der bisherigen Neutralität herauszutreten. Umgekehrt hatte in Wien Thugut den Entschluß durchgesetzt, zwar im Einzelnen sich gefällig zu zeigen, schließlich aber auch die kleinste Einräumung an die Bedingung zu knüpfen, daß Preußen thätig am Kriege Theil nehme[1]).

Anfangs zwar ließen sich die Berliner Conferenzen ganz freundlich an. Es zeigte sich, daß beide deutsche Mächte bereit waren, in der Frage der künftigen Entschädigungen höchst versöhnliche Mienen zu zeigen. In der ersten Sitzung, am 21. Mai, sprach Reuß die Meinung seines Hofes in der Alternative aus: entweder Preußen verlangt für sich und Oranien keine Entschädigung im Reiche, dann verzichtet auch der Kaiser — oder Preußen begehrt dergleichen, dann begehrt auch der Kaiser. Die preußischen Minister waren bereits in der Lage, die erste Seite der Alternative anzunehmen und den völligen Verzicht ihres Hofes auf neuen Landerwerb anzubieten. Nur einige ganz unbedeutende Wünsche, sagten sie, müßten sie für diesen Fall anmelden, das Privilegium de non appellando für Anspach und Baireuth, so wie den zeitigen Besitzstand Preußens in Franken unter Niederschlagung der dagegen bei dem Reichshofrath angestrengten Processe[2]), und endlich die

[1]) Eden an Grenville, 2. Juni.

[2]) Es handelte sich um Stücke der Bisthümer Eichstädt, Bamberg, Würzburg, so wie um Besitzungen des deutschen Ordens, welche Preußen als ungesetzliche Veräußerungen der früheren Markgrafen wieder in Besitz genommen hatte.

fünf trierischen Aemter wenn nicht für Oranien, so doch für das Gesammthaus Nassau. Reuß erklärte hierauf am 23. Mai, daß das Privilegium de non appellando keine Schwierigkeit mache; zur Niederschlagung der Processe habe der Kaiser keine Rechtsbefugniß, werde aber ohne Zweifel alles ihm Mögliche zur gütlichen Vereinigung der Sache thun; solle Nassau die fünf Aemter bekommen, so würde es nur billig sein, daß dann auch etwas für Modena geschehe. Die Preußen erörterten die Verschiedenheit der Fälle, und Reuß ging darauf zu Weiterem, zu der Entschädigung der übrigen linksrheinischen Stände über, und entwickelte einen Plan, bei dem vornehmlich die drei geistlichen Churfürsten, Pfalzbaiern und Zweibrücken berücksichtigt waren. Beiderseits nahm man die betreffenden Mittheilungen zum Berichte, und verhieß, baldmöglichst Kunde über den Entschluß der Regierungen zu geben.

Es dauerte bis zum 9. Juni, ehe der nach Wien gesandte Courier des Prinzen Reuß wieder in Berlin zurück war. Der Bescheid, den er brachte, war wieder ganz entgegenkommend über die bisher besprochenen Punkte: Bewilligung des Privilegs, beste Absichten in Bezug auf die Processe, Hoffnung auf preußische Gunst für Modena. Aber die ganze Verhandlung rückte er auf den entscheidenden Punkt, und brachte damit die unheilbare Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung grell an das Licht. Ueber die kleinen Abweichungen in der Entschädigungssache, hieß es, werde man ohne Zweifel zur Verständigung gelangen. Allein dem Kaiser scheine zur Zeit das Wesentliche vor Allem die Frage, wie man das Reich vor den Uebergriffen der Franzosen beschirme; darüber vor Allem möge Preußen sich aussprechen. Es waren zuerst die Russen, welche den alten Minister Finkenstein von dieser Wendung in Kenntniß setzten. Der erste Schritt, erklärten sie, sei offenbar eine kräftige, von Preußen und Oesterreich gemeinsam ausgehende Erklärung an die französische Republik, daß sich dieselbe mit dem linken Rheinufer zu begnügen, jedem Anspruch auf rechtsrheinisches Land zu entsagen, ihre Truppen von dem rechten Ufer zurückzuziehen habe. Finkenstein nahm diese Eröffnung mit unverkennbarem Verdrusse auf. Schon längst, sagte er, haben unsere Rastadter Gesandten in diesem Sinne den Franzosen Vorstellungen gemacht, und nicht ohne Erfolg, wie wir aus Paris vernehmen. Nun, meinte Repnin, haben die Worte einer Macht schon gewirkt, so wird ein gemeinsamer Erlaß doppelten Nachdruck haben. Jedenfalls, rief Finkenstein, müßte ein solcher in höchst gemäßigten Formen abgefaßt sein, um Frankreich nicht

zu reizen: unser Zweck ist ja der Friede, nicht der Krieg. Repnin hatte aber noch eine weitere Frage. Wenn es zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich käme, würde Preußen dann gewillt sein, bei Frankreich auf die Neutralität des deutschen Reiches zu dringen, welche Oesterreich in diesem Falle beantragen würde? Finkenstein erklärte wieder, daß den Rastadter Gesandten bereits Anweisungen dieses Inhalts zugegangen seien; der König würde ohne Zweifel einen solchen Antrag mit seinen besten Wünschen begleiten. Das war recht gut und schön, aber natürlich, es erledigte die Sache nicht. An den guten Wünschen des Königs zweifelte niemand: die Frage war die, ob er für den Frieden und die Neutralität Deutschlands sich unter allen Umständen auf gute Wünsche beschränken oder nöthigenfalls zur Deckung desselben auch zum Schwerte greifen würde.

Die gemeinsame Conferenz am 14. Juni rückte der offenen Stellung dieser Frage wieder einen Schritt näher, indem Reuß die Erklärung abgab, daß der Kaiser trotz aller Reichsgesetze die Niederschlagung der fränkischen Processe verfügen werde, wenn Preußen bereit sei, thatkräftig für Deutschlands Sicherheit einzutreten. Die preußischen Minister wanden sich ungeduldig auf ihren Sitzen. Bisher, sagten sie, habe es immer geheißen, zuerst solle die Entschädigung festgestellt, dann das Verhalten gegen die Franzosen bestimmt werden: jetzt fordere man plötzlich die Umkehrung dieses naturgemäßen Verfahrens, für diesen Fall hätten sie keine Weisung, sie könnten die Sache nur zum Berichte nehmen. Nachdem man dann noch weiter über die fränkischen Processe geredet hatte, kam auf einmal ein neuer Streitpunkt zum Vorschein. Die preußischen Minister fragten an, ob der verabredete beiderseitige Verzicht auf Landgewinn dahin zu verstehen sei, daß Oesterreich sich auch in Italien mit den Erwerbungen von Campo Formio begnügen wolle. Es waren dieselben Tage, in welchen Cobenzl zu Selz dem französischen Gesandten unermüdlich die Legationen abzupressen suchte, und Krieg und Frieden von dieser Einräumung abhängig machte. Man kann sich denken, wie Reuß auf die preußische Frage in die Höhe fuhr. Trotz einer begütigenden Zwischenrede Repnin's erklärte er auf das Bestimmteste, daß Oesterreich nimmermehr einwilligen werde, den Vertrag von Campo Formio mit der Berathung des deutschen Friedens vermischen zu lassen. Die Preußen zogen daraus auf der Stelle den Schluß, daß Oesterreich nur in der Hoffnung italienischen Erwerbes auf deutschen verzichte, und somit die Erhaltung des vielgepriesenen Gleichgewichtes zwischen beiden Mächten für Preußen ein Trugbild sei, da sich dieses

ja nur in Deutschland vergrößern könne. In lebhafter Erregung löste die Conferenz sich auf.

Nach dem Schlusse derselben blieb Repnin allein bei den preußischen Ministern zurück. Der erfahrene, in Krieg und Politik ergraute Herr sah wohl, wie es stand. Er hatte einen letzten Versuch der Vermittelung beschlossen, um, wenn möglich, die offene Absonderung Preußens zu verhüten. Möchte es kleinere und langsamere Schritte als die Anderen machen, wenn es nur auf demselben Wege bliebe. Ich halte, sagte er, es doch nicht für unmöglich, die Entschädigungsfrage mit der Frage der Sicherung gleichzeitig zu behandeln; ich habe deshalb eine vorläufige Uebereinkunft entworfen, die ich hiermit im tiefsten Vertrauen vorlege, einen Vermittelungsvorschlag, damit wir doch endlich vorwärts kommen. Es waren acht Punkte: Verzicht beider Großmächte auf Entschädigung in Deutschland, gerechte Entschädigung der übrigen verlierenden Fürsten so wie Oranien's und Modena's, Verwendung des Kaisers für Preußen in den fränkischen Händeln so wie Privilegium de non appellando; ferner in Betreff der Hauptfrage, jene gemeinsame Erklärung an die Franzosen, Neutralität des Kaisers als Reichshaupt bei einem österreichisch-französischen Kriege; falls Frankreich dies nicht anerkenne, Verwendung Preußens für Neutralität des Reiches, und endlich wenn Frankreich auch dann hartnäckig bleibe, „werden beide Mächte in Erwägung treten, um alle Mittel zur Errettung Deutschlands vor gänzlichem Untergang zu ergreifen". Der Entwurf war nicht ungeschickt. In der Entschädigungsfrage theilte er Oesterreich die Ausstattung Modena's, Preußen die thatsächliche Sicherung seines fränkischen Besitzstandes zu. In Bezug auf Frankreich begnügte er sich mit der Verpflichtung Preußens, die Neutralität des Reiches bei Frankreich zu beantragen und im Weigerungsfalle über Rettungsmittel nachzudenken. Vorausgesetzt, daß Preußen über sein politisches System noch unentschlossen und von widerstreitenden Zweifeln bewegt wäre, ließ sich nichts Besseres ersinnen, um ihm durch einen ersten, an sich höchst harmlosen Schritt zunächst die Richtung zu geben, die, einmal eingeschlagen, dann durch das Gewicht innerer Folgerichtigkeit nothwendig hätte weiter führen müssen. In der That war im ersten Augenblicke bei den preußischen Ministern der Eindruck der Art, wie ihn Repnin nur wünschen mochte. Sie berichteten am 15. Juni dem Könige, daß, wenn die gemeinsame Erklärung nur in höflichen Formen abgefaßt würde, im Uebrigen gegen Repnin's Entwurf nichts Wesentliches zu erinnern sei. Wie gerne hätte Repnin auf der Stelle

abgeschlossen! Aber nun war es der österreichische Gesandte, welcher zurückzog. Dieses Mal hatte sein Bedenken nichts mit der Entschädigungsfrage zu thun. Denn hier stand Repnin's Entwurf überall auf österreichischem Boden. Er ließ italienische Annexionen offen, versorgte Modena, verpflichtete den Kaiser nur zu gutem Dienste bei den fränkischen Processen. Die Schwierigkeit lag für Reuß in der Hauptsache, gerade an dem Punkte, der in Repnin's Augen das beste Verdienst des Entwurfes bildete. Repnin muthete Preußen nur eine Berathung der vielleicht gegen Frankreich nöthigen Feindseligkeit zu, in der Ansicht, daß das Versprechen einer solchen Erwägung von selbst die Thaten nach sich ziehen werde: Reuß aber hatte die Weisung, schlechterdings nichts zu bewilligen, wenn Preußen sich nicht auf der Stelle rund und klar unter gewissen Umständen zum Kriege gegen Frankreich verpflichte. Er erklärte, ohne Anfrage in Wien nichts thun zu können.

Da erlebte denn Repnin, was wohlwollende Vermittler so oft erlebt haben. Er fand Zorn und Uebelwollen auf beiden Seiten. Thugut hatte im Grunde nicht die mindeste Sehnsucht nach einer thätigen Theilnahme Preußens am Kriege, welche der verhaßten Macht dann auch Einfluß auf die dereinstigen Friedensberathungen gegeben hätte. Sein Wunsch war erfüllt, wenn Preußen unter Rußlands Einfluß in Wahrheit neutral blieb [1]). Er fand also nicht den mindesten Grund zu einem Versuche, Preußen durch unmerkliche Anfangsschritte allmählich auf die Kriegsbahn zu locken. Er erklärte Repnin's Entwurf für schlechthin unannehmbar, da er dem Kaiser wichtige Einräumungen zumuthe, ohne jede Gegengabe außer unbestimmten und inhaltsleeren Zusagen. Ja er beschwerte sich, 7. Juli, in einer nach Petersburg gesandten Depesche bitter über Repnin, welcher das unredliche preußische Wesen mit offener Parteilichkeit unterstütze. Er erklärte, daß er von der Berliner Unterhandlung gar nichts mehr erwarte, daß er einfach den Schiedsspruch des Zaren anrufe, und im Voraus die Annahme desselben erkläre.

Gleichzeitig führte die nähere Erwägung auch die preußische Regierung zu demselben Ergebniß, zu der Ablehnung des Repnin'schen Entwurfes in seiner vorliegenden Gestalt. Man bemerkte, der Thugut'schen Auffassung gerade entgegengesetzt, daß er in der Enschädigungsfrage überall die österreichische Seite halte, Modena einschwärze, über die italienischen Wünsche Oesterreichs nichts sage, den weltlichen Reichsfürsten

---

[1]) Oft ausgesprochen in seiner russischen Correspondenz.

keine Garantie biete. Man fand, daß er den Franzosen gegenüber die Absicht erkennen lasse, Preußen ganz allmählich zu unwiderruflichen Schritten zu verführen, und so das feste System der bisherigen Neutralität zu brechen. „Was kann es nützen", sagte Haugwitz, „daß wir bei den Franzosen die Neutralität von ganz Deutschland fordern? Wenn sie verneinen, haben wir keine Mittel, den deutschen Süden gegen sie zu decken. Unsere Ehrlichkeit macht es uns zur Pflicht, schon heute zu erklären, daß wir nur für die Neutralität und Unverletzlichkeit Norddeutschlands, den früheren Verträgen gemäß, einstehen können". Als man dem Fürsten Repnin eine Umarbeitung seines Entwurfes in diesem Sinne vorschlug, mußte er sich überzeugen, daß die ganze Unterhandlung gescheitert sei.

Indessen hatten in Petersburg seine Berichte über die Berliner Friedensliebe nur die Wirkung gehabt, seinen Monarchen gegen Preußen weiter zu verstimmen, ohne den Zorn desselben gegen die Jacobiner zu mindern. Während des Mai redete Paul tagtäglich vom Krieg, und Hof und Minister wiederholten den von dem Herrscher angeschlagenen Ton. Es sei hohe Zeit, hieß es, aus der Vertheidigung in die Offensive überzugehen, Frankreich gegenüber sei der Friede schlimmer als der Krieg, es sei zu bedauern, daß man nicht voriges Jahr Oesterreich die 60,000 Mann Hülfstruppen gesandt habe. Aber bei all diesen tapferen Worten kam Paul doch zu keinem activen Entschlusse. Nicht bloß über Preußen hatte er Anlaß zu klagen; auch mit Oesterreichs Benehmen war er vielfach unzufrieden. Er hatte sich bereit erklärt, dem Kaiser Franz ein Truppencorps zur Deckung des eigenen Landes zu bewilligen, ja nach Umständen dasselbe auch gegen den Feind marschiren zu lassen: nur müsse Oesterreich in diesem Falle erst bei der englischen Regierung Subsidien für Rußland erwirken. Zu einem solchen Antrage in London war aber Thugut nicht zu bringen, ja er versperrte sich hartnäckig jede Möglichkeit dazu durch die Fortsetzung des leidigen Zankes über den Anleihevertrag von 1797. Pitt war unerschütterlich bei seinem Satze geblieben, daß er vor der Ratification desselben mit Oesterreich nicht unterhandle, und Thugut antwortete ebenso verbissen, daß er diesen wucherischen Vertrag nimmermehr bestätigen würde. Da war denn Paul äußerst ärgerlich über den „intimen Alliirten", der wegen einiger tausend Gulden den heiligen Kampf gegen die Revolution so widerwärtig erschwere. Anfang Juni kam darauf die Nachricht von Cobenzl's Abgang nach Rastadt zu der vertrauten Zusammenkunft mit Bonaparte, dann von seiner weiteren Reise nach Selz zu der geheimen

Unterhandlung mit François. Paul wurde völlig gereizt und argwöhnisch. Bereitete sich hier ein neues Leoben, ein zweites Campo Formio vor? Auch damals hatte Thugut fort und fort um russische Truppenhülfe gedrängt, um dann plötzlich gegen ein fettes Beutestück sich mit dem ruchlosen Feinde zu verständigen. Wer bürgte dafür, daß hier nicht ein ähnlicher Umschlag das Ende sein würde? Paul, wie wir sahen, schwärmte für einen reinen, auf allen Seiten uneigennützigen Principienkampf gegen die Revolution, und schäumte vor Wuth bei dem Gedanken, daß vielleicht Thugut jetzt eben im Begriffe sei, für irgend eine italienische Provinz seine Seele den höllischen Mächten zum zweiten Male zu verkaufen. Ehe man darüber klar geworden, durfte von der Absendung eines russischen Heerestheiles keine Rede sein. Indessen meldete Cobenzl aus Selz die Mißerfolge, die wir kennen, und Thugut beschloß Mitte Juni, zur Unterstützung des Gesandten Grafen Dietrichstein einen Bruder der Kaiserin, den in österreichischen Diensten stehenden Prinzen Ferdinand von Würtemberg, nach Petersburg zu schicken. Die Kaiserin Marie war, wie gesagt, schon seit längerer Zeit den österreichischen Interessen nicht mehr feindlich. Die Freunde ihrer Jugend im preußischen Königshause waren todt oder von den Geschäften entfernt; Kaiser Franz aber war der Gemahl ihrer verstorbenen Schwester gewesen, und zwei ihrer Brüder waren in die österreichische Armee getreten; und für ihre Angehörigen hatte sie immer den stärksten Familiensinn bewahrt. So hatte sie nichts mehr gegen enges Vernehmen mit Oesterreich einzuwenden, sondern sträubte sich nur noch gegen Krieg und Blutvergießen, und der Gedanke lag nahe, daß gerade hiergegen der Bruder der wirksamste Vertreter muthigerer Entschlüsse sein und den Einfluß der Kaiserin für die Absendung des russischen Hülfscorps in Bewegung setzen würde. Daß dieser Einfluß selbst zur Zeit auf schwachen Füßen stand, wußte man damals in Wien noch nicht. Der Prinz überbrachte einen eigenhändigen Brief des Kaisers Franz an den russischen Selbstherrscher, und mit demselben den förmlichen Antrag auf die Leistung der vertragsmäßigen Bundeshülfe von 16,000 Mann[1]), da man jeden Augenblick den Angriff der Franzosen erwarten könne. Das Corps solle das österreichische Heer in Deutschland verstärken, dessen Oberbefehl dem Erzherzog Carl zugedacht sei.

Der Prinz kam den 3. Juli in Petersburg an, und ging sogleich

[1]) Eigentlich 12,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Reiterei. Man schlug vor, die letztere durch 4000 Mann Infanterie zu ersetzen.

nach dem Lustschlosse Paulowsk hinüber, wo damals Paul, von einem Ausfluge nach Moskau zurückgekehrt, Residenz genommen hatte. Anfangs hatte der Prinz einen harten Stand. Der Kaiser war noch nicht von seinem Mißtrauen gegen Oesterreich zurückgekommen; die Kaiserin und Fräulein Nelidoff klagten, daß der Prinz das russische Volk in das Elend eines Krieges stürzen wolle. Ferdinand antwortete: es handelt sich gar nicht darum, ob ihr Krieg führen, sondern ob ihr den Beginn desselben nach eurer oder der Convenienz des Feindes wählen lassen wollt. Es kam darüber zu so heftigen Erörterungen, daß der Prinz krank wurde, Fieber bekam und das Bett hüten mußte. Indessen gelang es ihm, Boden zu gewinnen, und am 11. sandte er dem Grafen Dietrichstein die erste günstige Nachricht, daß er Hoffnung habe, das Hülfscorps von 16,000 und außerdem die Aufstellung eines Beobachtungsheeres von 80,000 Mann an der preußischen Grenze zu erlangen. Indessen kam ein Brief des Sultans an den Kaiser an, welcher diesem lebhaften Dank für die in Aussicht gestellte Unterstützung gegen die Franzosen aussprach und den kriegerischen Eifer desselben frisch entzündete. Sodann erhielt man die Nachricht von der Einnahme Maltas durch Bonaparte, und Paul's Entrüstung über die neue Gräuelthat der Revolution, welche geradezu gegen einen alten Lieblingsplan der russischen Politik gerichtet war, flammte hoch auf. Aber war es nun fortdauerndes Mißtrauen gegen Oesterreich, oder Vergnügen, den österreichischen Schwager noch eine Weile in gespannter Ungewißheit schweben zu lassen: das entscheidende Wort kam nicht über seine Lippen, obgleich jetzt auch die Kaiserin das Mögliche that, die Wünsche des Bruders zu fördern. Am 16. Juli neues Gespräch, vielfache Weiterungen Paul's, der Prinz beinahe hoffnungslos. Plötzlich ruft Paul dem Prinzen zu, er solle sich setzen und seinen Bleistift nehmen, und dictirt ihm nun den Etat eines Heeres von mehr als 60,000 Mann, welches er gegen die Franzosen senden wolle, wenn Oesterreich es auf seine Kosten verpflege, oder England dafür die nöthigen Geldmittel zuschieße. Der Prinz jubelt dankbar auf: wartet, unterbricht ihn Paul, so wird es geschehen, wenn ich mich entschließe, aber ob ich mich entschließe, kann ich heute noch nicht sagen, so lange Repnin nicht das entscheidende Wort aus Berlin berichtet hat.

Allein trotz dieser abkühlenden Wendung, mit der er sich das Bewußtsein seiner stets freien, stets entscheidenden Allmacht stärkte, war in seinem Innern der Schritt geschehen. Er ergoß sich in Verwünschungen gegen die Franzosen; er wetterte gegen die Unschlüssigkeit und

Unzuverlässigkeit der Preußen: in seiner Weise steigerte er sich jetzt so reißend, daß Ferdinand bereits Mühe hatte, nicht ihn zu treiben, sondern ihn zurückzuhalten. Am 17. wollte er nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen Preußen Krieg beginnen; wir kommen zu keinem guten Ende, rief er, wenn wir nicht sofort den offenen Kampf gegen diese geheimen Genossen der Jacobiner aufnehmen. Hunderttausend Mann wollte er gegen sie marschiren lassen; den ganzen Feldzugsplan gegen Königsberg und Berlin entwickelte er in ausführlicher Erörterung; sein Manifest gegen die Franzosen sollte es der ganzen Welt erklären, daß es in dieser Sache nur Verbündete oder Feinde gebe. Der Prinz gab sich alle Mühe, diese Hitze zu mäßigen und dem Kaiser klar zu machen, daß es doch besser sei, während eines französischen Krieges Preußen zum neutralen Nachbarn als zum thätigen Feinde zu haben, daß Oesterreich jetzt schon Mühe haben werde, die Summen für die Ernährung der Russen aufzubringen, wie sollte es werden, wenn ein preußischer Krieg zu dem französischen hinzukäme? Da wurde er plötzlich durch die Erklärung des Kaisers erschreckt: nun, wenn in Oesterreich die Verpflegung meiner Soldaten unsicher ist, so lassen wir die ganze Sache auf sich beruhen, das Hülfscorps wird nicht marschiren. Der Prinz sah, daß bei dem unsteten Manne wieder Alles auf dem Spiele stand, und beschloß, die schärfsten Mittel zu wagen. Er wisse wohl, rief er aus, daß alles Unheil nur durch die tiefe Verblendung der Souveräne veranlaßt werde; lange Zeit habe er von Paul Besseres gehofft, und finde nun auch in ihm sich getäuscht; der Kaiser werfe Millionen an seine Günstlinge weg, und wolle jetzt wegen einiger Brodrationen knickern; nimmermehr habe er von Paul geglaubt, daß auch er mit seinen Soldaten Handel treiben wolle, wie es einst der Landgraf von Hessen und die Kaiserin Katharina gethan. Bei diesen Worten wurde Paul mit einem Male freundlich und ergriff beide Hände des Prinzen mit lebhaftem Drucke. Ihr beurtheilt mich ganz richtig, sagte er, nun wohl, Ihr sollt das Hülfscorps haben. Ferdinand verfolgte seinen Sieg: bekomme ich, fragte er, dies Versprechen schriftlich? Traut Ihr mir nicht? rief Paul. Mit großen Herren, entgegnete der Prinz, ist es eine mißliche Sache um Verheißungen; sie sind stets zwei, einer der spricht, einer der schreibt; nur das geschriebene Wort ist sicher. Paul lachte laut auf, und schrieb das Versprechen, allerdings ohne Unterschrift, auf einen Zettel, den er dem Prinzen reichte. Dieser dankte auf das Wärmste, und hatte gleich am folgenden Tage Ursache, sich seiner Festigkeit zu erfreuen. Denn Paul war wieder unruhig, schwankte

rief endlich, daß die Sendung seiner Truppen zu weit aussehend sei. Da holte Ferdinand seinen Zettel hervor, und Paul erklärte wiederum, es sei ganz recht so, was er versprochen, werde er halten. Nur, setzte er hinzu, noch fordere ich tiefes Geheimniß; nicht eine Sylbe darf der Dietrichstein erfahren, sonst nehme ich Alles zurück. Ferdinand gelobte, was der Kaiser forderte, und in der That, er hatte jetzt sein Ziel erreicht. Wenige Tage später übergab ihm Paul die Antwort auf den Brief des Kaisers Franz, in welcher er sich zu der Sendung des Hülfscorps verpflichtete. Seid Ihr jetzt zufrieden? fragte er, und als der Prinz von Versicherungen lebhafter Erkenntlichkeit überströmte, kniff ihn Paul behaglich in den Arm: so, sagte er, jetzt sehe ich das alte Gesicht wieder. Der Entschluß war gefaßt; der Kampf mit den Republikanern sollte beginnen, und nach allen Seiten ergingen die entsprechenden Befehle. Am 25. Juli wurde Admiral Uschakoff angewiesen, die Flotte von Sewastopol vor die Meerenge von Constantinopel zu führen, und den Sultan zu benachrichtigen, daß er bereit sei, an jedem Kampfe der Türken gegen die Franzosen Theil zu nehmen. Zwei Tage nachher erhielt der alte General Rosenberg den Auftrag, 20,000 Mann bei Brezsc-Litewski zusammenzuziehen, und zum Abmarsch nach Oesterreich bereit zu halten. Repnin wurde zu größerer Energie in seiner Unterhandlung ermahnt, da es dem Kaiser nicht auf den Vortheil Preußens, sondern Oesterreichs ankomme. Etwas später wurde er befehligt, sich von Berlin nach Wien zu begeben, um mit der kaiserlichen Regierung den Operationsplan für den bevorstehenden Feldzug festzustellen.

So hatte Prinz Ferdinand in den großen politischen Fragen den wichtigsten Erfolg errungen; er hatte durchgesetzt, was seit sechs Jahren Oesterreich vergeblich angestrebt: endlich war die Heeresmacht des nordischen Weltreichs zum Kampf gegen die französischen Jacobiner in Bewegung gesetzt. Trotz dieses diplomatischen Triumphes verlebte er damals kummervolle Tage, im Anblick der inneren Zerwürfnisse, welche das Verhältniß seiner kaiserlichen Schwester zu ihrem Gemahl bedrohten. Unerfahren in Finanzverhältnissen hatte Marie mit lebhafter Wärme sich für die Gründung einer Zettelbank interessirt, an deren Spitze Fürst Nikolaus Kurakin stand, und sowohl den Actionären als dem Staate goldene Berge verhieß. Zuerst gingen die Dinge vortrefflich, die Actien stiegen im Course, die Banknoten hatten vollwerthigen Umlauf, und die Kaiserin redete mit Stolz von „ihrer" Bank, während draußen die Gründer das Gerücht verbreiteten, jeder

Tadel gegen die Bank der Kaiserin werde mit Verbannung nach Sibirien bestraft werden. Der weitere Verlauf war dann der gewöhnliche: Kurakin und Genossen bereicherten sich gewaltig, bei der ersten ungünstigen Krisis aber brach das Geschäft zusammen, die Actien wurden werthlos, die Noten verloren reißend im Agio, und ganz Petersburg erfüllte sich mit den bittersten Klagen, welche endlich auch zu dem Ohre des Kaisers drangen. Es war der letzte Tropfen in ein langsam gefülltes Gefäß. Je gewaltiger sich seit der Thronbesteigung sein Selbstgefühl entfaltet hatte, desto reizbarer war es auch geworden. Obwohl er selbst die Kaiserin zur Theilnahme an den wichtigsten Geschäften zugezogen hatte, wurde es ihm allmählig lästig, überall ihrem Einflusse und den Spuren ihres Wirkens zu begegnen, und nicht selten bei einzelnen ihm mißfälligen Dingen als sichere Rechtfertigung die Angabe zu erhalten, daß die Kaiserin sie angeordnet hätte. So stieg in seinem Größenwahn der Argwohn auf, die Kaiserin suche auch ihn zu lenken und zu bevormunden, und damit war der Boden für die schlimmste Giftpflanze völliger Entfremdung bereitet. Wie immer fand sich auch hier die Hand, um den üblen Samen auszustreuen und großzuziehen. Paul hatte einen Kammerdiener von türkischer Herkunft, Iwan Kutaisoff, der durch Anstelligkeit und Schmiegsamkeit es verstanden hatte, sich dem hitzigen Herrn unentbehrlich zu machen. So lange das frühere Verhältniß zwischen Paul und der Kaiserin bestanden, war er freilich geblieben, was er lange gewesen, ein begünstigter, oft gescholtener, dann wieder verzogener Lakai. Als aber Unkraut zwischen dem kaiserlichen Paare aufwuchs, sah er seinen Weizen blühen, und wußte mit großem Geschicke die Leidenschaft des Herrn zu reizen. Eines Abends fand ihn Paul tief bekümmert, und fragte nach der Ursache. Soll ich nicht weinen, sagte Iwan, wenn mein Herr mich fortschicken will? Wer will dich fortschicken? fragte Paul. Ihre Majestät die Kaiserin, antwortete der Schelm, haben es erklärt, und was Ihre Majestät befehlen, geschieht. Oho, rief Paul, wir werden sehen, wer in diesem Lande befiehlt. An dieses Gespräch knüpften sich weitere Mittheilungen, über die Bank der Kaiserin, die Schwindeleien der Kurakin, die Unredlichkeit des kaiserlichen Cabinetssecretärs, eines Parteigängers der Fürsten. Paul sog immer tieferen Aerger, immer schärferen Grimm in sich; der Secretär wurde fortgeschickt, und mehr als einmal die beiden Kurakin mit Ausbrüchen der Allerhöchsten Verstimmung heimgesucht. Gegen die Kaiserin beobachtete Paul noch eine Weile die achtungsvollsten Formen; aber schon war in seiner Brust

der nichtsnutzige Affect herangewachsen, welcher ihr Verhältniß in der Wurzel treffen sollte. Während des letzten Moskauer Aufenthalts, welchen der Kaiser bei dem freieren Ceremoniell der dortigen Geselligkeit äußerst reizend gefunden, hatte er eine junge vornehme Dame, Fräulein Lapuchin, kennen gelernt, und eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt. Zurückgekehrt, lag er der Kaiserin an, sie zu ihrer Hofdame zu machen; er versicherte hoch und theuer, daß keine Rede von einer Liebschaft, daß aber ihre Gesellschaft ihm höchst angenehm sei. Da die Kaiserin sehr bestimmt ablehnte und fest auf ihrer Weigerung beharrte, gab es die böseften Scenen zwischen den Ehegatten. Paul, welcher einen besonderen Rechtsgrund für seine Wünsche zu haben meinte[1]), und überhaupt schon in der geistigen Verfassung war, daß ihm nichts sündhafter erschien als ein Widerspruch gegen seine Wünsche, ließ sich bereitwillig durch den stets unterwürfigen Kutaisoff in seinen Trieben zu der Lapuchin bestärken, und sowohl die Kaiserin als deren Freundin Nelidoff die Wandlung seiner Gefühle oft empfinden. Eines Tages klagte er den beiden Damen: wenn ihr wüßtet wie ich mich langweile! Die Nelidoff hatte die Unvorsichtigkeit, im altgewohnten Tone zu entgegnen: ja Sire, und wenn Sie wüßten, wie Sie uns langweilen! Da brach er los in zorniger Grobheit über eine solche Verletzung der Ehrfurcht gegen die kaiserliche Majestät, und die Nelidoff wurde lange Wochen am Hofe nicht mehr sichtbar. So war es denn der armen Kaiserin ein letzter Trost, ihr Herz dem Bruder auszuschütten, und der Kaiser hatte seinerseits an Ferdinand's Offenheit solches Wohlgefallen gefunden, daß auch er seinen häuslichen Aerger bei ihm vertraulich zur Sprache brachte. Der Prinz sollte helfen, rathen, vermitteln. Aber allerdings, er mußte sich bald überzeugen, daß er hier eine schwierigere Aufgabe übernommen hatte, als die Entzündung eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich. Ein auf Kutaisoff zielender Versuch, dem Kaiser Mißtrauen gegen seine nächste Umgebung als jacobinisch gesinnt zu erwecken, mißlang vollständig: Paul wies ihn heftig zurück, doch folgte gleich nachher eine begütigende Auseinandersetzung zwischen den Schwägern, welche für den Augenblick mit Umarmung und Versöhnung endigte. Ferdinand behauptete seine eigene Stellung, konnte aber der bedrängten Schwester nichts Besseres geben, als Ermahnungen zur Geduld und

---

[1]) Nach der Geburt des Großfürsten Michael, Februar 1798, hatte die Kaiserin, die ein sehr leidenvolles Wochenbett durchmachen mußte, ihrem Gemahl erklärt, daß sie sich solchen Schmerzen und Gefahren nicht nochmals aussetzen dürfe.

zur Vorsicht. Er selbst hatte schwachen Glauben an eine Heilung des ehelichen Verhältnisses.

So lagen die Dinge in Petersburg, als Graf Cobenzl von Selz nach Wien zurückkam, und Thugut, über Paul's gleichzeitige Entschließung noch ohne Nachricht, den Kaiser Franz dahin bestimmte, ohne irgend einen Zeitverlust den Grafen über Dresden und Berlin nach Petersburg zu schicken, um endlich das so oft begehrte, so oft versprochene Hülfscorps loszueisen. Indem Cobenzl seine bevorstehende Ankunft in Petersburg meldete, schrieb er am 17. Juli dem Grafen Dietrichstein: „kein Vertrag wird die Franzosen hindern, uns anzugreifen. Was sie jetzt noch aufhält, ist nur die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und die daraus erwachsende Zersplitterung der Kräfte, so wie die Unmöglichkeit, ihre Truppen aus den besetzten Ländern zurückzuziehen, ohne daß der populäre Unwille sofort ihr ganzes Werk vernichtet. Sobald sie können, sind wir ihrer Feindseligkeit sicher. Der Kaiser ist bereit, das Aeußerste zu wagen. Wird er Hülfe bei seinen Verbündeten finden?" Eine weitere Zuschrift schickte er gleichzeitig an seinen alten Freund, den Minister Besborodko, der jetzt bei Kurakin's Sinken wieder in den Vordergrund rückte, und mit Thugut und Cobenzl durch das Band des gemeinsamen Preußenhasses innig verknüpft war. „Paul", sagte Cobenzl, „wird der Schiedsrichter Europa's. Ich komme mit den umfassendsten Vollmachten, um über Alles ohne Aufenthalt abzuschließen, was Paul's Weisheit für erforderlich erachten wird". Er schilderte dann die umhergreifende Keckheit der Franzosen, die nur durch kriegerische Energie zu bändigen sei. Die Vorstellung einer neuen Coalition machte sie zittern; die Kunde von Repnin's Sendung nach Berlin habe sie zu der Selzer Unterhandlung bestimmt, die Nachricht von Preußens wirklicher Gesinnung ihren Uebermuth wieder gesteigert. Er sprach die Meinung aus, daß in Berlin bei den guten Absichten des Königs ein größerer Erfolg erreichbar gewesen wäre, hätte Repnin die Bemühungen Oesterreichs besser unterstützt. Aber gar zu übel sei dessen Vertragsentwurf gewesen, welcher Oesterreich den Verzicht auf alle deutsche Entschädigung auferlegte, während der Kaiser die preußischen Uebergriffe in Franken anerkennen sollte, für was? für gute Worte und thatenlose Erwägungen. Unmöglich hätte Kaiser Franz dergleichen annehmen können.

Indessen trotz dieser scharfen Verurtheilung des Repnin'schen Vermittlungsversuches hielt Thugut es doch für gerathen, dem Botschafter einen ganz nach Repnin's Gedanken bemessenen Vertragsentwurf für

seine Berliner Unterhandlung mitzugeben, der sich von dem früheren allein dadurch unterschied, daß er die Entschädigung aller linksrheinischen Fürsten nur durch Geld, und nicht durch Landerwerb zu leisten vorschlug, den Franzosen gegenüber sich aber in seinem vierten Artikel sehr ausdrücklich mit der Deckung Norddeutschlands durch Preußen begnügte. „Wir erwarten nichts mehr von Preußen", hieß es in seiner Instruction, „doch ist es gut, dies noch nicht zu verkünden, sondern durch einen letzten Versuch Preußen vollends in das Unrecht zu setzen, und die Russen doppelt zornig auf sie zu machen." Doch solle Cobenzl auf der andern Seite Preußen nicht zu feurig umwerben, um ihm nicht das Gefühl der Unentbehrlichkeit zu geben. Und endlich dürfe er nirgendwo merken lassen, daß Oesterreichs Entschließung unwiderruflich fest stehe, weil sonst Haugwitz sie zweifellos sogleich den Franzosen verrathen würde. Eine äußerst verwickelte Aufgabe, sagte Thugut selbst sehr richtig. „Es wäre recht schön", bemerkte er dann, „wenn der König zum ernsten Kriege zu bringen wäre; hieran ist aber nicht zu denken, und statt damit die Zeit zu verderben, ist unser Absehen lediglich auf eine wirkliche und genaue Neutralität Preußens zu richten." Da eben hierauf auch die Meinung des Berliner Hofes ging, so hatte Cobenzl's Verhandlung in Berlin einen sehr raschen und in den äußeren Formen freundlichen Verlauf. Er beantragte, am 7. August, den Erlaß einer gemeinsamen Erklärung gegen alle französischen Ansprüche auf das rechte Rheinufer, sodann für den Fall eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich gemeinsamen Antrag auf Neutralität des ganzen rechtsrheinischen Deutschland, und wenn Frankreich dieselbe weigere, bewaffnetes Eintreten Preußens zu ihrem Schutze. Die Antwort der preußischen Minister war, daß in einem solchen Falle Preußens Mittel nur die wirksame Beschützung des deutschen Norden verstatteten, der König es aber auch für den Süden nicht an den nachdrücklichsten Vorstellungen in Paris würde fehlen lassen. Dies war genau, was der vierte Artikel von Thugut's Vertragsentwurf begehrte, und noch dazu zeigten sich die preußischen Minister, zu Cobenzl's eigner Ueberraschung, gar nicht abgeneigt [1]), in der Entschädigungsfrage auf das System der Geldleistungen einzugehen. Cobenzl aber, eingedenk seiner Pflicht, Preußen in Rußlands Augen zu verdächtigen, hütete sich,

---

[1]) Ich wähle absichtlich diesen unbestimmten Ausdruck, da weiterhin Cobenzl stets behauptete, Preußen habe das System der Geldzahlungen genehmigt, die preußischen Minister aber eine solche Aeußerung immer ableugneten.

diese Uebereinstimmung zu constatiren, vielmehr erklärte er im Gegentheile, da Preußen unter keinen Umständen zu kriegerischer Thätigkeit fortschreiten wolle, so sei der Zweck seiner Sendung verfehlt, und könne er nur noch um seine Abschiedsaudienz bitten.

Er eilte dann nach seinem wirklichen Bestimmungsort, nach Petersburg, hinüber, immer mit dem uns sattsam bekannten Auftrag, 16,000 Russen für den französischen Krieg, 80,000 für die Zügelung Preußens zu begehren. Es war wieder dieselbe Verblendung des Hasses, welche Anfang 1796 zum Schutze gegen eine eingebildete Feindseligkeit Preußens 40,000 Mann in Böhmen festgehalten hatte, während durch die Anwesenheit derselben in Italien Bonaparte's Triumphe im Keime erstickt worden wären. In der Hauptsache fand nun, wie wir wissen, Cobenzl bei seiner Ankunft bereits die durch Prinz Ferdinand erzielte günstige Entscheidung vor; ja er konnte am 31. August berichten, daß nicht bloß das Hülfscorps von 16,000 Mann nach Paul's Versicherung bereits im Marsche sei, sondern daß 60,000 Mann, die ihm auf dem Fuße folgen sollten, nur die englische Antwort auf die Subsidienforderung des Kaisers erwarteten. Eine andere Division, Gudowitsch, sei zur Unterstützung der Türken bestimmt, und Paul begehre dringend die Bereithaltung einiger österreichischen Truppen zu gleichem Zweck in Ungarn. Ueberhaupt sei der Eifer des Kaisers in vollstem Flusse; er wünsche von Grund seines Herzens, auf der Stelle loszuschlagen und spreche den lebhaftesten Abscheu gegen alle Franzosen und Franzosenfreunde, also auch gegen die Preußen aus. Auch Besborodko war ganz einverstanden mit Cobenzl's Erörterung, daß die preußische Nichtswürdigkeit allein die Schuld an allem Unheil Deutschlands trage, und gestand jetzt, daß er stets gegen die Entsendung russischer Truppen zur Bekämpfung Frankreichs gewesen, daß ihn aber dabei nicht etwa Abneigung gegen Oesterreich, sondern umgekehrt der Wunsch geleitet habe, das österreichische Bündniß zu einem großen Kriege gegen Preußen zu benutzen, und dieses auf seine alten Grenzen zurückzuführen: zur Zeit freilich, bemerkte er, hätten ihn die unerhörten Uebergriffe der Franzosen von der Nothwendigkeit eines neuen Systems überzeugt. Auch sonst verstand man sich trefflich. Eine große Sorge erweckte in Wien der Gedanke an den vielleicht nahen Tod des alten Papstes, und die Möglichkeit, daß die Franzosen in Rom eine ihrer Creaturen durch eine Scheinwahl als Pontifex ausrufen lassen möchten: Paul billigte höchlich die Ansicht Thugut's, schon jetzt die Cardinäle auf das Dringendste nach Wien oder nach Venedig einzuladen. Ebenso erklärte Besborodko ganz

im österreichischen Sinne, daß Paul nicht an die Proclamation König Ludwig XVIII. denke, da Alles darauf ankomme, dem französischen Volk einzig die Unersättlichkeit der jetzigen Dictatoren als die Ursache des Krieges anschaulich zu machen. Das Alles war also erwünscht im höchsten Grade. Den einzigen Mißton in diese Harmonie brachte die unverrückbare Erklärung des englischen Gesandten, Lord Whitworth, daß England nicht einmal eine russische Subsidie zahlen werde, so lange Oesterreich nicht den Anleiheoertrag von 1797 bestätige. Immer hoffte man auch bei diesem Punkte auf Paul's Energie, welche den Eigensinn des störrischen Bundesgenossen baldigst brechen, und denselben über seine wahren Interessen aufklären würde.

Wie der Ausbruch des französischen Krieges hatte sich übrigens in diesen Wochen auch das Geschick der Kaiserin Marie entschieden. Iwan Kutaisoff hatte den verdeckten Angriff des Prinzen Ferdinand mit Zinsen zurückbezahlt, indem er dem Kaiser die Vorstellung beibrachte, daß die Friedensliebe der Kaiserin aus heimlicher Neigung zu den revolutionären Bestrebungen entspringe. Eines Tages ließ sich Paul von Cobenzl über dessen französische Unterhandlungen erzählen, und einige der republikanischen Persönlichkeiten schildern. Plötzlich unterbrach er den Botschafter mit der Frage: glaubt Ihr, daß es auch hier Jacobiner gibt? Sie nisten sich freilich überall ein, antwortete Cobenzl, aber E. M. weise Vorkehrungen werden sie von Rußland gründlich fern halten; er dachte dabei an ein eben erlassenes Paßgesetz und das Verbot aller auswärtigen Schulen und Universitäten. Aber er meinte aus den Wolken zu fallen, als jetzt der Kaiser rauh herausfuhr, daß er seiner Gemahlin alle Theilnahme an den Geschäften entzogen, daß er ebenso die beiden Kurakin aus jedem Einflusse gesetzt habe: sie Alle, rief er, waren Jacobiner, und deshalb haben sie mich bisher vom Kriege abgehalten. Cobenzl, so gut er den wirklichen Thatbestand kannte, äußerte natürlich kein Wort der Erwiderung. Einmal entschieden, wuchs die Aufregung des Kaisers hier wie in der hohen Politik mit jedem Tage. Eine Untersuchung über die Zettelbank wurde eröffnet und dem Generalprocurator, wie demüthig er auch vor Kutaisoff kroch, wie heiße Thränen er beim Kaiser weinte, in kurzer Frist seine sämmtlichen Aemter genommen. Einer seiner Freunde nach dem andern verlor seine Stellung, General Buxhövden, Fürst Nikolaus Gallizyn, Oberkammerherr Strogonoff, und wie sie weiter hießen. Wieder einen Jacobiner abgethan, rief dann Paul in hellem Jubel — wieder jemand, seufzte die Kaiserin, der meinetwegen unglücklich wird. Der Vice=

kanzler Alexis Kurakin, der auf Schloß Gatschina eine Wohnung hatte, erhielt plötzlich den Befehl, dieselbe zu verlassen, weil man sie sonst brauche; er bat darauf um seinen Abschied, bekam aber zuerst nur die barsche Antwort: warum willst du eine Stelle aufgeben, in der du doch nichts thust? Möge er Kanzler bleiben, sagte Paul nachher, er ist unter allen Umständen eine Null. Erst Ende September ließ er sich bestimmen, dem gequälten Manne die Entlassung zu gewähren. Auch die Ungnade der Kaiserin wurde täglich schärfer bezeichnet. Paul machte ihr Vorwürfe über ihre alberne Eifersucht, und war stets von dem Gedanken erfüllt, daß sie ihn durch ihre Kundschafter überwachen lasse. Als er eines Tages dem Hofmarschall Wielhorski unvermuthet in einem Saale des Schlosses begegnete, wo derselbe die Räume zu einem Fest=essen erwog, schrie er ihn an, daß ein Hofmarschall nicht die Amtspflicht habe Spion zu sein, und jagte ihn sofort aus dem Dienste. Ueber alle diese Abscheulichkeiten der Kaiserin wollte er dann den ältesten Sohn, Alexander, in das Vertrauen ziehen; als dieser verlegen zurückhielt, zeigte Paul auch ihm höchst ungnädige Verstimmung, und wie das Glück der Ehe war auch das Gefühl des Vaters für den Sohn zerstört. Wo waren die Zeiten hin, in welchen Marie, zwanzig Jahre früher, der vertrauten Jugendfreundin den Gemahl geschildert hatte, den an=betungswürdigen Paul, den besten der Gatten, den geliebtesten der Männer?

Das wichtige Amt des Generalprocurators wurde Herrn von Lapuchin, dem Vater der von Paul begehrten Dame, zu Theil, und dadurch auch die Tochter nach Petersburg gezogen. In den Geschäften war Besborodko, der sich übrigens von jenen Hofintriguen stolz ent=fernt gehalten hatte, mächtiger als je, und somit das System der öster=reichischen Allianz, wie es schien, auf das Breiteste und Sicherste gefestigt.

Drittes Capitel.

Zögerungen und Hindernisse.

Thugut hatte in Petersburg mehr erreicht, als zunächst in seinen Wünschen gelegen war. Er hatte Rückhalt gegenüber Frankreichs Uebermuth gesucht, und nach langem Zaudern und Hinschleppen war jetzt plötzlich Kaiser Paul der ungeduldigste Dränger zu raschem Angriffskrieg geworden. Dies aber war nun wieder Thugut's Meinung ganz und gar nicht. Er wollte, wie in früheren Jahren, nicht den Frieden um jeden Preis, und hatte demnach bei den schrankenlosen Uebergriffen Frankreichs militärisch und diplomatisch gerüstet. Aber den Krieg zu wünschen, war er weit entfernt aus dem einfachen Grunde, weil er geringe Hoffnung auf gute Erfolge hatte. Wir kennen seine Ansicht über die Erschöpfung des Landes, die Bedrängniß der Finanzen, die Schlaffheit der innern Verwaltung. Er hatte geringes Vertrauen zu der Fähigkeit und dem Diensteifer der Generale, die sich bei der selten durchgreifenden Weise Franz's II. seit Jahren an Eigenwilligkeit und politische Umtriebe gewöhnt hatten. Dabei hielt er, was die befreundeten Mächte anging, den Kaiser Paul für äußerst unzuverlässig, die Engländer für unerträglich herrisch, die Preußen geradezu für Reichsverräther und Franzosenfreunde. Seit langer Zeit war er mehr und mehr in schwarzsichtige Stimmung versunken und ging an die großen Entschlüsse ohne Freudigkeit des Herzens und ohne Schwung der Seele, nur nach den Gründen des rechnenden Verstandes. Die Menschen dünkten ihm schlecht, seine Landsleute unfähig, die Nachbarn pflichtvergessen. Sein Sinnen ging auf in der Wahl des kleineren Uebels; Uebel aber sah er überall und belebende Hoffnung an keiner Stelle. Er hat, schrieb damals der greise Berner Staatsmann Steiger, den Muth der Zähigkeit, aber nicht jenen des kräftigen Handelns.

Am Liebsten wäre es ihm ohne Zweifel gewesen, wenn noch in der letzten Stunde Frankreich ihm die vielersehnten Legationen überlassen hätte. Wäre ihm weiterhin die Erhaltung der geistlichen Staaten in Deutschland gelungen, so hätte er sonst die Republikaner in Europa wirthschaften lassen nach ihrem Belieben. Aber auch wenn dies Programm mit friedlichen Mitteln nicht zu verwirklichen, wenn er also zur Wiederaufnahme des Kampfes genöthigt war, selbst dann wollte er nicht mit blindem Eifer wie Paul I. in die Kriegstrompete stoßen. Er wünschte nicht wieder, wie einst der ersten Coalition geschehen, ohne umfassenden Plan, ohne gesicherte Mittel, ohne fest vereinbartes Ziel in den Streit zu gehen. Er wollte nicht kämpfen, ehe England Subsidien gezahlt hätte; denn, sagte er, sind wir des Geldes nicht vor der Kriegserklärung sicher, so benutzt nachher England unsere Bedürfnisse zur lästigsten Bevormundung unseres Handelns. Er wünschte ferner so lange hinzuhalten, bis die Russen auf dem künftigen Kriegsschauplatze angelangt seien, da ihr Marsch dorthin voraussichtlich ein Vierteljahr dauern würde. Endlich aber war er von der Nothwendigkeit durchdrungen, dem Feinde die Gehässigkeit des ersten Angriffs zuzuschieben, um dadurch theils die Stimmung des französischen Volkes, theils die Friedenssehnsucht der deutschen Reichsstände nicht gegen Oesterreich, sondern gegen das Directorium aufzureizen. So konnte, bei aller Erbitterung des Wiener Hofes gegen die Revolution, noch mancher Monat vergehen, ehe die Reihe dieser Bedingungen erfüllt und damit für Thugut der angemessene Zeitpunkt des Ausbruchs gekommen war.

Dies Alles war äußerst verständig, äußerst wohlerwogen, in jedem einzelnen Punkte unwiderleglich. Und doch wird man sagen müssen, es war der Ausdruck eines verdüsterten und dadurch schwerfällig gewordenen Geistes; es war die Frucht eines hochmüthigen Mißtrauens gegen alle Welt, welches dem starken Manne die Frische des Entschlusses und damit die Möglichkeit des zutreffenden Blickes, des kecken Wagens und des fröhlichen Sieges raubte. Bei allem Zweifeln und Bedenken über die eigene Schwäche verlor Thugut das Gefühl für die stärkere Entblößung des Gegners.

Indem er durch sein Zögern auf der einen Seite die Bundesgenossen irre machte, und auf der andern den Feinden die Zeit zur Verstärkung ihrer Streitmittel offen ließ, büßte er doppelt wieder ein, was er durch den Aufschub des Kampfes für seine Rüstungen etwa gewonnen hatte. Es war nicht Mangel an Sachkenntniß und Ueberblick, was hier seine Schritte hemmte; im Gegentheil, seine Briefe und

Depeschen zeigen auf jeder Seite, wie wohl er über die Schwäche und Mißlichkeit der französischen Lage unterrichtet war: aber seine Seelenstimmung war der Art, daß alle für rasches Vorgehen sprechenden Momente keinen Eindruck auf ihn machten, und nur die schlimmen Möglichkeiten ihm unaufhörlich peinigend und hemmend vor Augen standen.

In der That ist menschlicher Weise nicht abzusehen, wie weit im Spätsommer und Herbste 1798 ein kräftiger Angriff auf das vom Texel bis zum Volturno ausgedehnte und innerlich völlig morsche und zerrüttete Machtgebäude Frankreichs hätte führen können. Die Republik verfügte damals kaum über 150,000 Mann für den thätigen Felddienst, wovon 10,000 Mann in Holland, ungefähr 40,000 Mann am Rheine, 25,000 Mann in der Schweiz, beinahe 70,000 Mann in Cisalpinien und der römischen Republik standen. Was man sonst noch an Truppentheilen besaß, war entweder zum Küstenschutze gegen die Engländer (30,000 Mann) oder zur Erhaltung des innern Friedens (etwa 90,000 Mann) vollauf in Anspruch genommen. Dabei war in allen Armeen die Verpflegung unzulänglich und unregelmäßig, die Mannszucht der Truppe gelockert, die Officiere und Generale selbstsüchtig und unbotmäßig. Die Regierung hatte in ihrer elenden Finanznoth keine Mittel, den Haushalt der Divisionen auf geordneten Fuß zu bringen, damit den colossalen Unterschleifen der Lieferanten den Boden zu entziehen und der schamlosen Ausplünderung der verbündeten Tochterrepubliken zu steuern. Nach sechsjährigem Kriegsstande sehnten sich die Soldaten nach Hause, und fort und fort lichtete starke Desertion ihre Reihen; von nationalen Freiwilligen, welche wie 1792 auf den Ruf des Vaterlandes die Waffen ergriffen hätten, war längst keine Rede mehr, und nur mit großem Bedenken trat das Directorium dem Gedanken neuer Recrutirungen näher, welche bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Volkes sehr leicht zu gefährlichen Ausbrüchen führen konnten. Unter den Generalen gab es seit Hoche's Tod und der Abfahrt des ägyptischen Heeres nicht Einen, welcher ein unbedingtes Vertrauen als Feldherr hätte in Anspruch nehmen können. Moreau's Rückzug war 1796 aus allen Tönen gepriesen worden; immer aber konnte Niemand bestreiten, daß es eben doch ein Rückzug und kein Sieg gewesen. Jourdan's Ruhm von 1794 war durch sein gründliches Mißgeschick in den beiden folgenden Feldzügen stark verdunkelt. Brune's eben geerndtete Berner Lorbeeren waren kümmerlich und stark beschmutzt. Von Massena und Augereau, von Joubert, Bernadotte und St. Cyr wußte man,

daß sie treffliche Divisionsgenerale waren; ob sie zu selbständiger Führung eines großen Heerbefehls taugten, sollte erst die Zukunft lehren, und bekanntlich ist außer Massena bei den Uebrigen diese Bewährung ausgeblieben. Unter solchen Umständen wird Niemand behaupten, daß damals die französische Republik in irgend welcher Beziehung ein überlegener Gegner für Oesterreich gewesen wäre, selbst wenn dieses, ohne russische oder preußische Hülfe, sich nur des Mitwirkens Englands und Neapels erfreut hätte.

Oder hätten etwa die Leistungen der Tochterrepubliken die französische Macht so bedeutend verstärkt, daß Thugut deshalb ernste Besorgniß hätte empfinden müssen? Aber das gerade Gegentheil war der Fall. Die Wirthschaft des Directoriums hatte dort solche Zustände geschaffen, daß sich die neue Staatsordnung überall in völliger Auflösung befand, und die Einwohner nur mit offener Gewalt in der französischen Abhängigkeit zurückgehalten werden konnten. Ueberall harrten die Bevölkerungen mit Sehnsucht des Befreiers, und ein österreichisches Heer, welches im August oder September den italischen oder helvetischen Boden betreten hätte, wäre einer mächtigen Erhebung des unterdrückten Volkes sicher gewesen. Es verlohnt sich, einen Blick auf diese Verhältnisse zu werfen, da sie die Zerfahrenheit der damaligen französischen Politik auf das Deutlichste veranschaulichen und aller Orten auf die späteren Kämpfe einen erheblichen Einfluß geübt haben.

In Batavien herrschte seit dem Staatsstreich des 22. Januar die radicale Partei, geleitet von den Abgeordneten Vreede und Midderigh, ohne Widerspruch. Sie hatte eine provisorische Regierung gebildet, welche die Verwaltung nach den Grundsätzen des Amsterdamer Programms führte, die Orangisten mit allen polizeilichen Mitteln bedrängte und ein sehr kostspieliges Regiment handhabte. Der Rumpf des Conventes führte die gesetzgebende Gewalt fort und entwarf binnen einigen Monaten eine neue Landesverfassung, welche wie die helvetische und cisalpinische eine Abschrift der französischen war, die Provinzen in Departements verwandelte und sie der alten Selbständigkeit völlig entkleidete. Er verdiente sich damit den allerhöchsten Beifall des französischen Gesandten Delacroix, aber auch den gründlichen Haß des holländischen Volkes in seiner großen Mehrzahl. Indessen waren, als die Verfassung den Urversammlungen zur Genehmigung vorgelegt wurde, alle Vorkehrungen so vollständig und so deutlich getroffen, daß die Gegner sich nur in geringem Bruchtheil an der Abstimmung zu betheiligen wagten; übrigens waren sie sicher, sobald es unter der Herrschaft der

neuen Verfassung zu den Wahlen käme, Vreede mit seinem ganzen Anhange aus Volksvertretung und Regierung hinweg zu fegen. Allein auch Vreede und den Seinigen war dies Verhältniß klar, und so ließen sie sich mit Vergnügen von Delacroix auf das in Frankreich am Schlusse des Conventes eingehaltene Verfahren hinweisen, nach welchem zwei Drittel der neuen Volksvertretung aus den Mitgliedern des Conventes genommen worden und dann ihrerseits das Directorium gewählt hatten. Der holländische Convent that wie sein großes Muster und nahm auf diese Art, ohne erst über die Richtigkeit seiner Auffassung das Volk zu befragen, höchst unbefangen Besitz von dem neuen gesetzgebenden Körper und der aus ihm hervorgehenden Regierung. Der Unwille über diese neue Vergewaltigung war allgemein im ganzen Lande, aber die Anwesenheit der französischen Besatzungen machte jede Regung hoffnungslos, und Vreede's Partei hätte ganz vergnüglich weiter geherrscht, wäre nicht Ein Mann gewesen, den sie in schwer begreiflicher Verblendung von jedem Antheil an der Beute ausgeschlossen und damit auf das Tiefste verletzt hatte, der General Daendels.

Dieser hatte, wie wir sahen, am 22. Januar die starke Hand zum Sturze der Gemäßigten geliehen und gemeinsam mit seinem nahen Freunde, dem französischen Befehlshaber Joubert, durch die bewaffnete Macht die Verhaftung der gegnerischen Führer bewirkt. Daß ihm jetzt kein leitender Einfluß in der neuen Regierung zu Theil wurde, erfüllte ihn mit bitterem Grolle, welchen zu verbergen er in keiner Weise für nöthig erachtete. Eines Tages war er bei Delacroix mit dessen Gesandtschaftssecretär, Ducange, einem einflußreichen Genossen der herrschenden Partei, zusammen, und ergoß sich in bitteren Klagen über das Elend des Landes und die Mißstimmung des Volkes. Dann sprach er mit heftigem Unwillen über die Eigenmächtigkeit, mit welcher der Convent sich in die neuen Räthe eingedrängt habe: diese Unthalen, rief er Ducange zu, sind euer Werk. Da fuhr Delacroix eifrig dazwischen: nein, erklärte er, nicht Ducange, sondern er, der Gesandte, sei es gewesen, welcher die heilsame Maßregel angeordnet habe — oder vielmehr, setzte er sich besinnend hinzu, es ist die Verfassung selbst, aus deren Sinn und Geist sie mit Nothwendigkeit folgt. Man ging in offenem Hader auseinander und das Directorium beeilte sich, gegen den aufsätzigen General eine Untersuchung zu eröffnen und einen Haftbefehl zu erlassen. Da aber meldeten seine Agenten, daß der General verschwunden sei, und bald genug erfuhr man, daß er sich nach Paris begeben habe, um persönlich, von Joubert gegen Delacroix unterstützt,

seine Sache bei den dortigen Machthabern zu führen. Es traf sich günstig für ihn, daß die Pariser Directoren kurz vorher ihren Staatsstreich vom Floreal gegen die französischen Radicalen gemacht hatten und demnach seinen Anklagen gegen deren batavische Gesinnungsgenossen ein geneigtes Gehör schenkten. Die Jacobiner in Holland trugen dieselbe Abneigung gegen jede Art von Subordination wie die Pariser Brüder und Freunde zur Schau; Daendels hatte wenig Mühe, die Directoren zu überzeugen, daß diese Unbändigkeit auch für die französische Oberhoheit gefährlich sei: genug, er setzte seine Wünsche in vollem Umfange durch. Nachdem das Directorium die Absetzung Ducange's und die Abberufung Delacroix's unterzeichnet hatte, eilte Daendels siegesbewußt in den Haag zurück, erhielt hier von Joubert eine französische Ehrenwache und schritt ohne Zaudern zum Sturze der Regierung, die ihn jetzt öffentlich als Deserteur verfolgte, auf's Neue seine Verhaftung anordnete und den Truppen jede Befolgung seiner Befehle verbot. Er ließ sich das Alles wenig anfechten. Der Anhänglichkeit der batavischen, des Schutzes der französischen Bataillone sicher, verständigte er sich mit zwei Mitgliedern des Directoriums und mit sämmtlichen Ministern desselben. Am Abend des 11. Juni versammelte er diese, mehrere Führer der gemäßigten Partei, alle Officiere der Garnison nebst den französischen Generalen in seiner Wohnung und stellte hier die Maßregeln des folgenden Tages fest. Der erste Schritt war, daß die fünf Minister sich am Morgen des 12. Juni als intermediäre Regierung constituirten und als solche dem General Daendels den Oberbefehl über das ganze batavische Heer und Vollmacht zu allen erforderlichen Maßregeln ausstellten. Hierauf begab sich Daendels mit drei Compagnien in den Gasthof, wo die Directoren gerade mit Delacroix, der noch keine Ahnung von seiner Rückberufung hatte, bei Tische saßen. Daendels, mit gezogenem Degen eintretend, kündigte den Regenten ihre Verhaftung an; da retteten sich Vreede und sein College Wybo Finje durch einen raschen Sprung aus dem Fenster in den Garten, während der Director van Langen mit den ihn ergreifenden Soldaten raufte und Delacroix in größter Wuth den General mit entsetzlicher Strafe bedrohte, bis Daendels ihn durch eine Wache in seine Wohnung zurückführen ließ. Gleichzeitig umringte eine andere Abtheilung den gesetzgebenden Körper; der befehligende Officier kündigte ihm seine Auflösung an, und als das Präsidium dagegen kräftigen Einspruch erhob, wurden die Mitglieder desselben festgenommen und in dasselbe Gefängniß, in dem sie bis dahin die Opfer des 22. Januar eingesperrt hielten,

abgeführt. Als diese Ereignisse zuerst in Haag und dann weiter im Lande bekannt wurden, war der Jubel gewaltig, und Daendels erlebte einen Augenblick unendlicher, einstimmiger Volksgunst. Aber allerdings, auch hier waren die Flitterwochen der ersten Freude von kurzem Bestande. Die neue Regierung bildete eine provisorische Commission zur Gesetzgebung von 45 Mitgliedern, welche, dem revolutionären Herkommen entsprechend, wieder eine neue Verfassung ausarbeitete und dieselbe nach sechs Wochen den Urversammlungen des souveränen Volkes vorlegte. An eine Verwerfung war nicht zu denken, aber die Enttäuschung war darum nicht weniger bitter. Wohl durfte das Volk sich jetzt seine sämmtlichen Vertreter frei ernennen und die radicale Partei blieb gründlich geschlagen. Aber von einer Herstellung der provinzialen Selbständigkeit war auch hier keine Rede; es war in allen wesentlichen Stücken wieder eine Einheitsverfassung nach französischem Zuschnitt, und wer politische Rechte üben wollte, mußte wieder nach Pariser Vorbild Haß der Statthalterschaft und des Föderalismus beschwören. Dazu kam, daß das Ansehen der jetzigen Herrscher von Paris aus nicht eben wirksam unterstützt wurde; bald nachdem Daendels Gegner Delacroix abgereist war, wurde auch der Freund desselben, Joubert, auf einen andern Posten versetzt, und die nach Paris gesandten Botschafter, Schimmelpenninck und Admiral de Winter, als zu laue Freiheitsfreunde mit sichtlicher Kälte aufgenommen. So gewann die neue Regierung weder Ansehen noch Anhänglichkeit bei dem batavischen Volke; Radicale und Föderalisten arbeiteten zusammen; die Nationalgarde in Delft weigerte den Dienst; in Amsterdam kam es auf unbedeutenden Anlaß zu wilden Tumulten des Pöbels, wo die Bürgerwehr ebenfalls versagte und erst französische Reiterei die Ordnung herstellte. Handel, Schifffahrt Fischerei lagen darnieder; Armuth und Entbehrung lasteten auf der Bevölkerung und eine dumpfe Unzufriedenheit erfüllte das Land von einer Grenze zur andern[1]).

Ganz ähnliche, und nur noch grellere Vorgänge, Verfassungssturz, französisches Eingreifen, Hader unter den französischen Behörden selbst, erlebten in derselben Zeit die italienischen Republiken. Ueberaus kläglich war der Zustand in Rom, wo nach allen Plünderungen, Contributionen und Requisitionen das Land völlig ausgesogen war und die Regierung

---

[1]) Hamburger politisches Journal, Mai bis August 1798. Moniteur 1798. No. 252, 267, 270, 273. Vreede geschiedenis der diplomatie van de Bataafsche Republik I, 346 ff.

der hier mit dem Consultitel geschmückten Fünfmänner sich völlig nichtig und verächtlich zeigte. Die wirkliche Gewalt war ganz offenkundig in der Hand der französischen Civilcommissare Daunou und Florent, und, soweit der militärische Einfluß reichte, des französischen Commandirenden, Gouvion St. Cyr. Die Finanznoth war entsetzlich; um ihr zu steuern, gab man rasch entwerthetes Papiergeld aus, legte willkürliche Steuern auf die Reichen und verschleuderte die Besitzthümer der Kirchen zu stets wachsender Erbitterung des Volkes. Es dauerte nicht lange, so kam St. Cyr, ein höchst ehrenhafter und selbstbewußter Officier, mit den Civilcommissaren in offenen Zwiespalt. Die letzteren hatten von den Consuln die Notiz erhalten, daß der Fürst Doria eine reich mit Edelsteinen besetzte Monstranz im Werthe von einer Million besitze und darauf den Consuln Vollmacht gegeben, dieselbe als einen Gegenstand des öffentlichen Gottesdienstes für den Staat in Beschlag zu nehmen. Dies geschah, trotz aller Beweise des Fürsten, daß das kostbare Geräth Privateigenthum seiner Familie sei, und wenige Tage nachher erschienen die Frauen zweier Consuln auf einem stark besuchten Balle, geschmückt mit den Diamanten der Monstranz. Durch dies öffentliche Aergerniß erfuhr St. Cyr von dem Raube, und fest entschlossen, eben so strenge gegen die officielle Plünderung wie gegen die militärische Zuchtlosigkeit zu verfahren, befahl er dem Stadtcommandanten, das gestohlene Gut auf der Stelle den Beamten wegzunehmen und dem Eigenthümer zurückzuliefern. Die Commissare, berathen von jenem Expfarrer und Demagogen Bassal, erhoben drohenden Widerspruch gegen diese, formell ungesetzliche, Einmischung der Militärbehörde, verboten dem Commandanten den Befehl des Generals zu vollziehen und sandten schleunigst einen anklagenden Bericht nach Paris. St. Cyr aber ließ sich nicht beirren und setzte seinen Willen durch, empfing dann aber wenige Wochen später seine höchst ungnädige Zurückberufung nach Frankreich. Der arme Doria, eingeschüchtert durch Drohungen aller Art, hatte unterdessen die Monstranz den Consuln als patriotisches Geschenk dargebracht, zum großen Aerger der französischen Officiere, welche gegen die Civilregierung die unumwundenste Verachtung an den Tag legten. Indessen erfuhr man in Paris den näheren Hergang, und die Folge war, daß das Directorium dem General ein ehrenvolles Commando in dem Rheinheere gab, nach Rom aber neue Commissare schickte, welche dann eine strenge Untersuchung über die Consuln des souveränen römischen Volkes verhängten, sie schließlich absetzten und nicht glimpflicher mit einigen ihrer Minister aufräumten. Solche Vorgänge

waren denn wenig geeignet, der republikanischen Selbstherrlichkeit Anhänger unter dem Volke trotz des Steuerdruckes und der Kirchenplünderung zuzuführen. Ende Juli brach das Mißvergnügen in offenen Aufstand aus, dieses Mal in den südlichen Departements des Staates, welche sich dann für mehrere Wochen mit Blut und Brand und Verwüstung erfüllten. Die empörten Bauern bemächtigten sich der Städte Ferentino, Frosinone, Alatri, Veroli; eine französisch-polnische Colonne rückte gegen sie aus, nahm einen der Orte nach dem andern mit stürmender Hand und metzelte nieder, wen sie bewaffnet antraf. Eine volle Beruhigung des Landes aber wurde nicht erreicht. Gleich nach der Unterwerfung Frosinone's war vielmehr der Bezirk von Terracina in wilder Empörung und ein weiteres militärisches Strafgericht unvermeidlich. In Rom selbst war die Volksstimmung so bedrohlich, daß General Macdonald für den Fall von Unruhen die Bürgergarde zu voller Unthätigkeit anwies und allein der französischen Truppe die erforderlichen Maßregeln vorbehielt [1]).

Wenig erfreulicher als in Rom lagen die Dinge in Genua. Sotin, der bei der Kriegserklärung gegen Piemont nach der Ansicht des Directoriums zu augenfällig hervorgetreten, war durch einen gewissen Belleville ersetzt worden, unter welchem jedoch die scheinbare Selbständigkeit des kleinen Freistaates nicht besser als unter seinem Vorgänger respectirt wurde. Auch hier waren die Volksmassen in schwach verhehltem Grimme gegen die neue Verfassung, die ihnen bisher nur erhöhte Steuern und Störung des Gottesdienstes gebracht hatte. Aber wie sehr sie auch die demokratische Republik verfluchten, deren Wohlthaten ihnen immer nur in Anweisungen auf eine ferne Zukunft gezeigt wurden, so wollte der Staat doch leben und das Directorium brachte nothgedrungen immer neue Geldforderungen an die Räthe. Allmählich aber wurden diese widerspenstig und klagten mit wachsender Bitterkeit über die Unordnung und die Verschleuderung des Directoriums. Im Kleinen wiederholte sich vollständig, was wir in Paris in den letzten Monaten vor dem 18. Fructidor beobachteten, und das endliche Ergebniß war denn auch ganz dasselbe wie bei dem Pariser Muster, nur daß hier nicht ein Feldherr des eigenen Heeres, sondern ein fremder Gesandter den Anstoß zu dem Staatsstreiche gab. Belleville, der von Anfang an bei dem Streite Partei für das Directorium genommen, verfügte im August die Aus-

---

[1]) S. Cyr mémoires I, 87 ff. Moniteur fructidor. passim. Polit. Journal, August, September.

stoßung von fünfzehn Mitgliedern aus den beiden Räthen und stellte damit allerdings die Eintracht zwischen den höchsten Behörden her, bekundete aber nicht weniger deutlich sowohl die völlige Nichtigkeit der Verfassung als die unverhüllte Fremdherrschaft über den ganzen Staat.

Ebenso ärgerlich und länger andauernd waren die Erschütterungen, welchen damals die Cisalpina unterworfen wurde.

Seit der Niederwerfung des Rathes der Alten am 15. März hatte die jacobinische Partei im ganzen Staate die Oberhand. Der Führer der cisalpinischen Truppen, General Lahoz, bekannte sich zu ihrer ausgesprochensten Farbe, und als vollends an Berthier's Stelle General Brune den Oberbefehl der französischen Divisionen angetreten hatte, kannte die radicale Bewegung weder Schranke noch Zügel mehr. Ueberall bildeten sich politische Clubs, die in leidenschaftlichen Verhandlungen auf die Herrschaft der städtischen Proletarier hindrängten; in zahlreichen Winkelblättern erhob sich die Presse zu wilden Angriffen auf jede ordnende Maßregel der Behörden. Bald genug zeigten sich die Folgen; jede polizeiliche Vorkehrung galt als Verbrechen gegen die Freiheit; um so freier gestaltete sich die Thätigkeit der natürlichen Feinde aller Polizei, der Diebe und Wegelagerer; aus Stadt und Land häuften sich die Klagen über die grauenhafte Unsicherheit der Straßen. Die Regierung ihrerseits war, wie ihre Collegen in all den jungen Freistaaten, vornehmlich durch die Noth der Finanzen geängstigt. Bei der wachsenden Auflösung und Anarchie kam die Steuererhebung nicht in regelmäßigen Gang; das Wenige, was einlief, wurde zu großem Theile durch die Forderungen der französischen Militärbehörde vorweggenommen, welche es hier so wenig wie in Batavien mit Rechnungen und Belegen genau nahm. Die Lieferanten überließen den Generalen zuweilen 40 Procent von ihrem Gewinne, der also ohne Zweifel das Doppelte oder Dreifache dieses Betrages ausmachte; alle diese Unterschleife fielen zur Last der französischen, und da diese nicht zahlte, der cisalpinischen Staatscasse. So griff man hier, wie 1789 in Frankreich, auf die Einziehung des Kirchengutes als der einzig ergiebigen Hülfsquelle, und der jacobinische Haß gegen alles kirchliche Wesen that das Seinige, um die fiscalischen Maßregeln zu schärfen. Alle Klöster, Stifter, Capitel und sonstige Corporationen wurden aufgehoben, ihr Vermögen in Beschlag gelegt und mit größter Schnelligkeit versilbert. Damit nicht genug, es wurde auch den Geistlichen das Tragen ihrer Amtskleidung auf den Straßen verboten und zur Vertilgung, wie man

sagte, des Fanatismus die Fortschaffung aller Madonnen- und Heiligenbilder befohlen. Gerade diese letzte, an sich unbedeutendste Maßregel verletzte die Gefühle des Volkes am tiefsten; in Mailand lief plötzlich das Gerücht durch die Stadt, daß die Statue des heiligen Ambrosius ihre steinerne Rechte drohend zum Himmel emporgereckt hätte, und Tausende umlagerten seitdem die Bildsäule, betend, weinend und wilde Drohungen ausstoßend. In den Thälern des Veltlin rotteten sich die Bauern bewaffnet zusammen, erklärten, jeden Bilderstürmer mit ihren Aexten zusammenhauen zu wollen, und mußten endlich durch die bewaffnete Macht unter hitzigen Kämpfen zur Ruhe gebracht werden.

So war Gährung, Zerrüttung, Verarmung in allen Theilen des jungen Staatskörpers sichtbar. Wie sehr solche Erscheinungen für die französische Regierung damals auch alltägliche Dinge waren, so wurde das Directorium in diesem Falle doch bedenklich, aus mehreren Gründen. Einmal häuften sich die Klagen über die Mißbräuche in der Heeresverwaltung und die Entblößung der Truppe in der peinlichsten Weise, und um Alles wünschte man eine Wiederholung des römischen Soldatenaufstandes zu vermeiden. Dann wirkte hier, wie in Batavien, der Umstand, daß seit Floreal die äußerste jacobinische Linke in Paris nicht mehr die Regierungspartei war, und so sehr Larevellière in der Sache die Bedrängung der cisalpinischen Kirche billigte, so wenig angemessen erschien es, daß der französische Obercommandant Brune nicht bloß mit den diebischen Lieferanten, sondern auch mit den Mailänder Clubisten und Anarchisten öffentlich Brüderschaft machte. Denn diese italienischen Verehrer Babeuf's und Robespierre's hatten allerdings Begeisterung für Frankreich gezeigt, so lange es sich um den Sturz der österreichischen Herrschaft handelte: jetzt aber, wo sie nach der Verkündung republikanischer Freiheit immer wieder einer Regierung gehorchen sollten, waren sie doppelt unbändig gegen die einheimischen Behörden und dreifach abgeneigt gegen jede französische Bevormundung. Seit dem Mai überzeugte sich das Pariser Directorium, daß die Macht dieser ursprünglich französischen Partei in Italien mit der Sicherheit der französischen Oberhoheit unverträglich sei, und kam zu dem Beschlusse, mit rettendem Nachdrucke und im Nothfalle mit offener Gewalt einzuschreiten. Während bisher Brune allein den französischen Staatswillen in Mailand vertreten und unter Anderm eines Tages zwei Mitglieder des cisalpinischen Directoriums und neun Mitglieder der beiden Räthe kurzer Hand abgesetzt hatte, sollte jetzt eine förmliche Gesandtschaft dort eingerichtet werden und außerdem ein Civilcommissar mit

umfassender Vollmacht die Regelung der Finanzgeschäfte in die Hand nehmen, Beide aber Alles aufbieten, um in Cisalpinien selbst eine festere Ordnung der Dinge, so viel wie möglich durch freie Entschließung der einheimischen Machthaber, herbeizuführen. Mit der finanziellen Aufgabe wurde Faypoult betraut, der frühere Gesandte in Genua, der zuletzt in Rom etwas bedenkliche Proben seines ökonomischen Talentes abgelegt hatte; als Gesandter wurde ein gewisser Trouvé ernannt, ein Litterat wie Ginguené und Garat, der mehrere Jahre hindurch die Blätter des Moniteur mit poetischen Blüthen geschmückt, dann auch gelegentlich beredte Leitartikel zu Gunsten der zeitweiligen Machthaber geliefert und so allmählich Eingang in die Sphären der hohen Politik gefunden hatte. Er war übrigens ein junger, kleiner, lebhafter Mann, dem Niemand etwas Böses nachzusagen wußte.

Als er am 20. Mai bei dem cisalpinischen Directorium seine Auffahrt hielt, erfreute er dasselbe nach dem damals officiellen Brauche mit einer glänzend stylisirten Anrede, welche in den stärksten Tönen den Preis der cisalpinischen Unabhängigkeit, der französischen Großmuth und der stets geraden und biederen republikanischen Diplomatie verkündete. Gleich nachher trat er dann mit Directoren und Ministern zu vertraulicher Berathung zusammen und entwarf danach seine Reformvorschläge für die cisalpinische Verfassung. Da er sein Eingreifen so viel wie möglich verhüllen sollte, wurden einige, wie man hoffte, zuverlässige Abgeordnete hinzugezogen, welche Trouvé's Werk als ihren eigenen Antrag in die Volksvertretung einführen würden; leider aber befand sich unter der Zahl derselben ein eifriger Radicaler, welcher ohne Zaudern den ganzen Plan in den Kammern öffentlich zur Sprache brachte. Das Aufsehen war gewaltig; die radicale Partei wüthete, und auch bei den Uebrigen machte die französische Einmischung in die inneren Landesangelegenheiten so böses Blut, daß kein Deputirter es mehr wagen wollte, Trouvé's Arbeit als eigenen Antrag einzubringen. Dazu kam, daß unterdessen auch Faypoult seiner Aufgabe näher getreten war, und auf die ersten Schritte desselben General Brune, so wie dessen Stab und Commissariat in die höchste Entrüstung geriethen und das Treiben der Mailänder Jacobiner ganz offen unterstützten, während diese immer heftigere Verwahrungen gegen die französische Fremdherrschaft in die Oeffentlichkeit warfen. Auf Trouvé's Beschwerden lud die französische Regierung den General Brune nach Paris, um ihm mündlich seine Pflichten einzuschärfen; General Lahoz, der als cisalpinischer Botschafter die Sache der bisherigen Verfassung dort vertreten sollte, erhielt dagegen

den gemessenen Befehl, auf seinem Posten in Mailand zu bleiben. Die Bewegung wuchs indessen im ganzen Lande; eine Fluth von Adressen strömte aus allen Städten bei dem gesetzgebenden Körper gegen die Reform zusammen und dieser nöthigte im August sein Directorium zu einer feierlichen Erklärung, daß ihm von einer beabsichtigten Verfassungsänderung nichts bekannt sei. Gleich nachher kam Brune aus Paris zurück und stellte sich, widerwillig gehorchend, dem Gesandten Trouvé zur Verfügung. Darauf versammelte dieser am Abend des 29. August etwa 110 Abgeordnete in seiner Wohnung, erklärte ihnen, daß der Zustand ihres Staates in jeder Hinsicht jämmerlich und unhaltbar sei, daß das französische Directorium die Geschicke desselben stets mit väterlichem Blicke im Auge behalten habe, daß er also beauftragt sei, ihnen eine durchgreifende Verbesserung der Verfassung, der Gesetzgebung und Verwaltung, so wie des regierenden Personals anzurathen. Er legte ihnen demnach eine neue Verfassungsurkunde vor, welche die Zahl der Abgeordneten von 240 auf 120 herabsetzte, die Zahl der Verwaltungsbezirke verminderte, die Rechte des Directoriums erheblich steigerte. Dann kamen Gesetze über Vereine, Presse und Justizpflege, und endlich die Liste der im Amte bleibenden Deputirten und die Ernennung der künftigen Directoren, drei der bisherigen und an Stelle der beiden anderen die Minister Sopransi und Luosi. Die Abgeordneten erkannten so viele werkthätige Beihülfe mit gebührendem Danke an, äußerten aber einmüthig, daß sie sich zu diesen Neuerungen nicht für befugt erachteten und mithin den Gesandten bitten müßten, seine Wohlthaten zu vervollständigen und die vorgeschlagenen Einrichtungen aus eigener Machtvollkommenheit zu befehlen. Es war Trouvé schwerlich ganz wohl dabei zu Muthe, jedoch ließen ihm seine Instructionen keine Wahl. Am 30. August umringte er den Sitzungssaal des gesetzgebenden Körpers mit einer starken Abtheilung französischer Truppen und sandte seine Schöpfungen den Volksvertretern mit der Aufforderung zu, dieselben unzögerlich als das künftige Staatsrecht der Cisalpina zu veröffentlichen. So geschah es ohne Widerspruch, und wieder einmal war der Revolution ein Tag beschieden, welcher das Vaterland gerettet hatte. Der Retter aber, Trouvé, wurde mit Undank belohnt. Brune fand bei seinem würdigen Freunde Barras wirksame Unterstützung, und Trouvé wurde nach Stuttgart versetzt.

Sofort warf denn Brune den Zwang hinter sich, unter dem er bisher die Schritte des Gesandten begleitet hatte. Es stand für dessen Werk noch die abschließende Cärimonie bevor, die Annahme der neuen

Verfassung durch die Urversammlungen des cisalpinischen Volkes. Diese Zwischenzeit benutzte nun der General, als wenn keine französische Regierung in der Welt wäre, mit den Mailänder Patrioten wieder zusammenzutreten, und eine Reihe wichtiger Verfassungsartikel im jacobinischen Sinne zu ändern. Als die Mailänder Directoren sich darauf nicht einlassen wollten, verfügte er die Absetzung von dreien derselben und ließ sogar den kräftig widersprechenden Sopransi durch französische Soldaten in Verhaft nehmen. Darüber kam Trouvé's Nachfolger in Mailand an; es war dies aber ein alter Jacobiner wie Brune selbst, Hebert's und Carrier's Busenfreund, Fouché von Nantes, und dieser war weit entfernt davon, Brune's löbliches Beginnen zu stören. So wurde den Urversammlungen nicht Trouvé's sondern Brune's Verfassung vorgelegt, und unter dem gemeinsamen Drucke der französischen Militärmacht und der italienischen Radicalen unweigerlich angenommen.

Als diese Nachrichten nach Paris kamen, erschien doch selbst dem an regelloses Treiben sehr gewöhnten Directorium die Unbotmäßigkeit des Generals zu schreiend, und die Weisung ging nach Mailand, den ganzen Vorgang zu vernichten und unweigerlich Trouvé's Verfassung zur Geltung zu bringen. Brune wurde abgesetzt, und der rechtschaffene Joubert ihm zum Nachfolger gegeben, und als Fouché geltend machte, daß die Sache durch die Zustimmung der Urversammlungen endgültig festgestellt sei, wurde auch er zurückberufen und durch seinen Nachfolger Rivaud endlich Trouvé's Verfassungswerk zu unbestrittener Wirksamkeit gebracht.

Für die Pariser Regierung ergab sich aus diesen Ereignissen die vollständige Verwandlung Cisalpiniens in eine unterworfene Provinz, da nach allem Vorgekommenen die italienischen Behörden, ähnlich wie jene Abgeordneten am 29. August, den französischen Gesandten jede Entscheidung und jede Verantwortung zuschoben. Es ergab sich ferner eine tiefe Entzündung des nationalen Hasses gegen das fremde Joch, fast ohne Unterschied der Parteien. Die Anhänger des Alten waren durch keinen Satz in Trouvé's Reformen versöhnt, die eifrigen Demokraten durch die wiederholte Enttäuschung auf das Schwerste beleidigt worden. Die kleine Zahl aber der Mittelpartei, welche der Sache nach Trouvé's Vorschläge für zweckmäßig gehalten, wog nicht schwer im Lande und zürnte selbst über die entwürdigende Brutalität des Verfahrens. Bei dem ersten Mißgeschick der französischen Waffen war ein allgemeiner Abfall mit Sicherheit vorauszusehen.

Endlich noch heftiger und tragischer hatten sich in den Sommermonaten 1798 die Verhältnisse der Schweiz entwickelt.

Seit dem Beitritt der Urcantone war die helvetische Verfassung im ganzen Lande durchgeführt worden. Directorium und Räthe saßen noch immer in Aarau, so ungenügend die äußeren Verhältnisse des kleinen Ortes für die Residenz der höchsten Behörde auch waren. In den Cantonen begannen die neuen Behörden ihre Thätigkeit, so weit die Eingriffe und Forderungen der französischen Befehlshaber eine solche sich entwickeln ließen. Im Allgemeinen war das Verhältniß zu Frankreich seit dem Eintritte Laharpe's und Ochs' in die Regierung etwas gebessert, da die Pariser Machthaber diesen Männern ein großes Vertrauen schenkten. Die helvetische Gesandtschaft in Paris bemühte sich jedoch vergebens, den Abzug der französischen Truppen und die Anerkennung der alten Neutralität der Schweiz zu erwirken. Talleyrand gab ihr die runde Erklärung, daß zur Herstellung eines guten Verhältnisses ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen beiden Republiken unerläßlich sei, und in Aarau fügte man sich schließlich in das Unvermeidliche. Man erlangte dadurch wenigstens das Aufhören der entsetzlichen Erpressungen, wenn auch die französischen Truppen im Lande blieben und für einen Kriegsfall die Streitkräfte der Schweiz unbedingt zur Verfügung Frankreichs standen. In der innern Verwaltung war der entscheidende Einfluß sehr schnell an den geistreichen, willensstarken und heftigen Laharpe gekommen, während Ochs bei aller Eitelkeit und Vielrednerei sich als völlig leer und nichtig erwies; man that, was man konnte, die Ordnung herzustellen und die Kriegswunden zu heilen, und besonders war der Vorsteher des Unterrichtswesens, Stapfer, unermüdlich, den so plötzlich zu politischer Macht berufenen Volksmassen Schulen und Bildungsmittel aller Art zuzuführen. Leider zuckten fortdauernd die Nachwehen des Parteihaders durch das Land. Im großen Rathe erging sich die radicale Faction in heftigen Anträgen, welche unaufhörlich die alten Gegensätze aufstörten. Da sollten alle Feudalzinse und Zehnten ohne Entschädigung der Berechtigten abgeschafft werden, wodurch dem Staate selbst ein Werth von 90 Millionen verloren gegangen und eine entsprechende Vermehrung sonstiger Steuern nöthig geworden wäre; demnach siegte endlich die gemäßigte Ansicht auf Ablösung der Zinsen zu ihrem fünfzehnfachen Betrage. Noch stärker wurde dann der Hader durch die Forderung erregt, allen seit 1789 verfolgten Demokraten für ihre damaligen Leiden aus dem Privatvermögen der früheren Herrscher eine Geldentschädigung zu bewilligen, wobei die

Antragsteller sogleich einen genauen Tarif der Entschädigungssumme für jede Art von Ungemach, als Einsperrung, Entbehrungen, Sorgen, Angst der Frauen vorlegten. Mit der heißesten Erbitterung wurde über die rechtliche Möglichkeit einer solchen Maßregel gestritten, der Antrag im Großen Rathe durchgesetzt, dann aber im Senate unter dem Beifall der großen Mehrheit im Volke verworfen.

Im Allgemeinen trat, bei überall gleichem Hasse gegen die Franzosen, eine sehr fühlbare Verschiedenheit zwischen den großen, früher aristokratisch regierten Landschaften im Westen und den kleinen Bauerngemeinden der Urcantone im Osten hervor. Jene hatten zwar durch den Angriff der Franzosen stärkere Einbußen gehabt als diese; sie besaßen aber auch ungleich bedeutendere Hülfsquellen, und als die erste materielle Noth einmal überstanden war, trat bei den Volkmassen die Freude über den Sturz der alten Adelsmacht, den Wegfall der mannichfachen Unterthänigkeiten, die neu eroberte Gleichberechtigung in breitestem Umfange hervor, und nur eine geringe Minderheit hätte die Herstellung des alten Staatswesens gewünscht. In den Urcantonen dagegen sah man in den neuen Einrichtungen nichts als Verlust auf allen Seiten, ohne den geringsten Gewinn zur Schadloshaltung. Früher hatte in jedem kleinen Canton die Landsgemeinde aller erwachsener Männer die Gesetze beschlossen und die Beamten ernannt: jetzt bestand die ganze Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung in der Wahl der Wahlmänner, welche dann ihrerseits die Abgeordneten nach Aarau sandten; und die Verwaltung wurde für die sämmtlichen, jetzt zu einem Canton verschmolzenen, Waldstädte von einem aus Aarau herübergeschickten Director und dessen Unterbeamten geführt. Der einzelne Bauer hatte also für alle Nöthe und Entbehrungen der Kriegszeit nur das Gefühl, von Fremden regiert zu werden, ungefähr so wie er selbst früher die italienischen Vogteien regiert hatte. Dazu kam, das Verhältniß unheilbar vergiftend, die Störung der kirchlichen Dinge. Zwar hütete sich die helvetische Regierung, irgend wie an Dogma, Seelsorge, pfarramtliche und bischöfliche Rechte zu rühren, so daß von einer Bedrückung des religiösen Gewissens nicht die Rede sein konnte. Aber auch hier wurden die von dem Volke hochverehrten Klöster geschlossen und das Vermögen derselben eingezogen, und daneben grollte der Pfarrclerus gerade über das beste Wirken der Aarauer Regierung am grimmigsten, über Stapfer's Streben zur Verbesserung des Schulwesens, wovon die Geistlichkeit Schwächung ihres bisher allmächtigen Einflusses auf die völlig ungebildeten Bauern besorgte. Mönche und Weltclerus wirkten

also zusammen, das Mißvergnügen im Volke lebendig zu halten so viel sie irgend vermochten.

Unter diesen Umständen führte ein Befehl der Aarauer Regierung, der an sich äußerst harmlos und ganz sicher ohne jeden Hintergedanken erlassen war, einen entsetzlichen Ausbruch herbei, eine Verfügung nämlich, daß in allen Gemeinden des Landes die Bürger bei Strafe des Verlustes ihrer politischen Rechte einen Eid leisten sollten, der Verfassung und den Gesetzen der helvetischen Republik gehorsam zu sein. Die Eidesformel als solche war unverfänglich im höchsten Grade, und in der Sache wurde dadurch nur versprochen, was sich ganz von selbst verstand. Eben deshalb hätte man die unnöthige Vorschrift besser unterlassen und die gereizte Stimmung nicht auf's Neue beleidigen sollen. Aber ganz unglaublich war doch, was jetzt von der andern Seite geschah. In den Waldstädten ergriff der Clerus den Anlaß zu einer wilden religiösen Demagogie. Von den Kanzeln herunter wurde dem armen Volke gepredigt, daß die helvetische Verfassung ein Buch sei, welches der Teufel eigenhändig geschrieben habe, dessen Berührung die Hand eines Christen besudle, dessen Beschwörung die Seelen dem Satan unrettbar überliefere. Es war vergebens, daß der Bischof von Constanz amtlich die Erlaubniß zur Leistung des Eides gab; Priester und Mönche setzten die Hetzerei unermüdlich fort, und vor Allem in Unterwalden zerrissen die aufgewühlten Leidenschaften bald alle Bande. Wieder erschien der Kapuziner Paul Rieger, der schon im Frühling bei den Schwyzer Kämpfen sich hervorgethan; er ritt im Lande umher in der Kutte, aber mit Federhut und Säbel geschmückt; von seinem Hengste herab verhieß er den Leuten den Beistand der heiligen Jungfrau, kündigte Geld aus England und Hülfstruppen aus Oesterreich an und predigte, daß in diesem heiligen Kriege keine feindliche Kugel die Glaubenskämpfer verwunden, sondern daß die Landsleute Nidwaldens von Sieg zu Sieg schreiten und im Garten der Tuilerien ihre Kartoffeln kochen würden. So griffen denn in jedem Dorfe die Männer zu den Waffen, die Weiber schanzten, die Kinder schleppten Lebensmittel herbei. Ueberall wurden die helvetischen Behörden verjagt oder verhaftet, und der Brünigpaß, so wie die Ufer des Alpnacher See's mit Verhauen und Batterien gespickt. Ein Versuch, den Frieden herzustellen, scheiterte in Aarau an der zornigen Heftigkeit, mit der Laharpe unbedingte Unterwerfung forderte. Durch die helvetische Regierung selbst aufgerufen, setzte General Schauenburg seine Colonnen gegen die unglücklichen Leute von allen Seiten her in Bewegung. Dreimal aber wies der fanatische Muth der Unter=

waldener alle Angriffe zurück und die Franzosen erlitten einen Verlust, der weit über 1000 Todte und Verwundete hinausging. Das endliche Geschick war jedoch nicht zu wenden. Da alle Hülfe ausblieb, wurden zuletzt die Verhaue am 9. September durchbrochen, und als jetzt die französischen Kugeln trotz aller Verheißungen des Kapuziners mörderisch in die Haufen einschlugen, und von den geistlichen Urhebern des Unheils keiner mehr anzutreffen war: da brach mit einem Male die Siegessicherheit des Volkes zusammen; Alles löste sich auf in wilder Flucht, und alle Kriegsgräuel wälzten sich in entfesselter Furie über das blühende Thal von Stanz hinüber. Am Abend war Nidwalden ein verheerter rauchender Kirchhof. Durch die ganze Schweiz ging ein Wehruf des Mitleids und der Unterstützung für die unseligen Opfer: die helvetischen Räthe aber mußten feierlich erklären, daß sich Schauenburg und sein Heer um das Vaterland verdient gemacht habe.

Es ist einleuchtend, wie umfassende Aussichten ein solcher Zustand jedem starken Widersacher Frankreichs eröffnete. Bei dem ersten scharfen Streiche, welchen ein österreichischer Heertheil auf einen französischen geführt hätte, wäre in Helvetien wie in Italien ein ansehnlicher Theil des Volkes mit fanatischer Begeisterung dem Sieger zugefallen. Ja, bei raschem und richtigem Verfahren hätte Oesterreich damals die ganze Schweiz in voller Einstimmigkeit um seine Banner schaaren können; das Programm wäre äußerst einfach gewesen: Vertreibung der Franzosen, Erhaltung der Demokratie, Herstellung der Cantonalsouveränität. Aber in dem mir vorliegenden Material finde ich keine Spur eines solchen Gedankens. Wohl wurde zwischen Wien und London vielfach über die Schweiz verhandelt. Mehrere der Schweizer Emigranten, an ihrer Spitze der alte Schultheiß Steiger, Herr von Wyß und der geflüchtete Exabt von St. Gallen, Pankraz, reisten von einem Hofe zum andern, um Beistand für ihre bedrängten Landsleute zu erwirken. Bei ihnen aber bedeutete die Befreiung von der Fremdherrschaft ohne Weiteres auch die Herstellung des alten Rechtes, die Regierung des Krummstabs und der gnädigen Herren: und sie ahnten nicht, wie gründlich sie damit ihre Bestrebungen der Masse ihrer Landsleute verleideten. Außerdem aber ließ es die fortdauernde Spannung zwischen Oesterreich und England zu keiner praktischen Maßregel für Helvetien kommen. Lord Grenville wollte den Schweizern Geld geben, wenn Thugut marschiren lasse; dieser antwortete, der Kaiser, ehe er die Truppen in Bewegung setze, bedürfe vorher der Bewilligung englischer Subsidien; und darauf kam aus London die unwandelbare Entgegnung, man sei

gerne bereit, wenn nur Oesterreich den Anleihevertrag von 1797 genehmige. So stand man wieder auf dem alten Flecke, auf dem nicht weiter zu kommen war, und die englischen Minister begannen allmählich an Thugut's Kriegslust ganz und gar zu verzweifeln: alle seine Rüstungen, meinten sie, seien lediglich ein letzter diplomatischer Versuch, die Franzosen einzuschüchtern und stärkere Einräumungen herauszuschlagen.

Wie wir wissen, thaten sie seiner innersten Gesinnung nicht ganz Unrecht; dennoch aber entsprach ihre Auffassung der Wirklichkeit der Dinge durchaus nicht. Denn in Paris war kein Gedanke daran, die Bedingungen zu genehmigen, unter welchen allein die Fortdauer des Friedens dem österreichischen Minister möglich schien, und so hatte die Bewilligung des russischen Hülfscorps immerhin so weit Wirkung in Wien, daß sie Schritte veranlaßte, welche noch nicht der Krieg selbst waren, aber doch sehr dicht an denselben heranführten. Im August meldete Neapel, daß seine Lage unerträglich werde und der Ausbruch nicht länger zurückzuhalten sei. Der französische Gesandte hatte drohende Beschwerde über die vertragswidrige Aufnahme Nelson's im Hafen von Syrakus geführt; fortdauernd machte sich die revolutionäre Propaganda des neuen römischen Freistaats fühlbar, und obwohl eine wahrhaft barbarische Strenge und Willkür der neapolitanischen Behörden nicht im Stande war, den Lenkern auf die Spur zu kommen, so hatte man doch, wie die Folge zeigte, nur zu guten Grund für die Annahme gefährlicher Umsturzpläne bei einem Theile des Adels, des höhern Bürgerthums und selbst inmitten einiger Heerestheile[1]). Der König ließ also in Wien erklären, daß er die einzige Rettung darin sehe, dem zur Zeit schwach gerüsteten Feinde zuvorzukommen, und bat zu diesem Behufe den Kaiser Franz, dem neapolitanischen Heere einen geeigneten Feldherrn in der Person des Generals Mack zu bewilligen. Mit dieser Beurlaubung war Thugut, weniger im sachlichen als im persönlichen Interesse, von Herzen einverstanden; er hielt Mack seit Jahren für einen Schwätzer und Ränkeschmied, und freute sich, ihn hoffentlich auf lange aus Wien los zu werden. In der Hauptfrage gab er dem neapolitanischen Gesandten zur Antwort, daß der Bundesvertrag vom 19. Mai den Kaiser allerdings nur dann zum Beistand verpflichte, wenn Neapel angegriffen werde, und nicht, wenn es selbst angreife;

[1]) Mack's Berichte an Thugut, bei Vivenot Rastadter Congreß, Einleitung, lassen darüber keinen Zweifel.

indessen würdige man die gepreßte Lage des Königs, und der Kaiser werde nicht anstehen, ihm die erforderliche Hülfe zu leisten, ohne sich an den formellen Wortlaut des Bundesvertrages mit ängstlicher Genauigkeit zu binden[1]). Offenbar war also in diesem Augenblick die bisherige Bedenklichkeit des Ministers, Angesichts des Anmarsches der Russen, erheblich zurückgedrängt.

Ganz ähnlich, wie auf der italienischen, entschloß er sich auch auf der Schweizer Seite, einen Schritt vorwärts zu thun. Schon seit Monaten hatte Steiger darauf gedrängt, wenn man nicht die Franzosen in Helvetien selbst aufsuchen wollte, wenigstens weitere Uebergriffe derselben zu verhindern, und zu diesem Behuf das wichtige, vielfach von ihnen umworbene Graubünden zu besetzen. Grund genug zu solchen Anträgen war vorhanden. Die helvetische Verfassungsurkunde selbst lud die Bündner Patrioten zum Beitritt ein; der französische Geschäftsträger in Chur, Guyot, bot alle Mittel der Schmeichelei und der Drohung zu gleichem Zwecke auf, und die bündnerische Landesregierung lag damals in der Hand einer zu Frankreich hinüber neigenden Partei. Aber als dieselbe einen Antrag in dieser Richtung an das Volk brachte, fielen ihr nur wenige Gemeinden bei; die große Mehrzahl zeigte eine so entschiedene Abneigung, daß darüber die Regierung stürzte, und neue Bundeshäupter von rückhaltslos österreichischer Farbe an die Spitze des Landes kamen. Sie traten sogleich mit dem kaiserlichen Geschäftsträger Cronthal in enges Einvernehmen, und erlangten zunächst, daß die österreichische Division Auffenberg als fester Rückhalt dicht an der Grenze Stellung nahm. Als dagegen zwei Gemeinden der helvetischen Partei Unruhen begannen, schritten die Bundeshäupter ohne Zaudern mit gewaffneter Hand ein; die helvetischen Behörden suchten vergeblich ihre Freunde durch Manifeste und Kammerbeschlüsse zu ermuthigen, und ebenso fruchtlos blieben Guyot's Reden und Noten, worauf er endlich geradezu mit Gewalt drohte und unter Abbruch der diplomatischen Beziehungen das Land verließ. Darauf beeilten sich die Bundeshäupter, in officieller Weise den Einmarsch Auffenberg's zum Schutze gegen französische oder helvetische Angriffe zu beantragen, und am 7. October ertheilte der Kaiser die entsprechenden Befehle. Thugut sagte dem englischen Gesandten in Wien, es werde das Signal zum Kriege sein; und in der That hatte General Schauenburg aus Paris die Weisung, gleichzeitig mit den Oesterreichern die bündnerische Grenze zu über-

[1]) Meldung Sir Morton Eden's an Grenville. 10. und 17. August.

schreiten. Indessen als sich Oesterreich nicht irre machen ließ, und am 19. October Auffenberg's Bataillone unter Führung bündnerischer Commissare die Thäler besetzten, trug das Directorium doch Bedenken, gerade diese Sache, wo ihm jeder Schein eines Rechtstitels zur Einmischung mangelte, als Kriegsfall zu behandeln, und Schauenburg, der bereits seine Truppen in Marsch gesetzt hatte, erhielt Gegenbefehl.

In Wien war man damit um so mehr zufrieden, als man so eben eine äußerst massive Probe von der Denk- und Handlungsweise des „intimen Alliirten", des Kaisers Paul, hatte durchmachen müssen, eine Probe, welche für ein gedeihliches Zusammenwirken während eines großen und wechselvollen Krieges sehr besondere Aussichten eröffnete. Ein Schatten, ein Gerücht, ein subalternes Ungeschick hatte hingereicht, nicht weniger als den Bestand des ganzen Bündnisses in Frage zu stellen.

Dies war so gekommen. General Rosenberg hatte im Laufe des August seine Regimenter marschbereit gestellt, und bereits am 9. seine ausführlichen Weisungen von Kaiser Paul erhalten. In den Sätzen der letzteren zeigte sich allerdings der lebhafteste Eifer zum bevorstehenden Kriege; dem General wurde die Erwartung ausgesprochen, daß er „mit Begeisterung" an jede ihm zufallende Aufgabe gehen würde. Daneben aber trat auch nach Paul's Weise eine argwöhnische Empfindlichkeit in der Vorschrift hervor, bei gemeinsamen Operationen nur den österreichischen Erzherzogen den Vorrang zu lassen, sonst aber ausnahmslos sich alle Rechte des höheren Dienstalters zu bewahren, auch eifrig darauf zu sehen, daß seine Truppen nicht stärker als die österreichischen angestrengt würden. Noch bedenklicher aber war ein weiterer Satz, welcher die tiefe Verschiedenheit der hohen Verbündeten in der allgemeinen Auffassung des Kriegszweckes bekundete. Nachdem bemerkt war, daß Rosenberg Alles vermeiden sollte, was in befreundeten Ländern Abneigung gegen Rußland hervorrufen könnte, fuhr Paul fort: „geben Sie vielmehr in geziemender Weise zu verstehen, daß wir unserem Verbündeten nicht deshalb zu Hülfe geeilt sind, um allenfalls herrschsüchtige Absichten zu befördern, sondern allein, um ihn in der Bändigung eines alle Ordnung umstürzenden Volkes zu unterstützen". Also wieder, wie im Juni bei Repnin's Instruction, die Ankündigung des völlig uneigennützigen Principienkriegs, die Verwerfung jedes Landerwerbes für den österreichischen Genossen. Das Alles war nun freilich nicht ganz so schneidig gemeint wie gesagt: auch in Petersburg wußte man von Thugut's italienischen Wünschen und war nicht abgeneigt, ihm ein

Stück der französischen Tochterrepubliken schließlich zuzubilligen, wie Paul denn auch bei allen schönen Worten gewisse Belohnungen für sein eigenes tugendhaftes Streben sehr bestimmt in das Auge gefaßt hatte. Immer aber blieb es ein herrisches Verfahren, dieses Vorausverkünden allgemeiner Grundsätze für einen Coalitionskrieg, bei welchem Oesterreich jedenfalls die schwerste Last zu tragen hatte, ohne daß Paul es jemals nöthig erachtet hätte, vorher darüber mit seinem intimen Verbündeten in irgend ein Benehmen zu treten.

Indessen setzte Anfang September Rosenberg seine Truppen in Marsch nach der galizischen Grenze. Dort erschien bei ihm als österreichischer Commissar General Vincent, und als die beiden Officiere die Verpflegung der Russen auf österreichischem Gebiete in Berathung nahmen, zeigte sich, daß Vincent nur die Portionen der österreichischen Truppe anzubieten hatte, bei dieser aber der Mann täglich ein Pfund Brod weniger als der russische Soldat in der Heimath erhielt. Rosenberg erklärte sofort, er könne den Marsch nicht fortsetzen, ehe er über diese Differenz in Petersburg angefragt hätte. Als sein Bericht in Paul's Hände kam, war dieser schon gegen Oesterreich höchlich aufgeregt durch eine Aeußerung des englischen Gesandten, daß sein Ministerium bei Thugut's endlosen Bedenklichkeiten ernstlich an dessen Kriegslust zweifle. Das Wort hatte in Paul's reizbarer Seele sofort gezündet: er sah bei Oesterreich bereits die schwärzeste Treulosigkeit und somit alle denkbaren Gefahren für seine Truppen voraus, und schickte auf der Stelle an Rosenberg einen Befehl, zwar in Galizien einzurücken, aber äußerst langsam zu marschiren. Darüber kam denn der Bericht des Generals über die Brodportionen, und nun war bei dem Kaiser schlechterdings kein Halten mehr. Man betrügt mich, rief er, man läßt meine Soldaten hungern! Umgehend erließ er an Rosenberg den 23. September die Weisung, nicht etwa stehen zu bleiben, bis das dritte Pfund bewilligt sei, sondern das Corps aufzulösen, die Regimenter in die Garnisonen zurückzuschicken, die Beamten zu entlassen. Den heftigsten Sturm hatte dann der Prinz von Würtemberg zu bestehen, welcher vergebens den guten Willen Oesterreichs betheuerte und die schärfsten Maßregeln gegen jeden etwa straffälligen Beamten verhieß. Du bist gut, sagte Paul, Franz ist gut, Cobenzl ist gut, aber ich bin doch betrogen, und werde das nicht dulden. Würtemberg eilte am 25. September athemlos zu dem österreichischen Gesandten, den er Morgens drei Uhr aus dem Bette holte, und zu schleunigem Vorgehen, wenn nicht Alles scheitern sollte, aufforderte. Cobenzl erwog, wie viel auf dem Spiele

stehe, und entschloß sich, auf eigene Gefahr von seiner Vollmacht für unvorhergesehene Fälle Gebrauch zu machen. Besborodko half auf das Nachdrücklichste; er war der einzige Mensch in Petersburg, welcher bei den Zornausbrüchen des Kaisers zuweilen offenen Widerstand wagte; er schrieb ihm dieses Mal geradezu, daß man wegen eines kleinen Geldhandels nicht wortbrüchig gegen Oesterreich werden dürfe. Aber auch er bestürmte den Grafen Cobenzl, die Erfüllung des kaiserlichen Begehrens auf seine Verantwortung zu nehmen: als Cobenzl, in der Sache bereit, ihm die Unbilligkeit des ganzen Verfahrens noch einmal entwickeln wollte, rief er ungeduldig: mein Gott, Ihr habt ganz Recht, aber Ihr seht ja, mit welchem Hitzkopf Ihr zu thun habt. Uebrigens erklärte er, daß er entschlossen sei, seine Entlassung zu nehmen, wenn an dieser Lumperei die große Sache zu Grunde ginge. So ausgerüstet, erreichte es der Prinz von Würtemberg am 26. September, den Kaiser zu beschwichtigen; er übernahm es, selbst zum Corps hinüber zu reisen, um an Ort und Stelle Alles in Ordnung zu bringen. Sobald ich darüber Bericht habe, sagte Paul, werde ich Rosenberg den Weitermarsch befehlen. Der Prinz, der mit Grund jeden Tag für kostbar hielt, bat, daß Paul ihm für den Fall der günstigen Erledigung den Marschbefehl gleich mitgebe; da setzte es dann neue leidenschaftliche Ergießungen, und erst nach einer großen Rührungs- und Versöhnungsscene erlangte Ferdinand das gewünschte Schriftstück. Aber Alles, rief Paul ihm noch in der Thüre nach, Alles muß genau so eingerichtet werden, wie bei den Truppen in Rußland, sonst nehme ich keinen Theil am Kriege.

Der Prinz kam darauf in Brzesc nach einigen Verhandlungen mit Rosenberg zu dem gewünschten Abschlusse. Aber der erste Auflösungsbefehl hatte bereits solche Störungen bewirkt, daß die ganze Mobilisirung beinahe von Neuem begonnen werden mußte, und so waren sechs unersetzliche Wochen verloren, ehe das Corps Ende October sich den Grenzen Galiziens näherte. Der Eindruck in Wien war natürlich ein äußerst ungünstiger: welch' eine Kriegführung sollte das werden, wenn in jedem Augenblicke irgend ein besinnungsloser Zornesausbruch die wichtigsten Operationen zerstören konnte? Im Uebrigen finde ich nicht, daß die Verzögerung des Marsches selbst den österreichischen Minister besonders aufgeregt hätte. Wie jetzt die Dinge lagen, waren die Russen erst im Laufe des Decembers bei Wien zu erwarten und brauchten dann noch mehrere Wochen, um in die Schweiz oder nach Italien zu gelangen. Thugut war nun, wie wir wissen, auf

den Ausbruch des Krieges völlig gefaßt, hatte aber mit dem Beginne desselben keine Eile, sondern wünschte die Gehässigkeit des Bruches den Gegnern zuzuschieben. Auch der Erzherzog Carl begehrte noch Frist für die militärischen Rüstungen und wollte von einem Winterfeldzuge nicht reden hören. Das hiernach erwählte System einer hinschleppenden Politik wurde also durch die Langsamkeit der Russen in keiner Weise gestört, sondern nur bekräftigt und gerechtfertigt. Thugut meinte, man solle nichts übereilen, erst nach Abschluß aller Vorbereitungen schlagen, dann aber auf allen Seiten mit überwältigendem Angriff losbrechen.

Allerdings aber hatte dieses System auch seine Kehrseite. Der Anmarsch der Russen blieb kein Geheimniß in Europa, so wenig wie die eifrigen Waffnungen in Oesterreich. Beides bestimmte auch das französische Directorium zu den entsprechenden Gegenmaßregeln, und es war vom ersten Tage an zweifelhaft, welcher Partei der Aufschub die besten Früchte tragen würde. Schon im Frühling 1798 hatte General Jourdan dem Rathe der Fünfhundert den Entwurf eines Recrutirungsgesetzes auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht vorgelegt. Damals hatte man bei dem tiefen Widerwillen des französischen Volkes und der friedfertigen Haltung der Continentalmächte die Sache beruhen lassen. Jetzt aber hatte man den Krieg mit der Türkei; man sah die russische Pontusflotte in Bewegung, Neapel in höchster Kampfbegier, Oesterreich in unablässiger' Rüstung. Der Marsch eines russischen Heertheils zur Vereinigung mit den Oesterreichern zeigte deutlich, was man in naher Frist von Wien zu erwarten hatte. Wollte man nicht wehrlos von dem Sturme überrascht werden, so mußte man dem Heere durch ein festes Aushebungssystem seine regelmäßige Ergänzung sichern, und so brachte General Jourdan sein Conscriptionsgesetz in etwas veränderter Fassung im August zum zweiten Male an die Volksvertretung. Es bestimmte in erster Linie für die kämpfende Feldarmee die Altersclassen vom 20. bis zum 25. Lebensjahre, so daß zuerst mit den Jüngsten begonnen und dann nach Bedürfniß die älteren Jahrgänge herangezogen wurden. Nachdem es angenommen war, begehrte und erlangte das Directorium die Vollmacht zu einer Aushebung von 200,000 Mann, so wie den dazu erforderlichen Finanzcredit. Hier allerdings gab es nicht unerhebliche Schwierigkeiten. So überlegen seit dem Floreal die Haltung des Directoriums gegenüber der Volksvertretung auch war, so wenig die Mehrheit beider Räthe den Forderungen der Regierung einen festen Widerstand entgegenzusetzen wagte, so grimmig kochte doch

bei der jacobinischen Linken der Haß wegen des letzten Staatsstreichs, und auch innerhalb der gemäßigten Parteien gab es nicht wenige Männer von Bedeutung, welche das jetzige System für zukunftslos hielten, den augenblicklichen Trägern desselben nichts zutrauten und bei einzelnen Gelegenheiten gerne und eifrig die jacobinischen Beschwerden gegen das Directorium unterstützten. Zu ihnen gehörte der eifrige Verfechter des 18. Fructidor, Boulay von der Meurthe, so wie ein jüngerer Bruder des Generals Bonaparte, Lucian, welcher die Mißhandlung der Cisalpina lebhaft rügte, als eine Versündigung sowohl gegen das Werk seines Bruders als gegen die Rechte nationaler Freiheit. Diese opponirenden Regungen, anfangs vereinzelt, waren im Herbste stark genug, um verschiedene neue Steuern, welche das Directorium begehrte, z. B. die Wiedereinführung der Salzsteuer, zu Falle zu bringen. Als jetzt für die neue, offenbar dringende Rüstung 125 Millionen erforderlich wurden, wußte man keinen andern Rath, als den Verkauf eines entsprechenden Theiles von dem kleinen Reste der Nationalgüter, wobei es die Creditlosigkeit des Zustandes bezeichnete, daß man die Güter für den achtfachen Betrag ihrer Jahresrente hinweg zu geben beschloß. Mit dem größten Eifer schritt man dann in allen Theilen des Reiches zu der Aushebung der Mannschaft. Die nächste Wirkung war allerdings eine äußerst traurige. Ueberall zeigte das Volk ein lebhaftes Widerstreben. Die Pflichtigen entflohen zu Hunderten in die Wälder und Gebirge; oft genug sah man lange Züge der Verfolgten und Eingefangenen von Gensd'armen bewacht in die Gefängnisse der Hauptorte abliefern, wo sie dann bis zu ihrer Einkleidung aufbewahrt und nach einer flüchtigen militärischen Dressur so schnell wie möglich zu den Feldarmeen fortgeschafft wurden. In einzelnen Gegenden brachte der Grimm des Volkes noch schlimmere Erscheinungen hervor. In der Vendee und der Bretagne war das Landvolk in der bedenklichsten Gährung und konnte nur durch die Entfaltung einer stattlichen Militärmacht einstweilen in gewissen Schranken gehalten werden. Für die belgischen Departements, wo die kirchenfeindliche Politik des Directoriums längst ein tiefes Mißvergnügen erzeugt hatte, gab die Recrutirung das Signal zu offenem Aufstande, welcher den ganzen October hindurch den Behörden zu schaffen machte und dem Lande schwere Opfer kostete. Auch in der Schweiz, welcher man die Anwerbung von 18,000 sogenannten Freiwilligen auferlegt hatte, gerieth alles Volk darüber in entrüstete Bewegung. Die ausgehobene Mannschaft flüchtete haufenweise; wer unter der Fahne blieb, wurde von dem Volke verhöhnt und

beschimpft, und nur ein geringfügiger Theil der Rüstung kam wirklich zu Stande. Eine halbwegs kräftige Einwirkung des Auslandes hätte den republikanischen Machthabern unabsehbare Gefahr auf allen Seiten bereitet. Wieder verhandelten Oesterreich und England über die Frage, und wieder trieben beide einander in dem traurigsten Cirkel umher. Wenn England, sagte Thugut, die belgischen Empörer unterstützt, so wollen auch wir helfen. Wir können erst dann etwas thun, antwortete Grenville, wenn Oesterreich offen Frankreich den Krieg erklärt. Ohne die Russen, erwiederte Thugut, können wir den Krieg nicht erklären, und wer steht uns bei Paul's Wankelmuth für die Russen? So geschah auf keiner Seite etwas, und die Franzosen hatten volle Muße, die Aufstände blutig niederzuwerfen, die Bevölkerung gründlich einzuschüchtern, Woche auf Woche jungen Nachschub an ihre Heere zu befördern. Thugut aber fand sich durch dies Alles in seiner Auffassung lediglich bestärkt. Man müsse, meinte er, die Krisis in Frankreich reifen, das Mißvergnügen sich immer weiter verbreiten lassen; nichts würde verkehrter sein, als durch eine vorzeitige Kriegserklärung dem Directorium die Unterstützung des französischen Nationalgefühles wieder zu verschaffen.

Unterdessen traten aber Ereignisse ein, welche die Spannung der Lage auf den höchsten Grad brachten und die Krisis zur Entscheidung führten.

Viertes Capitel.

Die Bundesverträge.

So wenig der österreichische Minister den offenen Kampf mit Frankreich beeilen mochte, so ungeduldig harrte die englische Regierung auf den endlichen Ausbruch des Continentalkriegs. Man hatte in Großbritannien schwere Tage innerer und auswärtiger Bedrängniß durchgemacht, und in dieser Spannung mit peinlicher Sorge nach günstigen Ereignissen auf dem Festlande ausgeschaut: man hatte dann große Erfolge im Innern und glänzende Siege auf dem Meere erlebt, und wünschte jetzt doppelt lebhaft im Gefühle gesteigerter Kraft, das übrige Europa in den Streit gegen den gefährlichen Widersacher mit sich fortzureißen.

In England selbst stand Alles für die Regierung so günstig wie möglich. Wenn 1792 ein großer Theil des englischen Volkes sich für die französischen Grundsätze begeistert und den Krieg gegen Frankreich als eine Maßregel muthwilliger Reaction verflucht hatte, so war seit der unmittelbaren Bedrohung des Landes durch einen feindlichen Angriff und seit dem hochfahrenden Abbruch der Friedensverhandlung durch das französische Directorium die Stimmung vollständig verwandelt. In den einst bewunderten Trägern politischer Freiheit sah man nichts mehr als die räuberischen Unterdrücker jeder nationalen Selbständigkeit; das britische Nationalgefühl wallte in zornigem Stolze auf, und alle Schichten des Volkes schlossen in einmüthiger Hingebung um ihre starke Regierung zusammen. Die Reihen der Opposition lichteten sich im Parlament so gründlich, daß die alten Führer, Fox und seine Freunde, unlustig den Kampf aufgaben und gar nicht mehr in den Sitzungen des Unterhauses erschienen. Ein solcher Rücktritt wäre sonst ein

politisches Ereigniß gewesen; jetzt nahm im Lande kaum jemand Notiz davon, und die besitzenden Classen bekundeten ihr Vertrauen zu der Regierung in der eindringlichsten Weise, indem sie außer den schweren Kriegssteuern und Anleihen freiwillig patriotische Gaben im Betrage von zwei Millionen Pfund Sterling, oder 50 Millionen Franken aufbrachten — während, wie wir gesehen haben, eine Aufforderung zu gleichem Zwecke dem Pariser Directorium nur wenig über den tausendsten Theil jener gewaltigen Summe lieferte.

Je erfreulicher auf solche Art in England Eintracht und Vaterlandsliebe die Gemüther erfüllten, desto trauriger und gefährlicher blieb die Lage der Dinge auf der irischen Schwesterinsel. Anfangs war bei den Vereinten Iren die Bestürzung groß über das Mißlingen der französischen Expedition nach Bantry Bai; bald aber faßten sie neuen Muth, und als im April 1797 eine Botschaft aus Paris herüber kam, daß eine weitere Rüstung für Irland im Gange sei (im Texel unter Hoche und de Winter), betrieben sie mit erfrischtem Eifer die Verstärkung ihres Bundes und die Anschaffung von Waffen. In Dublin traten Lord Fitzgerald, Arthur O'Connor, Emmett, Oliver Bond und Dr. Mac Nevin zu einem Directorium als höchster Regierungsbehörde zusammen, und Mac Nevin ging im Mai selbst nach Paris, um dort die Einzelnheiten des befreienden Unternehmens festzustellen. Er sollte ein Hülfscorps von mindestens 5000, höchstens 10,000 Mann begehren, da für Irland die Kosten einer stärkeren Schaar zu drückend sein würden; der wirkliche Grund dieser Ziffern war jedoch die Sorge, nach Verjagung der Engländer nicht unter französische Herrschaft zu gerathen, sondern eine unabhängige Republik zu bilden. Dann strebte Mac Nevin entweder von der französischen oder von der spanischen Regierung — denn auch mit dieser hatte man sich in Verbindung gesetzt — ein Anlehen von einer halben Million Pfund zu erhalten, empfing aber aus zwingenden Gründen weder hier noch dort etwas Anderes als schöne Worte. Auch von einer Beschränkung der französischen Streitkräfte wollten die Pariser Machthaber nichts wissen, da sie, wie sie sagten, nicht eine unzulängliche Abtheilung einer verderblichen Gefahr Preis geben dürften. Aber nur um so sicherer gaben sie die Verheißung, daß in kurzer Frist ein völlig entscheidender Streich geführt werden würde.

So wartete man denn in Dublin des zugesagten Beistandes, und hatte nicht selten Mühe, die ungeduldigen Massen von einem vorzeitigen Losbruche abzuhalten. Wir wissen nun, wie sich die beabsichtigte Expedition theils durch die Ungunst des Wetters, theils durch die

Zwistigkeiten zwischen den Holländern und Franzosen von Monat zu Monat hinauszögerte, und endlich durch die Schlacht bei den Kamper Dünen gründlich vereitelt wurde. Für die Pläne der Iren war es ein Unheil, wie es kein größeres geben konnte. Eine Verschwörung, deren Mitglieder nach Hunderttausenden zählten, mußte entweder losschlagen oder sich durch völlige Unthätigkeit dem Argwohn entziehen: hier aber trat in der Erwartung der batavischen Flotte das gerade Gegentheil ein: man rüstete wie man konnte, und schob von Tag zu Tag den Ausbruch auf. Der Zustand des Landes wurde immer unerträglicher. Orangisten und Rebellen lagen fortdauernd im kleinen Krieg. Englische Grundbesitzer wurden erschossen, königlich gesinnte Pächter geplündert, loyale Ortschaften von katholischen Banden überfallen und ihrer Waffen beraubt. Umgekehrt schlugen die orangistischen Milizen jeden verdächtigen Vagabunden nieder, machten sich vielfacher Erpressungen schuldig, und brachten durch willkürliche Anzeigen eine Menge ruhiger Menschen vor die Kriegsgerichte. Im Mai 1797 verfügte General Lake die allgemeine Entwaffnung des Volkes in fünf Grafschaften, und sandte zur Durchführung der Maßregel seine Truppen in kleinen Abtheilungen auf die verdächtigen Dörfer. Diese lebten hier wie in Feindesland, verzehrten den Bauern ihre schmalen Vorräthe und begingen zahllose Excesse. Wer den Besitz von Waffen verleugnete, wurde gepeitscht und vielfacher Tortur unterworfen, Frauen und Mädchen auf das Aergste mißhandelt, Gärten und Aecker zwecklos verwüstet. Die Truppen verwilderten bei diesem Treiben vollständig, so daß der höchstcommandirende General Abercrombie in einem scharfen Tagesbefehl ihnen geradezu erklärte, in dieser Verfassung seien sie aller Welt furchtbar, nur nicht dem Feinde. Die Parteiwuth ging damals so hoch, daß der Lordstatthalter sich wegen dieser Aeußerung genöthigt sah, zur Beschwichtigung der Officiere und der Orangisten den General von seiner Stellung zu entfernen, obwohl er die Auffassung desselben durchaus theilte und gleich nachher den General Lake anwies, zur Herstellung der Zucht die Truppen wieder in größeren Abtheilungen zusammen zu nehmen. Im Lande hatten jene Gräuelscenen keine andere Folge, als Steigerung des Hasses und der Verzweiflung unter dem Volke, und den Eintritt enormer neuer Massen in den Bund der Vereinigten Iren, welcher demnach Ende 1797 die Zahl seiner Anhänger auf eine halbe Million berechnete[1]).

---

[1]) Bekenntniß der gefangenen Bundeshäupter im ersten Bande von Castlereagh's Correspondenz.

Vor Allem bedeutsam für die Entwicklung desselben wurde übrigens der Umstand, daß im Laufe dieses Jahres sich auch der größte Theil der niedern katholischen Geistlichkeit ihm anschloß. Ihre Bischöfe hatten fest und kräftig zur Regierung gehalten, und dem Pfarrclerus wiederholt die Pflicht der Gesetzlichkeit, die Hoffnungslosigkeit der Empörung und die Abscheulichkeit des französischen Bundes eingeschärft. Jetzt aber floß das Maß der Entrüstung über. Die Mißhandlung ihrer Gemeinden riß die Pfarrer, Capläne und Mönche mit sich fort; sie fragten, was die Franzosen ihnen Schlimmeres bringen könnten, und ließen sich gerne durch die Führer des Bundes überzeugen, daß Frankreich hier wie in Amerika nur die Freiheit begründen wolle, nicht aber eigne Herrschaft anstrebe[1]). Zu Hunderten traten sie dem Bunde bei und lieferten ihm damit die wirksamsten Organe zur Lenkung der Massen und zur Entflammung der Gemüther. Die revolutionäre Bewegung erhielt seitdem eine wesentlich veränderte Farbe. Der Bund, wie wir sahen, war zuerst von den radicalen Presbyterianern ausgegangen; diese wurden jetzt beinahe bedeutungslos unter den dicken Haufen der katholischen Bauern und dem allgegenwärtigen Einflusse der katholischen Geistlichkeit. Nicht nur ein Kampf der Racen oder der politischen Grundsätze, sondern der Religionskrieg war es fortan, dessen Schrecknisse das Land bedrohten.

Im Frühling 1798 glaubte das Dubliner Directorium mit den Vorbereitungen fertig zu sein, und stellte den 23. Mai als den Tag des allgemeinen Ausbruchs, in Dublin wie sonst im Lande, fest. Indessen war aber auch die Regierung nicht müßig geblieben; ansehnliche Verstärkungen waren aus England herübergeschickt worden, und im Innern wie im Auslande beobachteten zahlreiche Agenten alle Bewegungen der Aufständischen. So wurde ein Mitglied der leitenden Bundesbehörde, Arthur O'Connor, in Margate festgenommen, als er im Begriffe stand, verkleidet sich nach Frankreich zu weiterem Benehmen mit dem Directorium einzuschiffen. Für den Augenblick konnte man ihm nichts beweisen, bald aber folgten weitere Entdeckungen. In Dublin selbst fand sich ein kleiner Gutsbesitzer, Thomas Reynolds, ein Genosse des Bundes und Mitglied der leitenden Provinzialbehörde für Leinster, welcher zwei Monate lang die Regierung mit täglichen genauen Notizen versah und sie dadurch in Stand setzte, am 12. März die Bundeshäupter während einer Sitzung zu überraschen und sich ihrer Personen und Papiere zu bemächtigen. Nur Lord Edward Fitzgerald war nicht

---

[1]) Denkschrift Mac Nevin's an das Directorium, bei Castlereagh I. S. 298.

anwesend, wurde aber bald nachher in seinem Versteck, einem kleinen Dubliner Kramladen, aufgefunden. Er widersetzte sich den Polizeibeamten verzweifelnden Muthes, brachte mehreren derselben schwere Dolchstiche bei, wurde aber endlich durch einen Schuß in die Schulter wehrlos gemacht. Er selbst und einer seiner Gegner erlagen nach wenigen Wochen den im Kampfe erhaltenen Wunden. Durch diese Erfolge der Polizei fand sich die Regierung zu den wirksamsten Maßregeln in Stand gesetzt. Vor Allem wurde die Hauptstadt durch nachdrückliche militärische Vorkehrungen gegen jeden revolutionären Handstreich sicher gestellt; es wurden mehrere englische Milizbataillone nach Irland gezogen, und die Küstenbewachung auf das Sorgfältigste verschärft. Zugleich wurde für die ganze Insel die Entwaffnung des Volkes angeordnet und mit solcher Energie betrieben, daß nach sechs Wochen über 48,000 Flinten, mehr als 100,000 Piken und zwölf Kanonen in den Händen der Behörden waren. Die Iren aber blieben trotz alledem bei der Absicht loszuschlagen, jetzt durch die Verzweiflung getrieben, mit der jeder Einzelne sich der Ahndung des Strafgesetzes bloßgestellt sah. An zahlreichen Punkten rotteten sich ihre Genossen zusammen, nicht selten unter der Anführung von Geistlichen; hier und da gelang es ihnen, durch Ueberraschung eine kleine Ortschaft zu nehmen, und eine vereinzelte englische Schaar zusammenzuhauen oder zu eiligem Rückzug zu zwingen. Nach dem langen Drucke wurden solche Vortheile mit fanatischem Jubel und wilder Grausamkeit gefeiert. Protestanten, die zu den Orangelogen gehörten, wurden ohne Gnade niedergemacht; Andere blieben verschont, wenn sie sich herbeiließen, katholisch zu werden. Ueber die Grafschaft Wexford, wo der Ausbruch am stärksten war, berichtete der irische Staatssecretär, Lord Castlereagh, nach London, daß dort das Volk vollständig von dem religiösen Wahnsinn ergriffen sei: „Die Priester führen die Haufen zur Schlacht, beim Anmarsch knien sie nieder und beten, und stürmen dann mit verzweifelter Entschlossenheit auf den Feind; es ist eine jacobinische Verschwörung mit clerikalem Werkzeug, da die hitzige Bigotterie der Päpstlichen den republikanischen Leitern besser dient, als das kalte, rechnende Mißvergnügen der Presbyterianer." Indessen die führerlose und im Voraus halb entwaffnete Empörung vermochte es nicht zu festem Bestand zu bringen. Zwar kam bei Wexford ein größerer Schwarm von 15,000 Mann zusammen, welche sich auf einer steilen Anhöhe, Vinegar Hill, festsetzten: als aber General Lake eine entsprechende Truppenmasse in der Gegend vereinigt hatte, und seine

Colonnen von verschiedenen Seiten her gegen den Hügel heranführte, stob der Haufe nach kurzem Kampfe in wilder Flucht auseinander. Die irische Revolution war damit zu Boden geworfen; nach allen Seiten hin ergossen sich die siegreichen Schaaren über das Land, um die versprengten Reste des Aufruhrs vollends zu erdrücken.

In diesem Augenblicke landete der neuernannte Vicekönig, der bewährteste der damaligen englischen Generale, Lord Cornwallis, an der irischen Küste. Sein edles Herz erfüllte sich schnell mit Schmerz und Widerwillen im Anblick der jammervollen Zustände, die er auf der seiner Leitung anvertrauten Insel vorfand. Denn hier handelte es sich nicht bloß um die ordnungsmäßige Verfolgung und gesetzliche Bestrafung eines vereitelten Hochverraths, hier erfüllte eine rachedürstende Partei das Land mit zahllosen Blutscenen, bei welchen von Recht und Rechtsformen keine Rede war, sondern Alles was katholisch oder gaelisch hieß, mit roher Willkür niedergetreten wurde. Jede Maßregel, mit welcher der Lordstatthalter der Barbarei zu steuern suchte, erregte einen Sturm der Entrüstung im irischen Parlamente, bei den Dubliner Regierungsbeamten, bei den bürgerlichen und den Kriegsgerichten. An meiner eignen Tafel, schrieb er am 24. Juli, dreht sich das Gespräch unaufhaltsam um Köpfen, Hängen, Brennen, und ist ein Priester hingerichtet worden, so lärmt ein wilder Jubel durch die ganze Gesellschaft. Ohne den starken Rückhalt des englischen Ministeriums wäre Lord Cornwallis gegenüber den rasenden Leidenschaften völlig machtlos gewesen, und auch mit dieser Unterstützung kam er nur sehr langsam dem ersehnten Ziele näher. Fortdauernd war Alles in Verwirrung und Gährung, als ein kriegerisches Nachspiel noch einmal die über die Insurrection errungenen Vortheile in Frage stellte. Die französische Regierung hatte in Erwartung des Aufstandes fort und fort in den oceanischen Häfen gerüstet; aber auch hier zeigte sich wieder die Unordnung und Schlaffheit ihrer Verwaltung: als die Iren ihre Schilderhebung begannen, war drüben nichts fertig zur Unterstützung. Erst am 22. August landete General Humbert mit 1100 Mann und drei Fregatten in der Bai von Killala; einige hundert Rebellen vereinigten sich mit ihm und er marschirte keck in das Innere vorwärts. Bei Castlebar stieß er mit General Lake zusammen, der ungefähr 3000 Mann irischer Milizen gegen ihn heranführte, sofort aber erlebte, wie richtig Abercrombie diese charakterisirt hatte. Bei den ersten Schüssen lief der verwilderte Haufe nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Ehe jedoch der Funke dieses Erfolges weiter zünden konnte, erschien Lord Cornwallis selbst mit einer

so bedeutenden Abtheilung von Linientruppen im Felde, und nahm seine Maßregeln mit so rascher Einsicht, daß nach einigen blutigen Gefechten General Humbert jeden Ausweg verlegt sah, und bei Ballynamuck die Waffen streckte. Im October machte dann das Directorium noch einen zweiten Versuch mit etwas stärkeren Kräften; Admiral Bompart lief mit einem Linienschiffe, acht Fregatten und 3000 Mann Landungstruppen aus Brest aus, durchbrach glücklich die englische Blokade und erschien am 11. in der Bai von Killala. Aber schon am folgenden Tage kam ein englisches Geschwader unter Sir John Borlase Warren über ihn, und aus dem Kampfe entrannen nur zwei der französischen Fregatten; alles Andere fiel in die Hand der Engländer. Von einer Gefahr für die britischen Inseln war jetzt keine Rede mehr; ungehindert konnten sich fortan die kriegerischen Mittel der mächtigen Nation in der Offensive gegen den gehaßten Erbfeind entfalten.

Nach allen Seiten hin schritt nun das Ministerium an das Werk. Commodore Duckworth erhielt den Befehl, ein Geschwader mit ansehnlichen Landungstruppen gegen die Insel Minorca zu führen und diesen wichtigen Hafen den Spaniern zu entreißen, ein Unternehmen, welches im November mit vollständigem Gelingen in das Werk gesetzt wurde. An Nelson ging die Weisung ab, seinen glorreichen Sieg im weitesten Umfange auszubeuten, also die italienischen Küsten zu beschützen, und im Kriegsfall mit den österreichischen und neapolitanischen Heeren zusammen zu wirken, sodann jede Verbindung der Franzosen mit Malta und Aegypten abzuschneiden, und schließlich bei dem Erscheinen der russischen und türkischen Geschwader im Mittelmeer diesen möglichst kräftige Unterstützung zu leihen. Die russische Pontusflotte, sechs Linienschiffe und sieben Fregatten mit 1500 Mann Landtruppen war am 23. August aus Sewastopol ausgelaufen, und auf diese Kunde hatte Sultan Selim III. am 1. September den Hattischerif erlassen, welcher den Franzosen den heiligen Krieg erklärte; bei der Nachricht von der Landung Bonaparte's in Aegypten, hieß es darin, habe der Sultan Thränen vergossen, und seitdem weder Ruhe noch Schlaf finden können. Am 2. September wurde der französische Geschäftsträger Ruffin in die sieben Thürme abgeführt, und am 3. die bei Bujukdere anlangende russische Flotte von dem Jubelgeschrei unermeßlicher Volksmassen auf dem europäischen und dem asiatischen Ufer des Bosporus begrüßt. Der Befehlshaber derselben, Admiral Uschakoff, hatte sich im Kriege von 1789 den Türken als furchtbarer Gegner bekannt gemacht: um so größer war jetzt die Begeisterung, mit welcher er und die Seinen als

starke Bundesgenossen aufgenommen wurden. In Erwartung eines förmlichen Bundesvertrags zwischen beiden Regierungen wurde ein türkisches Geschwader dem russischen beigegeben, und unter Uschakoff's Oberbefehl gestellt, um zunächst die Franzosen von den jonischen Inseln zu vertreiben. Es dauerte bis zum 1. October, ehe der türkische Admiral Kadir Bei segelfertig war (mit sechs Linienschiffen und acht leichten Fahrzeugen). Dann ging es zunächst gegen die Insel Cerigo, die, nur von einer französischen Compagnie besetzt, fast ohne Widerstand genommen wurde, darauf gegen Zante, Kephalonia, St. Maura, von welchen allein die letzte einige Salven gegen die Wälle ihres Forts nöthig machte, endlich gegen die wichtigste und bestbefestigte der Inseln, gegen Corfu, wo General Chabot mit 5000 Mann sich zu hartnäckiger Gegenwehr bereitet hatte, und dann auch die Uebergabe länger als drei Monate verzögerte. Ueberall begrüßten die Einwohner die Verbündeten mit Jubel als die ersehnten Befreier; auf Corfu hatte Chabot sich genöthigt gesehen, das Volk zu entwaffnen, um eine gewaltsame Erhebung zu verhindern.

Uebrigens traten bereits an diesem Punkte diplomatische Häkeleien hervor, wie sie zu allen Zeiten bei Coalitionskriegen im Brauche gewesen sind. Aus Triest kam eine Meldung nach Petersburg, daß sich Einwohner von Corfu an die österreichischen Behörden gewandt und von diesen die Ermächtigung empfangen hätten, die österreichische Fahne aufzustecken und sich damit unter kaiserlichen Schutz zu stellen. Paul flammte sofort hoch auf, daß schon hier beim ersten Beginne des Kriegs sein System allgemeiner Uneigennützigkeit einen Riß erleiden sollte. Bei einem diplomatischen Empfange schritt er am Grafen Cobenzl vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und rief dem daneben stehenden Lord Whitworth zu: wißt Ihr es schon? unsre guten Freunde, die Oesterreicher, strecken die Hand nach den jonischen Inseln aus [1]). Paul hatte nicht übel Lust, sein Hülfscorps zum zweiten Mal aufzulösen; jedenfalls erhielt der russische Gesandte in Wien Befehl, die gemessenste Verwahrung einzulegen; Paul entwickelte, daß die Rücksicht auf die Pforte die Ueberlieferung der Inseln an eine europäische Großmacht verbiete; er sei einverstanden mit dem Vorschlag des Sultans, dieselben zu einem aristokratischen Freistaat unter türkischem Schutze zu machen [2]). Thugut war über diese Eröffnung um so mehr befremdet, als Paul

---

1) Cobenzl's Bericht 6. November.

2) Paul an Rasumovsky 30. October.

in denselben Tagen die in Rußland lebenden Malteser Ritter veranlaßt hatte, nachdem sie bereits im August dem Herrn von Hompesch als dem Verräther Malta's den Gehorsam gekündigt hatten, den russischen Kaiser zum Großmeister des Ordens zu wählen, eine Maßregel, welche ohne Mitwirkung der übrigen Ritter und ohne päpstliche Genehmigung vorgenommen, so verfassungswidrig wie möglich war, und auf jeden Fall mit dem Systeme allgemeiner Uneigennützigkeit nicht besser harmonirte, als etwaige Wünsche Oesterreichs auf den Erwerb der jonischen Inseln. Allerdings erklärte Paul, er sei weit entfernt davon, Malta nach dessen Wiedereinnahme mit dem russischen Reiche vereinigen zu wollen, es solle dann vielmehr der Ordensstaat in seiner alten Verfassung sogleich wieder hergestellt werden. Da aber Cobenzl sehr bestimmt berichtete, daß Paul das Großmeisterthum für alle Zeiten mit der russischen Krone zu vereinigen gedenke, so blieb trotz aller Worte die Sache unverändert, und die Insel Malta sollte nach der Vertreibung der Franzosen unter der Herrschaft, wenn nicht des russischen Reiches, so doch des russischen Kaisers stehen. Jedoch, was konnte Oesterreich thun? An Malta nahm es ohnehin geringes Interesse, und so erwünscht ihm der Besitz der jonischen Inseln gewesen wäre, so fand man es doch nicht gerathen, aus diesem Grunde Rußlands Freundschaft auf das Spiel zu setzen. Man nahm um so lieber Act von der Zusicherung, durch welche Paul seinen Protest zu versüßen suchte, von der Erklärung, er wolle den Vortheilen, welche Kaiser Franz sich auf Rechnung der Franzosen oder ihrer Tochterrepubliken erwerben könnte, durchaus nicht entgegen sein, vielmehr beim allgemeinen Frieden Oesterreich in Betreff Italiens das freundlichste Entgegenkommen beweisen. Dies war für Thugut unter allen Umständen das Wichtige, ja das einzig Entscheidende, und so beschloß er, von Malta und Corfu abzusehen, zumal ihm gleich nachher diese Inseln nach einer andern Seite her Verdruß und Aerger in Fülle bereiteten.

Je zweifelhafter den englischen Ministern Thugut's Kampflust geworden war, desto eifriger waren sie bemüht, den einzigen Faden anzuspannen, an welchem noch eine Fortleitung des Kriegsbrandes in das österreichische Lager erreichbar schien. Seitdem im August der König von Neapel die Aussicht auf österreichische Unterstützung auch für den Fall eines Angriffskriegs gegen Rom und Frankreich erhalten hatte, that England das Mögliche, um den König zu raschem Losschlagen zu bestimmen. Nichts konnte in dieser Hinsicht kräftiger wirken, als wiederum Nelson's glorreicher Sieg von Abukir. Nachdem man in Neapel lange Monate hindurch mit höchster

Angst auf die Toulоner Flotte geblickt hatte, brach jetzt der Jubel über deren Vernichtung mit grenzenloser Heftigkeit hervor. Die Königin Caroline stürzte im Uebermaß des Glückes ohnmächtig zusammen; dann umarmte sie unter Strömen von Freudenthränen ihren Gemahl und ihre Kinder, tanzte im Zimmer umher und wurde nicht müde, aller Welt die Heilsnachricht zu verkünden. Die Begeisterung ging weithin durch das Land; Bauern und Lazzaroni priesen den britischen Seehelden als den Retter und Befreier von dem Joche der gottlosen Jacobiner. Indessen waren die Minister durchaus nicht gleicher Meinung über die weiteren Schritte. General Acton drängte zum Krieg, und wurde darin auf das Lebhafteste von der Königin unterstützt; dagegen stand der Marchese di Gallo noch immer unter dem Drucke der Erinnerungen von Leoben und Campo Formio, und warnte auf das Dringendste, sich nicht muthwillig in eine tödtliche Gefahr zu stürzen. Während dieser Erwägungen erschien am 22. September Nelson selbst mit einer ansehnlichen Abtheilung seiner Flotte im Meerbusen von Neapel, und nun gab es kein Halten mehr in der allgemeinen Glückseligkeit. Der König fuhr drei Stunden weit in die See hinaus, um Nelson an Bord seines Admiralschiffs zu umarmen; die Königin bot ihm in ihrem Palaste einen jauchzenden Empfang; alle Straßen waren beflaggt und drei Nächte hindurch glänzend beleuchtet; wo Nelson erschien, drängten sich die Volksmassen in seine Nähe, um „il nostro liberatore“ mit ihren Hochrufen zu betäuben. Er war ungern gekommen, weil er dem Kriegsmuth der Neapolitaner wenig zutraute und für die Ausbesserung seiner Schiffe die Rhede wenig geeignet hielt; es war ein Befehl des Lord St. Vincent, der ihn hergeführt hatte, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart den Hof zur endlichen Entscheidung fortreißen würde[1]). Noch litt er an den Folgen der unendlichen Spannung und Anstrengung, welche durch seine Stirnwunde nicht gebessert worden waren; mehrere Tage hatte er in schwerem Fieber darnieder gelegen, und noch immer bewegte sich sein ganzes Wesen in krankhafter Aufregung. Jetzt wohnte er bei dem englischen Gesandten, Sir William Hamilton, dessen bildschöne, verführerische und leidenschaftliche Gemahlin, Lady Emma, ihm mit glühendem Enthusiasmus entgegenkam, ihm das Herz umstrickte und die Sinne entzündete. So steigerte er sich in einen Zustand wirbelnder Leidenschaftlichkeit hinein, der zwar seinem kriegerischen Eifer und Talente keinen Abbruch that, im Uebrigen aber seine große

[1]) Nelson an Lord Minto 29. August, an St. Vincent 20. September.

und reine Natur widerwärtig verzerrte. In seinen Depeschen aus diesen Tagen redete er in einem Zuge von der Elendigkeit Gallo's, der keinen Gedanken habe als gestickte Röcke, Brilliantdosen und Ringe, von Gottes wunderbarer Hülfe, die allein ihm den Sieg über die französischen Scheusale bereitet, von Lady Emma, die ihm gegenüber sitze, so daß es kein Wunder sei, wenn er etwas wirre Dinge schreibe. Indessen in der Hauptsache erreichte er seinen Zweck. Seine seemännische Derbheit riß den König, der selbst den Ehrgeiz hatte, etwas Seemann zu sein, mit sich fort; sein offen zur Schau getragener Abscheu gegen Gallo zerstörte den Einfluß dieses Ministers von Grund aus; Anfang October war es fest beschlossene Sache, so bald wie möglich die römische Grenze zu überschreiten. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft des Generals Mack, der mit üblicher Bedächtigkeit in Wien auch nach ertheiltem Urlaub noch eine Menge wichtiger Dinge zu betreiben hatte, wie die Erlangung eines höhern österreichischen Ordens und die Ausstattung mit einer österreichischen Domäne als Lohn für seine künftigen Thaten in Neapel. Endlich am 9. October langte er in Caserta an. Die Königin empfing ihn mit den Worten: seid uns zu Lande, was Lord Nelson uns zur See gewesen ist. Der erste Eindruck aber, welchen der gelehrte Officier auf Nelson machte, war kein günstiger. Mack, schrieb er, kann sich nur mit fünf Kutschen bewegen; meine Ansicht über ihn ist gebildet; Gott gebe, daß ich mich täusche. Bei einem weiteren Gespräche mit dem General faßte er indessen etwas bessere Hoffnung; er ist thätig, sagte er, hat ein kluges Auge, und wird, denke ich, gut einschlagen. Bald nachher, am 14. October, ging der Admiral nach Malta ab, um die Blokade der Insel persönlich zu regeln; er hätte gewünscht, von dort sich gegen die jonischen Inseln zu wenden, um den Russen daselbst zuvorzukommen; der König aber bat dringend um seine Rückkehr nach Neapel zur Zeit des beginnenden Krieges, die einstweilen auf Anfang November festgestellt war. Unterdessen verhandelten die neapolitanischen Gesandten in London und Petersburg die Bundesverträge mit diesen Mächten, wobei sich denn beide Höfe in militärischer Beziehung höchst bereitwillig zeigten. England wollte die stete Anwesenheit einer den Franzosen überlegenen Flotte in den italienischen Gewässern verbürgen, und Kaiser Paul war geneigt, eine ansehnliche Heeresabtheilung zur Unterstützung Neapels nach Italien zu schicken. Bei diesen Verhandlungen kam aber auch der Landgewinn zur Sprache, welchen Neapel aus dem Kriege davonzutragen wünschte. Es waren zunächst die jonischen Inseln, welche Gallo

schon in Udine vergeblich bei Bonaparte begehrt hatte; der König bot jetzt den Engländern, wenn sie ihn hierbei unterstützten, Malta an, über welches er als Lehnsherr verfügen zu können meinte. Lord Grenville aber lehnte Beides ab, und hielt es für viel einfacher, wenn Malta als Lehen der sicilischen Krone wieder an diese zurückfalle. An dem baldigen Abschluß der Verträge war übrigens schon im October kein Zweifel mehr.

Als Nelson zur verabredeten Zeit, am 5. November, nach Neapel zurückkam, fand er indessen die Dinge noch weit von der wirklichen Eröffnung der Feindseligkeiten entfernt. Denn nachdem Mack den Oberbefehl thatsächlich übernommen, fühlte er sich mit einem Male durch die Last seiner Verantwortlichkeit auf das Schwerste beängstigt. Zwar hatte er anfangs dem englischen Adniral die neapolitanischen Truppen als die schönsten in Europa gerühmt, dann aber, als die Königin zum Aufbruch mahnte, einige Wochen Frist gefordert, um die Grenzprovinzen militärisch zu studiren; von dieser Reise zurückgekehrt, war er von der unglücklichen Ueberzeugung erfüllt, daß die Grenze gar nicht vertheidigungsfähig sei, weil man zu ihrer Deckung sich weithin zersplittern, sich also an jedem Punkte der Gefahr eines übermächtigen Angriffs aussetzen müsse; so schnell könne dann das Verderben hereinbrechen, daß vielleicht keine Zeit zur Rettung der königlichen Familie sein, und jedenfalls die österreichische Hülfe viel zu spät kommen würde. Er schien es völlig vergessen zu haben, daß er nicht die Grenze vertheidigen, sondern jenseit derselben Rom angreifen sollte, daß er 40,000 Mann der nach seiner Ansicht schönsten Truppen Europa's befehligte, der Feind aber ihm im Kirchenstaat nicht die Hälfte dieser Anzahl entgegenstellen konnte. Begreiflich und verständig war höchstens sein Wunsch, nicht vor dem Eintreffen bestimmter Nachricht über die letzten Entschlüsse Oesterreichs den Feldzug zu beginnen, und diese lautete denn, als sie am 13. November endlich anlangte, allerdings wenig ermuthigend.

Thugut hatte sich schon im October über die neapolitanische Politik äußerst wegwerfend ausgesprochen. Er vernahm von ihrer Londoner Unterhandlung, daß Neapel dort jedem Separatfrieden ohne englische Genehmigung entsage. Wie! rief er aus, wir haben die gleiche Bestimmung in unserem neapolitanischen Bündniß, und wären somit auch für unsere Friedensverhandlungen an England gebunden! Wir wären gerne bereit, erläuterte er dann dem englischen Gesandten, eine solche Verpflichtung selbständig einzugehen, aber ihr begreift, daß

der Kaiser sich dergleichen nicht hinter seinem Rücken durch irgend einen Kleinstaat auferlegen lassen kann. Nicht weniger verdrießlich war er über jene Verhandlungen, betreffend die jonischen Inseln und Malta. Er sah einen Mangel an Zartgefühl gegen Oesterreich in dem auf Corfu gerichteten Begehren; er rügte die Unvorsichtigkeit, mit der man sich in Bezug auf Malta über Kaiser Paul's bekannte Wünsche hinwegsetzte. Er hatte längst einen entschiedenen Haß gegen den Minister Acton, dessen ganze Nichtsnutzigkeit, sagte er, bei diesen Verhandlungen wieder an den Tag komme. Er hatte weder Neigung noch Achtung gegenüber der Königin Caroline, deren unstete Geschäftigkeit und Heftigkeit ihm oft unbequem geworden war. In dieser Stimmung erhielt er die Anzeige, daß Neapel den Angriff nicht länger verschieben könne und im November auf Rom zu marschiren gedenke. Wieder zürnte er gewaltig über die Ungebühr, daß dieser kleine Hof es sich herausnehmen wollte, auf eigene Faust den Weltkrieg zu entflammen, anstatt in schuldiger Unterwürfigkeit das leitende Befehlswort von Wien zu erwarten. Es sind immer diese Engländer, murrte er, welche uns durch Neapel in den Krieg hineinhetzen wollen, ehe wir mit ihnen die Geldfrage vertragsmäßig bereinigt haben, damit wir dann in unserer Finanznoth von ihrem Hochmuthe völlig abhängig werden. Er war entschlossen, dies nimmermehr zuzulassen: er erklärte dem neapolitanischen Gesandten höchst bestimmt, daß Oesterreich seine Vertragspflicht genau erfüllen, dem Könige bei jedem feindlichen Angriffe beistehen, eine eigene Offensive desselben aber nicht unterstützen werde.

Da war denn der Schrecken groß auf der neapolitanischen, und nicht geringer die Entrüstung auf der englischen Gesandtschaft. Als Sir Morton Eden den Minister höchst betroffen an die Verheißungen des August erinnerte, sagte Thugut ihm zunächst, daß niemand zum Unmöglichen verpflichtet sei; Oesterreich könne in diesem Augenblick keinen Krieg beginnen, aus dem einfachen Grunde, weil das Heer noch nicht schlagfertig sei; auch erkläre Erzherzog Carl einen Winterfeldzug, der sich in dem milden Klima Neapels durchführen lasse, hier im Norden für schlechthin mörderisch und unthunlich. Warum also wolle sich Neapel mit solcher Hast in das gefährliche Abenteuer stürzen, in einem Augenblick, wo Oesterreich ihm bei dem besten Willen noch nicht beistehen könne, in einem Zeitpunkt, der in jeder Hinsicht so verkehrt gewählt wie möglich sei? Schon die Rücksicht auf die inneren Zustände Frankreichs müßte Neapel zurückhalten. Denn offenbar komme nicht weniger als Alles darauf an, die einheimische Gährung in der Republik sich

ungestört entwickeln zu lassen, und nicht durch eine Verletzung des Nationalstolzes das Volk wieder um das Directorium zu schaaren. Weitere Erwägungen theilte er Cobenzl[1]) mit: denkt Euch den Lärmen in ganz Deutschland, wenn ein so plötzlicher und vorzeitiger Losbruch in Italien den Rastadter Congreß zersprengte, und uns mit der ganzen Gehässigkeit eines muthwilligen Angriffs belastete; dazu sind wir mit den englischen Hülfsgeldern noch nicht im Reinen, und Rosenberg's Russen haben kaum die galizische Grenze überschritten: das Alles ist dem Könige von Neapel in der deutlichsten Weise eröffnet worden. Mit einem Worte, wenn Neapel von Oesterreich Hülfe haben will, so muß es nicht eigenmächtige Politik machen, sondern in den großen Fragen unbedingt den kaiserlichen Winken folgen.

Also Thugut dachte nicht zu schlagen, mochte einstweilen aus Neapel werden was da wolle. Sir Morton Eden war außer sich, aber alle seine Mahnungen blieben vergeblich. Er wies darauf hin, daß ohne die Zusagen im August der König von Neapel niemals gewagt hätte, den republikanischen Drohungen gegenüber eine so stolze Haltung anzunehmen, daß mithin Oesterreich die Verantwortung für die Krisis trage, aus welcher jetzt der Krieg unvermeidlich hervorgehe. Thugut zuckte die Achseln und lehnte die unwiderlegliche Erörterung mit dem gelassenen Worte ab, daß die Umstände sich eben geändert hätten. In Neapel war die Enttäuschung um so bitterer, als gleichzeitig aus London die Nachricht kam, die englische Regierung habe keine Mittel, um dem Könige Subsidien zu zahlen. Man war eben im Begriffe gewesen, vorwärts zu gehen, der König und Mack mit 38,000 Mann gegen Rom, Nelson mit 4000 Mann an Bord zur Besetzung Livorno's: da kamen die niederschlagenden Botschaften, und noch einmal berieth das königliche Paar mit dem englischen Freunde, ob man das Wagniß auf eigene Hand unternehmen sollte. Nelson sagte: der König hat nur Eine Wahl, entweder im Vertrauen auf Gott und die gute Sache vorwärts zu gehen, und im Nothfall, das Schwert in der Hand, zu sterben, oder ruhig zu sitzen und aus seinem Lande hinausgestoßen zu werden. Ferdinand erklärte darauf, er wolle vorwärts gehen, Nelson möge mit Mack reden. Am folgenden Tage wiederholte die Königin den Ausdruck desselben Entschlusses; nur der Geldmangel machte ihr Sorge. Auch darüber suchte Nelson ihren Muth zu stärken. Ich habe es stets ausgesprochen, sagte er, daß Pitt im jetzigen Augenblick keine

---

[1]) 11. November.

Geldforderung an das Parlament bringen wird; wenn man aber hier alle Kräfte zur Rettung aufbietet, so wird England nicht unthätig bleiben; John Bull hat noch nie einen bedrängten Freund im Stiche gelassen[1]). Die Königin war ganz seiner Meinung. „Glauben Sie mir", sagte sie dem zweifelnden und zögernden Mack, der immer noch auf besondere Weisungen aus Wien warten wollte, „wir sind es, welche der Sache den Schwung geben müssen; der Kaiser ist durch seine Verhältnisse zum deutschen Reiche gebunden; er muß die französische Kriegserklärung abwarten, und diese erfolgt natürlich nicht eher, als bis das Directorium seine Rüstungen vollendet und uns verschluckt hat. Gehen wir zu Grunde, so erleichtern wir den Mächten ihren Kampf, da die Franzosen immer einen Theil ihrer Macht hier stehen lassen müssen; retten wir uns, so ist es um so besser; jedenfalls wird der Ausbruch des unvermeidlichen Krieges beschleunigt, und jeder Tag Beschleunigung ist dem Feinde nachtheilig. Schließlich können und werden die großen Mächte uns nicht verlassen[2])." Denke man sonst über die Königin Caroline wie man wolle, aus diesen Worten redete ein heldenmüthiger Sinn. In klarer Hingebung an eine große Sache war sie entschlossen, den zündenden Funken hinauszuwerfen, auf die Gefahr, zuerst das eigene Haus im Brande zusammenbrechen zu sehen. Mack ließ sich bestimmen, den Abmarsch für den 20. November anzuordnen; als er dann noch immer keine Mittheilung aus Wien empfangen, erwirkte er nochmals einen Aufschub bis zum 24. Da kam endlich, am 22., die von ihm ersehnte Kunde. Es waren Briefe des neapolitanischen Gesandtschaftssecretärs Baptiste in Wien an Mack und Acton, mit der dringenden Aufforderung loszuschlagen, denn bereits habe der Kampf zwischen Oesterreichern und Franzosen begonnen. Wie Baptiste zu dieser völlig grundlosen Anschauung kam, erfahren wir aus seinem Briefe an Mack. Nachdem die Oesterreicher in Graubünden eingerückt, hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß von der andern Seite die Franzosen das Gleiche gethan, so daß ein blutiger Zusammenstoß erfolgt sei. Eine solche Nachricht fand für einen Augenblick in Wien um so eher Glauben, als, wie wir uns erinnern, in Selz François den Einmarsch der Oesterreicher in Graubünden sehr bestimmt als Kriegsfall bezeichnet hatte, und General Schauenburg eine Zeitlang mit den entsprechenden Weisungen versehen worden war. So schickte Baptiste seine Meldung im

---

[1]) Nelson an Lord Spencer 14. und 15. November.

[2]) Mack's Denkschrift bei Vivenot, Rastadter Congreß S. LXXXVI.

besten Glauben nach Neapel[1]; Mack war damit über die Beurtheilung seines Thuns in Wien beruhigt, und am 24. November überschritten vier Colonnen des neapolitanischen Heeres die Grenze[2]). Anstatt einer Kriegserklärung erließ man nur eine Aufforderung an den französischen Befehlshaber, den Kirchenstaat zu räumen. Auf die erste Nachricht darüber antwortete das Directorium am 6. December mit einer Kriegserklärung nicht bloß gegen Neapel, sondern auch gegen den wehrlosen König von Sardinien, der in seiner Hauptstadt, von französischen Streitkräften umringt, nach wenigen Tagen den ihm auferlegten Friedensvertrag unterzeichnete, Piemont mit allen Festungen und Truppen der französischen Republik abtrat, und mit seiner Familie nach Cagliari hinüber flüchtete.

Trotzdem standen für das neapolitanische Unternehmen die Aussichten nicht schlecht. Mit England kam der förmliche Bundesvertrag am 1. December zum Abschluß. Alles kam darauf an, ob man durch eine kräftige Leitung die eignen Truppen mit kriegerischem Geiste erfüllen und die Feinde nicht zur Besinnung kommen lassen würde. Mack führte 38,000 Mann in das Feld, während der jetzt in Rom befehligende General Championnet nur über 15,000 verfügte, die noch dazu wegen der inneren Gährung des Volkes in allen Provinzen diesseit und jenseit des Apennin zerstreut waren, 3000 Mann unter Duhesme im Anconitanischen, ebenso viele unter Lemoine an der obern Tiber bei Terni, 9000 unter Macdonald in und bei Rom. Ein nachdrücklicher Stoß gegen Terni würde die beiden Flügel der Franzosen getrennt und zu schleunigem Rückzug genöthigt haben. Statt dessen zerbröckelte Mack, wie 1794 in Flandern, seine Streitkräfte ganz nach dem Muster des Feindes; er schickte über 7000 am Ufer des adriatischen Meeres gegen Duhesme aus, wollte den General Lemoine durch zwei kleine Colonnen

---

[1]) Mack's Denkschrift. Wenn Thugut am 25. October wußte, daß die Franzosen nicht in Graubünden eingerückt waren, so folgt daraus nicht, wie Hüffer II, 151 andeutet, daß Baptiste ebenso gut unterrichtet gewesen, oder daß die Königin, weil sie Briefe aus Wien vom 28. October erhalten, darin gerade über Graubünden Belehrung empfangen hätte. — Durch Mack's bestimmte Angaben zerfällt die oft wiederholte Geschichte von dem untergeschobenen Briefe des Kaisers, womit man den König Ferdinand zum Losbruch bestimmt, so wie die andere Lesart, nach welcher eine angebliche neapolitanische Camarilla in Wien hinter Thugut's Rücken den Marschbefehl an Mack beim Kaiser durchgesetzt hätte.

[2]) Die Spitzen des Vortrabs vielleicht schon am 23., welchen Tag die Franzosen als Datum der Invasion angeben.

von je 2000 Mann bei Terni und Magliano beschäftigen, und führte mit dem Könige sein Hauptcorps von 27,000 Mann über Frascati und Albano unmittelbar gegen Rom. Nach diesen Anordnungen blieb es den Franzosen möglich, sich in Terni zu behaupten, und Macdonald, der bei der Annäherung der feindlichen Uebermacht Rom verließ, konnte die Tiber aufwärts sich zurückziehen und mit Lemoine in Verbindung setzen. Immer war auch dann die Ueberzahl der Neapolitaner so beträchtlich, daß bei einer nur mittelmäßigen Tüchtigkeit der Truppe der Sieg ihnen unmöglich hätte entgehen können. Aber eben an dieser Hauptsache fehlte es gänzlich. Unter den neapolitanischen Soldaten war nur die Reiterei einigermaßen geschult und zuverlässig; die Infanterie bestand zum größten Theile aus rohen, eben erst versammelten Milizen, und was das Schlimmste war, fünf Sechstel ihrer Officiere waren weichlich und feig, und Mancher unter ihnen in verrätherischem Einverständniß mit dem Feinde. Nachdem man am 29. November Rom erreicht hatte, und der König von der frohlockenden Bevölkerung als Triumphator und Befreier begrüßt worden war, mißhandelte und plünderte seine zuchtlose Soldatesca die römischen Bürger in so entsetzlicher Weise, daß die früheren Requisitionen und Diebstähle der Franzosen den armen Menschen als ein harmloses Kinderspiel erschienen. Während die Neapolitaner sich hier den unbewaffneten Einwohnern furchtbar machten, hatten sich bereits bei Terni 4000 Mann von 3000 Franzosen umringen und gefangen nehmen lassen, und wichen die 7000 an der Adria bei den ersten Flintenschüssen eiligst über den Grenzfluß Tronto zurück, um wenige Tage später bei einem neuen Angriff Duhesme's vollständig auseinander zu laufen. Nicht besser führten sich die Mannschaften des Hauptcorps auf, welches am 4. December gegen Macdonald auf Civita Castellana vorgeführt wurde. An keiner Stelle kam es zu einem eigentlichen Kampfe; wo die feindlichen Kugeln einschlugen, brachten die Neapolitaner ihr Leben durch schleunige Flucht in Sicherheit, und nach wenigen Tagen hatte Mack kaum noch 20,000 Mann unter den Fahnen versammelt. Er wollte damit am 9. December noch einen Versuch gegen Terni machen, als er erfuhr, daß eine nach Calvi entsendete Abtheilung von 2000 Mann wieder fast ohne Gegenwehr die Waffen gestreckt hatte: da befahl er, völlig niedergeschmettert, den allgemeinen schleunigen Rückzug. Es würde sich der Mühe nicht verlohnen, die einzelnen Erscheinungen desselben zu verfolgen: es war überall das gleiche Schauspiel, Ausreißen der Soldaten bei dem ersten Anblick des Feindes, völlige Unfähigkeit und nicht selten

offener Verrath der Officiere. Der einzige General Damas, ein französischer Emigrant, der in der Nähe von Rom bei dem flüchtenden Abmarsch des Hauptheeres auf allen Seiten von den Franzosen umringt war, hielt den Muth seiner Truppe aufrecht, schlug sich durch nach Civita Vecchia und dann nach Orbitello, vertheidigte sich dort Monate lang und brachte endlich den Rest seiner Abtheilung zu Schiffe in Sicherheit. Mack sammelte unterdessen einen Theil seiner Bataillone in einem verschanzten Lager bei Capua, hinter dem hoch angeschwollenen Volturno, und eilte am 22. December persönlich nach Neapel, um sich von dem Könige weitere Verhaltungsbefehle zu erbitten. Dort waren die Volksmassen in der wildesten Bewegung; ganz so wie wir in Bern beobachteten, hatten die Anhänger der Franzosen den General und dessen deutsche Officiere des Verrathes bezichtigt, und der Zustand war so bedenklich geworden, daß am Abend des 22. die königliche Familie, die englische und die österreichische Gesandtschaft und eine Menge anderer Emigranten an Bord von Nelson's Flaggenschiff kamen, um sich nach Palermo hinüber zu retten. Als Mack wieder im Lager anlangte, erlebte er Schlag auf Schlag die Wiederholung der kläglichen Fluchtscenen. Die mächtige Festung Gaeta, welche die Straße nach Capua von der Seeseite beherrschte, capitulirte, als Oberst Rey an der Spitze von 500 Polen sie aufforderte, ohne Widerstand. Die Besatzung des Gebirgspasses von Popoli, welche den oberen Volturno deckte, zerstreute sich in alle Winde, als Championnet's Vortrab sichtbar wurde. Der Fürst von Moliterno, welcher die eine Hälfte des Lagers von Capua befehligte, ließ den größten Theil seiner Schanzen unbesetzt, so daß der augenblickliche Verlust der Stellung fast nur durch Zufall verhindert wurde. Die neapolitanischen Officiere, schrieb damals Nelson, haben nicht viel Ehre eingebüßt, denn sie besaßen nicht viel; aber was sie hatten, ist gründlich verloren. Dieses ganze Land, sagte er in einem andern Briefe, ist erfüllt mit Memmen oder Verräthern. So eröffnete Mack eine Unterhandlung mit Championnet über einen Waffenstillstand, auf welche dieser eintrat, weil er bei der Schwäche seiner Armee durch zahlreiche Aufstände der Bauern und Lazzaroni ernstlich belästigt wurde. Am 11. Januar 1799 kam der Vertrag zum Abschluß: Capua wurde den Franzosen überliefert, die Neapolitaner sollten nach Aversa zurückgehen und eine Kriegscontribution von 11 Millionen Livres gezahlt werden. Auf dem Rückzug nach Aversa desertirte wieder die Hälfte der Truppen, und darunter der größte Theil der Officiere und fast alle Unterofficiere: von einer neapolitanischen Armee konnte keine Rede mehr sein. Indessen

griff die Bewegung im Volke immer weiter um sich; die Bauern ließen den König und die Kirche hoch leben, fielen über schwächere französische Posten her und fluchten den deutschen Verräthern, so daß der unglückliche Mack, der seine Sache völlig verloren sah, am 16. Januar, um sein Leben zu retten, sich unter den Schutz des Feindes stellte und in Championnet's Lager Zuflucht suchte. Dieser erklärte übrigens wegen der Angriffe der Bauern den Waffenstillstand für gebrochen und führte seine Truppen gerades Wegs auf Neapel. Auch hier hatten die Lazzaroni am 17. Januar sich erhoben, den Behörden den Gehorsam gekündigt und den Fürsten Moliterno, der ihnen Wundermärchen von seinen Heldenthaten bei Capua erzählt hatte, als ihren Anführer ausgerufen. Sie erschlugen einen Jeden, der von Uebergabe redete, verfolgten die liberal Gesinnten und erfüllten die Stadt mit Gewaltthaten aller Art. So sahen die ruhigen Bürger, nicht anders als eine Woche früher General Mack, ihre einzige Rettung in der Ankunft des Feindes. Moliterno selbst sandte dringende Hülfgesuche an Championnet und überlieferte den Franzosen am 22. Januar die Castelle der Stadt. Dadurch aber wurde die Wuth der Lazzaroni bis zur Raserei gesteigert; sie wiesen alle Aufforderungen zur Unterwerfung zurück, und ein grimmiger Straßenkampf entbrannte, bei dem die Franzosen den ersten schweren Verlust in dem ganzen Kriege erlitten, dafür aber die Aufständischen zu Tausenden niedermetzelten, bis endlich die Stille des Grabes die unglückliche Stadt bedeckte. Moliterno trat darauf an die Spitze einer provisorischen Regierung, welche nach Championnet's Befehlen die königliche Herrschaft für abgeschafft erklärte und die Wiedergeburt Neapels unter dem Titel der parthenopäischen Republik verkündete. Für's Erste bot das Land in allen seinen Theilen das Bild der vollständigen Zersetzung und Auflösung dar.

So lagen die beiden italienischen Königreiche, im Norden wie im Süden der Halbinsel, zerschmettert da; die französische Herrschaft schaltete und waltete unbeschränkt über das Land. Sie besaß jetzt sämmtliche Festungen Piemonts und verfügte über die einzigen guten Truppen Italiens, über die sardinischen Regimenter. Sie füllte ihre leeren Cassen mit den Kriegsleistungen, welche Piemont und Neapel in ungeheurem Umfange auferlegt und schonungslos eingetrieben wurden. Nelson hatte in vollem Maße recht, wenn er damals schrieb: hätten die Mächte vor drei Monaten losgeschlagen, so wäre jetzt kein Franzose mehr in Italien; wenn sie noch drei Monate warten, so ist es völlig ungewiß, ob man sie jemals aus dem schönen Lande vertreiben wird.

Nieder, nieder mit den Franzosen, rief er, diese Worte müßten mit großen Buchstaben in dem Zimmer eines jeden europäischen Ministers angeschrieben sein. Ganz England theilte seine Stimmung, und das Ministerium war entschlossen, alle Mittel aufzubieten. Je weniger man damals der österreichischen Entschlußkraft zutraute, desto lebhafter ging man daran, die Beziehungen zu Rußland und Preußen zu pflegen. In Berlin waren seit October die Aussichten für die Coalition etwas günstiger geworden — wir werden unten darauf zurückkommen — und Lord Grenville beschloß, seinen Bruder Thomas in außerordentlicher Botschaft, mit weitreichenden Vollmachten dorthin zu senden, um bei dem zaudernden Könige den letzten Anstoß zum Beitritt zu geben. In Petersburg stellte Lord Whitworth dem Kaiser vor, wie es Rußlands Macht und Würde zukomme, nicht bloß als helfender Rückhalt anderen Staaten eine Handvoll Truppen zu leihen, sondern als Hauptmacht die Führung Europa's in dem heiligen Kampfe gegen die Revolution zu übernehmen. Solche Töne fanden bei Paul's entzündeter Stimmung bereitwilliges Gehör; er war entrüstet über Oesterreichs Unthätigkeit bei Neapel's Gefahren und hoch erfreut über die bessere Wendung in Preußen; er ist, meldete Ende December Cobenzl nach Wien, in vollem Schwunge; wer gegen Frankreich Krieg führt, wird von ihm gepriesen, wer sich zurückhält, unbedingt verurtheilt. So brachte er trotz mancher Warnungen seiner vorsichtigeren Minister am 29. December den Bundesvertrag mit England zum Abschluß. Es wurde darin Preußens Mitwirkung bereits vorausgesetzt; Paul versprach Preußens Angriff auf die Franzosen durch ein Hülfscorps von 45,000 Mann zu unterstützen, wofür England 225,000 Pfund Sterling Ausrüstungsgelder und dann monatlich 75,000 Pfund Subsidien zu zahlen verhieß. Sollte Preußen wider Erwarten bei der Neutralität verharren, so wollten die verbündeten Mächte in neue Abreden nach den eben festgesetzten Grundsätzen eintreten, und dann gemeinsam über die Verwendung des russischen Heertheils bestimmen. An demselben Tage[1]) wurde auch das Bündniß mit Neapel in feste Form gebracht; Paul versprach ein Hülfscorps von etwa 11,000 Mann, das sich sofort nach Dalmatien in Marsch setzen, und von dort auf neapolitanischen Schiffen nach Italien hinübergebracht werden sollte. Mit nicht geringerem Eifer drängte Paul sodann auch zu dem türkischen Bündniß. Auch hier mahnte Fürst Besborodko zu ruhigerem Vorgehen, erreichte aber keine andere Wirkung, als sich

---

[1]) Mittheilung des Professor Martens in Petersburg, bei Hüffer II, 239.

einen heftigen Zornesausbruch des ungestümen Herrschers zuzuziehen. Der Vertrag wurde am 3. Januar 1799 in Constantinopel für acht Jahre unterzeichnet. Rußland versprach darin Unterstützung der Pforte durch eine Flotte von zwölf Linienschiffen und, wenn es erforderlich werde, durch ein Heer von 80,000 Mann. Zwei Tage nachher trat sodann England dem russisch-türkischen Bündniß bei, verhieß den Türken jeden erforderlichen Beistand zur See, und empfing dafür die Zusage, daß der Sultan 100,000 Mann gegen die Franzosen in Bewegung setzen würde. Eine unmittelbare Folge davon war, daß die Pforte am 21. Januar auch mit dem Könige beider Sicilien einen Vertrag abschloß, durch welchen sie demselben 10,000 Albanesen zur Vertreibung der Franzosen aus Neapel in Aussicht stellte. Die zweite Coalition stand unter den Waffen; vom weißen Meere bis zum Faro war unser Welttheil mit immer wachsenden Rüstungen erfüllt.

Aber allerdings, so lästig und bedenklich diese Gegner den französischen Interessen im Orient, in Italien und Holland, auf dem Meere und in den Colonien werden konnten, so wenig war an eine ernste Niederwerfung der republikanischen Größe ohne die thätige Mitwirkung wenigstens einer der deutschen Mächte zu denken, und eine solche schien während des Decembers nicht bloß in Berlin sondern auch in Wien noch völlig ungewiß zu sein. Während der Dauer des neapolitanischen Krieges blieb das Verhalten Oesterreichs immer gleich schroff und ablehnend. Der neue Oberbefehlshaber des italienischen Heeres, Prinz Friedrich von Oranien, hatte gemessenen Befehl, in allen Maßregeln sich so zu verhalten, als wenn der neapolitanische Krieg überhaupt nicht existirte. Als die Franzosen aus der Lombardei einige Verstärkungen nach dem Süden schickten und dadurch ihren Heerbestand in Cisalpinien verringerten, tauchte wohl der Gedanke auf, daß dieser Umstand zu rascher Benutzung einzuladen scheine; aber sofort wurde wieder erwogen, daß der Winter eine schlechte Jahreszeit zur Kriegführung wäre, und daß die Besetzung Piemonts und seiner Festungen die Franzosen für ihre Zersplitterung reichlich entschädigte: und Oranien empfing die Weisung, daß es überall bei den bisherigen Verfügungen und Plänen sein Bewenden habe [1]).

Den militärischen Anordnungen entsprach das diplomatische Verfahren. Der neapolitanische Geschäftsträger in Wien, Giansante, erhielt

---

[1]) Vivenot, Thugut's vertrauliche Correspondenz Band II., December und Januar.

auf die Anzeige der ersten Operationen von Thugut eine ausweichende Antwort: man müsse erst wissen, in welcher Weise das Einrücken in Rom erfolgt sei, und welche Wirkung es auf das Pariser Directorium hervorgebracht habe. Bald genug aber schenkte man dem Geschäftsträger reinen Wein ein. Er hatte eine Audienz bei der Kaiserin, der Tochter Carolinen's; er erfuhr, daß sie auf ausdrücklichen Befehl ihres Gemahls über den Krieg nicht reden dürfe. Desto deutlicher sprach der Kaiser selbst. Er könne, sagte dieser, dem neapolitanischen Hofe nicht das Vertrauen schenken, daß er unter keinen Umständen einen Sonderfrieden schließe und Oesterreich im Stiche lasse. Der König möge sich an diejenigen halten, die ihn zu seinen Maßregeln verleitet hätten, an die englischen Minister, die auf diese Art gehofft hätten, Oesterreich in einen Krieg zu verwickeln, zu welchem demselben die Geldmittel fehlten, so daß dann sie, die Engländer, die unbedingte Leitung der Kriegsoperationen und der Friedensverhandlungen gewännen. Auf eine Andeutung des Geschäftsträgers, daß hiernach Oesterreich wohl im Begriffe stehe, mit Frankreich zu einem schließlichen Einvernehmen zu gelangen, erwiederte der Kaiser, daß er schlechterdings in keiner Unterhandlung mit den Franzosen begriffen sei, fügte aber hinzu, daß unter allen Umständen ein guter Friede besser sei als der ruhmreichste Krieg, und daß er sogleich mit den Franzosen abschließen würde, wenn sie ihm die gebührende Erweiterung seines italienischen Besitzes einräumten [1]). Es war noch immer wie zur Zeit der Selzer Conferenzen: die Hauptsache ist der Erwerb der Legationen, Alles hängt davon ab.

Auf diesem Standpunkte freilich hatte man wenig Anlaß, sich des raschen Vorgehens der Neapolitaner zu erfreuen. Denn wenn sie siegten, so kamen ohne Zweifel die Legationen nicht an Oesterreich, sondern an ihren alten Besitzer zurück; erfochten dort aber die Franzosen neue Triumphe, so war die letzte Hoffnung verschwunden, daß sie dem Wiener Hofe die Legationen gutwillig überließen.

Der Eindruck, welchen die Worte des Kaisers machten, war um so größer, je entschiedener damals in der diplomatischen Welt ein Gerücht umherging, daß Frankreich nach Wien geheime Eröffnungen gemacht hätte, und die beiden Mächte dicht an einem friedlichen Abschlusse ständen. Der Secretär des Directors Barras, Bottot, wurde sehr bestimmt als der Bevollmächtigte der französischen Regierung, und nicht minder bestimmt wurden Bergamo, Brescia, Crema als das

---

[1]) Eden an Grenville 22. und 29. December.

Angebot derselben bezeichnet. Thugut war entrüstet, als er dies erfuhr. Er, der so hundert Male mit tugendhaftem Zorne solche Ausstreuungen gegen die preußische Politik gemacht hatte, sah sich jetzt von derselben Anklage der Franzosenfreundlichkeit heimgesucht. Sofort gab er dem englischen wie dem russischen Gesandten sein Ehrenwort, als Minister und als Edelmann, daß das ganze Gerede nicht ein Körnchen Wahrheit enthalte. Weder von Bottot, noch von sonst einem französischen Anerbieten sei ihm das Geringste bekannt. Einmal hätten die Franzosen Oesterreichs Gesinnungen zu sondiren gesucht (im September durch Vermittlung Manfredini's in Florenz), man habe sich mit einer kühlen Zurückweisung begnügt. Er wiederholte diese Versicherungen bei jedem Anlaß, und ließ sie durch Cobenzl in der bündigsten Form vor Allem an Kaiser Paul gelangen. Aber er brachte sehr geringe Wirkung hervor. Thugut, bemerkte sein langjähriger Freund und Mitarbeiter, Sir Morton Eden, hat sich so häufig in seinen Versicherungen und Verwahrungen unzuverlässig gezeigt, daß man heute nur geringes Vertrauen auf dieselben setzen kann. Eden gab damals seinem Ministerium eine Schilderung des österreichischen Staatsmannes, die auch unter der Voraussetzung zutreffend blieb, daß Thugut in jener Zeit gar keine Beziehung zu den Pariser Machthabern unterhielt. „Er darf", sagte der Gesandte, „keiner andern Regierung trauen, weil er weiß, daß er selbst jeden Anspruch auf Vertrauen verwirkt hat. Er traut auch dem eigenen Staate nicht, weder seinen Finanzen, noch seinen Generalen, weder dem Patriotismus des Adels, noch dem öffentlichen Geiste im Allgemeinen. So ist seine Politik furchtsam, unentschlossen, hinzögernd; sie hat das Bewußtsein der gefährlichen Krisis, aber nicht die Kühnheit, ihr offen zu begegnen; sie ist begierig, Gewinn zu machen, sträubt sich aber, irgend etwas für dessen Erlangung zu wagen; sie erwartet von der unsichern Wirkung zufälliger Ereignisse, was sie unter den jetzigen Umständen durch muthige Thätigkeit herrschend ergreifen könnte; sie empfindet mit Scham die Schwäche ihres Verhaltens, und strebt dieselbe unter dem Schleier geheimnißvoller Schlauheit zu verstecken. Dies Alles bringt mich zu der Ueberzeugung, daß, wenn von dem Feinde eine Eröffnung käme, welche der Gier nach Vergrößerung schmeichelte oder die pressenden Sorgen des Augenblicks wegschaffte, dieselbe hier eine bereitwillige Annahme finden würde".

Von der Herbigkeit dieses Urtheils wird sich auch bei der geneigtesten und mildesten Auffassung nicht viel abdingen lassen. Allerdings von Hause aus war es höchst natürlich, daß Thugut zu einem

Offensivkrieg gegen Frankreich geringere Eile hatte als England oder Rußland, daß ihm unter gewissen Bedingungen ein leidlicher Friede erwünschter war als die höchste Kampfesglorie. Der Standpunkt, den er nach den Selzer Gesprächen einnahm, war mithin zwar verschieden von dem englischen, in sich aber consequent und völlig verständlich: die Franzosen nicht anzugreifen, jedoch gewisse Punkte auf jede Gefahr festzuhalten und zu vertheidigen. Wie gesagt, gegen diesen leitenden Gedanken ließ sich im Sommer 1798 nicht der geringste Einwand erheben[1]). Aber völlig anders lagen die Dinge im Herbst. Schon im October konnte für einen denkenden Beobachter kein Zweifel mehr bestehen, daß Frankreich weder in Italien die Legationen abtreten, noch auf die deutschen Säcularisationen verzichten, daß mithin für Oesterreich der von Thugut längst bezeichnete Kriegsfall eintreten würde, und eben nach dieser Auffassung hatte Thugut selbst sowohl bei seinen neapolitanischen Verheißungen als bei der Besetzung Graubündens gehandelt. Von nun an war es die Pflicht des redlichen Mannes, Neapel nicht im Stiche zu lassen, und ebenso lag es im österreichischen Interesse, den unvermeidlich gewordenen Krieg so rasch wie möglich zu beginnen. Daß es auch jetzt nicht geschah, rechtfertigt die ganze Reihe der Klagen, welche Sir Morton gegen den ehemaligen Freund erhob. Denn in der That, nicht einer der von Thugut für sein Zaudern geltend gemachten Gründe hält die Prüfung aus. Wir bemerkten schon früher, daß dieses Zögern den Franzosen größeren Vortheil brachte, als den Verbündeten; dies wurde jetzt in der grellsten Weise durch die Aussaugung Neapels und Piemonts veranschaulicht; es war kein Wunder, daß England und Rußland darüber in die bitterste Stimmung geriethen, welche dann wieder in sehr ungünstiger Weise auf den Fortgang der für Oesterreich so wichtigen Subsidienverhandlung zurückwirkte. So sprach jeder Umstand für rasches Vorgehen und gegen das bisherige Hinschleppen, und wenn man schließlich als zwingenden Grund des Stillesitzens die Schwierigkeit eines Winterfeldzuges hervorhob, so war ein solcher im vorigen Jahrhundert allerdings weniger alltäglich als in unserem; aber man hatte doch erst vor wenigen Jahren Pichegru's Thaten in Holland und Bonaparte's Siege bei Arcole und Rivoli vor Augen gehabt, und was damals

[1]) Wie sich versteht, vom Standpunkte seiner specifisch österreichischen Politik. Daß er gegen die deutschen Interessen gleichgültig war, die Rheinlande gegen Erlangung der Legationen opfern wollte, im Reiche nur die elenden geistlichen Staaten zu erhalten suchte, haben wir sattsam wahrgenommen.

ausführbar gewesen, konnte seitdem nicht unmöglich geworden sein. Aber trotz alledem hatte man in Wien noch nicht die Kraft gefunden, sich mit einem muthigen Entschlusse aus der lähmenden Bedenklichkeit emporzuraffen. Es war um so beklagenswerther, als Thugut selbst eben damals, als er durch seine Gleichgültigkeit gegen Neapel's Leiden Rußland und England mit zornigem Mißtrauen erfüllte, sich durch die Entwickelung der deutschen Angelegenheit unabweislich zur letzten Entscheidung gedrängt sah. Nach langwierigen Detailverhandlungen gelangten in Rastadt die Dinge an den Punkt, wo sich Thugut seit lange die Grenze der Nachgiebigkeit gesteckt hatte. Ein schneidenderer Beweis für den bisherigen Mangel an Voraussicht und Willenskraft ließ sich nicht denken.

Fünftes Capitel.

Ende des Rastadter Congresses.

Wie wir uns erinnern, hatten die Franzosen in Rastadt gleich bei dem Beginne des Congresses das Verfahren eingeschlagen, zunächst einige allgemeine Grundsätze aufzustellen, um erst nach deren Anerkennung zur Verhandlung der bei jedem erforderlichen Einzelnheiten zu schreiten. Hiernach war im Frühling 1798 von der Deputation im Allgemeinen genehmigt worden, erstens die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich, zweitens die Entschädigung der dort einbüßenden Fürsten mit deutschem Landerwerb, vornehmlich durch Säcularisation geistlichen Gutes. Man war dann im Mai an die nähere Ausarbeitung des ersten Grundsatzes gegangen, und wir sahen, welche maßlosen Forderungen hier die Franzosen erhoben, die Ueberlassung aller Rheininseln, die Abtretung von Castel und Kehl, sowie eines Landstriches gegenüber Hüningen, die Schleifung von Ehrenbreitstein und die Uebernahme aller Schulden der abgetretenen Territorien auf das Reich, wozu dann noch die Anwendung der französischen Emigrantengesetze auf die geflüchteten Einwohner des linken Rheinufers kam. Die Geschäftsformen der Reichsbehörden machten es möglich, daß über diese Fragen von Mai bis December gestritten wurde. Jeder Wendung der trübseligen Zänkerei zu folgen, hieße unsere Zeit ebenso verderben, wie damals die hohe Versammlung die ihrige verthat. Seit den Berliner und Selzer Conferenzen wußte im Grunde jedermann, daß auf die Rastadter Verhandlungen nicht viel mehr ankam. Preußen war zur Neutralität entschlossen, und hatte für das Reich nur Worte, recht nachdrückliche aber thatlose Worte. Für Oesterreich hing Alles davon ab,

nicht ob das linke Rheinufer französisch wurde, sondern ob Frankreich ihm eine große Erwerbung in Italien zubilligte, und dann etwa noch die geistlichen Kurfürsten nicht völlig ausrottete. Da die Franzosen die italienische Abtretung weigerten, so stimmte Oesterreich in Rastadt natürlich gegen die französischen Begehren, und setzte sich damit in die tapferste reichspatriotische Haltung, unter häufigen Seitenhieben auf die weniger kriegsmuthigen Reichsstände: allerdings, wenn die Mehrheit der Deputation trotzdem einen nachgiebigen Beschluß faßte, so ließ ihn sich die kaiserliche Plenipotenz stillschweigend gefallen, da man immer noch die Möglichkeit hatte, nach der Vollendung des ganzen Friedensvertrages von dem kaiserlichen Veto Gebrauch zu machen. Es gelang nun, den Franzosen, die jetzt, nach Treilhard's Eintritt in das Directorium, durch drei Gesandte, Bonnier, Debry und Roberjeot, vertreten waren, einige Zugeständnisse abzupressen, die Linie des Thalwegs als Grenze, sowie den Verzicht auf Kehl und Castel, wogegen Deutschland die Abtragung der dortigen Festungswerke verhieß. Dann verhandelte man über Ehrenbreitstein, welchen Platz die Franzosen in offener Verletzung aller bisherigen Verträge, mit gewaffneter Blokade bedrängten. Die Gesandten erklärten auf jede Vorstellung darüber, daß dies eine militärische Sache sei, für welche sie keine Vollmacht hätten. Ueber die Schulden der abzutretenden Landschaften kam man in der Hauptsache zur Verständigung, ebenso über die von den Franzosen begehrte Abschaffung der Stromzölle; jedoch blieben bei beiden Gegenständen einige Einzelnheiten streitig. Endlich standen sich die beiderseitigen Forderungen schroff gegenüber in der Frage über die Behandlung der linksrheinischen Emigranten. Am 3. October faßten die Franzosen die noch vorhandenen Streitpunkte in einer drohenden Note zusammen, und wiesen jedes fernere Zugeständniß in derber Form zurück. Zwar antwortete darauf die Deputation am 6. November etwas entschlossener und würdiger als es sonst ihr Brauch war, aber die große Mehrzahl der Stände war doch für baldige Nachgiebigkeit, aus Kriegsfurcht, aus Mißtrauen gegen die Großmächte, aus Begier nach der hoffentlich reichen Entschädigung. Um diese eigennützige Leidenschaft der Stände vollends zu entflammen, kündigten die Franzosen schon jetzt die Absicht an, in kürzester Frist die Frage der Entschädigungen und der Säcularisationen zur Verhandlung zu bringen: dann am 6. December wiederholten sie ihre Octobernote als unabänderliches Ultimatum, und erklärten den Bruch des Congresses, wenn dieselbe nicht binnen sechs Tagen von der Deputation angenommen würde. Dies gab die Entscheidung. Nach einer äußerst

stürmischen Verhandlung sprach am 10. December die Deputation mit sieben gegen drei Stimmen die Annahme aus. Das erste Hauptthema, die Grenzregulirung war damit erledigt: man konnte jetzt zu der zweiten Aufgabe, den Entschädigungen und Säcularisationen, schreiten.

Eben dies aber um jeden Preis zu verhindern, war Thugut entschlossen. Seit der kurzen Anwesenheit des Grafen Cobenzl in Berlin hatte er sich der Hoffnung überlassen, hierbei Preußens Mitwirkung zu gewinnen; er baute auf jene flüchtigen Aeußerungen des Grafen Haugwitz, daß Preußen das System der Geldentschädigungen mit Ausschluß territorialer Aenderungen annehme; unter dieser Voraussetzung war er bereit, mit Preußen für Frieden und Neutralität des Reiches auch im Falle eines Bruches zwischen Oesterreich und Frankreich zusammen zu halten. Ende October bekundete Preußen den Kaiserhöfen seine befreundete Gesinnung, indem es den Gesandten derselben umfassenden Bericht über seine Verhandlungen mit Sieyès erstattete, der als Botschafter der Republik seit dem Juni in Berlin weilte. Es ging daraus hervor, daß Preußen unaufhörlich im deutschen Sinne für die zu Rastadt schwebenden Fragen gewirkt und dadurch in Paris den bittersten Verdruß hervorgerufen hatte. Sieyès hatte seinerseits das Mögliche geleistet, durch hochfahrendes und absprechendes Wesen, so wie durch mehrere auf Haugwitz's Beseitigung hinstrebende Intriguen die politische Divergenz zu offenem Gegensatz zu schärfen. Um so eifriger schritten die kaiserlichen Gesandten zu einer weitern Berathung, wie fortan die Neutralität des Reiches durch gemeinsame Vorkehrung zu decken sei. Sehr leicht verständigte man sich über die allgemeine Regel, daß Preußen den Norden, Oesterreich den Süden zu schützen habe. Dann aber entstand die Frage, ob bei einem französischen Angriff auf die eine Seite der Vertreter der andern thätigen Beistand leisten wolle, und hier entschied der König, daß er für die Deckung des Nordens mit der eignen Kraft auszureichen hoffe, für die Unterstützung des Südens aber schlechterdings keine Mittel habe. Die Russen beklagten lebhaft einen solchen Entschluß, eben weil er Preußen in die Coalition nicht einführte, sondern ihm eine besondere Stellung neben derselben zuwies. Thugut hätte umgekehrt nicht viel gegen denselben einzuwenden gehabt, weil er Preußens Hülfe so wenig wie dessen Feindschaft wünschte: desto schwerer fand er sich aber betroffen, als bei den weiteren Berliner Gesprächen die Rede wieder auf die Entschädigungen kam, und Haugwitz das System bloßer Geldzahlungen ohne Landerwerb mit höchster Entschiedenheit zurückwies. Vergebens erinnerte man ihn an die Verhandlung mit Cobenzl: er blieb dabei,

daß eine gesprächsweise hingeworfene Aeußerung bedeutungslos sei, und die preußische Regierung niemals Geldzahlung statt Landentschädigung genehmigen würde. Diese Erklärung war für Thugut entscheidend. Was half ihm nun die schönste Deckung der Reichsneutralität, wenn dann im Innern Preußen fortfuhr, an der Spitze sämmtlicher Erbfürsten das dem Kaiser Allverhaßteste, die große Säcularisation, zu begünstigen und damit ganz von selbst wieder in französische Beziehungen zu gerathen? Schon am 26. November beauftragte er den Grafen Cobenzl, Rußlands mächtigen Einfluß gegen das abscheuliche System territorialer Entschädigungen in Bewegung zu bringen. Am 13. December ging eine entsprechende Weisung nach Rastadt an Lehrbach ab, und zugleich wurde ihm „zu geheimer Wissenschaft und stiller Richtschnur" im Vertrauen eröffnet, daß die Umstände, welche bisher dem Kaiser die Erlangung des Friedens oder der Neutralität für das Reich erwünscht gemacht, sich völlig verändert hätten, und Sr. Majestät an diesen Dingen gar nichts mehr gelegen sei. Lehrbach empfing hienach den charakteristischen Befehl, immerhin den Schein eines händelsüchtigen Auftretens zu meiden, aber auch „sich nicht mehr als durchaus nöthig an den Laden zu legen", um Frieden oder Neutralität des Reiches zu bewirken. Als gleich nach dem Erlasse dieses Schreibens die Kunde von dem Deputationsbeschlusse des 10. December in Wien eintraf, erklärte auf Thugut's Antrag der Kaiser dem Reichskanzleramte, da er nach diesen Vorgängen durch entscheidende Schritte in das Mittel treten müsse, so begehre er Angabe der Maßregeln, welche er als Reichsoberhaupt, ohne andere Rücksicht als auf Pflicht und Würde, zu ergreifen habe, um solchen Nachtheil, so viel von ihm abhänge, fern zu halten. Es ergaben sich hieraus zwei Verfügungen an die kaiserlichen Gesandten in Rastadt, welche beide mit Sicherheit zum endlichen Bruche mit Frankreich hinführten, allerdings aber auch noch eine weite Zeitfrist bis zur Erklärung desselben offen ließen. Nach der einen sollte Lehrbach in der Deputation den Gedanken anregen, dem hungernden Commandanten von Ehrenbreitstein Vollmacht zum Bruch der Blokade zu geben; nach der andern würden Metternich und Lehrbach bei der Deputation einen Beschluß zu erwirken suchen, daß die Entschädigungsfrage als eine innere Angelegenheit des deutschen Reiches nicht vor dem Abzug der französischen Truppen vom rechten Rheinufer verhandelt werden könnte. Sollte wider Verhoffen die Deputation zu einem solchen Schritte nicht zu bringen sein, so würden die beiden Gesandten ihrerseits in dem angegebenen Sinne verfahren. Wie die

Dinge lagen, war hiermit thatsächlich die Auflösung des Congresses gewiß: allerdings aber konnten bei dem üblichen Arbeitsgange der Deputation noch einige Monate bis zur formellen Entscheidung verbracht werden und somit die kriegerischen Actionen nach dem Wunsche des Erzherzogs Carl bis zum Frühling verschoben bleiben.

Es zeigte sich übrigens mit dem Jahreswechsel auf allen Seiten, daß das letzte Wort nicht lange mehr zurückzuhalten war. Unmittelbar nach einander empfing Thugut eine französische Note an die Reichsdeputation vom 2. Januar 1799, welche das Einrücken russischer Truppen in die Reichslande als sofortigen Kriegsfall bezeichnete und durch die Deputation mit großer Beängstigung dem Regensburger Reichstag überliefert wurde, sodann aber eine russische Eröffnung vom 31. December 1798, durch welche Paul die Rückberufung seiner Truppen ankündigte, wenn Oesterreich nicht seinem unerträglich gewordenen Zaudern entsage, dem nutzlosen Rastadter Congresse ein Ende mache und offen in die kriegerische Thätigkeit eintrete. Nach den eben erzählten Berliner und Rastadter Vorgängen war Thugut's Antwort nach beiden Seiten hin im Voraus gegeben. Von der französischen Note nahm er am 10. Januar Anlaß, nach Petersburg die Versicherung zu senden, daß Rosenberg's Marsch zur Innlinie dadurch nicht eine Stunde lang verzögert werden würde; es komme nur darauf an, in Regensburg jeden unliebsamen Beschluß zu verhüten, und leider sei es gewiß, daß Preußen, Zweibrücken, Hessen, ja vielleicht selbst Hannover dort im Sinne der Reichsneutralität, und mithin gegen den Einmarsch der Russen stimmen würden; es sei also dringend wünschenswerth, daß Paul seine Gesandten in Berlin, Dresden, London mit höchstem Nachdrucke auftreten lasse, und vor Allem wichtig würde eine weitere, hiermit beantragte Maßregel sein, die Sendung eines zweiten russischen Heeres von 60,000 Mann nach Deutschland. Die bloße Ankündigung desselben würde alle Schlechtgesinnten und Franzosenfreunde im Reiche mit Schrecken erfüllen. Offenbar war für den französischen Krieg nichts zweckmäßiger als dieser Vorschlag, offenbar aber auch nichts verkehrter für die große Sache als die Motivirung desselben durch die angebliche preußische Böswilligkeit. So lange Thugut seinerseits auf die Reichsneutralität bedacht gewesen, hatte er Monate lang sittliche Entrüstung über Preußen zur Schau getragen, weil es nur für Norddeutschland und nicht für das ganze Reich den Schutz der Neutralität übernehmen wollte: jetzt, als er auf dieselbe keinen Werth mehr legte, suchte er Preußen anzuschwärzen, weil es vielleicht gegen den offenen Bruch derselben —

und dies war der Einmarsch der Russen ohne Zweifel — in Regensburg stimmen würde. Er that dies aber in demselben Augenblicke, in welchem Thomas Grenville mit Preußen die Unterhandlung über dessen Theilnahme am Kriege beginnen sollte: auf's Neue bekundete er somit seinen Entschluß, nach besten Kräften Preußens Beitritt zur Coalition zu erschweren und jede nähere Beziehung zwischen Berlin und Petersburg zu hintertreiben.

Ganz in diesen Zusammenhang gehörten auch die wiederholten Anklagen gegen Zweibrücken. Es war sehr richtig, daß Herzog Max Joseph viel eifriger zu Preußen als zu Oesterreich hielt, aus dem einfachen Grunde, weil er der nächste Erbe des Kurfürsten von Baiern war und sehr wohl wußte, wie oft ihn Preußen gegen Oesterreichs baierische Annexionsversuche geschützt hatte. Auch in Campo Formio hatte Oesterreich Baiern bis zum Inn sich von Frankreich zusagen lassen, dann aber bei seiner Unterhandlung mit Preußen wieder darauf verzichtet, falls der König sich gleich uneigennützig in Bezug auf deutschen Landerwerb zeigen wolle. Bei Kaiser Paul's bekannten Gesinnungen war es ohnehin gewiß, daß man von ihm nicht nur keine Unterstützung, sondern bestimmten Widerspruch bei jedem Versuche gegen Baiern zu erwarten hatte. Jetzt aber war in Petersburg hinsichtlich Baierns eine unvermuthete Wendung eingetreten. Am 18. December berichtete Cobenzl von einem heftigen Zorne Paul's gegen Baiern. Der Kaiser war fort und fort begeistert für sein Großmeisterthum im Malteser-Orden; da kam ein Gerücht nach Petersburg, daß das baierische Malteserprioriat gegen die Absetzung Hompesch's Protest erhoben habe, und Paul befahl auf der Stelle, die ganze baierische Gesandtschaft fortzujagen. Mit Mühe setzte Fürst Besborodko einen Aufschub bis zu näherer Feststellung des Thatbestandes durch. Aber schon in der folgenden Woche konnte Cobenzl weiter melden, daß der Protest wirklich erfolgt sei, und Paul darauf seinen Gesandten aus München abberufen, und eine entsprechende Weisung an den baierischen Gesandten in Petersburg erlassen habe. Unter solchen Umständen konnte in Wien die Aussicht erscheinen, vielleicht Rußlands Zustimmung für Erwerbungen in Baiern doch zu erlangen. Nur war es dann doppelt wünschenswerth, daß in dem Rathe der Coalition der ewige Beschützer Baierns, daß Preußen keine Stimme hatte, und um so mehr fand sich Thugut in dem Streben bestärkt, Preußen von der Theilnahme am Bunde fern zu halten. Zweibrücken, Hessen-Cassel und andere Mitglieder der preußischen Partei, meldete er am 10. Januar nach Petersburg, suchen eine Liga deutscher

Reichsstände zu bilden, um das Reich den Franzosen zu überliefern und sich saftige Entschädigungsstücke zu sichern; ohne eine höchst wirksame Dazwischenkunft Rußlands ist ein innerer Krieg in Deutschland und die Beherrschung des Reiches durch die Franzosen gewiß. Es war immer derselbe eigensinnige Haß. Den Kaiser Paul gegen Preußen aufzureizen, erschien Thugut als die nöthigste Vorbereitung des französischen Kriegs. Man mag ihm zugeben, daß Preußens Fernbleiben möglicher Weise eine angenehmere Vertheilung der Siegesbeute erleichterte; wäre man nur auch des Sieges ohne preußische Bundeshülfe ebenso sicher gewesen!

Thugut ertheilte sodann auf jene drängende Aufforderung Paul's eine sehr gemessene Antwort, welche den russischen Argwohn beschwichtigen mußte, ohne deshalb Oesterreichs Vorgehen thatsächlich zu beschleunigen. Nachdem er die Ausstreuungen über geheime Verständnisse zwischen Wien und Paris noch einmal nachdrücklich zurückgewiesen, gab er dem russischen Gesandten im Auftrage des Kaisers die officielle Erklärung: daß Se. Majestät fest entschlossen sei, die Waffen zu ergreifen und die Feindseligkeiten zu eröffnen, sobald die Jahreszeit dies gestatte und die Verbündeten über einen Gesammtplan ihrer Operationen sich näher verständigt hätten. Thugut bat jedoch die russische Regierung, einstweilen diesen fortan unabänderlichen Beschluß Oesterreichs geheim zu halten, bis letzteres seinen Subsidienvertrag mit England zu günstigem Abschlusse gebracht hätte. In Bezug auf den Rastadter Congreß ging am 24. Januar eine Weisung an Cobenzl ab, das vollkommene Einverständniß des Kaisers mit Paul's Auffassung zu erklären. Bereits sei die Sprengung des Congresses durch jenen Antrag auf Abzug der Franzosen vom rechten Rheinufer eingeleitet, und wenn Kaiser Franz noch keinen weiteren Schritt gethan, so sei dies nur aus der unerläßlichen Rücksicht auf jenes Treiben der preußischen Partei geschehen. Indem Thugut hiemit endlich in unzweideutiger Weise Stellung nahm, gelangte er sofort zu einem militärischen Entschlusse, welcher ebenso bezeichnend für seine Beurtheilung des österreichischen Heerwesens als bedeutungsschwer für den Verlauf des kommenden Krieges war. Man hatte in Wien große Hoffnungen auf die Talente des Oberfeldherrn in Italien, des Prinzen Friedrich von Oranien, gesetzt; eben jetzt aber kam die Trauerkunde, daß der kräftige Mann durch plötzliche Krankheit dahin gerafft worden, und die Frage entstand, wer zu seinem Nachfolger zu ernennen sei. Der Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph, ein jüngerer Bruder des Kaisers, war im Begriffe,

nach Petersburg zu reisen, um sich nach Paul's lebhaftem Wunsche mit dessen Tochter zu verloben, und so erschien es als eine Freundlichkeit gegen den Zaren, den künftigen Schwiegersohn desselben durch ein so wichtiges Commando auszuzeichnen. Leider verstand der junge Prinz nicht das Geringste vom Kriegsdienste, und demnach kam wieder Alles auf die Wahl des Officiers an, welcher unter Joseph's Namen die wirkliche Führung empfangen sollte. Hier hatte denn Thugut das Verdienst, mit Hintansetzung jeder sonstigen Rücksicht seinen Blick auf den militärisch Tüchtigsten zu lenken, auf einen Mann, welcher nicht dem österreichischen Heere angehörte, und damals von seinem eigenen Kriegsherrn in Ungnade aus dem thätigen Dienste entfernt war, auf den Türken- und Polensieger Feldmarschall Suworoff. Ohne Zweifel ließ sich Manches gegen den Vorschlag einwenden: von allen Heeren kam für Thugut's Politik auf das italienische das Meiste an; durfte man gerade hier den Oberbefehl einem Ausländer anvertrauen? und war der Schritt nicht doppelt gewagt bei dem persönlichen Charakter sowohl des Marschalls als seines kaiserlichen Herrn? Aber Thugut rechnete darauf, daß eine für den russischen Stolz so schmeichelhafte Aufforderung den Kaiser Paul um so fester an das österreichische Bündniß anschließen würde, und vor Allem, nach all der schlaffen Kriegführung der früheren Jahre, nach aller Zögerung und Kleinmüthigkeit der letzten Zeit durstete er, einmal zum Kampfe entschlossen, nach raschen und kräftigen Schlägen, so daß er trotz jedes Bedenkens nach dem Manne griff, an dessen wilder Energie kein Zweifel war. Es kam dazu, daß nach dem Sturze Piemonts und Neapels die österreichische Armee in Venetien einer ansehnlichen Verstärkung bedurfte, und Thugut auf den Gedanken gekommen war, ihr dieselbe in dem russischen Hülfscorps Rosenberg zu liefern, und, wenn Paul es genehmigte, auch dem zweiten russischen, nach Neapel bestimmten, Corps Hermann dieselbe Bestimmung zu geben. Allerdings wollte er auch in Deutschland die Russen nicht entbehren. Da sich aber die Unterhandlung mit Preußen aussichtslos hinschleppte, so blieb der dorthin bestimmte Heertheil von 45,000 Mann unter Fürst Gallizyn, später General Nummsen, verfügbar, und Thugut hatte alle Aussicht, denselben für den deutschen Kriegsschauplatz zu erlangen. Alle diese Anträge wurden am 31. Januar 1799 an Cobenzl nach Petersburg abgesandt.

Der Botschafter athmete auf, als er sie empfing. Denn allerdings, es war die höchste Zeit, Paul's ungeduldiges Mißtrauen durch ein bestimmtes Wort zu beschwichtigen, wenn man nicht die Zertrümmerung

des ganzen Bündnisses befahren wollte. Die Leidenschaften des Kaisers waren in lebhafterer Bewegung denn je. Nachdem Fräulein Lapuchin ihm einige Monate lang Widerstand geleistet, hatte sie endlich dem stürmischen Bewerber ihre Gegenliebe gestanden, und seitdem lebte Paul in einem Zustande fortdauernder Exaltation. Als die Geliebte einmal erkrankte, wich er zwei Wochen lang weder bei Tag noch bei Nacht von ihrem Bette. Nachdem er erfahren, daß Dunkelroth ihre Lieblingsfarbe war, mußte die ganze Armee ihre alten ruhmreichen Fahnen mit neuen dunkelrothen vertauschen; die Malteser-Ritter erhielten dunkelrothe Schärpen, die berittenen Garden dunkelrothe Uniformen, die Kammerdiener dunkelrothe Livreen. Bei Hoffesten hatte die Dame den ersten Rang nach den Großfürstinnen; der Ceremonienmeister, der am Neujahrstage diesen Befehl nicht verstanden hatte, wurde öffentlich von dem Kaiser mißhandelt. Vater Lapuchin empfing ein polnisches Gut mit 7000 Bauern und 80,000 Rubeln Einkünften, und wurde bald nachher in den Fürstenstand erhoben. Die Kaiserin und Großfürst Alexander waren in öffentlich erklärter Ungnade, und wer für ihren Freund galt, wurde vom Hofe und aus der Hauptstadt fortgewiesen. Auf die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten wirkte dieses Treiben höchst ungünstig zurück. Nicht als ob die Lapuchin unmittelbar eingegriffen; sie hatte kein Interesse für die auswärtigen Fragen, und in den inneren Angelegenheiten ließ Iwan Kutaisoff ihren Einfluß nicht aufkommen; so daß sie denn bald genug mit ihm im bittersten Hader stand, und dem großen Zaren der häusliche Krieg den Kopf noch viel heißer machte, als der europäische. Paul erfuhr, was jeder sittenlosen Ausschweifung als unerbittliche Strafe gesetzt ist: von dem einen Punkte aus wurde der ganze Mensch demoralisirt. Der Fleiß, womit er bisher sich wenigstens einigen Zweigen des Dienstes gewidmet hatte, verschwand; seine Liebe ließ ihm nur wenige Stunden für die Geschäfte frei, und seine Reizbarkeit und Hitze wurde durch den unaufhörlichen Wechsel von Sinnenrausch, Verdruß und Gewissensnoth unendlich gesteigert. Gegen Oesterreich hatte er sich allmählich mit verbissenem Grimme erfüllt. Jede neue Hiobspost aus Neapel setzte ihn in stärkere Wallung; er war geradezu empört über die verrätherische Theilnahmlosigkeit des Wiener Hofes. Dann vernahm er, daß seine Wahl zum Großmeister des Malteser-Ordens in Wien für ungesetzlich gehalten werde, was denn allerdings nicht zu leugnen war, nur daß Thugut schlechterdings an keine thätliche Gegenmaßregel gedacht hatte: aber schon, daß Oesterreich es an entzücktem Beifall mangeln ließ, stachelte seine Erbitterung. Cobenzl be-

richtete eines Tages, daß binnen drei Monaten viermal von der Rückberufung des Hülfscorps die Rede gewesen, nicht mehr als viermal. Auch darin zeigte sich Paul's zornige Stimmung, daß er seinen Wiener Gesandten, Rasumowsky, abzuberufen beschloß, weil er unter Thugut's Einfluß die nöthige Selbständigkeit vermissen lasse.

Unter solchen Umständen war denn freilich der kriegerische Entschluß in Wien in hohem Grade dringlich gewesen, und die langersehnten Erklärungen vom 24. und 31. Januar hatten die erquicklichste Wirkung. Paul bewilligte auf der Stelle die Verwendung Rosenberg's und Hermann's in Oberitalien, so wie den Vormarsch Gallizyn's nach Deutschland, auch für den Fall, daß Preußen neutral bleibe, und fügte dem letzteren aus eigenem Antrieb Condé's Emigrantencorps, 7000 Mann, hinzu. Noch mehr besserte sich seine Laune, als Cobenzl Anzeige machen konnte, man denke in Wien eine Generalversammlung aller Malteser-Zungen zu veranstalten, welche die in Petersburg gefaßten Beschlüsse in gesetzlicher Form zu wiederholen hätte. So nahm er den Erzherzog Joseph mit väterlichem Wohlwollen auf, und mit allseitigem Einverständniß wurde die Verlobung feierlich begangen; auch Rasumowsky wurde, zu großer Befriedigung des Wiener Hofes, wieder zu Gnaden angenommen. Nicht weniger schmeichelte der Gedanke, einen russischen General an der Spitze der Oesterreicher in Italien zu sehn, dem Selbstgefühle des Kaisers; nur daß man sich gerade Suworoff ausbat, war ihm nicht angenehm. Der alte Krieger hatte sich über die große Heeresreform, welcher Paul den frischen Eifer seiner ersten Regierungsjahre widmete, mit geringer Ehrfurcht ausgesprochen; er hatte sich dann wiederholt über kleine Dienstvorschriften hinweggesetzt, und durch die Fassung einzelner Berichte das Mißfallen des Kaisers erregt. Paul ließ ihm darüber zuerst gelinde Mahnungen und endlich einen plumpen Verweis zukommen, welchem gleich nachher die Versetzung des Generals in den Ruhestand folgte. Bei dem Beginn des französischen Krieges, im October 1798, berief Paul den alten Helden nach Petersburg, um ihn zum Wiedereintritt zu bestimmen; jetzt aber versagte Suworoff seinerseits, und bat um die einzige Gnade, wieder in sein Dorf zurückgehen zu dürfen. Paul konnte nicht umhin, zu gewähren, war aber äußerst verdrießlich und wurde in seiner Stimmung nicht gebessert, als Suworoff, was er ihm abgeschlagen, der österreichischen Aufforderung mit stolzer Freude bewilligte. Der Kaiser sagte den Oesterreichern: „Ihr habt Suworoff gefordert; ich habe ihn Euch sofort gegeben, wie er ist; steht Ihr Euch schlecht dabei, so ist es nicht meine

Schuld. Ich hätte Euch auch einen Andern gegeben, wenn Ihr ihn begehrt hättet. Ich hatte über ihn zu klagen, indessen seit einem Jahre benimmt er sich gut, und ich denke nicht mehr daran.“ Aber trotz dieses gnädigen Vergebens und Vergessens schrieb er dennoch dem General Hermann, er möge, falls Suworoff den Oberbefehl erhalte, wohl Acht auf dessen Unternehmungen haben, die leicht zum Schaden der Truppen ausfallen könnten, wenn er sich von seinen vorgefaßten Ideen zu weit fortreißen lasse. Obgleich er, bemerkte Paul, zu alt für einen Telemach ist, so seien Sie doch sein Mentor, um seine Hitze und Kühnheit zu mäßigen. Seinerseits sprach Suworoff dem Grafen Cobenzl sein dankbares Entzücken über das ihm bewiesene hohe Vertrauen aus, bemerkte aber gleich dabei, daß er unumschränkte Vollmacht erwarte; ich greife, sagte er, den Feind an, wo er es am wenigsten vermuthet; das wäre aber unmöglich, wenn ich an die Weisungen des Hofkriegsrathes gebunden bliebe. Cobenzl, ohne Instructionen über die Frage, begnügte sich, in allgemeinen Wendungen dem greisen Krieger die besten Aussichten zu eröffnen, und in größter Eile reiste darauf der Feldmarschall Ende Februar nach Wien ab.

So schien denn Alles auf das Erfreulichste zu stehn. Hermann, Condé und Gallizyn setzten ihre Heertheile in Bewegung zur Reichsgrenze; der Petersburger Hof strahlte in dem Glanze der Verlobungsfeste, und Paul überbot sich in Betheuerungen des Eifers, mit dem er die Anstrengungen seines intimen Alliirten zu unterstützen gedenke. Allerdings, inmitten dieser schönen Dinge blieben auch die Mahnungen an die Unsicherheit des Bodens nicht aus, auf welchem damals die Hoffnungen der großen Allianz emporwuchsen. Am 16. Februar 1799 starb in München der alte Kurfürst Carl Theodor, nachdem er kurz vorher den Befehl gegeben, seinen Truppenstand auf 30,000 Mann zu bringen und diese Streitkräfte mit den Oesterreichern zu vereinigen. Es trat ein, was für Thugut widerwärtig im höchsten Grade war, die Thronfolge Max Joseph's von Zweibrücken, des Prinzen, den man in Wien für den erklärten Genossen nicht bloß Preußens, sondern auch des französischen Directoriums hielt, so daß man auf der Stelle die Mittel erwog, wie man seine Feindseligkeit am Gründlichsten unschädlich machen könnte. Zu solchen Entwürfen paßte es übel genug, daß in denselben Tagen Fürst Besborodko den Grafen Cobenzl mit großer Erregung über ein Gerücht befragte, nach welchem Oesterreich den Preußen die Niederlande überlassen und dafür sich selbst Baiern aneignen wollte: der russische Minister sprach mit großem Nachdrucke die Hoffnung aus, daß

dieses Gerede grundlos sein möge, und war höchlich zufrieden, als Cobenzl mit Unwillen den Widersinn einer solchen Erfindung hervorhob. In der That bestand damals in Wien nicht ein förmlicher und fertiger Plan für die Einverleibung Baierns; aber erfreulich war es auch dann nicht, den intimen Alliirten mit so unnöthigem Pochen gegen die Möglichkeit jedes derartigen Gedankens sich erheben zu sehn. Ebenso wenig angenehm erschien auf einer andern Seite der Umstand, daß der neapolitanische Gesandte, Serra Capriola, mit inständigem Bitten dem Kaiser Paul anlag, das Hermann'sche Corps nicht, wie er es Oesterreich zugesagt, nach Oberitalien zu senden, sondern es bei seiner ursprünglichen Bestimmung nach Neapel zu belassen, und daß Paul, trotz der einleuchtenden Unzweckmäßigkeit der Sache, dadurch in wochenlanges Schwanken gerieth, und nur mit Mühe bei seinem letzten Worte festgehalten wurde. Je entschiedener Thugut auf italienische Erwerbungen dachte, je dringender er also auf diesem Kriegsschauplatz freie Hand zu haben wünschte, desto verdrießlicher war die Wahrnehmung, daß das Treiben eines kleinen Hofes wie Neapel bei Paul geraume Zeit hindurch den verständigsten Wünschen Oesterreichs Schach zu bieten vermochte. Genug, so schön für Oesterreich der gegenwärtige Augenblick in Petersburg war, so wenig konnte man, im Großen wie im Kleinen, auf den nächsten rechnen.

Eine äußerst bittere Enttäuschung erlebte gleichzeitig der Wiener Hof von Seiten des andern großen Kampfgenossen, Englands. Wie wir wissen, war bis dahin die Erneuerung des alten Bündnisses stets an dem unglückseligen Anleihevertrag von 1797 gescheitert, dessen Anerkennung von England ebenso hartnäckig gefordert, wie von Oesterreich verweigert wurde. Nachdem Thugut hundert vergebliche Zänkereien darüber mit Sir Morton Eden gehabt, hatte er endlich Cobenzl beauftragt, unter Besborodko's Vermittelung sein Heil bei Lord Whitworth zu versuchen, und wirklich war dieser in eine Unterhandlung eingetreten, welche in vermittelnden Formen die Möglichkeit einer englischen Subsidie für Oesterreich eröffnete und in Wien bereits die Herzen mit lebhafter Hoffnung erfüllte. Allein als nun Lord Whitworth die von ihm getroffene Abrede nach London berichtete, kam umgehend die völlig ablehnende Erklärung seines Ministers; der Gesandte empfing einen nachdrücklichen Tadel, daß er bei den ihm wohlbekannten Gesinnungen seines Hofes sich so weit eingelassen, und es blieb bei dem alten Satze, daß vor der Bestätigung des Anleihevertrags an kein Bündniß mit Oesterreich und an keine Subsidie für dasselbe zu denken sei. Ja, um diesen Entschluß

mit möglichster Schärfe auszudrücken, sollte Lord Whitworth den Russen ankündigen, daß die für Gallizyn verheißene Subsidie nur bei seinem Zusammenwirken mit Preußen eintreten, aber wegfallen würde, wenn er zur Unterstützung Oesterreichs nach Süddeutschland marschire. Es war eine traurige Einleitung zu dem beginnenden Kriege. Daß man bei dem gemeinsamen Kampfe im einzelnen Falle militärische Abreden zu möglichst kräftigem Zusammenwirken nehmen würde, verstand sich freilich unter allen Umständen von selbst. Aber wie weit war man von einer vollen Einigkeit, von einer allseitigen Verständigung über Zweck und Mittel entfernt, der ersten Bedingung bei jeder Coalition für sicheres Gelingen! Vollends aber für den wichtigsten Nerv der Kriegführung, für die Finanzen, blieb Thugut schlechterdings auf die eigenen mageren Mittel beschränkt.

Und gerade während er allen diesen Verdruß zu bewältigen hatte, führte das Drängen des Gegners in reißender Schnelligkeit den offenen Bruch herbei. Auf die französische Note vom 2. Januar, welche das Einrücken der Russen in das deutsche Reich als Kriegsfall bezeichnet hatte, war aus Wien keine Aeußerung erfolgt, vielmehr hatte Thugut wie die Deputation die Antwort dem Regensburger Reichstage anheimgestellt. Hier kam denn nach vielfacher Erwägung der Beschluß zu Stande, daß dem Reichstage überall nichts von russischen Truppen im Reiche bekannt sei, und mithin eine Antwort auf die Note erst dann ertheilt werden könnte, wenn die erbetenen weiteren Instructionen nach Regensburg gelangt wären. Auf französischer Seite war der Uebermuth gestiegen durch die eben eintretende Capitulation des ausgehungerten Ehrenbreitstein, und so erklärten am 31. Januar die Gesandten in Rastadt der Reichsdeputation, daß sie jede sonstige Unterhandlung bis zur Beantwortung ihrer letzten Note aussetzen müßten, und was wichtiger war, sie eröffneten dem Grafen Lehrbach, daß die Republik der Anwesenheit der russischen Truppen auch in den österreichischen Erblanden nicht länger ruhig zusehen könne, sondern, falls der Rückmarsch des Rosenberg'schen Corps nicht binnen vierzehn Tagen angeordnet sei, lediglich Oesterreich für den Wiederausbruch des Krieges verantwortlich mache.

Dagegen ließ sich völkerrechtlich wenig einwenden. Nachdem Kaiser Paul sich in erklärten Kriegsstand gegen die französische Republik versetzt hatte, war die Aufnahme seiner Regimenter als Bundesgenossen und Hülfstruppen in Oesterreich ein Act, welcher der unzweideutigsten Erläuterungen bedurfte, um nicht als offene Feindseligkeit gegen

Frankreich zu gelten. Formell war der erste Schritt zum Friedensbruch, wie im August durch Rußland, so jetzt durch Oesterreich gethan worden. Auf wessen Seite die wirkliche Verschuldung lag, darüber ist nach unserer ganzen bisherigen Darstellung jede Bemerkung überflüssig. Thugut würdigte das französische Ultimatum keiner Erwiederung; die in demselben gestellte Frist lief am 14. Februar ab, und wenige Tage später überschritten die französischen Divisionen bei Mannheim, Straßburg und Basel den Rhein. Zugleich eröffneten jedoch die Gesandten in Rastadt der Deputation, daß diese Maßregel von dem Directorium nur nothgedrungen, zur besseren Deckung gegen etwaige Feindseligkeiten der Oesterreicher, verfügt worden sei; Frankreich sei fortdauernd bereit, mit dem deutschen Reiche in Freundschaft zu bleiben, und die begonnene Friedensunterhandlung zu gedeihlichem Abschlusse zu führen. In demselben Sinne redete die französische Regierung auch in der Botschaft, durch welche sie am 12. März von den Räthen die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen, so wie gegen den Großherzog von Toscana begehrte und erlangte. Mit Deutschland, sagte sie, wünsche sie in Frieden zu bleiben; leider sei zu besorgen, daß es dem Ehrgeize Rußlands und der Hinterlist Englands zum Opfer fallen werde, nachdem der deutsche Kaiser sich zum Helfershelfer des russischen Zaren erniedrigt habe. Erzherzog Carl, welcher damals ungefähr 80,000 Mann am Ufer des Lech versammelt hatte, antwortete den Manifesten der französischen Generale am 3. März durch eine Erklärung, welche die Reihe der feindlichen Rechtswidrigkeiten, Gewaltthaten und Vertragsbrüche aufzählte und zur Beleuchtung jener Freundschaftsworte an das deutsche Reich mit großem Nachdruck das herrische und beleidigende Verfahren der französischen Botschaft in Rastadt charakterisirte. Am 5. März ging seine Vorhut, am 9. sein Hauptheer über den Lech, um mit gewaffneter Hand den französischen Vorstoß zurückzuwerfen. Der Krieg der zweiten Coalition begann.

Aeußerlich betrachtet, war es eine höchst imposante Machtanhäufung, welche sich gegen die französische Republik und deren Vasallen in Bewegung setzte. Neben einander rückten Germanen, Slaven und Türken in das Feld; das katholische Oesterreich und das protestantische England, das griechische Rußland und die Kämpfer des Islam suchten denselben Feind zu treffen: während auf der andern Seite das revolutionäre Frankreich sowohl die Holländer und Schweizer als die Italiener und Spanier um seine Fahnen geschaart hatte und mit starker Hand zusammenhielt. Noch immer trug das französische Directorium die

stolze Losung der Freiheit und Gleichheit für Alle, die Verbrüderung der Völker, die Ausrottung aller durch Königthum, Adel und Clerus erzeugten Uebelstände vor sich her. Dagegen wiesen seine Widersacher auf die Rechtsverletzungen und Plünderungen der angeblichen Freiheitsschwärmer und waren stolz in dem Bewußtsein, für den rechtmäßigen Besitzstand und die zertretene Unabhängigkeit der Nationen zu streiten. Vergleicht man diesen neuen Kampf mit dem ersten Revolutionskriege, so tritt bei beiden Parteien eine bemerkenswerthe Wandlung hervor. Im Jahre 1792 eröffnete das französische Volk seinen Angriff in begeistertem Glauben an die von ihm verkündete Weltbefreiung, die von ihm bedrohten Regierungen dagegen dachten an keine politischen Grundsätze, sondern hatten nur die Benutzung des Anlasses zur Verstärkung ihrer äußern Macht im Sinne. Gerade umgekehrt stand es zu großem Theile im Jahre 1799. Der Masse des französischen Volkes war das Wort Freiheit ein leerer, beinahe widerlicher Schall geworden, und auch seine Beherrscher benutzten es nur noch als hergebrachten Vorwand oder demagogisches Mittel zu weiterem Landerwerb. Dafür waren innerhalb der Coalition der russische Kaiser ganz ausschließlich, und die englische Regierung in vorwiegendem Maße, durchdrungen von dem Eifer für conservative Politik in des Wortes umfassendster Bedeutung. Ihr Bund sollte absehen von den niedrigen und selbstsüchtigen Machtinteressen, und sich ausschließlich den Sturz der frevelhaften Umwälzung und Neuerung zum Ziele setzen. Der Papst und die italienischen Fürsten, die Schweizer Patricier und die holländischen Provinzialstände sollten hergestellt, die geistlichen Staaten Deutschlands und durch sie das heilige römische Reich in dem alten Bestande erhalten werden. Da man alle legitimen Rechte, der Großen wie der Kleinen, zu beschützen dachte, sollte in nothwendiger Folgerung jeder Genosse des Bundes jeder eigennützigen Absicht entsagen.

War dies nun ein streit- und lebensfähiges Programm? Man wird es schwerlich behaupten können.

Ohne Zweifel wäre es vortrefflich gewesen, wenn man den großen Zweck des Krieges, die Bändigung der erobernden Revolution, vor dem kleinlichen Hader habgieriger Sonderinteressen sicher gestellt hätte. Dazu aber war einmal der absolute Verzicht auf jede Vergrößerung nicht nöthig; er zeigte sich auch von Anfang an nicht möglich, denn bereits hatte man Oesterreich halbe Zusicherungen italienischen Erwerbes gemacht, und bot, wie wir sehen werden, Preußen für seinen Beitritt lockenden Gewinn am Niederrheine an. Jedenfalls aber hätte, wenn man

volle Uneigennützigkeit begehrte, dieselbe allseitig sein müssen. Allein England, wie wir wissen, war sehr entschlossen, einige der eroberten Colonien zu behalten, und Paul dachte wenigstens als Großmeister der Johanniter die Insel Malta für sich und seine Nachfolger zu behaupten. Die zu Campo Formio festgestellten Grenzen wollte keine Partei mehr anerkennen; aber etwa auf den Besitzstand von 1791 zurückzugehen, wie es das Princip des legitimen Rechtes im Grunde erfordert hätte, dazu war am wenigsten Kaiser Paul geneigt, der eben im Beginne des Krieges alle polizeilichen und militärischen Maßregeln zur Erhaltung seiner polnischen Herrschaft erheblich schärfte. Kurz, wie die Dinge und die Menschen einmal beschaffen waren, mußten im Falle des Sieges ganz unvermeidlich bedeutende Umgestaltungen der territorialen Besitzverhältnisse vorgenommen werden, und so blieb als der wirkliche Kern der gepriesenen Uneigennützigkeit zuletzt nur die gebieterische Erklärung Paul's zurück, daß die künftige Vertheilung der Beute überall nach seiner höchsten Entscheidung zu regeln sei, ein Verfahren, welches geringe Hoffnung für die bleibende Eintracht unter den Verbündeten gab.

Noch stärker ist ein weiteres Moment zu betonen. Es ist eine alte Erfahrung, daß bei den Kämpfen menschlicher Leidenschaften nothwendig eine Erhitzung die andere, daß jede Ueberspannung des einen Princips die des entgegengesetzten hervorruft. Diese traurige Thatsache erschien 1799 in vollem Maße. Gegen das revolutionäre Zerrbild der Freiheit erhob sich als conservatives Gegengift die blinde Bewahrung des Alten, ohne irgend eine Frage nach seinem innern Werthe. Für die Bedrängniß der Römer hatte man kein anderes Heilmittel, als die Herstellung der Priesterherrschaft, welche das Volk in Armuth, Unwissenheit und Erschlaffung geworfen hatte. In Deutschland, wo man murrend aber unthätig die Abreißung des Grenzlandes geschehen ließ, griff man zum Schwerte, um die geistlichen Staaten zu erhalten, die mit wenigen Ausnahmen die faulen Flecken am Körper des Reiches und seit Jahrhunderten für die Franzosen so freundliche, so bequeme Nachbarn waren[1]). Wer ein Herz für das nationale Gedeihen und Verständniß für dessen Bedingungen besaß, hätte gerade umgekehrt verfahren müssen. Unverletzlichkeit der Grenze und Reform im Innern wäre die zutreffende Losung gewesen. Mit der vollständigen Säcularisation hätte man die Mittel gewonnen, alle Sonderinteressen auszu-

[1]) Des voisins si doux, si commodes. Thiers.

gleichen, und die Gesammtkraft des Reichs zum Grenzschutze zu sammeln; man hätte damit der französischen Eroberung ihren verführerischen Vorwand entzogen, daß sie dem deutschen Volke für den Augenblick zwar einige Unbequemlichkeit, für die Zukunft aber den wichtigsten innern Fortschritt brächte. Allein wir haben gesehen, in wie gründlich anderer Richtung sich Thugut's Gedanken bewegten. Im eigenen Staate hatte er Sinn und Interesse für innere Reformen, dagegen dachte er draußen im Reiche nur an eine möglichst starke österreichische Clientel, und beschützte demnach die fürstlichen Prälaten, obgleich sie für Deutschland der Schwindelhafer im Weizenfelde waren. So ist es unmöglich, hier bei dem Beginne des gewaltigen Krieges sich bedingungslos für das Streben der einen oder der andern Partei zu begeistern. Mochte der Ausgang sein wie er wollte, in keinem Falle hatte unser Vaterland einen Grund zu besonders freudigen Hoffnungen. Der Sieg der Franzosen bedrohte es mit dem Verluste der nationalen Unabhängigkeit, der Sieg der Coalition mit der Verewigung der feudalen und klerikalen Anarchie, welche man das heilige römische Reich nannte.

Während nun die ersten Gefechte bereits ihren Donner in Schwaben und den Bündner Thälern wiederhallen ließen, erlebte Thugut an zwei wichtigen Stellen noch eine diplomatische Wendung, die allen bisherigen Bestrebungen seiner Politik auf das Genaueste entsprach. Er hatte sich beeilt, gleich nach Max Joseph's Thronbesteigung neue und verstärkte Klagen über dessen niedrige Gesinnung in Petersburg zu erheben. Anfangs begnügte sich Besborodko mit der Verheißung, in München die kräftigsten Vorstellungen machen zu wollen; sollte übrigens, erklärte er, Oesterreich bei diesem Anlasse mit Preußen in Weiterungen gerathen, so würde Rußland auch nach dieser Seite seiner Verpflichtungen eingedenk sein. Bald aber kam die Sache in einen kräftigeren Schwung. Der baierische Kurfürst wagte es, an Paul's verletzlichste Stelle zu rühren, indem er in Baiern den Malteser-Orden aufhob und die Güter desselben einzog. Sofort gab Paul den Befehl, daß der baierische Gesandte, der trotz der früheren Ausweisung sich noch in Petersburg aufhielt, binnen zwei Stunden abzureisen, und daß das Condé'sche Corps sich eiligst zur Besetzung Baierns in Marsch zu setzen habe. Er wollte ohne Weiteres die Kriegserklärung gegen Baiern erlassen und forderte Cobenzl auf, seine Regierung zu demselben Schritte zu bestimmen. Darüber kam dann aus Wien der Vorschlag, zur Sicherung gegen die französischen Neigungen des Kurfürsten die baierischen Lande in militärischen Gewahrsam zu nehmen und die baierischen Truppen zu ent-

waffnen; um jeden Schein von eigennützigen Hintergedanken zu vermeiden, bat Thugut, daß Kaiser Paul diese heilsame Maßregel durch russische Truppen in Vollzug setzen möge. Mit tausend Freuden gab Paul dazu seine Einwilligung. In Wahrheit war der Lärm im höchsten Grade übertrieben. Max Joseph war nicht weiter französisch gesinnt, als ihm dies die Abwehr der vermutheten österreichischen Eroberungspläne rathsam machte: wohl betheuerte er damals, in seiner Angst vor Thugut's Feindseligkeit, dem französischen Gesandten Alquier, daß er von Grund seines Herzens Franzose sei und auf den Schutz der großen Republik rechne[1]); in Wahrheit aber hätte Thugut, wenn er auf baierische Annexionen verzichtete, nicht eines einzigen Soldaten zur Ueberwachung des Kurfürsten bedurft.

Gleichzeitig kam dann auch die preußisch-englische Unterhandlung zu einem vorläufigen Abschlusse.

Der eifrigste Verfechter der Neutralität im preußischen Ministerium, Graf Haugwitz, war seit dem 18. Fructidor in seinen Ansichten schwankend geworden, und das revolutionäre Umhergreifen des Directoriums im Sommer und Herbste 1798 machte ihn täglich bedenklicher, ob mit solchen Nachbarn sein geliebtes Friedenssystem sich würde behaupten lassen. Er wußte nicht, welche Entwürfe über die Zukunft Deutschlands damals zwischen Talleyrand und Sieyès verhandelt wurden, Preußen müsse hinter die Elbe zurückgeworfen und dort mit polnischen Landstrichen auf Kosten Rußlands entschädigt werden, damit man dann die deutschen Kleinstaaten in einen Nord- und einen Südbund unter Frankreichs herrschendem Schutze zusammenfassen könne. Immer lag ihm eine Pariser Notiz vor, daß das Directorium trotz aller Zusicherungen einen Einbruch in Hannover vorbereite, und wer nicht geradezu den Willen hatte, nichts zu sehen, konnte überhaupt über den gierigen Charakter der französischen Politik nicht im Zweifel sein. In diesem Sinne hatte er damals den Gesandten der Kaiserhöfe den ganzen Verlauf seiner französischen Unterhandlungen offen gelegt, und als ihm dann vollends die bevorstehende Ankunft Thomas Grenville's gemeldet wurde, als England wiederholt erkennen ließ, daß man nach erfolgter Befreiung Hollands Preußen eine ansehnliche Erwerbung in jenen Gegenden zubilligen würde, hatte der Minister seinerseits kaum noch eine Einwendung gegen den Beitritt Preußens zu der Coalition. Wie es scheint, wäre das Ministerium

---

[1]) Vergl. über das Folgende P. Bailleu in den Publicationen der Preußischen Staatsarchive Band VIII, S. XLV ff., 322, 545.

Pitt bereit gewesen, sogar die vereinigten Niederlande selbst dem preußischen Könige zu überweisen; Rußland hätte dagegen keine Einwendung gehabt, und auch Oesterreich, als es von dem Gedanken vernahm, begnügte sich mit der Aeußerung, daß es Preußen jede Erwerbung auf Kosten Frankreichs und seiner Tochterrepubliken gönne. Indessen bestimmte Zusicherungen in dieser Hinsicht waren bisher in Berlin noch nicht ausgetauscht worden, und Grenville's Ankunft verzögerte sich durch die Strenge des Winters, welche die Verbindung mit England beinahe vollständig unterbrach, um lange Wochen. Einstweilen versuchte Haugwitz an der entscheidenden Stelle, beim Könige, seiner neuen Tendenz Geltung zu verschaffen. Mehrmals haben wir früher gesehen, wie von den Kaiserhöfen auf den jungen Fürsten die besten Hoffnungen gesetzt, und alle Schuld der leidigen Neutralitätspolitik auf die schlimme Einwirkung des Grafen Haugwitz geschoben wurde. Vielleicht war in den ersten Monaten der neuen Regierung daran etwas Wahres gewesen: jetzt aber, im Januar 1799, enthielt eine solche Ansicht das Gegentheil der wirklichen Sachlage. Allerdings war der König, sowohl nach der geringen Beweglichkeit seines Geistes als nach der Strenge seiner Gewissenhaftigkeit, noch immer vielfach mißtrauisch gegen die eigene Einsicht und deshalb langsam in seinen Entschlüssen. Aber weder hatte bei seinen Erwägungen Graf Haugwitz den vorwiegenden Einfluß, noch folgte schließlich Friedrich Wilhelm einer andern Ueberzeugung als der eigenen. Sein nächster Vertrauter, General Köckritz, ein rechtschaffener und sonst beschränkter Mann, kannte diese Art seines königlichen Herrn ganz genau, und war gewandt genug, seine Stellung dadurch zu behaupten, daß er die letzten Gedanken desselben errieth und seine Rathschläge danach bemaß. Ganz entschieden für die Fortdauer der Neutralität war, mit Ausnahme des dieses Mal einsichtigen und entschlossenen Herzogs von Braunschweig[1]), eine Anzahl der älteren Generale, theils nach einer übertriebenen Schätzung der französischen Wehrkraft und der Gefahren eines Kampfes mit derselben, theils nach dem überlieferten, seit 1793 nur zu oft bestätigten Mißtrauen gegen Oesterreich. Nachdem wir Schlesien erobert haben, sagte eine im Januar 1799 aus diesen Kreisen hervorgegangene Denkschrift, muß das Haus Oesterreich uns als seinen natürlichen Feind ansehen; sollten wir, nachdem es uns durch seine letzten Unfälle weniger

---

[1]) Die entgegengesetzte Meinung Thomas Grenville's, Depesche vom 17. April, zeigt sich nach den Acten des preußischen Staatsarchivs als ein Irrthum.

furchtbar geworden, selbst in das Feld rücken, und es mit Aufopferung unserer eigenen Kräfte wieder emporzuheben suchen? Rußland, meinte der Verfasser, sei unzuverlässig; Englands mercantiles Uebergewicht sei jetzt schon drückend; Frankreich zu bändigen sei der Krieg überhaupt nicht das rechte Mittel, und Preußens eigenes Interesse erlaube nicht einmal, Frankreichs Untergang zu wünschen, da man dann jedes Rückhalts gegen Oesterreichs und Rußlands Uebermuth entbehren müsse. Solche Stimmen schlugen in dem täglichen Verkehr des Königs mit seinen Officieren häufiger an das Ohr desselben als Haugwitz's entgegenstehende Ansicht, und leicht versteht man es, daß in dem Staate Friedrich's des Großen bei der Kriegs- und Friedensfrage die Meinung der Armee, oder was sich für dieselbe ausgab, bei dem Monarchen am Schwersten in das Gewicht fiel. So weit die vorliegenden Aufzeichnungen erkennen lassen, war es am wenigsten die Eifersucht gegen Oesterreich, welche bei ihm Eindruck machte: im endlichen Ergebniß aber entschied er sich im Sinne der Generale gegen den Minister. Am 27. Januar eröffnete er dem General Köckritz seinen Willen. „Man will", sagte er, „ich soll an dem gegenwärtigen Kriege abermals Antheil nehmen. Ich muß gestehen, wenn ich einigermaßen in meinen Gesinnungen geschwankt habe, so ist solches aus modestie geschehen; es gründete sich auf die Einsichten, die Erfahrung und den guten Willen dieser Leute (die zum Kriege riethen). Aufrichtig gesprochen aber geschah dieses unwillkürlich und gegen mein inneres Gefühl. Erhalte ich meinem Lande den Frieden, so werde ich meine Staatskräfte sammeln und dadurch meinen Nachbarn Achtung einflößen, daß sie sich bedenken werden, mich nicht ungestraft zu beleidigen. Ich bin überzeugt, daß meine Nation diesen auswärtigen Krieg mit Widerwillen unternehmen würde. Wenn ich mich dazu entschlösse, so würde man solches als eine Wirkung der Furcht vor Rußland auslegen. Mein Wille ist also, daß die Unterhandlung mit Herrn Grenville zwar nicht gleich abgebrochen, aber doch durch diplomatische Kunstgriffe so lange als möglich hinausgezögert werde. Denn gewinnen wir nur Zeit, so werden die Franzosen Holland von selbst herausgeben, um sich nicht einen neuen Feind an Preußen, wie sie schon fürchten, auf den Hals zu ziehen" [1]).

Damit also war für Grenville's Unterhandlung, geraume Zeit vor ihrem Beginne, das Urtheil gesprochen. Er kam den 17. Februar

---

[1]) Aufzeichnung Haugwitz's vom 28. Januar, bei den Acten der Grenville'schen Unterhandlung im Berliner Archiv.

in Berlin an. Unter den üblichen Besuchen und Festlichkeiten stellte er mit seinem russischen Collegen das nähere Verfahren fest. Man wollte Preußen zunächst zur Befreiung Hollands und der benachbarten Lande, zur Herstellung Oraniens und zur Schaffung einer festen Grenze gegen Frankreich auffordern; dazu würde Rußland 45,000 Mann, England die nöthigen Subsidien und Unterstützung durch seine Flotten liefern. Haugwitz, innerlich einverstanden, hatte die undankbare Aufgabe, die besten und überzeugendsten Gründe für die Ablehnung aufzusuchen. Für Preußen, sagte er, sei ein solcher Angriffskrieg in jeder Hinsicht unmöglich. Wohl sei man bereit, Norddeutschland durch feste Schranken gegen französische Einbrüche zu sichern; sobald hier die geringste Verletzung erfolge, werde der König, der die Revolution von Grund seines Herzens verabscheue, zur Offensive übergehen; er wünsche für alle Fälle seine Mittel vorzubereiten, und darüber sich mit England und Rußland zu verständigen. Bis dahin aber könne man den Frieden nicht brechen. An diese Erörterung knüpfte sich eine vierstündige, lebhafte Verhandlung. Die Gesandten wiesen auf die zur Zeit in Holland und Belgien vorhandene Gährung hin; jetzt sei die Bevölkerung dort zum Aufstand bereit, in einigen Wochen vielleicht nicht mehr; an eine Feindseligkeit Oesterreichs gegen Preußen sei nicht mehr zu denken; wo liege denn nun die angebliche Unmöglichkeit? auf welche Ereignisse wolle Preußen noch warten? Haugwitz, auf allen Punkten gedrängt, ließ sich endlich zu dem, die Lage traurig bezeichnenden Worte fortreißen, daß große Siege der Verbündeten Preußen wahrscheinlich zum Kriege bestimmen würden; für jetzt aber blieb er bei der Neutralität, und brachte höchstens das Anerbieten heraus, ein Vertheidigungsbündniß abzuschließen, wie es Fürst Repnin im vorigen Sommer vorgeschlagen. Darauf mußte jedoch Panin erklären, daß er diesen Antrag höchstens zum Berichte nehmen könne, da seine jetzigen Weisungen durchaus auf einen Offensivbund gingen[1]).

Kaiser Paul wüthete, als er diese Mittheilung erhielt. Besborodko sagte am 20. März dem preußischen Gesandten, Rußland bleibe doppelt fest, wehe dem deutschen Staate, welcher den Absichten der Coalition das mindeste Hinderniß entgegenstellte. Noch an demselben Abend kam eine neue Botschaft des Kaisers, der Gesandte möge einen Courier nach Berlin schicken; Paul verlange umgehend das Ultimatum Friedrich Wilhelm's. Paul war im besten Zuge, gegen Preußen wie gegen

---

[1]) Cobenzl an Thugut, 25. März, aus Panin's Bericht.

Baiern den Krieg zu erklären, und ließ für's Erste den General Lascy mit 48,000 Mann und 16 Kosackenregimentern Aufstellung an der preußisch-polnischen Grenze nehmen. Wir wissen, wie dadurch ein alter Wunsch Thugut's endlich erfüllt wurde; allerdings, gegen den weiteren Schritt, die wirkliche Kriegserklärung, mußte unter den jetzigen Umständen Cobenzl dringende Warnung einlegen. Daß aber die drohende Demonstration für Paul's ursprünglichen Zweck, die Gewinnung Preußens, völlig verkehrt war, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Unterdessen setzten in Berlin die Gesandten ihre hoffnungslosen Bemühungen fort. Nachdem sie am 18. März um eine Besprechung mit den Ministern gebeten, schlug Haugwitz dem Könige eine Erklärung vor, daß man in fünf Fällen zur Offensive schreiten würde, bei einem Angriffe nämlich der Franzosen auf Hannover, auf die Mündung der Elbe, auf Hamburg, auf die fränkischen Markgrafiate, auf Sachsen. Der König entschied, daß man die Conferenz freilich nicht ablehnen könne; die fünf Fälle möge man aussprechen, da jeder derselben ohne Zweifel Preußen zum Kriege nöthige; er gebe also den Ministern Vollmacht, in das Gespräch über die dornige Frage einzutreten, bei welcher, sagte er, der Grundsatz so einfach, die Anwendung so heikel sei. Bei der Zusammenkunft am 26. März erkundigten sich die Gesandten, welche Streitkräfte Preußen für die Sicherung Norddeutschlands aufzustellen, welche es im Falle französischer Feindseligkeit in den Kampf zu führen gedenke. Der König ließ am 30. antworten, daß er gegen eine Subsidie von 80,000 Pfund Sterling 35,000 Mann zur Verstärkung der Demarcationslinie nachrücken lassen wolle, und daß er, falls die Franzosen ihn zum Kriege zwängen, das Heer auf 100,000 Mann bringen, dann aber eine Subsidie von 200,000 Pfund verlangen müsse. Darauf entgegnete Grenville, daß bei rascher Offensive England zu reichen Zahlungen bereit sei; das bisherige preußische System aber sei von dem englischen zu verschieden, als daß er hiefür auf irgend eine Subsidie Hoffnung geben könnte. So blieb man unter hundert freundlichen Worten immer bei dem gleich negativen Ergebniß. Als etwas später Grenville neue Versuche machte, stellte Haugwitz dem Könige nachdrücklich Preußens Interesse an Hollands Selbständigkeit vor; früher oder später müsse Preußen seine Waffen nach dieser Seite richten: sollen wir nun warten, fragte er, bis Frankreich sein gigantisches Werk zum Abschluß gebracht hat, und dann seine Vertreibung aus einem Lande, dessen Unabhängigkeit für unsere Sicherheit schlechthin unentbehrlich ist, unsere Kräfte übersteigt? Und wenn Oesterreich, fuhr er fort, nach Befreiung Italiens

und der Schweiz sich wieder mit Frankreich verständigt, wird dann nicht die immer noch furchtbare französische Macht ganz ausschließlich auf unseren Grenzen lasten? Der König verschloß sich völlig dem Gewichte dieser Erörterung. Er befahl dem Grafen, dem englischen Gesandten jede Hoffnung auf einen preußischen Angriffskrieg zu nehmen, damit er aufhöre, Preußen mit derartigen Vorschlägen zu behelligen. Die Minister machten darauf noch einen letzten Versuch. Was das Interesse an Holland bei dem Könige nicht vermocht hatte, konnte vielleicht die Bedrängniß einer preußischen Landschaft bewirken. Die linksrheinischen Bezirke, wie wir wissen, waren nur provisorisch im französischen Besitz: endgültig sollte erst durch den Reichsfrieden über ihr Schicksal bestimmt werden, und oft genug hatte seit 1795 Preußen über ihre Aussaugung und Bedrückung in Paris vergeblich Klage geführt. Da sich jetzt die Aussicht auf den Reichsfrieden in unabsehbare Ferne hinausschob, so ermannte sich der bisher höchst friedenseifrige Minister Alvensleben zu dem Antrag, von den Franzosen die Räumung dieser Provinzen zu fordern und im Nothfall zu erzwingen. Aber auch dies war vergebens; auf's Neue entschied der König für fortgesetzte Neutralität. Denn, so lautete sein bedächtiges Wort zu Alvensleben, dieses System ist das beste; aus der Neutralität kann man jeder Zeit zum Kriege vorgehen, aber nicht umgekehrt beliebig aus dem Kriege in die Neutralität zurückkehren. Als wenige Tage nachher das Ministerium den Antrag wiederholte, erfolgte in gesteigertem Tone nochmals ein Nein. Ich bleibe, schrieb der König, bei dem Beschlusse, den ich euch durch den Grafen Haugwitz habe eröffnen lassen; jeder Vorschlag, der mir entweder sogleich die Waffe in die Hand drückte oder mich für die Folge unwiderruflich verpflichtete, ist ohne Weiteres abzuweisen [1]).

So blieb Preußen inmitten des zwei Welttheile umfassenden Brandes unthätig, nach dem persönlichen Willen des Königs, gegen den lebhaften Wunsch der Minister. Der Beschluß entsprang aus völlig reinen Beweggründen, aus an sich richtigen Wahrnehmungen. Es war keine Rede von heimlichen Durchstechereien mit Frankreich, oder von einer Hoffnung, während des Ringens der übrigen Mächte für sich im Trüben zu fischen. Es war ganz wahr, daß ein großer Theil des preußischen Heeres nur mit Widerwillen an eine Waffengemeinschaft mit Oesterreich dachte, daß die Mehrheit der norddeutschen Bevölkerung mit Angst und Kummer der Theilnahme an neuen Kriegen widerstrebte.

---

[1]) Acten über Grenville's Unterhandlung, 15., 18., 21. Mai.

Und gewiß ist die Gesinnung eines Königs zu loben, der nicht Waffenruhm für sich, sondern den Segen des Friedens für sein Volk ersehnt. Aber auch das ist königlich, die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahin zu geben, und nach der Einsicht des hohen Amtes das Opfer des täglichen Behagens für das bleibende Wohl des Ganzen dem Bürger aufzuerlegen. Und so ward hier die Entschließung des Königs im höchsten Grade verhängnißvoll. Sie war schlimmer als der so viel bescholtene Abschluß des Baseler Friedens. Denn jetzt waren die Gründe für die Neutralität ungleich schwächer, und die Gründe gegen dieselbe stärker und zwingender als 1795. Er war freilich weder leicht noch angenehm, mit Genossen wie Paul und Thugut zusammen zu wirken, aber von einer ausgesprochenen Böswilligkeit der Kaiserhöfe, wie sie vor vier Jahren das Bündniß zerrissen, war in diesem Augenblicke keine Rede mehr. Dagegen hatte über die Gefahr der revolutionären Welteroberung Graf Haugwitz kein Wort zu viel gesagt; und nur zu bald sollte dem preußischen Staate eine entsetzliche Erfahrung den vernichtenden Beweis seiner Sätze liefern. Ließ man aber 1799 sich durch die Wahrnehmung abschrecken, daß man mit den letzten Kriegszwecken Oesterreichs und Rußlands nicht einverstanden sein konnte: nun, auf welchem Wege hatte man bessere Aussicht, die Ereignisse nach dem eigenen Sinne zu wenden, bei stumpfer Unthätigkeit neben den Triumphen der Anderen, oder bei entschlossener Theilnahme und kräftigem Einfluß in dem Rathe der Coalition? Kurz, von welcher Seite man die Frage betrachte, das Ergebniß bleibt immer dasselbe: bei einem Kampfe welterschütternder Kräfte, wie es der damalige war, ist die Neutralität einem großen Staate nicht erlaubt. Es ist zu viel gesagt, wenn man wohl behauptet hat, daß Preußen schon durch sein damaliges Verfahren sich die Katastrophe von Jena zugezogen hätte: es war ihm sechs Jahre später noch einmal ein Augenblick vergönnt, in welchem ein muthiges und einsichtiges Handeln die Rettung hätte schaffen können. Sicher aber ist so viel, daß die Politik von 1799 genau aus derselben Sinnesweise wie jene von 1806 entsprang; es lag nicht an der eignen Kraft und Weisheit, sondern nur an der geringeren Stärke des Gegners, wenn nicht schon damals das spätere Unheil über den Staat hereinbrach. „Man hat hier“, schrieb Grenville am 17. April, „große Sorge wegen Frankreichs Uebermacht. Aber es gibt keinen Mann von leitender und herrschender Begabung, welcher den ganzen Umfang der Gefahr und die entsprechenden Mittel des Widerstandes klar legte; so lebt man von einem Tage zum andern, ohne Muth und

Thätigkeit, in einem Zustande, der nur durch die höchste Schwäche hervorgebracht werden konnte. Denn es ist vollkommen deutlich, daß die jetzige Geringfügigkeit des preußischen Einflusses bei Feind und Freund nicht von einer Vereitelung großer und ehrgeiziger Pläne, sondern allein von der gänzlichen Abwesenheit herrschenden Talents in den Regierungskreisen herrührte. Es ist der Brauch, den hier einflußreichen Männern schlimme Absichten und Grundsätze und ein mit heuchlerischer Gewandtheit durchgeführtes System zuzuschreiben. Ich habe jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß die elende Politik, der ich hier begegne, nicht so sehr die Folge von Bosheit als von Schwäche ist; die Ursache des Verkommens ist Mangel an Fähigkeit, und nicht ein tiefer und verruchter Plan. Leider bleibt die Wirkung dieselbe. Es ist die Meinung ungefähr aller Welt, daß Preußen schließlich den Krieg nicht werde vermeiden können: trotzdem überläßt man lieber dem Gegner die Wahl des Zeitpunkts für den Beginn der Feindseligkeiten, als daß man nach eignem Entschlusse in den großen gemeinsamen Kampf einträte, welcher heute so viele Aussichten glänzenden Gelingens darbietet." Es war nicht möglich, die wirkliche Lage der Dinge zutreffender zu beurtheilen.

Thugut sah den Verlauf der Berliner Unterhandlung mit einer Art grimmiger Genugthuung sich vollziehen. Wie bemerkt, hatte er niemals Sehnsucht nach preußischer Bundesgenossenschaft gehabt; er traute dem Berliner Hofe unter allen Umständen französische Gesinnung zu und war zufrieden, wenn diese, wie er meinte, durch russische Drohung im Zaume gehalten wurde. So war ihm der neue Versuch auf Preußens Heranziehung an sich nicht angenehm, und wurde ihm vollends widerwärtig, als sich ihm Aussicht eröffnete, im Falle der preußischen Neutralität Gallizyn's und Condé's Corps zu Oesterreichs Unterstützung in Marsch nach Baiern und Schwaben zu bringen. Höchst ungeduldig schickte er im Februar und März eine Depesche nach der andern an Cobenzl, um die Nutzlosigkeit der Berliner Verhandlung zu erörtern, Haugwitz's böswillige Gesinnung nachzuweisen, über Panin's Leichtgläubigkeit, wenn nicht Mitschuld zu klagen. In Regensburg verhandelte damals der Reichstag noch immer über die französische Note gegen den Einmarsch der Russen in das Reich; je nach ihrem Interesse mahnten die geistlichen Stände zu nachdrücklicher Abweisung, die weltlichen Fürsten des Südwestens zu unbedingter Erfüllung des französischen Begehrens, Preußen aber stellte den völlig sachgemäßen Antrag, den Russen den Einmarsch zu versagen, wenn auch die Franzosen das rechte

Rheinufer verließen, und so zu einer allseitigen Neutralität des Reiches zu gelangen. Ohne sich daran zu erinnern, wie nachdrücklich im vorigen Sommer die Kaiserhöfe Preußen zu einem solchen Systeme aufgefordert hatten, nahm Thugut auch hievon Anlaß zu neuen Verdächtigungen der preußischen Politik. Seine eigene Auffassung sprach er am 27. Februar dem Grafen Cobenzl dahin aus: wenn Oesterreich auf das Corps Gallizyn nicht rechnen könne, sei die Neutralität des deutschen Reiches vielleicht nützlich, weil sie dem Kaiser die Ansammlung aller Kräfte für die Schweiz ermögliche; dagegen sei nichts verderblicher als diese Neutralität, welche jede Einwirkung auf Belgien ausschließe, in dem Falle, daß Gallizyn zur Verfügung Oesterreichs in Süddeutschland gestellt würde. Da nun schon im März sich die Nichttheilnahme Preußens entschied, und somit Gallizyn, oder jetzt Rummsen, für Schwaben verfügbar wurde — denn auch England ließ damals seinen Widerspruch gegen eine solche Verwendung des Corps fallen — so fand sich Thugut in jeder Hinsicht beruhigt, und hatte nichts dagegen, Anstands halber im Beginne des April zur Unterstützung Grenville's auch einen österreichischen Unterhändler nach Berlin zu schicken, der natürlich so wenig wie jener die Entschließungen des Königs zu ändern in der Lage war.

Während sich auf diese Art die großen Entscheidungen vollzogen, saß in Rastadt noch immer die vornehme Gesellschaft, welche bis dahin der Friedenscongreß des heiligen römischen Reiches gewesen war. In Folge der Kriegserklärung war Graf Lehrbach als Civilcommissar des Erzherzogs Carl nach München abgegangen, ohne einen Nachfolger zu erhalten, und schon hiernach war an eine wirksame Thätigkeit der Deputation nicht mehr zu denken. Die süddeutschen Grenzstriche waren weit und breit mit französischen Truppen bedeckt, welche zwar in tönenden Manifesten Bruderliebe und Freiheitsverheißung vor sich hertrugen, im Uebrigen aber plünderten und requirirten wie in Feindesland. Nichtsdestoweniger nahm die Deputation von den französischen Gesandten fortdauernd die besten Zusicherungen in Empfang, daß die Republik das deutsche Reich nicht als Gegner betrachte und nichts mehr als Frieden und Neutralität wünsche. Unverholen trat das Bestreben hervor, die Reichsstände von Oesterreich zu trennen und in das eigne Bündniß zu ziehen. Dies ging so weit, daß das Directorium einen Aufruf an die deutschen Fürsten erließ, in welchem es Oesterreich beschuldigte, durch meuterische Agenten in den deutschen Reichslanden die Bevölkerung gegen die fürstliche Herrschaft aufzuwiegeln. Als diese Maßregel die gewünschte Wirkung nicht erzielte, griff man zu einer

weiteren, welche an Gehässigkeit die erste noch weit hinter sich zurückließ. Die französischen Gesandten brachten in Rastadt zuerst den geheimen Vertrag vom 1. December 1798 über die Räumung von Mainz, darauf den auf die baierische Erwerbung Oesterreichs bezüglichen Artikel von Campo Formio, endlich alle geheimen Artikel dieses Vertrages zum Vorschein[1]), um den Reichsständen anschaulich zu machen, wie betrügerisch alle die schönen Reden Metternich's und Lehrbach's über die Reichsintegrität gewesen[2]). Sie bewiesen damit allerdings auch die immer weiter angewachsene Habgier ihrer eigenen Regierung; doch traf natürlich die Wucht der Enthüllung das Reichsoberhaupt schwerer als den Reichsfeind. Indessen ihren Hauptzweck verfehlten die Franzosen auch hiermit; unter den Reichsständen war keiner, der bei aller innern Entrüstung den Muth gehabt hätte, sich offen gegen Oesterreich zu erheben. Es geschah um so weniger, als in diesen Wochen Erzherzog Carl entschiedene Vortheile über seine Gegner erfocht — wir werden später auf diese Kriegsereignisse im Zusammenhang zurückkommen — und die französische Armee beinahe vollständig über den Rhein zurückwarf. So beschränkte sich die Thätigkeit der Deputation auf ein harmloses Wortgefecht mit der kaiserlichen Plenipotenz, ob es gesetzlich sei, daß die letztere eine Eingabe der Deputation an den Reichstag hindere, in welcher die Friedensliebe der Rastadter Versammlung ausgesprochen war. Während dieser Verhandlung kam denn Thugut dem Grafen Metternich zu Hülfe, indem er am 30. März bei dem Kaiser die Abberufung desselben bewirkte und zugleich die Nichtigkeit aller bisher in Rastadt getroffenen Abreden aussprach. Nachdem Metternich am 8. April den Franzosen, am 11. der Deputation hiervon Nachricht gegeben, verließ er ohne weiteren Aufenthalt am 12. die Stadt, und Oesterreich betrachtete seitdem den Congreß als aufgelöst. Die Mitglieder der Deputation, welche ihre Vollmacht nicht von Franz II. allein, sondern gemeinschaftlich von Kaiser und Reich erhalten hatten, waren anderer Meinung und beschlossen versammelt zu bleiben, bis sie vom Regensburger Reichstage die amtliche Anzeige über den Abbruch ihrer Friedensverhandlung erhalten hätten. Es war wie Alles, was die unglückliche Versammlung that, der Form nach vollkommen correct: leider sollte es thatsächlich ein furchtbares Ereigniß zur Folge haben.

Bei dem lebhaften Interesse, welches für die Schlußkatastrophe des Rastadter Congresses erst vor Kurzem wieder neu angeregt worden

[1]) Preußische Berichte vom 12. und 14. März.

[2]) Preußischer Bericht vom 4. April.

ist, werde ich den sichergestellten Thatbestand etwas ausführlicher erzählen, als es sonst die Verhältnisse meiner Darstellung mit sich brächten: wenn ich nicht ganz irre, wird über die Veranlassung und den Verlauf der unheilvollen Begebenheit kaum ein Zweifel zurück bleiben [1]).

In den Augen Oesterreichs, wie eben gesagt, hatte der Congreß kein amtliches Dasein mehr; man war also auch schlechterdings nicht geneigt, die in Rastadt versammelten Personen noch als Gesandte und als berechtigt zu besonderem völkerrechtlichen Schutze anzuerkennen. Das Directorium hatte seine Vertreter zu thunlichst langem Aufenthalte in Rastadt angewiesen, um auf die Reichsstände einzuwirken, revolutionäre Bewegungen anzuregen und gelegentlich brauchbare Notizen für die französischen Generale zu sammeln. Eben deshalb betrachtete sie Oesterreich nur noch als Spione und Revolutionsagenten, und war entschlossen, ihrer Thätigkeit möglichst bald und gründlich ein Ziel zu setzen. Als demnach die siegenden österreichischen Truppen sich in den vorderen Reichslanden ausbreiteten, erfolgte überall die Ausweisung der französischen Residenten und Geschäftsführer an den kleinen deutschen Höfen; die Truppen hatten Befehl, ihre Personen mit Höflichkeit und Achtung zu behandeln, ihre Entfernung aber im Weigerungsfall mit militärischer Gewalt zu erzwingen. Nicht anders sollte dann auch mit den französischen Congreßgesandten verfahren werden; nur veranlaßte hier die letzte Wendung der österreichischen Politik noch eine besondere, völkerrechtlich bedenkliche Weisung an die handelnden Truppenführer. Nach dem neuesten Auftreten der Gesandten, nach der politischen Haltung Baierns, nach Thugut's unauslöschlichem Argwohn gegen Preußen war man durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die französischen Unterhändler in Rastadt den Mittelpunkt verrätherischer Umtriebe und Abreden zwischen dem Directorium, Preußen, Baiern und allen deutschen Demokraten gebildet hätten; man lebte des Glaubens, daß in dem Archive der Gesandtschaft sich die authentischen Beweise für alle jene Abscheulichkeiten vorfänden, und durfte sich vor Allem bei dem jähzornigen russischen Selbstherrscher die gewaltigste Wirkung von der Vorlegung solcher Documente versprechen. Bei dem bereits lodernden Zorne Paul's gegen Baiern war ohne Zweifel das Schicksal des Kurfürsten

---

[1]) Im Allgemeinen verweise ich über die einzelnen Belege für das Folgende auf meine kleinen historischen Schriften III., 269 ff., wo ich die Ergebnisse meiner frühern Abhandlungen (histor. Zeitschrift Bd. 32 und 39 und deutsche Rundschau October 1876) zusammengefaßt habe.

besiegelt, wenn es gelang, jenem schwarz auf weiß die längst vermuthete Verbindung desselben mit den verruchten Pariser Jacobinern aufzudecken. Es wurde demnach beschlossen, die französischen Gesandten auf der Rückreise anzuhalten und sich ihrer Acten und Correspondenzen zu bemächtigen.

Demnach wurde der äußerste rechte Flügel des österreichischen Heeres bis an die Murg vorgeschoben, und Oberst Barbaczy mit dem 11. (szeklerischen) Husarenregimente nahm Stellung in Gernsbach, von wo seine Reiter seit Mitte April die ganze Umgebung von Rastadt zu durchstreifen begannen. Am 17., so viel wir wissen, erhielt er vom Armee-Commando eine erste Ordre über die beabsichtigte Maßregel; er sollte die Straße von Rastadt nach Selz genau beobachten lassen, alle französischen Couriere festhalten und auch den, wie man annahm, sich zur Abreise anschickenden Gesandten unterwegs ihre Papiere abnehmen, sonst aber ihnen kein Leid zufügen[1]). In Folge dessen schnitten die Husaren am 19. die für den Dienst der Gesandtschaft errichtete Rheinfähre zwischen Selz und Plittersdorf ab; ihre Patrouillen hielten mehrere deutsche Gesandten bei deren Spazierritten vor den Stadtthoren an und wiesen sie unter Nichtachtung ihres diplomatischen Charakters in die Stadt zurück. Als hierauf der Mainzer Directorialgesandte Albini eine Beschwerde an Barbaczy richtete, meinte dieser, die Ausführung seines Auftrags am Besten zu sichern, wenn er die Franzosen über jede ihnen drohende Gefahr beruhige und ihnen dadurch zur Abreise Muth mache; er erklärte am 20. in seiner Antwort an Albini, daß er bisher keinen Befehl erhalten habe, die Person oder die Correspondenz irgend eines Congreßmitgliedes zu incommodiren. Seine Vorgesetzten aber waren anderer Ansicht über die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens, und nach ihrem Befehl richtete Barbaczy am 22. ein zweites Schreiben an Albini, daß er für die Sicherheit des diplomatischen Corps in Rastadt nicht einstehen dürfe, da nach Metternich's Entfernung die Stadt nicht mehr als ein Ort betrachtet werde, welchen die Gegenwart eines Congresses vor kriegerischen Ereignissen schützen könne. Das hatte sofort zur Folge, daß die Deputation in einer letzten Zusammenkunft

---

[1]) Wenn ich früher sagte, Vivenot hätte diese Ordre publicirt, Hüffer aber dagegen erklärt, Vivenot habe gerade diese Ordre nicht publicirt, so ist das ein Streit um Worte. Vivenot hat die Ordre nicht im Wortlaut, wohl aber ihren wesentlichen Inhalt veröffentlicht. Was bei ihm fehlt, habe ich aus dem Protocollbuche des Kriegsarchivs und aus Eyben's Bericht ergänzt.

am 23. April den Beschluß faßte, unter solchen Umständen könne hier die Friedensverhandlung nicht fortgesetzt werden. Das Land erfüllte sich täglich mehr mit kriegerischem Getümmel; vielfach kamen kleine Gefechte zwischen französischen und kaiserlichen Streifschaaren vor, und nicht selten kämpften die Bauern der Gegend gemeinsam mit den Oesterreichern gegen die Republikaner. Mit jeder Stunde wurde die Lage der französischen Gesandten unheimlicher. Sie richteten also am 25. April eine Note an die Deputation, worin sie unter Protest gegen die bisher vorgekommenen Gewaltthätigkeiten die Absicht aussprachen, Rastadt binnen drei Tagen zu verlassen und sich nach Straßburg zu begeben, wo sie jeder Zeit zur Fortsetzung der Friedensunterhandlung bereit sein würden.

Im kaiserlichen Hauptquartier war man einstweilen hierüber nicht unterrichtet, wohl aber gleichzeitig auch dort zu dem entsprechenden Entschlusse gekommen, daß die Anwesenheit der Franzosen in Rastadt nicht länger andauern dürfe. Ebenfalls am 25. April erließ Erzherzog Carl einen Befehl an den Obersten Barbaczy, Rastadt zu besetzen, die Franzosen zur Abreise binnen 24 Stunden zu nöthigen, übrigens mit aller Vorsicht und Klugheit zu verfahren. Es war ein Schritt, den bei der fortdauernden Absicht, sich der Gesandtschaftspapiere zu bemeistern, nur eine gewisse Ungeduld eingegeben haben konnte; wir werden später sehn, daß Carl eben damals die Aussicht gewonnen hatte, sich auf ein anderes entferntes Kriegstheater zu begeben; unter diesen Umständen mochte es ihm wünschenswerth erscheinen, mit der Rastadter Angelegenheit ohne längern Aufenthalt fertig zu werden. Im Uebrigen ist es deutlich, und auch Thugut hat dies später betont, daß die Besetzung Rastadts zu der beabsichtigten Wegnahme des Archivs übel genug paßte. Hätte man die Abreise der Gesandten ruhig abgewartet, und sie dann auf der Landstraße durch eine Officierpatrouille anhalten und ihre Papiere in Beschlag legen lassen, so hätte man jede künftige Beschwerde sich sehr einfach durch die Desavouirung eines übereifrigen Lieutenants erledigen können. Mit dem Befehle aber, Rastadt zu besetzen, kam ein höherer Befehlshaber mit den französischen Gesandten und dem gesammten Congreßpersonal in amtliche Berührung; Erörterungen und Erklärungen verschiedener Art waren unvermeidlich und die Verantwortlichkeit für alle Folgen der Maßregel in erheblicher Weise gesteigert. Der Erzherzog hielt denn auch für gut, seiner Ordre noch eine Weisung beizulegen, nach welcher Barbaczy weitere Anfragen oder Beschwerden Albini's zu beantworten habe. Der Oberst sollte erklären: „ich habe

den Auftrag, den Feind so weit zu verfolgen, wie möglich. Da ich mich hierin nach meinen Instructionen benehmen muß, so kann um so weniger bei mir etwas anderes in Anschlag kommen, als die von französischer Seite eröffneten Feindseligkeiten in vollem Gange sind, und hierdurch der Zustand der Dinge zwischen Frankreich und Deutschland wieder auf dem Fuße hergestellt ist, wie er vor Anfang der Friedensunterhandlungen war." Der Erzherzog, der gleich bei der ersten Ordre an Barbaczy jede persönliche Insultirung der Gesandten verboten hatte, trug bei dieser Weisung ohne Zweifel keine andere Meinung im Sinne als die bestimmte Behauptung, daß die Neutralität des Congreßorts und damit der diplomatische Charakter der dort noch anwesenden Personen aufgehört habe. Hieraus schien sich denn auch die Berechtigung zum Festhalten des Gesandtschaftsarchivs zu ergeben, und so schrieb denn noch drei Tage später der Erzherzog an den dem Obersten vorgesetzten General Kospoth, Barbaczy habe sich in keine diplomatischen Schreibereien einzulassen, sondern sich lediglich auf die an die Hand gegebene Erklärung zu beschränken. „Der Herr Oberst, fuhr Carl fort, kann auf die Fragen, welche allenfalls an denselben gestellt werden sollten, die Antwort geben, daß die Rückkehr der französischen Gesandten nach Frankreich ungehindert und sicher geschehn werde; nur könne man diesseits kein längeres Verweilen im Bezirke der diesseitigen Armee dulden. In Hinsicht der Correspondenz der französischen Minister darf keineswegs eine beruhigende Zusicherung gegeben werden; vielmehr ist Bedacht darauf zu nehmen, sich der Paketen habhaft zu machen, und dieselben, so wie gestern geschehn, hierhin einzuschicken". Die letzten Worte bezogen sich auf die Papiere eines französischen Gesandtschaftscouriers, welchen die Husaren am 25. festgenommen hatten.

Der Erzherzog ahnte nicht, als er am 28. April diesen Brief an Kospoth schrieb, welche verhängnißvolle Auslegung seine Ordre vom 25. und deren Erklärung, daß Barbaczy gegen die Franzosen lediglich nach Kriegsrecht zu verfahren habe, wenige Stunden später bei seinen Officieren finden würde[1]).

Während dieser österreichischen Vorkehrungen war dann auch in Rastadt Besorgniß und Aufregung gewachsen. Als am 25. jener Courier trotz seines Schildes und Passes in das Hauptquartier des

[1]) Daß es diese Ordre vom 25. April, und nicht, wie ich früher vermuthete, die frühere am 17. überbrachte war, deren Mißverständniß die Katastrophe veranlaßte, hat Hüffer richtig bemerkt.

Erzherzogs abgeführt wurde, war für die Gesandten die Nichtanerkennung ihrer völkerrechtlichen Unverletzlichkeit amtlich festgestellt. Eine neue durch die Deputation dagegen erhobene schriftliche Verwahrung wurde von Barbaczy nur mit der Erklärung beantwortet, daß er den Vorfall der höheren Militärbehörde angezeigt habe. Als die Diplomaten dann am 26. den preußischen Legationsrath Grafen Bernstorff und den badischen Minister Edelsheim zu ihm sandten, und diese ihm bestimmte Fragen stellten, ob Sicherheit für die Correspondenz und die Personen der französischen Gesandtschaft gewährt werde, erwiederte der Oberst mit sichtbar übler Laune, er könne und werde auf nichts antworten, sondern nur das Schreiben der deutschen Herrn an seine Vorgesetzten einschicken[1]). Hierauf stellten die Franzosen ihre Abreise auf den 28. Morgens fest; es wäre höchst wahrscheinlich ihr Heil gewesen, wenn sie diesem Vorsatze treu geblieben wären.[2]) Aber als sie eben im Begriffe waren, ihre vollständig bepackten Wagen zu besteigen, machten ihnen, besorgt über ihre Sicherheit, ihre deutschen Collegen so ernstliche Vorstellungen, doch wenigstens die österreichische Antwort auf den letzten Protest abzuwarten, daß jene die Abfahrt einstweilen hinausschoben. Aber die Antwort blieb aus, und Bonnier, ein Mann von verschlossenem, mürrischem und reizbarem Wesen, drängte, daß man sich aus niedriger Sorge nichts vergebe, sondern, wie man es in der letzren Note angekündigt, heute aufbreche. Der Mainzer Minister schickte darauf gegen 11 Uhr mit der wiederholten Frage, ob die französischen Minister ohne Hindernisse reisen könnten, eine badische Ordonnanz nach Gernsbach, die in zweistündigem Ritte den Ort erreichen und also die Erklärung der Militärbehörde bald nach 3 Uhr einliefern konnte. Aber Stunde auf Stunde verging; es begann zu dunkeln und die Ordonnanz kam nicht zurück. Was war der Grund des Aufenthalts?

Am Mittag jenes Tages saß Oberst Barbaczy im Pfarrhause zu Gernsbach mit mehreren Gästen zu Tische, als ihm ein Schreiben eingehändigt wurde, nach dessen Lesung er in sichtlicher Aufregung sich erhob, wegen dringender Dienstgeschäfte aufbrach und beim Abschiede dem Pfarrer sagte, ein so unangenehmer Auftrag, wie er ihn hier

---

[1]) Authentischer Bericht, Beilage 4.

[2]) Sie wären, glaube ich, persönlich unversehrt geblieben. Angehalten und ihrer Papiere beraubt wären sie auch dann worden, denn Albini war im Irrthum, wenn er meinte (Hüffer II, 252, Note), die österreichischen Patrouillen seien aus der Gegend von Rastadt am 28. fortgezogen.

erhalten, sei ihm in seinem ganzen Leben nicht vorgekommen[1]). Unmittelbar nachher ritt er mit einigen Officieren und einem Trupp Husaren von Gernsbach auf der Rastadter Straße ab, während in dem kleinen Orte auf der Stelle das Gerücht umherlief, es gälte den französischen Gesandten[2]). Barbaczy selbst blieb dann, halbwegs Rastadt, in dem Dorfe Rothenfels, wo er zuerst bei dem Pfarrer Quartier nahm, nachher aber in das Wirthshaus hinüberzog, weil er, wie er sagte, während der Nacht mehrere Staffetten erwarte, und den Herrn Pfarrer damit nicht belästigen wolle[3]). Der Pfarrer fand ihn etwas später in der Wirthsstube unruhig auf und nieder gehend, räthselhafte Reden führend; er wollte den Pfarrer lange nicht fortlassen, weil noch wichtige Nachrichten kommen würden; endlich brach er in die Worte aus: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen[4])?" Indessen hatte Rittmeister Burkhard die unterwegs verstärkte Abtheilung weiter nach Rastadt geführt, wo er gegen 7 Uhr anlangte, mit 50 Mann einrückte, und durch diese alle Thore und Ausgänge mit der Weisung besetzen ließ, niemanden, der zu dem diplomatischen Corps gehöre, aus der Stadt zu lassen, was dann gleich nachher auf alle Einwohner ohne Unterschied ausgedehnt wurde. Den Franzosen aber überschickte er durch einen Trompeter einen Brief Barbaczy's, worin denselben befohlen wurde, binnen 24 Stunden Rastadt zu verlassen. Sie entschlossen sich, vornehmlich auf Debry's Betreiben, der innerhalb der von ihnen selbst früher bestimmten Frist aufbrechen wollte, auf der Stelle abzureisen, und setzten sich mit acht Wagen in Bewegung. Am Thore aber wurde auch ihnen der Durchlaß verweigert; sie kehrten nicht wenig befremdet, auf das Schloß zurück, bis nach einiger Zeit von dem Rittmeister die Erläuterung kam, es sei nur Folge eines Vergessens, daß ihre Ausnahme von der allgemeinen Sperrung der Wache nicht sogleich aufgegeben worden. Indeß gab der Vorfall den Gesandten Anlaß, von dem Rittmeister eine Escorte zu begehren. Nach langem Warten kam der Bescheid, er könne keine Escorte geben, doch würden die Gesandten kein Hinderniß auf ihrem Wege finden. Roberjeot und die Frauen hätten

---

[1]) Aussage des Decans Hitzig, eines der Gäste, bei Reichlin-Meldegg, Gesandtenmord, S. 23.

[2]) Aussage des anwesenden Schiffers Zabern bei Martens nouv. causes celèbres II., 127.

[3]) Zandt, Gesandtenmord S, 34. Aussage des Pfarrers.

[4]) Nach Erkundigungen des in Rastadt anwesenden Häberlin, Staatsarchiv VII., 209 und Gronau, Dohm's Leben S. 354.

jetzt gerne den Morgen erwartet; aber wieder drängte Debry wegen jenes Ehrenpunktes zu sofortiger Abreise und wurde von Bonnier unterstützt, der sehr aufgeregt war und in Rastadt Gewalt befürchtete: so wurde trotz des Bittens der Frauen gegen 10 Uhr beschlossen, auch ohne Escorte in die dunkle und regnerische Nacht hinauszufahren[1]).

So passirte, eine Fackel voraus, der Zug die Vorstadt; die Landstraße ging dann zwischen dem Murgcanal und einem Gehölze weiter; da, zweihundert Schritte von den letzten Häusern entfernt, wurden die Wagen plötzlich von einer Abtheilung Husaren angehalten, und unter Schreien und Fluchen nach den Gesandten gerufen: bist Du Minister Debry? bist Du Bonnier? bist Du Roberjeot? und auf die bejahende Antwort einer nach dem andern vor den Augen ihrer jammernden Angehörigen zusammengehauen. Bonnier und Roberjeot wurde sofort der Garaus gemacht. Debry stellte sich todt nach den ersten Streichen und entkam dann in der Dunkelheit in das Gehölz, von wo es ihm gelang, unbehelligt nach Rastadt zurückzukehren, während die Husaren die nächsten Dörfer nach ihm absuchten und den Schulzen von Rheinau beauftragten, nach ihm zu fahnden. Die übrigen Personen wurden nicht beschädigt, im Gegentheil versicherten die Husaren, es würde ihnen kein Leid geschehen. Immer wurden mehrere ihrer Uhren und Börsen beraubt, und auch die Wagen zum Theile geplündert. Indessen war durch einige Flüchtlinge aus dem hintersten Wagen die Schreckenskunde in die Stadt gedrungen und mit Entsetzen suchten die deutschen Diplomaten den Rittmeister auf, um dessen Hülfe anzurufen. Es kostete große Mühe, um nur zu ihm zu gelangen; dann sagte er, es sei ein unglückliches Mißverständniß, bei Nacht könne dergleichen leicht geschehen; die Minister hätten nicht bei Nacht reisen sollen. Als der dänische Gesandte weiter in ihn drang, rief er: wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen? Endlich ließ er sich das Zugeständniß entreißen, daß der badische Major Harrant unter Begleitung einer österreichischen Patrouille auf den Mordplatz zur Verhütung ferneren Unheils hinausreiten dürfe. Er fand die Husaren im Begriffe, die Wagen mit den noch darin befindlichen Reisenden um die Stadt herum abzuführen; sie erklärten, als er die Rückkehr derselben in die Stadt befahl, die Wagen seien ihre Beute, und bequemten sich erst nach langem Sträuben, seiner Forderung nachzukommen. In der Stadt angelangt, verstatteten sie nur auf eine ausdrückliche Ordre des Rittmeisters, daß man die unglücklichen Frauen aus

[1]) Vergl. Hüffer, R. C. II., 315.

den Wagen in die Wohnungen des preußischen und des hannoverschen Gesandten brachte. Die Wagen selbst sollten nach Gernsbach gefahren werden, jedoch wurde davon Abstand genommen, ein badischer Oberbeamter zu einer genauen Visitation derselben herbeigeholt, und alle darin vorgefundenen Gesandtschaftspapiere, von welchen übrigens ein Theil durch die Husaren während der Plünderung der Wagen verschleudert worden war, trotz des kräftigen Widerspruches des badischen Ministers zurückbehalten und in das Hauptquartier des Erzherzogs abgeliefert. Unterdessen trieben sich die Husaren in der Stadt umher, rühmten sich ihrer That und zeigten prahlend die erbeuteten Goldstücke. Mit einem andern Trupp, eine Karre mit Beutestücken im Gefolge[1]), kam Barbaczy früh Morgens am 29. nach Gernsbach zurück; auch hier erzählten die Szekler höchst unbefangen von dem Gewinne, welchen die blutige Expedition ihnen abgeworfen hatte.

In Rastadt blieben die deutschen Diplomaten die Nacht hindurch zusammen und schickten in der ersten Morgenfrühe den preußischen Legationssecretär Jordan nach Gernsbach, um von Barbaczy Befehle für die ungestörte Ueberführung des geretteten Personals der französischen Gesandten und Gewähr für die Sicherheit der deutschen Minister zu erwirken. Mehrere der letzteren wandten sich zu gleichem Zwecke unmittelbar an den Rittmeister Burkhard, der sich nicht abgeneigt zeigte, aber sehr bestimmt die Begleitung der Franzosen durch deutsche Diplomaten verbat. Im Laufe der Unterredung entschlüpfte ihm die Aeußerung: „es ist ein Unglück; aber wer kann dafür? auf Befehl ist es nicht geschehen; auch uns sind wohl Generale todt geschossen worden". Gegen 11 Uhr kam Jordan zurück. Er hatte Barbaczy nicht gesehen; man hatte ihm auf seine Erklärung, daß er im Namen des ganzen diplomatischen Corps in Rastadt komme, die Antwort gegeben: und wenn er von Gott dem Vater und dem Sohne käme, der Oberst könne ihn nicht sprechen. Indeß drückte Barbaczy in einem durch Jordan mitgebrachten Schreiben seinen Schmerz über die nächtliche That einiger „raubsüchtiger Gemeine", und die innige Wehmuth über die Anwesenheit solcher Verbrecher in seinem Regimente aus, und bewilligte das sichere Geleit für die Franzosen. Diese reisten dann so bald wie möglich ab; nur Jordan und Harrant durften sie bis an den Rhein begleiten, und sich durch den Augenschein überzeugen, daß sie wohlbehalten in das Schiff und auf das jenseitige Ufer gelangten. Auch der Abreise der

[1]) Zabern's Aussage.

deutschen Gesandten wurde dann weiter kein Hinderniß in den Weg gelegt. Die Meisten derselben gingen nach Carlsruhe, wo gleich am 1. Mai Dohm unter Beihülfe seiner Collegen in einem „authentischen Berichte" den genauen Thatbestand des unter ihren Augen verübten Verbrechens zu Papier brachte.

Das Aufsehen, welches ein so unerhörtes Attentat machte, war begreiflicher Weise unermeßlich, am stärksten in Deutschland, wo alle Welt das Gefühl eines tiefen Schandflecks für die nationale Ehre hatte, in viel geringerem Maße dagegen in Frankreich, wo zwar die Regierung alle Künste aufbot, um zu Gunsten ihrer Kriegszwecke den Durst nach Rache zu entflammen, die Volksmasse aber in ihrer bitteren Abwendung von Directoren und Jacobinern äußerst kühl und gleichgültig blieb, und wohl die Meinung vernehmen ließ, die Anstiftung eines solchen Bubenstücks sei keinem Menschen in der Welt eher zuzutrauen, als eben ihren Directoren selbst. Erzherzog Carl erhielt am 1. Mai durch den Befehlshaber des Vortrabs, General Kospoth, die am 29. niedergeschriebenen Berichte Barbaczy's und Burkhard's, von welchen jener mit den inhaltsschweren Worten begann: nun ist Alles vollendet, dieser aber, offenbar durch die Rastadter Diplomaten an der Trefflichkeit seines Werkes irre geworden, von Gerüchten über herannahende französische Truppen redete, welche seine Mannschaft veranlaßt hätten, auf die französisch redenden Reisenden einzuhauen [1]). Carl, im höchsten Maße überrascht und erschüttert, verfügte darauf sofort die Verhaftung der beiden Officiere und der bei der That betheiligten Mannschaften, so wie die Niedersetzung einer Untersuchungscommission unter General Sporck, und sprach am 2. Mai in einem Schreiben an General Massena seine tiefe Entrüstung über die Unthat und das Versprechen der vollständigsten Genugthuung aus, wenn die begonnene Untersuchung irgend eine Verschuldung seiner Vorposten nachweisen sollte [2]). Mittlerer Weile war das erbeutete Archiv nach Stockach gekommen, und die Durchsicht ergab

[1]) Ich sehe keinen Grund, an diesen Angaben Lehrbach's in seinen Münchener Gesprächen zu zweifeln. Gegen Hüffer (II, 349) bemerke ich, daß nicht die Berichte der beiden Officiere, sondern nur Kospoth's ziemlich inhaltsleeres Begleitschreiben bei Vivenot, Rastadter Congreß S. 117 gedruckt, und daß das letztere allerdings am 30., die erstern aber, wie ich richtig angegeben habe, am 29. geschrieben sind. Hüffer hätte, um seinen Irrthum zu vermeiden, nur zu bedenken brauchen, daß Kospoth in Rottweil zehn deutsche Meilen von Barbaczy entfernt war.

[2]) Sein Schreiben an Massena und nach Wien bei Reichlin-Meldegg S. 51 und Martens S. 138.

sehr bald, daß die ganze so blutig verlaufene Expedition zwecklos gewesen; politisch erhebliche Entdeckungen oder solche Angaben, die sich gegen die Widersacher Oesterreichs oder zur Rechtfertigung des Ueberfalls verwerthen ließen, fanden sich nicht vor. Man beeilte sich, die Acten an die französischen Behörden in Straßburg zurückzuschicken. Uebrigens blieb General Sporck und seine Commission nicht lange mit der traurigen Sache befaßt. Als Thugut die Meldung des Erzherzogs empfing, gerieth er in großen Zorn. Das Ereigniß, schrieb er an Colloredo den 5. Mai, ist verhängnißvoll; es gibt allen Uebelgesinnten den besten Vorwand zu den scheußlichsten Anklagen gegen uns, denn schließlich ist es klar[1]), daß unsere Husaren die französischen Abgeordneten niedergemacht haben, die das ganze Reich anerkannt, mit denen man so lange Zeit verhandelt hat. Er sprach dann sein Befremden über die militärische Besetzung Rastadts überhaupt aus, und schloß mit den Worten, es sei wichtig, daß die Untersuchung mit Oeffentlichkeit und amtlicher Sicherheit[2]) in allen Formen geführt werde; demnach sei der Erzherzog anzuweisen, daß er sich auf die Verhaftung aller Verdächtigen beschränke, und im Uebrigen sei vielleicht Lehrbach mit der Leitung der Sache zu beauftragen[3]). Hiernach erging an den Erzherzog die Verfügung, daß eine bloß einseitige, von der Militärbehörde geführte Untersuchung nicht genüge und deshalb einzustellen sei. Die bereits erwachsenen Acten wurden nach Wien geschickt.

Hier nahm man denn sich freilich Zeit, über die beste Art und Weise, in welcher die wichtige Sache zu betreiben sei, reiflich nachzudenken, und in der That, man hatte Grund dazu. Denn so gewiß es war, daß der Erzherzog den Mord nicht angeordnet, sondern im Gegentheil wiederholte Befehle zur Sicherung von Leib und Leben der Gesandten erlassen hatte: immer lag die amtliche Weisung vor, die Gesandten anzuhalten, um in den Besitz ihres Archivs, ihrer „Paketen" zu gelangen, und da diese Maßregel allen Gesetzen des Völkerrechts widersprach, so fiel auf ihre Urheber die volle Verantwortlichkeit für jedes, auch ohne ihren Willen bei der Ausführung erfolgte Unheil. Dazu kam dann das unglückliche Schreiben des Erzherzogs vom 25. April.

---

[1]) Après tout, il paraît.

[2]) D'une manière authentique.

[3]) Das Schreiben hat Vivenot dreimal abdrucken lassen, im 43. Bande des Archivs für österreichische Geschichtsquellen, in dem Buche zur Geschichte des Rastadter Congresses, in Thugut's vertraulicher Correspondenz.

Mit Recht sagte Lehrbach, als er es einige Tage später gelesen: ich habe gleich gesehen, daß dieser Brief nicht ganz in Ordnung war; es ist erstaunlich, daß der Herzog nicht mehr Vorsicht gebraucht hat; so geht's, wenn die großen Herren Befehle unterschreiben, ohne sie zu lesen. Wir sahen, der Schreiber des Briefes hatte am 25. wie am 28. keinen andern Gedanken als den einen, sein Recht zur Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs durch Läugnung des noch fortdauernden diplomatischen Charakters der Gesandten festzustellen: der Wortlaut aber des Briefes stand so, daß der Empfänger immerhin die Erklärung seines Feldherrn aus demselben herauslesen mochte, jeden Franzosen, der ihm begegnete, und somit auch die Gesandten, als Feind zu behandeln. Ob nun Rittmeister Burkhard und seine Leute lediglich hienach, in soldatischem Grimme gegen alle Jacobiner, über die Gesandten, wie Vivenot annimmt, hergefallen sind, oder ob ihnen und ihrem Obersten der Brief des Erzherzogs noch weiter in dem blutdürstigen Sinne durch irgend eine Mittelsperson mißdeutet worden ist, dies steht für jetzt noch dahin; es ist aber auch der einzige zur Zeit unklar gebliebene Punkt des düstern Ereignisses. Für die letztere Annahme spricht Barbaczy's Benehmen am Mittag des 28. in Gernsbach, so wie am Abend in Rothenfels; es spricht ferner dafür der Verlauf der Katastrophe selbst, wo bei allem wilden Tumulte doch streng die Regel inne gehalten wird, nur die drei Gesandten, sonst aber keinen der anwesenden Franzosen umzubringen. Wer dann jene hetzende Mittelsperson gewesen, läßt sich mit sichern Beweisen nicht ermitteln, ob Carl's einflußreicher Secretär Faßbender, welcher Thugut stets sehr ungünstig charakterisirt und welcher zuerst das aus der Luft gegriffene Gerede aufgebracht hat, nicht österreichische Husaren, sondern französische Emigranten hätten den Mord vollbracht, oder ob Kospoth's Generalstabschef, Oberst Meyer von Heldenfeld, der am 17. April jene erste auf die Gesandten bezügliche Ordre an Barbaczy überbracht und sich später oft berühmt hat, er habe die Leitung des ganzen Attentats gehabt: das Alles ist nach den bis jetzt vorliegenden Materialien nicht zu entscheiden. Der Nachwelt mag es auch gleichgültig sein, ob dieser untergeordnete Uebelthäter Meyer oder Faßbender oder Burkhard geheißen: die geschichtlich interessante Frage, in wie weit die leitenden Organe der österreichischen Regierung die Katastrophe verschuldet haben, ist heute als gelöst zu betrachten. Sie haben den Mord nicht gewollt, aber ihr rechtswidriger Anschlag auf das Archiv der Gesandtschaft und eine undeutliche Fassung des entscheidenden Befehls haben ihn ermöglicht und veranlaßt. So war es kein Wunder, daß

man in Wien, sobald diese Verhältnisse klar gestellt waren, es vorzog, alle üble Nachrede schweigend auf sich zu nehmen, anstatt den wirklichen Thatbestand in seinen bedenklichen Einzelnheiten zu enthüllen.

Am 13. Mai begutachtete Thugut einen Antrag des Reichsvicekanzlers, französische Officiere zu der einzusetzenden Commission hinzuzuziehen, und bewirkte die Ablehnung desselben, da man nicht wissen könne, ob das Directorium dazu nicht boshafte und insolente Leute abordnen würde; dagegen könne man die in Rastadt zur Zeit des Vorfalls anwesenden deutschen Gesandten einladen, der Untersuchung beizuwohnen oder doch die ihnen bekannten Umstände der Commission schriftlich mitzutheilen. Indessen wurde in Wien der „authentische Bericht" und ein Zeitungsartikel eines damals in preußischen Diensten stehenden Schriftstellers Lange bekannt; jener enthielt zwar keine Sylbe über die Urheberschaft des Mordes, jedoch ergaben seine Thatsachen für jeden Leser die Ueberzeugung, daß Szekler Husaren auf Befehl ihrer Officiere den Frevel vollführt hatten, und Lange nahm gar kein Blatt vor den Mund, sondern redete rund heraus von Befehlen der österreichischen Regierung. Darauf erließ Thugut am 15. Mai lebhafte Beschwerden nach Berlin, und bemühte sich am 24. in einer Depesche an Cobenzl, die unliebsamen Schilderungen herabzumindern; es gebe viele Leute, sagte er, welche die Thäter für schwäbische Räuber oder für französische Emigranten hielten, die sich als Husaren verkleidet hätten. Dies wurde dann die officielle Lesart, welche unter Anderen auch Faßbender dem dänischen Kammerherrn von Eyben, allerdings in behutsamen Wendungen, vortrug, uneingedenk der Rapporte vom 29. April und der Briefe des Erzherzogs vom 2. Mai[1]). Um das gute Gewissen der österreichischen Regierung weiter zu bethätigen, beantragte Thugut am 28. Mai ein kaiserliches Hofdecret an den Regensburger Reichstag, welches am 6. Juni denn auch ausgefertigt wurde. Der Kaiser sprach darin seine innerste Entrüstung über das Attentat aus, zeigte sich schmerzlich berührt durch die bereits aufgetauchten verleumderischen Gerüchte, und stellte den Antrag, die Reichsversammlung möge sowohl einige Abgeordnete aus ihrer Mitte ernennen, um der Untersuchung beizuwohnen, als auch mit edler und patriotischer Offenheit Alles anrathen, was in der wichtigen Frage irgend zweckdienlich

[1]) Später, in seiner Geschichte des Krieges von 1799, begnügte der Erzherzog sich mit der Erklärung, daß die Veranlassung zu dieser Katastrophe noch nicht bekannt sei.

erscheinen könnte. Hierauf beschloß der Reichstag am 14. und 15. Juni, zunächst die Berathung einen Monat auszusetzen und mittlerer Weile mit dem kaiserlichen Commissar über den eigentlichen Sinn des Hofdecrets in Benehmen zu treten, zu welchem Behufe er seinerseits eine Reihe von Vorschlägen über die Führung des Processes machte, darunter auch wieder die von Thugut bereits verworfene Einladung französischer Officiere. Indessen verstand es der kaiserliche Commissar so gut, die Wünsche seiner Regierung dem Reichstage annehmbar erscheinen zu lassen, daß nach Ablauf von zwei Monaten die Verhandlung mit einem Beschlusse endigte, der Reichstag stelle die Behandlung der Sache mit vollem Vertrauen allein der Weisheit Kaiserlicher Majestät anheim.

In Wien dauerte dann die Untersuchung, wie man annehmen darf ohne besondere Energie geführt, bis zum Mai 1801, also bis einige Wochen nach dem Abschluß des österreichischen und des Reichsfriedens mit Frankreich. Damals wurden Barbaczy zum General, Burkhard zum Major befördert, und beide in Pensionsstand versetzt[1]). Die Acten der Untersuchungscommission, wenn es überhaupt solche gegeben hat, sind verschwunden. Die einzige weitere Aeußerung aus den österreichischen Regierungskreisen über das Attentat, welche seitdem noch bekannt geworden[2]), stammt aus dem Jahre 1804, ein vertrauliches Schreiben des Grafen Ludwig Cobenzl, damals Minister des Auswärtigen, an den Cabinetsminister Grafen Colloredo. „Den mit der Bearbeitung des letzten Krieges beauftragten Generalstabsofficieren lägen Papiere vor, welche sie in Stand setzten, in allen Einzelnheiten zu erkennen, was zu dem traurigen Ereigniß geführt habe; man gebe sogar an, daß sich darunter ein Billet Thugut's befinde, welches ihn in die Sache verwickele; dieser letzte Umstand scheine allerdings, bemerkt Cobenzl, eine verleumderische Erfindung des Uebelwollens, immer aber, schließt er, Papiere, welche zeigen, was dieser unglückliche Handel ist, sollten nicht von so vielen Menschen gesehen und mithin von den übrigen Kriegsacten getrennt werden.“ Schwerlich wird jemand aus diesen Worten folgern, daß Cobenzl überhaupt nicht an die Existenz eines Thugut'schen Briefes unter jenen Acten geglaubt hat: was er als Verleumdung bezeichnet, ist der „letzte Umstand“, nämlich daß das Schreiben seinen Verfasser als Mitschuldigen bei dem Morde erscheinen lasse.

---

1) Müller, Gesandtenmord S. 25, nach Vivenot's Mittheilungen aus den Acten.

2) Durch Vivenot, Rastadter Congreß S. 371.

Mit voller Deutlichkeit geht sodann aus Cobenzl's Briefe hervor, daß den österreichischen Ministern der Sachverhalt des Ereignisses sehr wohl bekannt und daß sie nach dieser Kenntniß die weitere Verbreitung desselben zu hindern entschlossen waren. Es wird somit durch Cobenzl urkundlich bestätigt, was sich freilich schon an sich vermuthen ließ, daß das rasche Einschlafen der auf die erste Kunde angeordneten Untersuchung nicht die Folge irgend welcher Nachlässigkeit, sondern ein planmäßiges wohlerwogenes Verfahren gewesen ist.

Nachdem wir uns hiemit den Verlauf des Ereignisses, wie ihn die Wiener, Münchener und Rastadter Acten erkennen lassen, vergegenwärtigt haben, bedarf es einer umständlichen Widerlegung der zahlreichen sonstigen, bisher aufgestellten Vermuthungen über die Urheber des Attentates nicht mehr. Man weiß, wie weit und nach wie mannichfachen Richtungen der Argwohn umher gegriffen, wie er abwechselnd Ludwig XVIII., namenlose französische Emigranten, die Königin von Neapel, Thugut, Lehrbach, Pitt, Jean Debry, das französische Directorium angeklagt hat. Es genügt zur Würdigung dieser sämmtlichen Hypothesen schon die einfache Thatsache, daß sie alle ohne den Schatten eines Beweises auftreten, alle aus dem Kopfe erfunden sind nach dem Wunsche, eine scharfsinnige Erklärung für ein bis dahin unerklärtes Ereigniß zu liefern. Daß es auch verstorbenen Personen gegenüber nicht bloß unkritisch, sondern sittlich unerlaubt ist, ohne feste Beweismittel die Anklage auf doppelt und dreifach qualificirten Mord zu erheben, wurde im Eifer der schöpferischen Phantasie übersehn; auch zeigte jede nähere Prüfung die sachliche Unmöglichkeit oder Unzulänglichkeit jener Vorschläge auf der Stelle. Unter denselben gab es nur zwei, welche wenigstens mit dem Scheine halber Indicien ausgerüstet hervortraten, die gegen Lehrbach und die gegen Jean Debry gerichteten Vermuthungen. Lehrbach sollte in München seinem Secretär die vertrauliche Mittheilung gemacht haben, er habe die Husaren angewiesen, die Franzosen etwas zu zausen, da hätten denn die Tölpel leider scharf drein gehauen. Die von mir veröffentlichten Münchener Protokolle haben die Grundlosigkeit dieser Angabe und Lehrbach's Nichtbetheiligung an dem Attentate schlagend dargethan. Was Jean Debry betrifft, so hat noch Berichten eines preußischen Diplomaten Roux die Wittwe Roberjeot jenen als den Mörder ihres unglücklichen Gatten verwünscht und den Haß der Directoren gegen die beiden Opfer denuncirt. Hat sie das letztere wirklich ausgesprochen, so war sie eben im Irrthum, denn unter den drei Gesandten war gerade Roberjeot der Vertraute Merlin's und Talleyrand's,

so wie Bonnier der Freund Barras' und Rewbell's gewesen.[1]) Wenn sie aber Debry als den Veranlasser des ganzen Unheils anklagt, so scheint es doch auf der Hand zu liegen, was sie dabei im Sinne hat: während sie selbst und ihr Gemahl an dem verhängnißvollen Abende für Verzögerung der Abreise gestimmt, war es ja Debry gewesen, welcher den schleunigen Aufbruch angerathen und durchgesetzt, und sie Alle damit den Mördern entgegen geführt hatte[2]). Helfert's Buch über den Gesandtenmord hat das unbestrittene Verdienst einer äußerst fleißigen Materialiensammlung; aber völlig unhaltbar ist in Bezug auf die Ausführung des mörderischen Ueberfalls sein Versuch, den Mord einem halben Dutzend als Husaren verkleideter Banditen, und den wirklichen Husaren lediglich die Wegführung der herrnlos gewordenen Wagen zuzuschreiben, und wenn er weitläufig die Ansicht widerlegt, die Wegnahme des Gesandtschaftsarchivs sei der amtliche Zweck des Attentats gewesen, weil ja für Oesterreich gar kein vernünftiger Grund einer solchen Absicht existirt habe, so kann eine solche Darlegung gegenüber den Thatsachen und den von mir aufgefundenen Documenten nur einen beinahe komischen Eindruck machen. So erkennt denn auch Hüffer an[3]), der Schluß, man habe die Gesandten anhalten wollen, um sie ihrer Papiere zu berauben, liege nicht allein nahe, sondern man müsse ihn auch nach dem bisher Bekannten als berechtigt, wenigstens als zumeist berechtigt anerkennen. Indessen auch hier wie manches Mal sonst, thut er das Mögliche, um Zweifel gegen eine Verschuldung Oesterreichs aufzuspüren. An der am 17. April dem Obersten Barbaczy zugekommenen Ordre ist ihm befremdlich, daß er am 20. trotz derselben Albini erklärte, er habe keine Ordre dieses Inhalts empfangen — als wenn Barbaczy sich verpflichtet erachtet haben müßte, den Rastadter Diplomaten reinen Wein über die gegen sie geschmiedeten Anschläge einzuschenken. Wenn dann der Erzherzog am 28. April verfügt: in Hinsicht der Correspondenzen der französischen Minister darf keineswegs eine beruhigende Zusicherung gegeben werden, vielmehr ist aller Bedacht darauf zu nehmen, sich der Paketen habhaft

---

[1]) Vgl. oben S. 118, und Hüffer II, 338 ff.

[2]) Die neueste Vertretung der gegen Debry gerichteten Anklage durch Böhtlingk, Leben Napoleon's, hat Wegele, histor. Zeitschrift, Bd. 46, S. 193 ff. gründlichst widerlegt.

[3]) A. a. O. II, 351.

zu machen — so meint Hüffer, es sei aus diesen Worten nicht zu entnehmen, ob Carl bei den „Paketen" an die Correspondenz der französchen Minister oder an andere dem General Kospoth früher bezeichnete Actenstücke denke. Man erkennt die Folgerung, es stehe also doch nicht fest, daß der Erzherzog die Wegnahme des Gesandtschaftsarchivs und damit die Arretirung der Gesandten befohlen habe. Ich glaube nicht, daß irgend ein unbefangener Leser des obigen Satzes diese Interpretation sich aneignen wird, zumal ja die Absicht des Erzherzogs aus Vivenot's Mittheilung der ersten hieher gehörigen Ordre und aus der Einsendung des festgehaltenen Archivs in das Hauptquartier sattsam feststeht. Nicht besser begründet ist eine andere Bemerkung Hüffer's, wenn dieselbe den Erzherzog überhaupt aus dem ganzen Handel entfernen soll, die Erinnerung, daß er am 14. April das Commando wegen Krankheit niedergelegt und erst am 26. wieder übernommen habe. Wir werden die Natur dieses nicht gerade gesundheitsgefährlichen Krankheitsfalles später kennen lernen; hier reicht die Bemerkung hin, daß während jenes Zeitraums Kospoth am 23. über die Angelegenheit an Carl berichtet und dieser am 25. Befehle erläßt, daß der Erzherzog also auch während jenes Unwohlseins die Rastadter Frage nicht aus den Augen verloren hat.

So weit ich sehe, wird es bei dem Ergebniß bleiben, daß die österreichischen Behörden die Gesandten haben anhalten lassen, um ihre Papiere wegzunehmen, und daß dann das Mißverstehen oder die Mißdeutung des letzten, unbedachtsam redigirten Befehls den niedern Officieren den Anlaß gegeben hat, ihren Haß gegen die Jacobiner im Blute der Gesandten zu kühlen.



Siebentes Buch.

Krieg der zweiten Coalition.



Erstes Capitel.

Stockach und Magnano.

In dem Augenblicke, in welchem das französische Directorium seine Schaaren den Rhein überschreiten und hiermit die Kriegsfurie über Europa dahin brausen ließ, schienen seine militärischen Aussichten wenig glänzend zu stehn. Wir sahen [1]), wie schwach bestellt es mit den französischen Rüstungen im Herbste 1798 war; seitdem hatte man viele tapfere Worte gemacht, eine Unzahl energischer Verfügungen erlassen, und allen Generalen die Weisung zu ungestümer Offensive gegeben: in der That aber war blutwenig für die Verstärkung der Heere, die Verpflegung der Truppen, die Wappnung der Festungen geschehn; die Unordnung und der Geldmangel in allen Verwaltungszweigen hatte jede ausreichende Thätigkeit des Kriegsministeriums verhindert. Dessen Acten bezeichneten in den ersten Monaten des Jahres 1799 als Bestände des italienischen Heeres 10,800 Mann in Piemont, 47,000 in der Lombardei und Toscana, 25,500 in Neapel, 26,000 Mann italienischer und polnischer Hülfstruppen, auf dem Marsche dorthin oder in Garnison zu Genua 7000 Mann, im Ganzen 117,000 Mann, sodann in der Schweiz 33,000 Franzosen und in der Aushebung begriffen 18,000 Helvetier, ferner die Armee von Mainz 53,000 Mann, nebst 35,000 Mann im Marsche zu deren Verstärkung begriffen, endlich in Batavien eine Besatzung von 15,000 Mann Franzosen und 12,000 Holländern. Die Meinung war, aus der Mainzer Armee, nach Ankunft jener Verstärkungen, zwei Heere zu bilden, ein Donau-Heer unter General Jourdan, 46,000 Mann, zur Eroberung von Schwaben und Baiern, ein Beobachtungsheer von 42,000 Mann unter General Bernadotte, zur Einnahme der deutschen Festungen am Rheine und zur Deckung von

---

[1]) S. 194 d. B.

Jourdan's linker Flanke. Aber wie viel von diesen schönen Zahlen stand lediglich auf dem Papier! Als die entscheidende Stunde schlug und die ungestüme Offensive beginnen sollte, fand Jourdan 36,000[1]) und Bernadotte 8000 Mann unter der Fahne vor, also genau die Hälfte der oben bezeichneten Stärke; Massena, welchem unter Jourdan's Oberleitung der Befehl in der Schweiz übertragen war, zählte nicht ganz 30,000 Franzosen, ohne Lebensmittel, mit unvollständiger Bewaffnung und Bekleidung, und kaum 10,000 Helvetier, frisch ausgehobene und zu großem Theile widerwillige Mannschaften. Besser stand es, was die Zahl betraf, in den Truppentheilen des italienischen Heeres; dafür aber waren diese durch alle Landschaften der langgestreckten Halbinsel von den Alpen bis zur sicilianischen Meerenge zerstreut, so daß zunächst kaum 50,000 Mann an der Etsch den Oesterreichern entgegen treten konnten. Wer sie befehligen sollte, war geraume Zeit ein Gegenstand schweren Bedenkens in Paris gewesen. Der bisherige Führer, General Joubert, hatte sich, wenn auch nicht in so ärgerlicher Weise wie Brune, mit den Civilcommissaren des Directoriums überworfen und sein Amt niedergelegt, indem er als den geeignetsten Nachfolger seinen augenblicklichen Stellvertreter, den General Moreau, empfahl. Dieser aber war wegen seiner politischen Gesinnung den Directoren verhaßt, und so schickten sie endlich den bisherigen Kriegsminister, General Scherer, der, wie wir wissen, 1795 in Italien mit leidlichem Erfolge commandirt hatte, aber hochbejahrt und mittelmäßigen Geistes war. Der neue Minister, General Milet-Mureau, fand sich dann schwer bedrängt durch die Klagen der Generale über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel: er versprach jedes Mal, jedes Begehren zu erfüllen; das letzte Wort aber war und blieb immer, daß ein Republikaner die Feinde nicht zähle, daß der französische Soldat durch Tapferkeit und Heldenmuth jeder Uebermacht gewachsen, daß Nahrung, Kleidung und Kriegsbedarf in Feindesland zu finden sei. Bei der Regierung entsprang, wie wir wissen, diese Unerschrockenheit großentheils aus der verzweifelten Ueberzeugung, daß ihre schlimme Lage im Frieden hoffnungsloser sei, als selbst bei einem ruhmlosen Kriege; immer aber sollte sich zeigen, daß auch eine solche Angriffslust auf dem Schlachtfelde zuletzt schwerer wog, als die zahlreichen und langsamen Bataillone ihrer Widersacher.

Denn hier, auf Seiten der Coalition, war Alles, was zu dem materiellen Bestande einer mächtigen Rüstung gehörte, in überlegener

[1]) Jourdan, précis des opérations 91.

Masse vorhanden, und nur das Eine war unvollständig vertreten, der unwiderstehlich fortreißende Antrieb. Oesterreich hatte unter der einsichtigen Leitung des Erzherzogs Carl gewaltig gerüstet: mit etwas über 90,000 Mann[1]) wollte der Erzherzog selbst in Süddeutschland operiren und hatte noch 26,000 Mann unter General Hotze in Vorarlberg und Graubünden zu seiner Verfügung; in Tyrol befehligte General Bellegarde einen selbständigen Heertheil von 46,000 Mann; nach Venetien waren 86,000 Mann einstweilen unter General Kray bestimmt — der zum bleibenden Commando ausersehene General Melas, ein tüchtiger, aber hochbejahrter Officier, fuhr wegen seines Alters in kleinen Tagereisen bedächtig dem Kriegsschauplatze zu. Neben diesen Streitkräften sollten dann später noch 31,000 Russen unter Rosenberg und Rehbinder auftreten, und der kampfesdurstige Suworoff die Führung des Ganzen mit unbeschränkter Vollmacht übernehmen. So hatte man auf allen Kriegsschauplätzen den Franzosen beinahe die doppelte Zahl der Streiter entgegen zu setzen. Die Truppe war wohlgeübt, die Reiterei vortrefflich; auch die Gesinnung der Leute war nicht schlecht, wenngleich die tiefe Zerrüttung und Entmuthigung von 1797 sich nicht mit einem Schlage binnen Jahresfrist hatte ausheilen lassen. Dazu kam die begründete Hoffnung, bei jedem Schritte vorwärts in der Schweiz und in Italien den populären Haß gegen die Franzosen in lichte Flammen aufschlagen zu sehn: ohne Frage sind stattliche Heerschaaren äußerst selten unter so günstigen Aussichten einem schweren Streite entgegengegangen.

Aber es gab in Oesterreich zwei Menschen, welchen alle diese erquicklichen Momente keine Zuversicht einzuflößen vermochten, und gerade diese Beiden befanden sich an verhängnißvoll entscheidender Stelle, der Minister Thugut und der Erzherzog Carl. Beide Männer waren sonst so verschieden wie möglich. Der Minister thatkräftig und ungeduldig, listig und rücksichtslos, aber erfüllt vom tiefsten Mißtrauen gegen seinen Staat, sein Heer, seine Bundesgenossen. Der Erzherzog pflichttreu und gewissenhaft, aber langsam und bedächtig, in der vorhandenen Gefahr von hoher Unerschrockenheit, jedoch von Natur geneigt, jede mißliche Möglichkeit für eine tödtliche Gefahr zu halten, und demnach mißtrauisch, wie der Minister gegen ihn, so er gegen seine Officiere und Soldaten. Als er Ende Januar zwölf Bataillone an den Tyroler Heertheil abgeben sollte, erklärte er sich zu schwach, nicht bloß zum Angriff auf

[1]) Nach den Etats in den Feldacten. Wiener Kriegsarchiv.

Jourdan's Divisionen, sondern sogar zur Gewähr einer zuverlässigen Vertheidigung, zu schwach mit 80,000 gegen 36,000. Solche Aeußerungen steigerten dann natürlich wieder Thugut's schwarzsichtige Resignation, daß zuletzt aus der Sache nichts Gutes herauskommen werde, und lähmten auch bei ihm die vordringende Entschlußkraft, die unter den gegebenen Umständen sofort von Triumph zu Triumph geführt hätte Wie oft hatte Thugut früher dem ungeduldigen Kaiser Paul für den richtigen Zeitpunkt den allseitigen, zermalmenden Angriffskrieg verheißen, jetzt aber schob sich auch bei ihm halb unbewußt der Gedanke der zuwartenden Abwehr jedem kriegerischen Entwurfe unter. Wir sind nicht vollständig über den Feldzugsplan unterrichtet, welcher dem Erzherzog mitgegeben wurde; die früheste der vorliegenden Weisungen nimmt auf die stattgehabten mündlichen Abreden Bezug, und bezeichnet es auf Grund derselben im Allgemeinen als die Aufgabe Carl's, den möglichst großen Theil des deutschen Reichsbodens zu decken, und dann bei erster Gelegenheit eine Unternehmung gegen die Schweiz sich zum Geschäft zu machen[1]). Daran reihte sich später der Befehl, in keinem Falle die Feindseligkeiten zu beginnen, sondern die Gehässigkeit des ersten Schusses den Franzosen zu überlassen. Noch stärker ausgeprägt zeigte sich die rückhaltende Bedenklichkeit an einer andern wichtigen Stelle. Bellegarde stand mit 46,000 Mann in Tyrol unabhängig, wie bemerkt, von Carl, zur Deckung, sagte man, des Allerkostbarsten, nämlich der österreichischen Erblande; er durfte nach dieser Bestimmung für's Erste nicht gegen Helvetien vorgehn, damit Tyrol gegen Cisalpinien gesichert bleibe, aber auch nicht gegen Cisalpinien, weil dann Tyrol vielleicht einem helvetischen Angriff bloßgestellt würde. Der einzige, nicht österreichische Landstrich, den er in seine Vertheidigungslinie noch hineinziehen sollte, war das Engadin. Der Contrast zwischen den beiden Parteien konnte nicht größer sein, hier das elend bewaffnete Frankreich, welches alle seine Generale zu tollkühnem Vorgehn drängte, dort Oesterreich in schwerster Rüstung, nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie es die Streiche des Gegners etwa pariren könnte.

---

[1]) Der Kaiser an Carl 29. Januar 1799, in dem Wiener Kriegsarchiv. Dieses enthält für den Feldzug 1799 in größter Vollständigkeit die Correspondenz der Generale und der niederen Officiere, so wie jene des Hofkriegsraths. Dagegen fehlt dort die Correspondenz Carl's mit dem Kaiser und der Regierung fast ganz. Einen ansehnlichen Theil derselben fand ich im Staatsarchiv: ob der Rest im kaiserlichen Cabinetsarchiv oder im Besitze des Erzherzogs Albrecht ist, vermochte ich nicht zu ermitteln.

Wir haben früher wahrgenommen, wie Thugut nach hundert Erwägungen den Zeitpunkt des Losbrechens hinausschob, wie Erzherzog Carl insbesondere einen Winterfeldzug für durchaus unthunlich erklärte. Dem entsprach es, daß die Generale an keiner Stelle auf den Beginn des Schlagens gefaßt waren, als die entscheidende Stunde eintrat. Wohl stand das ganze Heer seit geraumer Zeit auf dem Kriegsfuße: aber kampffertig war man dennoch nirgendwo. Eine starke Division des Erzherzogs befand sich noch in Böhmen; Hotze, in Vorarlberg dem Feinde am nächsten, hatte den Erzherzog dringend aber erfolglos um Verstärkung gebeten; Bellegarde's Truppen waren durch Tyrol von Kufstein bis Trient verzettelt. Auch mit der Verpflegung, von jeher einer schwachen Seite der kaiserlichen Heerverwaltung, war man bei Weitem nicht im Reinen, vor Allem was die im Tyroler und Graubündener Alpenlande aufgestellten Heerestheile betraf. So wurde man trotz des längst vollzogenen diplomatischen Bruches doch auf allen Punkten von dem feindlichen Angriffe überrascht.

Der erste Stoß traf, wie natürlich, Graubünden. In Italien dauerte es bei der Zersplitterung der französischen Streitkräfte noch eine Weile, ehe der charakterschwache General Scherer an den Feind gelangen konnte; auch lag hier die anzugreifende Grenze, die Etschlinie, so weit nach Osten vor, daß es in Paris rathsam erschien, zunächst die Heere im Norden der Alpen auf gleiche Höhe mit dem italienischen vordringen zu lassen. In Deutschland überschritt Jourdan, wie wir wissen, Anfang März erst den Rhein, während der Erzherzog sich hinter dem Lech befand, also ganz Schwaben noch die Widersacher von einander trennte. Dagegen lag Hotze's Stellung in Vorarlberg und Graubünden zehn Meilen weiter westwärts als die Lager des Erzherzogs, Bellegarde's und Kray's, und von jeher hatte die Vertreibung der Oesterreicher aus Graubünden der französischen Regierung am Herzen gelegen. Massena hatte längst den Befehl, im Augenblicke der Kriegserklärung hier zum Werke zu schreiten, und demnach den größeren Theil seiner Brigaden in der Nähe dieser Grenze zusammengezogen. Umgekehrt war Hotze von dem stets vorsichtigen Erzherzog, der für den Fall des Vorrückens vor Allem für die Deckung seiner eignen Flanken besorgt war, angewiesen worden, mit seiner Hauptmasse sich möglichst in Carl's Nähe, also nordwärts zu halten, am liebsten bei Bregenz, schon die Stellung bei Feldkirch sei mißlicher. Hiernach hatte Hotze nicht daran denken können, noch weiter südlich als Feldkirch, nach Graubünden, erhebliche Streitkrafte zu entsenden; er ließ in einem verschanzten Lager

bei Feldkirch fünf Bataillone; das obere Rheinthal blieb lediglich der Obhut des wackern Generals Auffenberg ebenfalls mit fünf Bataillonen anvertraut. Dieser hatte mit 800 Mann die kleine Bergfeste Luciensteig, an der Grenze von Vorarlberg und Graubünden, besetzt, zwei Bataillone auf verschiedenen Beobachtungsposten zerstreut, zwei als Reserve bei Chur aufgestellt. Noch hatte er keine Ahnung, daß der wirkliche Krieg begonnen habe, als er früh Morgens am 6. März durch das Eintreten eines französischen Parlamentärs überrascht wurde, der ihm einen Brief Massena's mit der Aufforderung überbrachte, bei Vermeidung von Feindseligkeiten Graubünden binnen zwei Stunden zu räumen. Kaum hatte der entrüstete General seine Weigerung ausgesprochen, als das Schießen begann; Massena hatte die Fristerstreckung buchstäblich genommen, und zwei Stunden, nicht nach dem Empfang, sondern nach der Absendung des Briefs das Feuer eröffnet. Er hatte seine Maßregeln mit der ihm eigenthümlichen Verbindung von Umsicht und Ungestüm getroffen. Die Brigade Oudinot ging dicht bei Feldkirch über den Rhein und sperrte die Verbindung dieses Platzes mit Auffenberg's nächstem Posten bei Luciensteig. Die Division Menard überschritt den Fluß in zwei Abtheilungen nördlich und südlich von der Festung, griff sie von allen Seiten an und nahm sie am Abend nach hartnäckigem Widerstande mit stürmender Hand. Damit war Auffenberg's Lage vollkommen hoffnungslos. Vom St. Gotthard her drang die Brigade Loison durch das Vorderrheinthal in seinem Rücken gegen Chur vor; von Hotze war er durch den Fall von Luciensteig vollkommen abgeschnitten; ein Versuch desselben, ihm von Feldkirch Hülfe zu bringen, wurde durch Oudinot unter schwerem Verluste der Oesterreicher abgewehrt. So blieb dem von allen Seiten durch 16,000 Mann umstellten Auffenberg nichts übrig, als am 7. März mit dem ganzen Reste seiner Truppe die Waffen zu strecken. Die beiden Tage kosteten den Oesterreichern über 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen [1]). Graubünden war in Feindeshand.

Massena versammelte darauf den größten Theil seiner Stärke, 17,000 Mann, in der Umgegend von Feldkirch, um Hotze zu beobachten. Es kam hier nur einmal noch zu einem größeren Gefechte, als die Franzosen am 23. März einen Versuch zur Erstürmung der österreichischen Schanzen machten, aber durch die indeß verstärkte Besatzung mit blutigen Köpfen abgewiesen wurden. Desto lebhafter drängten sich

---

[1]) So geben ihre Listen an. Im ersten Schrecken berichtete Hotze an Bellegarde, sein Corps sei um ein Drittel geschwächt.

während der nächsten Wochen die Actionen im Bündener Hochgebirge. Massena hatte die seinen rechten Flügel bildende Division Lecourbe, 9000 Mann, zur Besetzung des Engadin bestimmt. Bei diesem Unternehmen sollte Lecourbe durch General Dessolles vom italienischen Heere mit 5000 Mann unterstützt werden, der von Bormio über das Stilfser Joch und das Münsterthal in das Engadin von Süden her eindringen würde. Auf die Kunde von Auffenberg's Mißgeschick war ein großer Schrecken durch Tyrol gegangen, und Bellegarde fing endlich an, seine weit zerstreuten Truppen zu sammeln. Er schickte den General Loudon zunächst mit 4000 Mann den Inn hinauf, welcher dann im Engadin bei Ponte Stellung nahm. Aber während ihn Lecourbe, über den Albula- und den Julierpaß eindringend, in der Fronte angriff, ging eine dritte Colonne über den Scaletta und bedrohte die Oesterreicher im Rücken, worauf dann Loudon schleunigst zurückwich und erst hart an der Tyroler Grenze, in dem Felsenpasse von Martinsbruck, wieder festen Fuß faßte. Zwei vorgeschobene Bataillone waren damit abgeschnitten, suchten sich südwärts durch das Veltlin zu retten, liefen hier aber dem heranrückenden Dessolles in die Hände und wurden gefangen. Vor Martinsbruck wurde dann vom 14. bis 17. März heftig gekämpft, ohne daß eine der beiden Parteien der andern etwas Erhebliches anzuhaben vermocht hätte. Unterdessen schickte Bellegarde einzelne zersplitterte Abtheilungen, im Ganzen 7000 Mann, zu Loudon's Verstärkung, theils in das Engadin, theils in das Münsterthal: an die Möglichkeit aber, seine 40,000 mit rascher Bewegung zusammen zu nehmen und die kecke französische Schaar mit übermächtigem Angriff zu erdrücken, schien ihm gar kein Gedanke zu kommen. So konnte jetzt auch Dessolles das Stilfser Joch ganz ungehindert passiren und Loudon gegenüber, der zu den Truppen im Münsterthal hinüber geeilt war, sich zum Angriff anschicken. Am 25. März ging ein Theil seiner Truppe durch das augenblicklich trockene Bett eines Gebirgswassers dem Feinde bei Taufers in den Rücken; sofort verbreitete sich unter den Oesterreichern ein panischer Schrecken und die Niederlage wurde vollständig. An 1000 Mann blieben todt auf dem Platze, 4000 streckten die Waffen. An demselben Tage überwältigte Lecourbe, ebenfalls durch eine gewandte Umgehung, den Paß von Martinsbruck; auch hier lief die österreichische Reserve davon, als sich auf ihrer Rückzugslinie seine Schützenschwärme zeigten; das vordere Treffen, drei Bataillone, überlieferte sich der Gefangenschaft. Die Einbuße, welche Oesterreich durch diese Vorgänge erlitt, war höchst empfindlich. Hier das Innthal, dort das Etschthal lagen

offen vor dem Feinde; die directe Verbindung zwischen Nord- und Südtyrol war zerrissen, das Vertrauen der Truppe zu sich selbst und zu ihren Führern war tief erschüttert. Und dies Alles war herbeigeführt durch nicht mehr als 12,000 Franzosen, die aber die Schwäche ihrer Zahl durch tolle Dreistigkeit ersetzten, während Bellegarde mit der vierfachen Stärke in verwirrter Trägheit sich durch diese Handvoll Leute über 12,000 Mann an Todten und Gefangenen abnehmen ließ. Wäre es an jenem 25. März auf den beiden andern Kriegstheatern ebenso ergangen, wie auf dem Tyroler, das Unheil für den Kaiserstaat wäre unabsehbar gewesen.

In Wien rief, wie man denken kann, die Kunde von diesen schmählichen Ereignissen die bitterste Stimmung hervor. Thugut, welcher nie zu den Bewunderern des Erzherzogs gehört hatte, richtete seinen eigenen und des Kaisers Unwillen in erster Linie gegen Carl, welcher Hotze's wiederholte Bitten um Verstärkung fortdauernd abgewiesen und dadurch Massena die Wege zur Eroberung Graubündens und zur Bedrohung Tyrols eröffnet hätte. Mit gutem Grunde hatte man dem Erzherzog noch am 23. Februar erörtert, daß er dem Feinde mindestens um 30,000 Mann überlegen sei (wie wir wissen, war seine Stärke in Wahrheit noch erheblich größer): unmöglich konnte bei richtigem Verfahren eine Entsendung von 20,000 Mann nach Vorarlberg, welche Massena's Erfolge unmöglich gemacht hätte, ihn Jourdan gegenüber in ernstliche Ungelegenheit bringen. Redete er aber von der Nothwendigkeit, seine linke Flanke gegen die Schweiz zu decken: welche bessere Deckung konnte es für ihn geben, als eine Verstärkung Hotze's, welche diesen in den Stand setzte, Massena zu überwältigen? Was Carl mit Recht gegen solche Betrachtungen einzuwenden und auch dem General Hotze in der That erklärt hatte, war der Satz, daß die Hauptsache zur Zeit die gründliche Besiegung Jourdan's sei, daß er dafür seine Macht zusammenhalten müsse, und wenn er hier durchdringe, dann an kleinen Erfolgen des Feindes in Graubünden wenig gelegen sei. Alles kam also darauf an, ob er jetzt durch gewaltige Schläge gegen die Donau-Armee gutmachen würde, was in den Alpen verdorben war.

Er hatte gleich auf die erste Nachricht von Jourdan's Rheinübergang seine Truppen am 4. März den Lech überschreiten lassen, um zwischen Donau und Bodensee den Franzosen entgegen zu rücken. Auch Jourdan, der sich Massena anzunähern wünschte, hatte dieselbe südliche Richtung eingeschlagen, so daß ein baldiges Zusammentreffen unvermeidlich schien. Indessen besondere Eile schien man auf beiden Seiten

nicht zu haben: Carl, nach seiner Bedächtigkeit, legte fünfzehn Meilen in fünfzehn Tagen zurück; Jourdan, ohne Zweifel im Gefühl seiner Schwäche, verwandte neunzehn Tage auf einen Marsch von zweiundzwanzig Meilen. So dauerte es bis zum Abend des 19. März, ehe die feindlichen Heere an dem sumpfigen Ostrachbache, dort, wo heute der badische Seekreis, Würtemberg und Hohenzollern an einander grenzen, sich gegenüber standen. Jourdan's Vortrab, unter Lefevre, hatte die Uebergänge über den Bach und die davor liegenden Höhen besetzt; weiter nördlich bedrohte General St. Cyr mit nahe 5000 Mann die rechte Flanke des Angreifers. Die Division Souham 7460 Mann, befand sich eine starke Meile weiter rückwärts als Reserve in Pfullendorf. Die Division Ferino war, augenblicklich außer aller Verbindung mit Jourdan, gegen den Bodensee im Marsch, und über 4000 Mann in kleinen Beobachtungsposten auf beiden Flügeln des Heeres verzettelt. Im besten Falle vermochten die Franzosen in das Gefecht nicht ganz 22,000 Mann zu bringen. Gegen diese kleine und noch dazu weithin zersplitterte Macht führte nun der Erzherzog 73,000 Mann heran. Nachdem er am 20. März die vorgeschobenen Posten Lefevre's über die Ostrach zurückgeworfen, sandte er gegen St. Cyr den Fürsten von Fürstenberg mit 19,000 Mann und warf sich mit 50,000 Mann auf Lefevre's Stellung in den Dörfern Ostrach und Zettkofen. Der Bach wurde schnell durchwatet, Ostrach aber Stunden lang von Lefevre mit Heldenmuth gegen die Uebermacht behauptet, bis die Oesterreicher Zettkofen genommen hatten und von hier aus Lefevre im Rücken bedrohten. Jourdan befahl den Abmarsch, der in bester Ordnung, nirgend von dem Gegner gestört, erfolgte. Jeder der beiden Theile hatte etwa 2000 Mann Verlust.

Das französische Heer zog jetzt mit der bisherigen Langsamkeit den Weg zurück, den es gekommen, vereinigte sich mit der Division Ferino und einer von Massena detachirten Brigade, und nahm dann, 38,000 Mann stark, Stellung bei Singen, Engen und Tuttlingen. Noch weniger geschwind waren die Bewegungen des Erzherzogs, welcher den Feind völlig aus den Augen verloren hatte, zwei Tage in Pfullendorf in der Erwägung zubrachte, ob Jourdan nach dem Schwarzwalde oder in die Schweiz abziehe, und am 24. März mit der Armee die Stellung bei Stockach erreichte. Um sich über die Pläne des Feindes eine Ansicht zu bilden, beschloß er, am folgenden Tage eine große Recognoscirung vorzunehmen. Indessen war aber auch Jourdan durch das Nichterscheinen des Gegners in Unsicherheit gerathen, fand St. Cyr's

Vermuthung, Carl habe sich plötzlich in die Schweiz gewandt und hier nur eine kleinere Abtheilung zurückgelassen, höchst wahrscheinlich, und beschloß demnach, sein Heil in einem raschen Angriff gegen diese zu versuchen. Hieraus ergab sich denn am 25. März eine höchst eigenthümliche Schlacht. Carl hatte von seinen 70,000 Mann zum Zwecke seiner Erkundung drei große Abtheilungen, jede ungefähr 13,000 Mann, abgezweigt, die rechte und die linke Colonne in weitem Bogen nord- und südwärts, nach Lipptingen und Steißlingen entsandt, und ging selbst mit der mittlern in erster Morgenfrühe vorwärts nach Eipeltingen; die übrigen 32,000 Mann blieben als Reserve vor dem Städtchen Stockach zurück. Seinerseits hatte Jourdan ebenfalls auf jeder der drei Straßen eine seiner Divisionen, im Süden Ferino mit 12,000, im Centrum Souham mit 7000, im Norden Soult (an des verwundeten Lefevre Stelle) mit 10,000 vorgehn lassen, und dazu noch St. Cyr mit 9000 zu einer weit ausholenden Umgehung in den Rücken des Feindes nach Möskirch abgeschickt. Die drei österreichischen Colonnen wurden auf diese Art sämmtlich von einem hitzigen Angriff überrascht und sämmtlich trotz ihrer Uebermacht geworfen: die südliche ging fechtend in guter Ordnung zurück; die mittlere retirirte in solcher Eile, daß sie keinen großen Verlust erlitt; die nördliche aber unter General Merveldt, die eine Streifpartie St. Cyr's in ihrem Rücken bemerkte, verlor die Fassung ganz und gar und flüchtete in gräulicher Verwirrung gegen Stockach zurück. So war die Hälfte des österreichischen Heeres auf allen Punkten geschlagen, und dieses Mal mochte der Erzherzog dem Himmel danken, daß er nicht ohne doppelte Uebermacht in das Feld gezogen war. Auf allen drei Seiten warf er seine Reserven dem siegreich vorstürmenden Feinde entgegen und brachte damit im Süden wie im Centrum das Gefecht in nächster Nähe vor Stockach zum Stehn. Größere Mühe kostete es auf dem nördlichen Flügel, wo mit Merveldt's Leuten gar nichts mehr anzufangen war, und bald auch die unterstützende Truppe des Generals Wallis in bedenkliches Schwanken gerieth. In dieser Bedrängniß setzte sich der Erzherzog persönlich an die Spitze der letzten noch unberührten Mannschaft, sechs Grenadierbataillone und zwölf Schwadronen Kürassiere, vereinte diese mit Wallis' acht Bataillonen, und drängte so mit übermächtigem Vorgehen die dünnen Haufen Soult's von Busch zu Busch, von Höhe zu Höhe bis nach Lipptingen zurück. Dieses Mal brachte die Noth die kräftige Seite seines Wesens zu reiner Entfaltung; inmitten des Kampfgetümmels erhielt er die Nachricht, daß St. Cyr Möskirch besetzt habe und somit auf der Rückzugslinie der

Oesterreicher stehe; möge er stehn, rief Carl, wenn ich hier durchdringe, so ist er abgeschnitten und verloren — und unaufhaltsam ging es vorwärts dem Ausgange des Walde zu, auf Lipptingen. Hier aber brach die Nacht herein und machte dem Kampf ein Ende. Der Verlust auf beiden Seiten war ziemlich gleich, je 4000 Mann, der Ausgang aber entschieden günstig für Oesterreich. Der überraschende Anprall des Feindes hatte anfangs die Truppen erschüttert; wäre der nutzlos fortgeschickte St. Cyr zur Stelle gewesen, so hätte das Unheil groß werden können; da er aber fehlte, so hatte das französische Ungestüm schließlich doch nicht durchgegriffen. Das Gewicht der österreichischen Ueberzahl kam jetzt zur vollen Geltung und hätte den Franzosen bei ihrer Stellung am Ende des Kampfes geradezu verderblich werden können, da Ferino und Souham am Abend von Soult ebenso weit entfernt waren, wie dieser von St. Cyr. Bei einer lebhaften und kräftigen Verfolgung hätte man Aussicht gehabt, das feindliche Heer zu zersprengen und vielleicht einzelne seiner Abtheilungen vollständig gefangen zu nehmen. Aber der Erzherzog verhielt sich auch dieses Mal ganz so wie drei Jahre früher bei Würzburg. Er ließ sich an dem Bewußtsein, gesiegt zu haben, begnügen, sei es nach der Stimmung der eignen Seele, sei es im Hinblick auf die übel zugerichtete Verfassung seiner zuerst geschlagenen Heereshälfte. Eine eigentliche Verfolgung fand gar nicht statt; Carl überließ den nur von Reiterabtheilungen beobachteten Feind seinem Schicksal. Zum Glück entwickelte sich von Innen heraus auch dieses ganz ähnlich wie nach der Würzburger Schlacht. Jourdan war auf das Tiefste erbittert und ergrimmt gegen das Directorium, daß es ihn mit so unzulänglichen Mitteln in den Kampf hinausgestoßen hatte; er gehörte, wie Bernadotte, zur jacobinischen Linken, mit welcher das Directorium, wie wir wissen, seit einem Jahre in immer wachsender Spannung stand, und hatte nach der Art des damaligen Parteihaders nicht den mindesten Zweifel, das Directorium habe mit verrätherischer Planmäßigkeit verfahren, um die ihm als Jacobiner verhaßten Generale durch Niederlagen vor dem Feinde zu Grunde zu richten. Gleich am Tage nach der Schlacht schickte er also einen Bericht an die Regierung, mit der Bitte, selbst nach Paris kommen zu dürfen, um mündlich mit den Directoren über die Lage seines Heeres zu verhandeln. Seine Aufregung aber war so groß, daß er die Antwort auf dies Schreiben nicht abwartete, sondern wenige Tage später den Oberbefehl dem Chef seines Generalstabs, General Ernouf, übertrug und auf eigne Hand nach Paris abreiste. Ernouf war seiner Aufgabe in keiner Hinsicht gewachsen;

es kam dazu, daß die Truppen, durch die Fruchtlosigkeit der bisherigen glänzenden Anstrengungen demoralisirt, sich immer unzuverlässiger zeigten; so ging das Heer in täglich schlechterem Zustande zuerst an die Schwarzwaldpässe, dann nach kurzem Aufenthalte über den Rhein zurück. General Bernadotte folgte dem Beispiele seines Collegen. Er hob die Berennung von Philippsburg auf, ließ eine kleine Besatzung in Mannheim und ging dann ebenfalls auf das linke Rheinufer hinüber. Wie Jourdan, gab er sein Commando auf und reiste nach Paris. Das Directorium entsetzte Beide ihrer Aemter; wir werden später sehn, welche politischen Folgen dieser Bruch zwischen der Regierung und den Generalen nach sich zog.

Unterdessen ließ der Erzherzog die Division Sztarray den Schwarzwald passiren und sich im Rheinthal ausbreiten; zu ihr gehörten die Szekler, denen wir bei dem Rastadter Gesandtenmord begegnet sind; eine andere Division dehnte sich beobachtend längs der Schweizergrenze aus; die übrige Armee lagerte in der Umgegend von Stockach. Der erste Theil der Aufgabe, welche dem Erzherzog bei Beginn des Feldzugs von seiner Regierung gestellt worden, war vollständig, wenn auch nicht glänzend gelöst. Das deutsche Reich bis zum Rheine war vom Feinde befreit. Auch aus Tyrol beeilte sich jetzt Massena, seine vorgeschobenen Posten nach Graubünden zurückzuziehen, denn nicht bloß diese, sondern sein ganzes kleines Heer war nach Jourdan's Rückzug in dringender Gefahr, durch Bellegarde und Hotze in der Front, durch Erzherzog Carl im Rücken angegriffen und so zwischen einer mehr als dreifachen Uebermacht erdrückt zu werden.

Dazu kam, daß gleichzeitig auch in Italien das Glück den kaiserlichen Waffen hold gewesen war. Der dortige einstweilige Führer General Kray besaß zwar nicht die Geisteskraft eines großen Feldherrn, aber er war doch ein muthiger Soldat, der mit seiner Person zu zahlen bereit war und mit Lust den Gefahren des Kampfes entgegen ging. Leider war auch hier der strategische Aufmarsch der Truppen um die Mitte des März noch weit im Rückstande; als der Krieg in der Schweiz losbrach, erließ Kray zwar die drängendsten Befehle, es fehlten ihm aber, als der Kampf an der Etsch begann, immer noch zwei Divisionen, so daß er nach Abgabe der im Venetianischen nöthigen Besatzungen nur mit 58,000 Mann dem Feinde entgegentreten konnte. Die Weisungen, die ihm General Chasteler am 21. März überbrachte, lauteten, offenbar unter dem Eindrucke von Auffenberg's Niederlage, dahin Peschiera zu belagern, Mantua zu beobachten, und dann sowohl im

Thal des Oglio als der Adda bis nach Edolo und Chiavenna aufwärts zu dringen, um dadurch Tyrol auch ohne einen Gebirgskrieg zu befreien; finde man den Feind irgendwo versammelt, so solle man ihm eine Schlacht liefern[1]). Wie man sieht, ging dieser Feldzugsplan nicht über defensive Gesichtspunkte hinaus. Ganz im entgegengesetzten Sinne hatte das französische Directorium den General Scherer beauftragt, mit seinen 47,000 Mann entschlossen die Etsch zu überschreiten und den Feind aus Venetien hinauszuschlagen. Zur Unterstützung dieses Wirkens wurde die Division Dessolles aus dem Veltlin an die obere Etsch gesandt, dafür aber, als wäre die Aufgabe für so viele republikanische Helden zu leicht, die Division Gauthier nach Toscana abcommandirt, um dort an der Stelle der großherzoglichen eine republikanische Regierung einzurichten. Am 25. März überschritt darauf Scherer nicht eben leichten Herzens den Mincio, um gegen die österreichischen Stellungen an der Etsch heranzurücken. Auf diese Nachricht nahm Kray sich vor, am 27. seinerseits dem Feinde zuvorzukommen, war aber nach österreichischer Weise langsamer als dieser, und wurde bereits am 26. durch den französischen Angriff getroffen. Das Centrum der Oesterreicher stand auf dem rechten Etschufer in den Dörfern dicht vor Verona; 8000 Mann unter General Elsnitz waren einige Meilen westwärts die Etsch hinauf nach Pastrengo entsandt, um hier den Austritt der Brennerstraße aus dem Gebirge zu sperren; mit 22,000 Mann war Kray selbst die Etsch hinab nach Bevilaqua marschirt, um von dort den gegen Verona hervordringenden Franzosen in die Flanke zu fallen. Umgekehrt rückte Scherer mit 22,000 Mann gegen Pastrengo, und General Montrichard nur mit 9000 gegen Bevilaqua vor, während General Moreau, der mit großer Selbstverleugnung ein Commando unter Scherer übernommen hatte, mit ungefähr gleichen Kräften das Centrum der Gegner beschäftigte. So war das Ergebniß leicht vorauszusehen. Im Centrum wogte der Kampf ohne eigentliche Entscheidung, allerdings mit überwiegendem Verluste der Oesterreicher, hin und her; auf den Flügeln aber wurde durch die feindliche Uebermacht Elsnitz auf der einen und Montrichard auf der andern Seite in der schlimmsten Weise zugerichtet. Im Ganzen verloren die Oesterreicher 7000, die Franzosen 4000 Mann, jede Partei hatte dazu an ihrer schwachen Stelle ein Dutzend Geschütze eingebüßt. Den tactischen Erfolgen des Tages

[1]) Oesterr. milit. Zeitschrift 1812, Heft 3, S. 23. Jomini XI, 157. Es ist wunderlich, daß bei Miliutin, angeblich nach Jomini, sich dieser Satz in den entgegengesetzten verwandelt hat: „wo man den Feind zerstreut finde“ u. s. w.

entsprach die Stimmung der Führer; beide schienen durch den erlittenen Schlag wie betäubt und schwankend zu sein. Scherer meinte, seine Hauptmacht stromabwärts auf der am 26. schwach gewesenen Stelle versammeln zu müssen, und brachte eine ganze Woche damit zu, hinter seinem Centrum her die Truppen seines rechten Flügels auf den linken und umgekehrt zu versetzen. Kray, anstatt dieses Gewirre zu einem tödtlichen Hauptstreiche zu benutzen, begnügte sich, einen kecken Vorstoß, den General Serrurier bei Pastrengo über die Etsch hinüber versuchte, blutig abzuweisen, die Division Zoph an sich zu ziehn und dann seinerseits die Brigade St. Julien die Etsch überschreiten und gegen Peschiera vorgehn zu lassen. Hierdurch wurden Scherer's Sorgen wieder auf die entgegengesetzte Seite geworfen; er fürchtete jetzt, der Feind möchte ihn dort im Norden überflügeln, dadurch von dem Mincio abdrängen und in die Sümpfe der Niederungen am Po hinein treiben; er beschloß also, wieder seinen linken Flügel (General Moreau) auf 20,000 Mann zu verstärken, und durch ihn den Feind aus der Nähe von Peschiera zu verjagen. Im Centrum sollte Delmas mit 6000 Mann das Dorf Magnano, auf der Rechten Victor mit 14,000 die Ortschaften Raldone und Pozzo besetzen, und von dort auf Verona vorgehn. Gleichzeitig hatte sich endlich auch Kray zu einem neuen allgemeinen Angriff entschlossen, Hohenzollern mit 17,000 Mann gegen die feindliche Linke, Kaim mit 6500 gegen Magnano, Mercantin mit 7000 gegen Pozzo in Bewegung gesetzt, dann aber eine Reserve von 13,000 Mann unter Fröhlich dicht vor Verona aufgestellt und den General Schustek mit einer kleinen Colonne von 2000 Mann weiter stromabwärts über die Etsch gehn lassen, um den Rücken des Feindes zu beunruhigen. So kam es am 5. April zu der Schlacht bei Magnano. Während des ganzen Vormittags stand der Kampf mit zäher Heftigkeit auf allen Punkten; allmählich gewannen die Franzosen mehr und mehr Boden; am schlimmsten erging es dem armen Mercantin, der, wie wir sahen, durch Victor mit doppelter Uebermacht bedrängt, bald nach Mittag ganz und gar überwältigt und selbst tödtlich verwundet wurde. Indessen gelang es Kray, durch eiliges Heranbringen frischer Truppen die geschlagene Abtheilung wieder zu ordnen, und dann mit umfassendem Eingreifen Fröhlich's und Schustek's den Feind in völliger Auflösung vom Schlachtfelde zu treiben. Delmas und Moreau, selbst zur Anspannung aller Kräfte genöthigt, waren nicht im Stande, dem besiegten Genossen Beistand zu gewähren, wurden vielmehr durch Victor's Niederlage mit einem feindlichen Angriff in Flanken und Rücken bedroht, und somit

selbst zum Rückzuge genöthigt. So endigte der hart umstrittene Tag, welcher jedem der beiden Gegner an 4000 Mann kostete, mit einem entschiedenen Siege der Oesterreicher. Scherer, alle Offensivpläne verfluchend, führte sein stark demoralisirtes Heer über den Mincio zurück, wagte sich bald auch dort nicht mehr zu halten und gab am 12. April den Befehl zu weiterem Ausweichen gegen den Oglio. Kray hatte wie der Erzherzog nach Stockach den Abzug des Feindes unbehelligt gelassen; der wackere Haudegen, dem es durchaus an Ueberblick und Urtheil fehlte [1]), mochte Gott danken, daß er bis dahin so gut davongekommen war; zudem erwartete er jetzt auch täglich das Erscheinen des Oberbefehlshabers, des Generals Melas, und wollte diesem nicht vorgreifen. Dieser langte denn auch am 9. April in Verona an; es dauerte aber immer noch mehrere Tage, bis er sich zu weiterem Vordringen entschloß, und am 14. April seine Truppen den Mincio passiren ließ. An demselben Tage traf übrigens auch Suworoff in Verona ein und ergriff ohne Aufenthalt die Leitung der Dinge.

Alle diese Nachrichten strömten nun im Laufe des März und Anfang April in Wien zusammen. Man hätte Grund gehabt, zufrieden zu sein. Die feindliche Donau-Armee war nach zwei Gefechten weggeschmolzen wie Märzenschnee; in Italien lag die lombardische Ebene dem Vormarsche des siegreichen Heeres geöffnet; Tyrol wurde in Folge dessen vom Feinde schleunigst geräumt. Das Alles hatte man vollbracht, ehe die eben herankommenden russischen Genossen noch erschienen waren: was ließ sich weiter also unter deren energischer Mitwirkung, unter Suworoff's ungestümer Führung erwarten! Trotz alledem war aus Thugut's verdüstertem Gemüthe der bittere Eindruck der Tyroler Niederlagen nicht verschwunden, deren letzte, wie wir wissen, gleichzeitig mit Stockach und den ersten Veroneser Kämpfen erlitten wurde. Thugut war entrüstet über Bellegarde's Benehmen, aber auch das herbe Urtheil über den Erzherzog Carl, dem er sowohl als der Kaiser die wesentliche Schuld an den Unfällen in Graubünden beimaßen, blieb ungemildert. Der Erzherzog, sagte Thugut dem englischen Gesandten, hätte nicht so weit vorwärts gehen, er hätte in der vortheilhaften Stellung von Ulm bleiben und sich in Verbindung mit Vorarlberg halten sollen [2]). Es kam aber noch Weiteres hinzu. Wir kennen Thugut's unbezwingliches Mißtrauen gegen Preußen und Baiern, und eben jetzt erschienen die

---

[1]) Die Belege hierfür weiter unten im achten Buche.

[2]) Eden an Grenville am 27. März, 10. April.

ersten Meldungen über das Fehlschlagen der englischen Bundesverhandlung in Berlin; es kam die Kunde, daß Preußen auf alle Fälle rüsten, zur Zeit aber neutral bleiben wolle. Nun war schließlich bei Thugut Alles abscheulich, was Preußen that: von Preußens Beitritt zur Coalition hätte er die schlimmsten Umtriebe in deren Innerem befürchtet; jetzt, wo es draußen blieb, meinte er vorahnend, es bereits im Trüben fischen und in Deutschland um sich greifen zu sehen. So war es ihm eine tiefe Erquickung, daß jetzt doch endlich das einzige Mittel, welches er dagegen für wirksam hielt, eine scharfe russische Beaufsichtigung der Berliner Nichtsnutzigkeit, ihm zur Verfügung stand. Kaiser Paul ließ eben das Corps des Generals Lacy an die preußische Grenze rücken, und das Corps Rummsen zur Unterstützung Carl's und zur Sequestration Baierns in das deutsche Reich marschiren. Das war doch ein fester Schutz und Schirm für die gute Sache; gegenüber diesen achtzigtausend Russen, dachte Thugut, würden Preußen und Baiern sich zweimal besinnen, ihre verbrecherischen Umtriebe in das Werk zu setzen. Unglücklicher Weise aber sollte auch diese Freude ihm nicht rein erhalten bleiben.

Wir haben schon früher wahrgenommen, wie wenig befriedigend die Stellung Oesterreichs zu England in diesen verhängnißschweren Zeiten war. Immer handelte es sich um jene elende Anleihe von 1797, welche der österreichische Gesandte zur Tilgung früherer Schulden in London verabredet hatte und welche dann Thugut nicht bestätigen wollte. Immerfort erklärte Thugut, daß er sich nimmermehr auf so wucherische Bedingungen einlassen werde, und immerfort wiederholte Pitt, daß von Wucher keine Rede und ohne Uebernahme der Anleihe keine Erneuerung des Bündnisses denkbar sei. Je geringfügiger an sich die Sache war, um so gereizter klagte jeder Theil über den Eigensinn des andern, und als der Beiden gemeinsame Krieg begann, war jeder auf das Gründlichste von der schlechten Gesinnung des andern überzeugt. Bei dieser Stimmung der Gemüther wurde jede Angelegenheit eine neue Quelle gegenseitigen Argwohns. Thugut hielt dafür, daß England die Geldnoth Oesterreichs zu herrischer Bevormundung der kaiserlichen Politik benutzen wolle. England war mit mehr Grund der Meinung, Oesterreichs Einmischung in die Berliner Unterhandlung habe durch die Schroffheit ihrer Formen nur geschadet und, was schlimmer wäre, auch nur schaden sollen. Einen frischen Zunder des Unfriedens lieferten sodann die Schweizer Angelegenheiten. Jedermann wußte, daß auf dem Boden der alten Eidgenossenschaft grimmige Gährung gegen die Franzosen in tausend

Herzen kochte, und daß bei dem ersten Einrücken der Verbündeten ein gewaltiger Aufstand gegen die Einrichtungen von 1798 dort wahrscheinlich war. Thugut behandelte jedoch diese Dinge äußerst kühl und geringschätzig und setzte sich dadurch bei den englischen Ministern in den Verdacht, daß es ihm nicht auf Befreiung, sondern auf Einverleibung der Schweiz ankomme. Um so wärmer interessirte sich England für die Bestrebungen der schweizerischen Ausgewanderten, und bevollmächtigte Ende März den Obersten Crawfurd, so wie die Herren von Steiger und Roverea die Geldmittel zur Bildung einer Schweizer Legion zur Verfügung zu stellen, welche dann gemeinsam mit den Oesterreichern auf die Franzosen in Helvetien schlagen sollte. Aber in der Ansicht, mit einer solchen Verstärkung dem Wiener Hofe etwas Erfreuliches darzubieten, fand man sich getäuscht. Thugut sagte, es wäre besser gewesen, das Geld zur Entflammung einer Volksbewegung unter den Schweizer Bauern zu benutzen, anstatt es für kümmerliche militärische Organisationen zu vergeuden. Indessen ließ sich Pitt dadurch in seiner Fürsorge für die Schweiz nicht irre machen, da er ein- für allemal die Wiedereinnahme des Landes für den entscheidendsten Punkt der ganzen Kriegführung hielt. Vielleicht überschätzte auch er, mit den meisten Strategen seiner Zeit, die beherrschende Macht der dortigen Alpenpositionen: aber mochte das Land gebirgig oder eben beschaffen sein, es lag einmal vor der französischen Grenze zwischen Deutschland und Italien, und im Besitze desselben hinderte Massena das unmittelbare Zusammenwirken Carl's und Suworoff's und bedrohte das italienische Heer in der rechten, das deutsche in der linken Flanke. Nur zu bald sollte durch die bitterste Erfahrung diese Bedeutung der Schweiz dem Wiener Hofe fühlbar und dadurch Pitt's Auffassung mit trauriger Eindringlichkeit bestätigt werden. Genug, als Ende März die Hoffnungslosigkeit der Berliner Unterhandlung klar wurde, stellte Lord Grenville bei Kaiser Paul den Antrag, das von England zu bezahlende Corps Rummsen, angeblich 45,000 Mann, welches im Falle des preußischen Beitritts gemeinsam mit preußischen Truppen am Niederrheine hatte operiren sollen, jetzt in der Schweiz zu verwenden[1]). Kaiser Paul genehmigte das mit Freuden. Lord Grenville meldete es nach Wien mit der Bemerkung, der Kaiser werde daraus ersehen, daß England, trotzdem noch kein Bündniß zu Stande gekommen, doch Alles thue, was die

---

[1]) Grenville an Eden 29. März. Ebenso berichtet Cobenzl aus Petersburg 29. April über dort erfolgte Einbringung des englischen Antrags.

gemeinsame Sache fördern könne. Aber wie weit war Thugut entfernt, eine solche Gesinnung in dem vorliegenden Falle anzuerkennen! Vielmehr schlug in Wien diese Nachricht ein wie ein zerschmetternder Blitzstrahl. Man sah darin nicht eine Stärkung, sondern eine tödtliche Gefahr.

Wie? dieses russische Corps, anstatt Baiern in Beschlag zu legen, alle deutschen Reichsstände einzuschüchtern, Preußen von Süden her im Schach zu halten, sollte jetzt in den Dienst der eigensüchtigen Schweizer Auswanderer gestellt werden? Die entscheidenden Lebensfragen Oesterreichs sollten vernachlässigt bleiben, damit England seinen herrschsüchtigen Starrsinn befriedigen könne? Thugut war auf der Stelle entschlossen, daß die Deckung Oesterreichs gegen die deutschen Neider dringlicher sei als jede andere Maßregel. Wenn die Russen nicht in Deutschland Stellung nehmen, sagte er, so müsse der Erzherzog dort seine ganze Macht zusammenhalten und deshalb die früher beabsichtigte große Unternehmung gegen die Schweiz erst nach der Ankunft der Russen beginnen. Denn vorher würde der Kampf gegen Massena einen so großen Theil seines Heeres in Anspruch nehmen, daß der Rest nicht stark genug bliebe, um für sich allein die Franzosen an der Rheinlinie und die inneren Widersacher in dem Reichsgebiete unschädlich zu machen. Hier aber, in der Niederhaltung Preußens und Baierns, fand er die erste Forderung der österreichischen Politik, in etwaigen Schweizer Kriegserfolgen aber nur einen untergeordneten Vortheil, dessen Erstrebung auf Kosten der Hauptsache von Oesterreich nicht verlangt werden könne. Schlimm genug, daß der Erzherzog bei seinen ersten Operationen zu Gunsten der deutschen Reichslande das getreue Tyrol bloßgestellt habe: in demselben Verhältniß würde es verderblich sein, wenn er jetzt für die Befreiung der Schweiz den österreichischen Einfluß in Deutschland zu Grunde richten ließe. In Gemäßheit solcher Erwägungen wurde denn dem Erzherzog befohlen und wiederholt eingeschärft, zur Zeit von jedem ernstlichen Angriffe auf die Schweiz abzusehen, und höchstens durch Scheinbewegungen gegen die Schweizer Grenze die Lage Hotze's und Bellegarde's zu erleichtern. Das Wesentliche sei jetzt die Wiedereinnahme Graubündens und dazu noch die Eroberung der kleinen Cantone mit ihren nach Italien führenden Alpenstraßen. Wer vorher von der Einnahme der ganzen Schweiz rede, jage windigen Chimären nach.

Es war ein Entschluß, der alle bisher errungenen Vortheile vernichtete und damit für ein volles Jahrzehnt das Unheil Oesterreichs

entschied. Zum dritten Male, wie 1794 in Belgien, wie 1796 beim Beginn des italienischen Feldzugs, zerstörte Thugut auch hier durch sein maßloses Mißtrauen gegen Preußen die besten Aussichten der österreichischen Kriegführung. Daß sein alter Grimm ihm jetzt wie früher höchst übertriebene Besorgnisse entzündete, brauchen wir erst nicht zu bemerken: er konnte einmal nicht anders; er sah die berliner Politik unter allen Umständen durch schwarze Gläser. Der Haß gegen Preußen war für all sein Thun und Denken der bestimmende Gesichtspunkt. An dieser Stelle aber wird auch, wer seine Leidenschaft begreiflich findet, ihn nicht zu rechtfertigen vermögen. Mochte der Zweck vortrefflich oder verkehrt sein, in jedem Falle war das Mittel elend. Wenn gleich nach dem Abzuge Ernouf's auf das linke Rheinufer der Erzherzog bei Schaffhausen den Strom überschritt und gleichzeitig Hotze und Bellegarde kräftig vorwärts drängten, so war Massena von einer mehr als dreifachen Uebermacht umschlossen und, so weit menschliche Einsicht reicht, rettungslos zu Grunde gerichtet[1]). Und nun lege man sich die Frage vor, ob Oesterreich, von solcher Siegesglorie umstrahlt, eine Abnahme seines deutschen Einflusses, ob es eine thätige Feindseligkeit des Berliner Hofes zu besorgen gehabt hätte? Gerade umgekehrt aber lag es auf der Hand, wie das gewählte Verfahren seine politische Stellung nach allen Richtungen schwächte, wie es die Verbündeten mit Argwohn und Verdruß erfüllen und einem wirklich feindlichen Preußen die schönste Gelegenheit eröffnen mußte.

Erzherzog Carl hatte etwa eine Woche lang nach der Stockacher Schlacht des Glaubens gelebt, daß Jourdan noch ein drittes Zusammentreffen beabsichtige, und deßhalb seine Hauptmacht nicht nach Süden zu richten gewagt. Wohl aber war und blieb er durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der den Krieg entscheidende Schlag so schnell wie möglich gegen Massena geführt werden müsse, und auf das Eifrigste sandte er seine Briefe an Hotze und Bellegarde, um ein überwältigendes Zusammenwirken einzuleiten. Da trafen ihn denn die Wiener Befehle mit erschütternder Wucht, um so mehr, je weniger man ihm verhehlte, daß vor Allem ihm die Schuld an den bisherigen Unfällen in Graubünden beigemessen würde. Er schrieb an Hotze, daß der gemeinsame Angriff aus Gründen, die nicht bekannt werden dürften, zu verschieben sei; er selbst aber wurde krank durch Aerger und Schmerz und zeigte am 14. April dem Kaiser an, daß er wegen der Zerrüttung

---

[1]) So lautet übereinstimmend das Urtheil des Erzherzogs und Massena's.

seiner Gesundheit einstweilen den Oberbefehl dem Grafen Wallis übertragen habe. Die Armee bezog indessen enge Cantonnirungen in der Umgegend von Stockach und stand hier unbeweglich, ohne einen Schritt zu thun, den ganzen April hindurch. Die Thätigkeit des Hauptquartiers beschränkte sich in dieser Zeit auf diplomatisch-polizeiliche Maßregeln zur Förderung des österreichischen Einflusses im Reich, Ausweisung der französischen Geschäftsträger und Ueberwachung sonstiger verdächtiger Gesandten an den süddeutschen Höfen, Verhandlungen über die Stellung von Reichscontingenten oder Lieferung von Recruten zum kaiserlichen Dienst. Daneben gingen Maßregeln zur besseren Verpflegung der Armee, wobei der Hofkriegsrath alle Mühe aufbot, den Wünschen des Erzherzogs entgegen zu kommen, wie denn diese, so vielfach übel beleumdete Behörde in der Zeit, die uns beschäftigt, keinen Vorwurf weniger verdient, als den, in die Operationen der Feldherren selbständig und hindernd eingegriffen zu haben. Der Hofkriegsrath war damals nur mit den Verwaltungssachen der Armee befaßt; wo Eingriffe in die Heeresleitung vorkamen, entsprangen sie stets aus begründeten oder eingebildeten Rücksichten der großen Politik. Wenn Beweggründe dieser Art geltend wurden, war Thugut allerdings nicht zu erschüttern. Auch die Erkrankung des Erzherzogs störte ihn nicht im Mindesten; er freute sich, den hohen Herrn, der eigne Gedanken haben wollte, los zu werden, und bestimmte den Kaiser schon am 19. April, noch ehe Carl's amtliche Anzeige eingelaufen war, ihm einen Nachfolger zu geben. Wie früher erwähnt, sollte der künftige Schwiegersohn des russischen Kaisers, Erzherzog-Palatin Joseph, unter Suworoff's Leitung den Oberbefehl über das italienische Heer übernehmen, und so eben erst, am 13. April, war die betreffende kaiserliche Verfügung ausgefertigt worden. Jetzt, auf die erste Kunde von Carl's Gesundheitszustande, erschien der Befehl, daß Joseph nicht nach Italien, sondern in Begleitung des Generals Lauer zum deutschen Heere abgehen sollte. Hier wäre denn allerdings weniger Eigenwilligkeit, dafür aber auch keine Fähigkeit zu erwarten gewesen. Denn Joseph verstand nicht das Geringste von militärischen Dingen, und Lauer hatte, wie wir uns erinnern, die Pläne entworfen, die zu der schlimmsten aller Niederlagen von 1796, zur Schlacht von Bassano, führten. Dieses Mal freilich sollte er ja nicht Schlachten anordnen, sondern Schlachten verhüten.

Zugleich war Thugut unablässig bemüht, auf diplomatischem Wege die Bestimmung des russischen Corps Rummsen in die Schweiz wieder

rückgängig zu machen. Wiederholt trug er dem englischen Gesandten Sir Morton Eden seine Bedenken vor. Die Schweiz sei so ausgesogen, daß sie unmöglich so viele Truppen ernähren könne; die russischen Soldaten würden bei ihren fremden und barbarischen Sitten sich dort mit den Einwohnern viel weniger leicht als die österreichischen verständigen können; es sei viel zweckmäßiger, Rummsen an den Mittelrhein zu senden, wo er durch die Belagerung von Mainz der guten Sache einen äußerst trefflichen Dienst leisten und bei den unterdrückten Einwohnern des Niederrheins, Belgiens und Hollands die Lust zur bewaffneten Erhebung wecken könne. Gelegentlich warf er auch wohl die Frage hin, welchen Endzweck man eigentlich beim Kriege zu erreichen suche? Es blieb aber Alles wirkungslos. Sir Morton antwortete auf den letzten Punkt, die Coalition möge den Franzosen verkünden, daß man zufrieden sein werde, wenn sie sich mit den früheren Grenzen begnügen und Europa nicht weiter beunruhigen wollten. Das hätte, ganz mit Kaiser Paul übereinstimmend, Herstellung des Zustandes in Westeuropa von 1792 bedeutet. Damit war natürlich dem österreichischen Minister, der Venetien zu behalten und sich in Italien auszudehnen wünschte, nicht gedient, und er brach mit der Wendung ab, daß man vor Allem die Ansichten Rußlands erkunden müsse. Sir Morton erhielt darauf von London die gemessene Weisung, auf derartige Fragen überhaupt nicht nach seinem eigenen Ermessen zu antworten, sondern dieselben lediglich zum Bericht an seine Regierung zu nehmen. Was das Corps Rummsen betraf, so blieben die Engländer fest auf ihrem Sinne. Schwaben und der Mittelrhein seien ebenso erschöpft wie die Schweiz; gegen österreichische Eroberungsgelüste seien trotz aller uneigennützigen Proclamationen die Schweizer mißtrauischer als gegen russische; für große Belagerungen hätten die Russen weder schweres Geschütz noch großes Geschick; so sei es in jeder Hinsicht besser, die Unbequemlichkeiten eines nochmaligen Wechsels zu vermeiden und Rummsen in die Schweiz zu senden, von wo aus nach Besiegung Massena's der Weg in die royalistisch gesinnten und durch keine Festungen geschützten Landschaften Burgunds offen liege. Ueberhaupt aber wurde der Gesandte getadelt, daß er sich so weit mit Thugut eingelassen habe. Es sei Alles zu vermeiden, was bei Thugut die Meinung hervorrufen könne, daß auch ohne den Abschluß eines förmlichen Bündnisses England thatsächlich als Verbündeter Oesterreichs sich benehmen wolle. Vielmehr habe er jeden Anlaß zu der Einschärfung zu ergreifen, daß England unabweislich

auf der Bestätigung des Anleihevertrages bestehe und vor derselben nur auf seine eigenen und nicht auf Oesterreichs Interessen Rücksicht nehmen werde.

Bei anderen Sterblichen würden derartige Erörterungen der Kampfgenossen vielleicht die Stimmung hervorgerufen haben, daß man nur auf die eigene Kraft rechnen und folglich mit verdoppelter Raschheit handeln müsse. Bei Thugut war die Wirkung die entgegengesetzte. Nun wohl, meinte er, wenn sie auf unsere Wünsche nicht hören, dürfen uns auch die ihrigen gleichgültig sein. Wenn die Russen schlechterdings in die Schweiz ziehen sollen, so wollen wir dort kein österreichisches Blut vergießen.

Die Armee des Erzherzogs blieb regungslos, Gewehr am Fuß, in den Cantonnirungen bei Stockach.

Zweites Capitel.

Cassano und Zürich.

Anders verliefen die Tage des April auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

Kaum war Suworoff dort in den Oberbefehl eingetreten, so trieb er seine Streitkräfte mit gleichem Ungestüm wie einst gegen Türken und Polen in den Kampf, den rastlosen, vor der Vernichtung des Gegners nimmer ruhenden Kampf. Im September 1798 hatte er, vom Dienste entfernt, auf seinem Dorfe Kantschansk einige leitende Gedanken über Politik und Kriegführung auf das Papier geworfen. Da hieß es, Oesterreich und Rußland würden gegen die Franzosen kämpfen, nach folgenden Grundsätzen: nicht anders als in der Offensive; schnelle Märsche, blanke Waffe; keine Methodik, sicherer Blick; volle Gewalt dem Obergeneral; den Feind im Felde aufsuchen, keine Zeit mit Belagerungen verlieren, niemals die Kräfte zur Deckung verschiedener Punkte zersplittern. Es waren dieselben Gesichtspunkte, welche Bonaparte so eben bei dem französischen Heere eingebürgert hatte, dieselben, welche die moderne Epoche der Kriegskunst bezeichnen und sich in dem einfachen Satze zusammenfassen, nicht in der Besetzung irgend eines Erdfleckens, sondern in der Ueberwältigung des feindlichen Heeres die Lösung der Aufgabe zu sehen. Mit dem Ungestüm, das aus diesen Anschauungen folgte, hatte der alte Haudegen bisher Türken und Polen niedergeworfen. Alles kam darauf an, ob er jetzt, bei ungleich verwickelteren Aufgaben, ein seiner Willenskraft entsprechendes Talent der Conception und Organisation bewähren würde.

Sein Gegner, welcher die größere Hälfte seiner Streitkräfte in Neapel, Toscana, den piemontesischen Plätzen zerstreut hatte, war bei

Scherer's Unsicherheit durch die Stöße von Bevilaqua und Magnano bereits aus dem Gleichgewichte gekommen [1], und gerieth bei jedem neuen Verluste und bei jedem Schritte rückwärts in immer stärkeres Schwanken. Scherer zählte, nachdem General Montrichard zur Niederhaltung des gährenden Volkes auf das südliche Ufer des Po entsandt worden, nur noch 28,000 Mann, während das österreichische Hauptheer sich wieder auf 48,000 Mann verstärkt hatte, aus Tyrol heranziehend General Vukassovich mit 7000 die linke Flanke des Feindes bedrohte, und soeben 12,000 Russen des Corps Rosenberg in Verona ankamen. Suworoff verlor keinen Augenblick, diese Uebermacht in nachdrücklichste Wirksamkeit zu setzen. Ungefähr 15,000 Oesterreicher blieben zur Blokade von Peschiera und Mantua zurück; mit 5000 wurde Hohenzollern an den Po entsandt, um den Strom hinauf gegen Cremona zu marschiren. Die Hauptmasse der Verbündeten wandte sich nordwestlich gegen das Gebirg, um hier mit leichterer Mühe die Nebenflüsse des Po zu überschreiten, die weiter südwärts stehenden Abtheilungen des Feindes damit zu überflügeln und beiläufig auch nach dem besonderen Wunsche Thugut's die Grenzen Tyrols durch ihre leibhaftige Gegenwart zu decken. So eilte man in gewaltigen, allerdings nicht immer wohlgeordneten Märschen voran; Suworoff drängte jede Truppe, der er gerade begegnete, vor Allen aber seine Russen, zu rücksichtsloser Eile, machte sich jedoch wenig Sorge um genaue Regulirung der Marschrichtungen, Sicherung der Lebensmittel, Erhaltung fester Mannszucht. So kamen, je nachdem die einzelnen Abtheilungen Wege und Wetter antrafen, die Colonnen bald weit aus einander, bald kreuzten und erschwerten sie sich den Marsch, so daß z. B. Rosenberg, der anfangs den linken Flügel bildete, allmählich ohne besondere Vorschrift bis auf die äußerste Rechte gerieth. Die österreichischen Officiere schüttelten über diese tumultuarische und strapazirende Unordnung die Köpfe; ihre Soldaten ärgerten sich, daß Suworoff ihnen durch russische Officiere Unterricht im Bajonnettfechten geben ließ, wobei sie wenig Neues lernten, Suworoff aber brummte über die Umständlichkeit und Bequemlichkeit seiner österreichischen Freunde, die sich im Felde vor nassen Füßen zu fürchten schienen [2]. Indessen bei all diesen Divergenzen und kleinen Reibungen

[1] Suworoff begrüßte Kray mit den Worten: Sie haben mir die Bahn zum Siege eröffnet.

[2] Ein oft citirter Brief dieses Inhalts an den alten Melas ist nach der bestimmten Erklärung der österr. mil. Zeitschrift 1836, II, 214 zwar geschrieben, aber nicht abgesandt worden.

kam man doch unaufhaltsam vorwärts. Die Franzosen wichen, wo die Gegner erschienen, ließen zahlreiche Geschütze im Schlamme stecken und gaben die Linie des Oglio ohne Widerstand preis. Große befestigte Städte wie Brescia und Bergamo, wo sie kleine Garnisonen zurückgelassen, wurden mit stürmender Hand genommen, und erst hinter der Adda entschloß sich Scherer zum Kampfe, um wenigstens die cisalpinische Hauptstadt, Mailand, nicht ohne Schwertstreich ihrem Schicksal zu überlassen. Er stellte seine Truppen den Fluß entlang auf, in dessen ganzer Ausdehnung vom Comer See bis zum Po, einer Strecke von mehr als vierzehn Meilen, nördlich, dem See zunächst, bei Lecco und Verderio Serrurier mit 8000, im Centrum bei Cassano Grenier mit 8000, im Süden bis zum Po Victor und Laboissière mit 12,000 Mann. Von der ersten Stunde an war die Gefahr augenscheinlich, daß der lange dünne Gürtel an irgend einem Punkte von dem Feinde durchbrochen und darauf die zerrissenen Heerestheile einzeln zermalmt werden würden. Suworoff war sogleich zu einem solchen Angriff entschlossen; bei Cassano sollte Melas mit zwei österreichischen Divisionen und etwas weiter nördlich bei Vaprio zuerst General Ott und dann ihm folgend Zoph und Vukassovich den Fluß am 26. April mit gesammelter Macht überschreiten. Da aber kam hart am Comer See die detachirte Abtheilung des Fürsten Bagration bei Lecco in ein hitziges Handgemenge mit einigen Bataillonen Serrurier's, was sich trotz der Schwäche der Franzosen so bedrohlich für die Russen stellte, daß Rosenberg dem bedrängten Fürsten zu Hülfe eilte und Suworoff die Brigade Vukassovich ebenfalls nachrücken ließ[1]). Rosenberg schlug indessen die Franzosen aus Lecco hinaus, und Vukassovich blieb demnach auf halbem Wege bei Brivio stehen: immer aber wurde Suworoff durch die völlig unnütze Rauferei veranlaßt, seinen Hauptstoß auf den folgenden Tag, den 27. April, zu verschieben. Es war eine an sich geringfügige Verzögerung, die aber durch ein besonderes Zusammentreffen größere Folgen hatte, als irgend wer hätte voraussehen können.

Wir wissen, wie wenig sich Scherer seiner schweren Aufgabe gewachsen fühlte. Nach dem ersten Mißgeschicke bei Magnano hatte er es dann freilich nicht so arg gemacht, wie Jourdan nach dem Fehlschlagen von Stockach; er war kein politischer Widersacher seiner Regierung wie dieser, und lief also nicht ohne Urlaub aus dem Commando hinweg. Wohl aber schrieb auch er nach Paris, um seine

[1]) Die Franzosen 5000, Bagration 3000, Rosenberg 8000 Mann.

Entlassung zu erbitten, und eben am 26. April kam die zustimmende Antwort des Directoriums, welches jetzt den General Moreau mit der wenig hoffnungsreichen Last des Oberbefehls belud. Moreau, seit zwei Jahren auf alle Weise von der Regierung mißhandelt und jeder Hoffnung beraubt, unter den gegebenen Verhältnissen Erfolge zu erringen, zauderte dennoch in seiner Pflichttreue keinen Augenblick. Ohne eine Minute zu verlieren, griff er mit Einsicht und Nachdruck ein, und fand sich zunächst durch die geistige Erfrischung seiner Soldaten belohnt, welche den verachteten Scherer mit Jubel scheiden sahen und sich von Moreau's bewährter Führung glänzende Erfolge versprachen. Alles kam darauf an, die thöricht auseinander gezogenen Streitkräfte rechtzeitig an dem entscheidenden Punkte zu vereinigen. Moreau sandte also Eilboten an die rückwärts liegenden Garnisonen, was sie irgend entbehren könnten, schleunigst zum Heere zu schicken; er befahl Victor, seine Bataillone stromaufwärts der Stellung Grenier's bei Cassano und Vaprio anzunähern; er entbot Serrurier, stromabwärts von Brivio her dasselbe Marschziel zu nehmen. Er hatte ganz richtig gesehen, daß der Gegner sein Augenmerk auf Cassano und Vaprio richtete, und seine Anordnungen waren also vollkommen zutreffend. Nur die ihm angeborene Behutsamkeit spielte ihm hier einen verhängnißvollen Streich. Gegenüber Brivio stand, wie wir wissen, Vukassovich mit 7000 Mann. Als dieser am Morgen des 27. April ebenfalls einige Anstalten zum Uebergange machte, schickte Moreau die Division Serrurier auf der Stelle nach Brivio zurück; kaum aber war sie aufgebrochen, so entwickelte sich der erste Angriff Suworoff's, und Moreau, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, schickte dem unglücklichen Serrurier den Befehl zu, bis auf Weiteres stehen zu bleiben, wo er stehe, so daß dieser also weder bei Brivio noch bei Vaprio zum Schlagen kam, und Moreau nur mit der Division Grenier und den nächsten, athemlos heran eilenden Abtheilungen Victor's, im Ganzen kaum 11,000 Mann, den Stoß der feindlichen Hauptmacht, beinahe 25,000 Mann, auszuhalten hatte. Die Entscheidung war unter diesen Verhältnissen nicht zweifelhaft. Jedoch thaten die französischen Truppen in feuriger Hingebung ihre Schuldigkeit, und hielten das ungleiche Ringen lange Stunden hindurch aufrecht, bis endlich bei Vaprio Denisoff's Kosakenregimenter durchbrachen und sich über Flanke und Rücken des Gegners ergossen, gleichzeitig aber Melas Cassano erstürmte und die Umzingelung von Süden her zu vollenden drohte. Da erst, gegen Abend, befahl Moreau den Rückzug, der dann in weitem südlichen Bogen, da die

Straße nach Mailand bereits verlegt war, ohne wesentliche Verfolgung von Statten ging.

Unterdessen blieb Serrurier, auf weitere Befehle wartend, unbeweglich eine Meile weit vom Schlachtfelde, bei Verderio. Er hörte den Donner des Kampfes, aber eigenmächtig wagte er nicht, sich zu rühren, und die Kosaken ließen keine Meldung durchkommen. So stand er mit etwas über 3000 Mann (was bei Lecco am 26. gefochten hatte, war nach Como ausgewichen), bis am 28. April Vukassovich die Adda überschritten hatte, auf dem Marsche nach Monza ihm zuerst vorüberzog, dann aber ihn entdeckte und, links einschwenkend, ihn von Süden angriff. Serrurier's Lage war völlig hoffnungslos; jedoch setzte er sich anfangs tapfer zur Wehre, bis endlich auch Rosenberg herankam und der französische Führer, überall her durch fünffache Uebermacht bedrängt, die Waffen streckte. Die beiden Tage kosteten den Franzosen 2000 Todte und 5000 Gefangene; dazu kam der zerschmetternde moralische Eindruck, daß auch Moreau gegen die nordischen Gegner nichts vermöge. Kaum noch 30,000 Mann stark, flüchteten die französischen Colonnen über den Tessin nach Piemont zurück: Oberitalien war für die Verbündeten gewonnen.

Dies zeigte sich am Glänzendsten in der Haltung des italienischen Volkes selbst. Wo die Vortruppen der Verbündeten erschienen, wurden sie mit brausendem Jubel begrüßt, während die weichenden Franzosen unter den Flüchen und Verwünschungen der Einwohner abzogen. Bald ging man von Worten zu Thaten über. Schon Ende März hatten die Bauern der Polesina zu den Waffen gegriffen; Mitte April folgten die Alpenthäler von Brescia und Bergamo dem Beispiel; nach dem Tage von Cassano pflanzte sich die Bewegung durch die Lombardei, Modena und Toscana fort. Ueberall verschwanden die republikanischen Behörden; die Demokraten mußten flüchten oder wurden erschlagen; jeder kleinere Trupp französischer Soldaten fand sich auf jedem Schritte bedroht. Dahin hatte es der habgierige Despotismus des Directoriums binnen zwei Jahren gebracht. Suworoff that mit Eifer und Geschick das Mögliche, um diese Stimmungen zu erhalten und auszubeuten. Seinen Truppen legte er die strengste Mannszucht auf, so daß die Italiener von der Gutmüthigkeit der nordischen Barbaren ebenso entzückt wie über die Rohheit der französischen Demokraten entrüstet waren. Vor Allem wandte sich Suworoff an die stärkste Leidenschaft der niederen Classen, an die kirchliche Gesinnung. Ueberall verkündete er die Herstellung der Altäre und den Schutz der Priester. Bei seinem

Triumpheinzuge in Mailand küßte er dem ihn empfangenden Erzbischofe die Hand; mit großem Gepränge eilte er dann zum Dankgottesdienste in den Dom, schlug dort den ihm bereiteten Ehrensitz aus und kniete wie der geringste Gläubige vor den Stufen des Altars nieder. So wurde er von einer unermeßlichen Volksgunst getragen. Die begeisterten Massen drängten sich, den Befreier zu sehen, ihm entgegen zu jauchzen und zu danken. Großer Gott, rief er wohl, ich ersticke in dem Weihrauch; wir müssen weiter an die Arbeit. Nach drei Tagen, welche durch Anordnungen aller Art über Verpflegung des Heeres und Verwaltung des Landes reichlich ausgefüllt wurden, befahl er den Vormarsch gegen Piemont.

In der That, so viel Großes auch erreicht war, so stand man doch immer erst im Beginn des Gelingens. Noch war man weit von der Grenze Frankreichs entfernt; noch stand in der nördlichen Flanke des Heeres General Massena unbesiegt in der Schweiz, und aus dem Süden mußte man täglich die Kunde von dem Heranziehen der Franzosen unter Macdonald aus Neapel, Rom und Toscana erwarten, da deren Stellung durch den Verlust der Lombardei schlechthin unhaltbar wurde.

Alles kam für Suworoff darauf an, die Vereinigung derselben mit Moreau, sowie andererseits dessen Verstärkung durch Entsendungen Massena's zu verhindern. Er entwickelte hienach dem Kaiser Franz in einem ausführlichen Berichte seine Ansichten über den weiteren Kriegsplan. Nachdem er 35,000 Mann vor der Citadelle von Mailand, vor Mantua und Peschiera, so wie in den rückwärts liegenden Garnisonen gelassen, zählte seine Hauptarmee in der Umgegend von Mailand noch 36,000 Mann; ihre linke Flanke wurde durch die Brigade Hohenzollern, 4500 Mann, bei Cremona, ihre rechte durch Vukassovich, 7000 Mann, bei Buffalorá, gedeckt. Außerdem standen, wie der Letztere vom Tyroler Heere entsandt, Oberst Prinz Rohan mit 2000 und Oberst Strauch mit 5000 Mann am Comer See. Diese Beiden sollten sich von dort an den Langen See wenden und darauf die Gotthardstraße zu besetzen suchen; möglich wurde dies allerdings erst, wenn Bellegarde und Hotze Graubünden wieder eingenommen hätten, und hierzu forderte dann Suworoff den Kaiser auf das Allerdringendste auf. Sodann war seine Absicht, sein Hauptheer den Tessin und den Po überschreiten zu lassen, Modena und Piemont zu besetzen, sich damit zwischen Moreau und Macdonald einzuschieben und die Letzteren vereinzelt zu schlagen. Sobald dies geschehen, würde Bellegarde den Rest seiner Truppen, 18,000

Mann [1]), ebenfalls aus Graubünden nach Bellinzona führen und über Gotthard und Furca in das Oberwallis eindringen; zugleich sollte eine Colonne des italienischen Heeres über den Simplon nach Unterwallis abrücken; beide vereinigt würden dann über Freiburg nach Bern marschiren und hiermit Massena den Rückzug verlegen, während Erzherzog Carl ihn in der Fronte, Hotze aber von der Seite faßte. Dann sei die Vernichtung auch dieses französischen Heeres entschieden und den Siegern die Bahn zum widerstandslosen Eindringen in die Franche Comté eröffnet.

Das Alles war kühn und groß gedacht; es war auch weder abenteuerlich noch tollkühn, allerdings unter der einen Voraussetzung, daß Bellegarde vom italienischen Heere so ansehnliche Verstärkung erhielt, um eine Weile für sich allein mit Massena kämpfen zu können, falls etwa Carl und Hotze nicht genau und rechtzeitig eingriffen. Suworoff fühlte sich denn auch seiner Sache vollkommen sicher, und begann seine Operationen an demselben Tage, dem 1. Mai, an welchem sein Bericht nach Wien abging.

Westwärts über den Tessin nach Piemont ließ er nur die Brigade Vukassovich vorgehen. Er wußte, daß ein ansehnlicher Theil des französischen Heeres auf das rechte Ufer des Po nach Valenza und Alessandria zurückgewichen war; der österreichische General lief also während seines weiter im Norden sich vollziehender Marsches wenig Gefahr, stärkeren feindlichen Abtheilungen zu begegnen. Vukassovich sollte aller Orten, wohin er käme, die französischen Posten und Behörden aufheben, das Volk zur Erhebung gegen seine Bedrücker ermuntern und so viel wie möglich die Ausgänge der aus der Schweiz herabkommenden Alpenthäler absperren. Er vollführte diesen Auftrag mit Rührigkeit und Geschick, besetzte Novara, dehnte seine Streifparteien weit über das Land aus und nahm rasch nacheinander dem Gegner die befestigten Punkte Arona am Langen See und Ivrea im Thale der Dora-Baltea weg. Einer seiner Officiere brachte einige tausend Mann piemontesischer Milizen zusammen und knüpfte geheime Verständnisse mit Einwohnern der Hauptstadt Turin an. Damit aber nicht zufrieden, that Suworoff einen weiteren Schritt von tief eingreifender politischer Bedeutung, welcher zwar den allgemeinen Tendenzen des Kaisers Paul vollkommen entsprach, den Anschauungen aber des Wiener Hofes ebenso entschieden

[1]) Von seinen ursprünglichen 45,000 hatte er etwa 13,000 in den unglücklichen Kämpfen des März und April eingebüßt und ebenso viel unter Vukassovich, Strauch und Rohan nach Italien gesandt.

zuwiderlief, und den er, damals nichts Anderes als österreichischer General, ohne vorausgegangene Zustimmung des Kaisers Franz nimmermehr sich herausnehmen durfte. Er erließ einen Aufruf an die piemontesischen Truppen, worin er ihnen erklärte, daß die Heere der beiden Kaiser jetzt in Piemont einrückten, um den guten König von Sardinien wieder in seine Herrschaft einzusetzen, und sie demnach zur Vereinigung mit ihren Befreiern unter der Zusage aufforderte, daß sie keinem andern Herrn als ihrem Könige den Eid der Treue leisten sollten. Wenn dieser Aufruf Erfolg hatte, so konnten die verbündeten Streitkräfte eine Verstärkung von etwa 10,000 Mann sehr brauchbarer Hülfstruppen erhalten. Andererseits aber lag in dem Manifeste die feierliche Erklärung, daß bei dem künftigen Frieden die Kaiserhöfe dem Könige sein ganzes früheres Gebiet zurückerstatten würden, und indem Suworoff eine solche Verheißung auf eigne Hand ohne Vollmacht der österreichischen Regierung aussprach, wies er dem Kaiser Franz ungefähr dieselbe Stellung zu, wie einst 1796 Bonaparte dem französischen Directorium.

Indessen führte Melas die Divisionen Ott, Fröhlich und Zoph mit Bagration's Russen bei Piacenza und Mezzana-Corti über den Po; Ott wandte sich in das Thal der Trebbia, um bei einer etwaigen Annäherung Macdonald's den ersten Alarm zu geben; Fröhlich und Zoph zogen den Po hinauf, gegen Voghera und Tortona. Gleichzeitig marschirte Rosenberg, nachdem er bei Pavia den Tessin überschritten, am linken Ufer des Po stromaufwärts nach Torno, so daß die Hauptarmee am 7. Mai auf engem Raume zu beiden Seiten des Flusses versammelt und die Vereinigung Moreau's mit Macdonald zu hindern vollkommen in der Lage war. Moreau, der anfangs die Division Grenier nach Turin geführt und nur die Division Victor nach Alessandria gesandt hatte, hielt es bei diesen Bewegungen des Gegners doch für angemessen, ebenfalls hier im Süden seine Kräfte zu vereinigen, und brachte deßhalb auch Grenier hinüber nach Valenza, so daß er jetzt etwa 20,000 Mann der feindlichen Hauptarmee gegenüber hatte. Am 9. Mai erlebte er hier den Kummer, daß die Oesterreicher durch Ueberfall das wichtige Tortona wegnahmen und nur die Citadelle in der Hand der Franzosen blieb; Suworoff befahl darauf dem General Rosenberg, ebenfalls den Po zu passiren und sich bei Tortona mit den Oesterreichern zu vereinen. Zwar holte sich Rosenberg bei einem ersten Versuche des Uebergangs am 12. Mai eine blutige Schlappe bei Bassignana, kam aber doch am 14. an einem andern

Punkte hinüber, zugleich führte auch General Kaim die Bataillone, welche das am 9. Mai gefallene Pizzighettone berannt hatten, dem Oberfeldherrn zu, und am 15. Mai besetzte Bagration die Stadt Novi, wodurch er dem Feinde die unmittelbare Verbindungsstraße zwischen Alessandria und Genua abschnitt. Ein Versuch Moreau's, sich diese mit Waffengewalt wieder zu eröffnen, wurde am 16. Mai durch Bagration und Lusignan in einem scharfen Treffen bei Marengo abgewiesen. Moreau, dem hierdurch die Ueberlegenheit des Gegners an dieser Stelle empfindlich fühlbar geworden und der um keinen Preis sich von Genua völlig abdrängen lassen wollte, beschloß den weiteren Rückzug. Er sandte Victor mit dessen Fußvolk auf schwerem Gebirgsweg über den Apennin an die ligurische Küste nach Savona und wich mit den übrigen Heerestheilen, kaum noch 8000 Mann, westwärts nach Asti, indem er in Alessandria eine Besatzung von 3000 Mann zurückließ. Seine Lage wurde täglich schwieriger; weit und breit im Lande schlug das Feuer des royalistischen Aufstandes in die Höhe, und selbst die wichtige Bergfeste Ceva wurde in seinem Rücken durch den piemontesischen Befehlshaber den Bauern überliefert und dann von einem kecken österreichischen Streifcorps besetzt. Moreau hatte keine Mittel mehr, den auf allen Seiten wachsenden Gefahren zu begegnen. Die letzte, die einzige Hoffnung, stand auf der rechtzeitigen Ankunft der Armee von Neapel und wer konnte dafür einstehen, daß man diese noch erleben würde? Denn so zerrüttet war Alles im französischen Lager, so gewaltig die feindliche Uebermacht, daß bei einer lebhaften Verfolgung, wie sie sonst in Suworoff's Art lag, höchst wahrscheinlich die Trümmer des geschlagenen Heeres gründlich vernichtet oder in alle Winde zersprengt worden wären.

Dieses Mal aber wurde Suworoff auf unvermuthete Art abgelenkt. Während ihm bisher die von Neapel her drohende Gefahr als die dringendste erschienen war, kamen ihm jetzt Nachrichten völlig entgegengesetzter Art zu. Auf der einen Seite erhielt er Meldung, daß Macdonald kaum 10,000 Mann heranführe und sich noch in Rom aufhalte; dann war also für die nächste Zeit im Süden nicht viel Ernstliches zu besorgen. Dagegen liefen beunruhigende Berichte über seine nördliche Flanke ein. Höchst bestimmt wurde gemeldet, daß Massena den Befehl habe, die Division Lecourbe aus Graubünden nach Italien abrücken zu lassen, daß er außerdem weitere 15,000 Mann Verstärkung nach Piemont schicken würde, endlich, daß aus Frankreich General Augereau mit ansehnlicher Mannschaft eben dahin bestimmt sei. Dies

Alles warf Suworoff's ganze Aufmerksamkeit vollständig herum. Er gab diese Nachrichten sofort an Erzherzog Carl und Bellegarde weiter, mit der dringenden Aufforderung, ihrerseits Massena ernstlich zu beschäftigen und Truppen durch Graubünden nach Italien zu senden; und wenigstens so viel wurde dadurch erreicht, daß Bellegarde die Obersten Strauch und Rohan noch mit 3000 Mann verstärkte. Dann aber erwog Suworoff, daß jeder französische Zuzug nach Piemont immer zuletzt Turin passiren müsse, und beschloß, sich durch einen raschen Angriff dieser Hauptstadt zu bemächtigen. Er ließ also ausreichende Abtheilungen zur Einschließung von Alessandria und der Citadelle von Tortona zurück, sandte Ott als Beobachtungsposten gegen Macdonald weiter vorwärts nach Reggio, und brach dann mit 28,000 Mann in eiligem Zuge gegen Turin auf. Der Commandant Fiorella versuchte Widerstand; da erhob sich aber die Bevölkerung und öffnete am 26. Mai den Verbündeten die Thore, worauf dann die Franzosen mit knapper Noth in die Citadelle entrannen und hier auf der Stelle eng eingeschlossen wurden. Gleich nachher kam die erfreuliche Kunde, daß auch Ferrara und die Citadelle von Mailand capitulirt hatten, und somit die dortigen Belagerungstruppen für den Felddienst verfügbar geworden, sodann, daß am 14. und 15. Mai Hotze und Bellegarde endlich mit kräftigem Angriff die schwachen französischen Abtheilungen in Graubünden zersprengt und ihnen einen Verlust von 3000 Mann zugefügt hatten. Das ganze Rheinthal war dadurch den Republikanern wieder entrissen und hier die sichere Verbindung zwischen den deutschen und den italienischen Heeren hergestellt. Von einer Gefahr von Norden her war für Suworoff keine Rede weiter; statt dessen konnte jetzt Bellegarde's ganzes Corps in Italien verwandt werden.

Das Alles war schön und gut. Leider aber erhielt Suworoff mitten in dem frischen Jubel über Turins Fall und Moreau's Rückzug Depeschen aus Wien, die höchst geeignet waren, seine Stimmung gründlich abzukühlen. Es waren die Antworten auf seinen Feldzugsplan vom 1. und seine piemontesische Proclamation vom 7. Mai. Jeder Brief war erfüllt von süßem Lob und Preis und Dank, in der Sache aber enthielt er das gerade Gegentheil von Allem, was der Feldherr wünschte. Suworoff, wie wir sahen, war der Meinung, man vervollständige jeden einzelnen Gewinn am sichersten durch unablässige Verfolgung des geschlagenen Feindes; der Kaiser aber ermahnte ihn, nicht eher vorwärts zu gehn, als bis jede besetzte Stelle gründlich gesichert sei. Suworoff dachte, daß die Festungen von selbst fallen würden,

sobald die dort ersehnten Ersatzheere geschlagen und vernichtet seien; der Kaiser wies ihn an, seine Kräfte zur Belagerung von Mantua zusammenzuhalten und nicht eher über den Po zu gehn, als bis durch den Fall von Mantua die Gesammtheit seiner Truppen verfügbar geworden sei. Was dann den großen Plan zur Erdrückung Massena's betraf, so wurde derselbe in allen seinen Theilen rundweg abgelehnt. Nimmermehr, schrieb der Kaiser am 13. Mai, dürfe ein Theil des italienischen Heeres in die Schweiz abrücken; ob und wie man in die Franche-Comté gelange, würden späterhin besser als heute Zeit und Umstände lehren; auf keinen Fall aber könne Erzherzog Carl eine ernstliche Unternehmung gegen die Schweiz vor Rummsen's Ankunft beginnen, da seine Entfernung aus Deutschland die größten Gefahren für Oesterreich herbeiführen würde. Endlich wurde Suworoff's Aufruf an die Sardinier auf das Bestimmteste getadelt und seine Zurücknahme befohlen. So lange der Krieg dauere, sei nach stetem Kriegsrecht das besetzte Land durch den siegenden Kriegsherrn, hier also im Namen des Kaisers, zu verwalten. Von der Herstellung der königlichen Regierung dürfe für jetzt keine Rede sein; man würde dadurch den in Cagliari völlig wehrlosen König der offenen Feindseligkeit der französischen Flotte aussetzen; demnach habe Suworoff in militärischer Beziehung sich auf die Anwerbung piemontesischer Freiwilligen für den kaiserlichen Dienst zu beschränken, im Uebrigen aber die politische Verwaltung dem österreichischen Civilcommissar Grafen Concini zu überlassen. Suworoff, der seinen Oberbefehl sehr ausdrücklich nur als österreichischer Feldmarschall führte, konnte diesen bestimmten Weisungen den Gehorsam nicht offen weigern, aber in seinem Innern war seitdem das Verhältniß zu dem Wiener Hofe von Grund aus verdorben. Seine ganze Stellung mußte allerdings eine falsche und schielende werden, sobald die politischen Tendenzen der beiden Kaiser, welchen er diente, auseinander wichen. Offenbar war es nun, wenn ein solcher Fall eintrat, seine einfache Soldatenpflicht, die Frage klar zu stellen und entweder die Beseitigung der Differenz herbeizuführen, oder sein österreichisches Amt niederzulegen. Aber in seinem Charakter mischte sich mit der kriegerischen Derbheit und Kühnheit eine nervöse, höchst verletzliche Reizbarkeit, die ihn bei jeder Kränkung über jede Rücksicht hinwegdrängte, und eine unergründliche List, die ihm stets die schneidigsten Mittel zur Vergeltung lieferte. So behielt er jetzt, von Zorn und Verachtung gegen die Wiener erfüllt, das Commando, vollzog öffentlich die Befehle des Kaisers, aber that im Stillen alles Ersinnliche, ihre Wirkung zu hintertreiben, und hielt es fortan

für erlaubt und gut, seine Berichte nach Petersburg mit den bittersten Ausfällen gegen seine Wiener Vorgesetzten zu würzen. Um so eifriger vertiefte er sich in dieses unheilvolle Treiben, als er bald auch in der Behandlung der speciell militärischen Geschäfte sehr deutliche Spuren von Mißtrauen und Eifersucht bei den Oesterreichern wahrzunehmen glaubte. Dem alten Melas, der unter ihm die österreichischen Heerestheile befehligte, wurde die alleinige Leitung des Verpflegungswesens derselben übertragen; und ebenso wurde der General angewiesen, zwar an Suworoff über alle Kriegsvorfälle zu berichten, zugleich aber auch unmittelbare Meldungen nach Wien zu erstatten. Auch hier ist übrigens mit größter Sicherheit zu sagen, daß es nicht der völlig machtlose Hofkriegsrath, sondern daß es der leitende Minister war, welcher diese zersetzenden Anordnungen veranlaßte.

In der That entsprangen die strategischen Belehrungen, welche unter des Kaisers Namen Thugut am 13. Mai an Suworoff absandte, ganz und gar aus derselben Gesinnung, nach welcher er die deutschen Heere auf die Besetzung Graubündens beschränken wollte und die Eroberung der Schweiz für eitle Chimäre erklärte, während gerade umgekehrt das einzige Mittel für die Sicherung Graubündens die Verjagung der Franzosen aus der Schweiz gewesen wäre. Er vergaß die einfache Thatsache, daß im Kriege wie überall nicht bloß die Masse, sondern auch die Schnelligkeit ein wesentlicher Factor der Kraft ist, und daß man für sich selbst an Stärke gewinnt, wenn man den Feind an der Sammlung seiner Kräfte hindert. Dazu kam seine allgemeine Unlust und Vertrauenslosigkeit bei diesem ganzen Kriege und seine in jeder Hinsicht sorgenvolle Beurtheilung des russischen Bundesgenossen. Die steten Erklärungen eines uneigennützigen Kriegs, in welchen Paul einherpruntte, während er selbst nach Corfu und Malta griff, fand Thugut empörend für Oesterreich, welchem Rußland hundert Mal eine gerechte Entschädigung versprochen, welchem es in dem großen Vertrage vom Januar 1795 eine der eignen gleichwerthige Erwerbung zugesagt hatte. So war er jetzt im höchsten Maße durch Suworoff's eigenmächtiges Auftreten in Piemont gereizt; er hatte nicht das mindeste Mitleiden für den 1796 so schmählich abgefallenen König, und wenn er nicht gerade ganz Piemont zu behalten dachte, so wünschte er doch wenigstens das 1748 abgerissene Novarese zu Oesterreich zurückzubringen und wollte sich keinen Falls durch eine voreilige Herstellung Carl Emanuel's die Hände binden lassen, mochte Kaiser Paul damit zufrieden sein oder nicht. In diesen Gesinnungen stand er ebenso unwiderruflich

fest, wie in seiner Abneigung gegen den Erzherzog Carl und dessen schweizerische Angriffspläne. So berechtigt nach den früheren Verträgen seine politischen Anforderungen an Rußland waren: daß seine Befehle auf allen Punkten den Fortgang der militärischen Erfolge störten, wird niemand leugnen können, und hiermit ist, da im Kriege ohne den Sieg auf dem Schlachtfelde auch der politische Triumph undenkbar bleibt, nicht blos über den Strategen, sondern auch über den Staatsmann Thugut das Urtheil gesprochen.

Was es für Oesterreich bedeutete, mit Suworoff den Kaiser Paul zu verstimmen, sollte Thugut bald genug empfinden. Zunächst aber erfuhr er auf einer andern Seite, daß die volle Durchführung seines Systems gegen die Natur der Dinge und mithin unmöglich war. Anfangs hatte der Erzherzog Joseph mit voller Unterwürfigkeit erklärt, er sei zu jeder Stellung bereit, welche der Kaiser ihm anweise, also auch zum Commando des Rheinheeres. Bald aber zeigte er Widerstreben, und Thugut vernahm am 25. April von General Lauer, sowie von dem russischen Gesandten, Joseph fürchte, als Nachfolger seines Bruders von dem Heere übel aufgenommen zu werden; er hörte dann weiter, daß der Kaiser über Joseph's Bestimmung noch nicht fest entschlossen sei, sondern erst einen weitern Brief seines Bruders Carl abwarten wolle. Der Minister war schwer bekümmert; er schrieb seinem Freunde Colloredo, daß hier im Geheimen sich eine Intrigue abspiele, die zu kennen man ihn nicht würdigen wolle. Erzherzog Carl war, wie es scheint, besser unterrichtet; am 26. April schrieb er die officielle Meldung, daß er hergestellt sei und die Führung des Heeres wieder übernommen habe. Und in demselben Sinne ließ auch der Kaiser am 28. dem Minister durch Colloredo melden, nach der Stimmung des Erzherzogs Joseph erscheine ihm bei der Frage, ob Carl im Heerbefehl zu belassen oder abzuberufen sei, die Abberufung schließlich doch als das größere Uebel; er denke ihm also zu schreiben, daß er bleiben möge, wenn sein Gewissen ihm dies verstatte, zugleich aber ihn darauf hinzuweisen, daß bei dem geringsten Fehler seine Absetzung fest beschlossen sei. Der Kaiser, meldete Colloredo weiter, sei betrübt, hier gegen Thugut's Ansicht zu verfahren; er schmeichle sich aber, der Minister werde ihm einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit dadurch geben, daß er selbst ihm den Brief an seinen Bruder aufsetze. Wohl oder übel, Thugut mußte sich fügen; immerhin nahm er sich vor, wenigstens dem persönlichen Verkehr zwischen den fürstlichen Brüdern, welcher dieses Mal hinter seinem Rücken wirksam gewesen, ein Ende zu machen.

So schrieb denn nach seinem Entwurfe der Kaiser am 5. Mai dem Erzherzog, er freue sich über Carl's Herstellung und belasse ihn demnach im Oberbefehl, obwohl es ihm nach seiner brüderlichen Freundschaft lieber gewesen wäre, wenn Carl durch längere Pflege seine Gesundheit dauernd befestigt hätte. Von einer Unternehmung in die Schweiz, fuhr das Schreiben fort, dürfe schlechterdings keine Rede sein; nur Hotze sei zur Wiedereroberung Graubündens und je nach den Umständen von dort zur Besetzung der fünf kleinen Cantone zu detachiren. Es sei ihm empfindlich, sagte Franz sodann, von der Armee so wenig zu erfahren; nun führe der Generalstab ein Journal; es sei ihm also fortan täglich Abschrift davon einzusenden: „über alle Kriegsbegebenheiten", schloß der Brief, „wünsche ich von Ew. Liebden officielle Berichte; unsere eigenhändige Correspondenz hat sich auf Gesundheitsumstände und andere dergleichen brüderliche Verhältnisse zu beschränken."

Die Entziehung allerhöchsten Vertrauens und die Stellung unter tägliche Aufsicht konnte nicht schärfer ausgedrückt werden. Immer aber blieb die Hauptsache bestehen: der Erzherzog hatte den Heeresbefehl gegen den Minister behauptet, und es war viel darauf zu wetten, daß er bald genug auch sein System der Kriegführung gegen Thugut durchsetzen würde. Leider aber war nicht mehr ungeschehen zu machen, was durch die bisherige Zauderei zu Oesterreichs Ungunsten eingetreten war. Der Augenblick, in welchem wenige Märsche des Erzherzogs genügt hätten, um Massena zu umzingeln und die ganze Schweiz zu befreien, war unwiederbringlich verloren. Das französische Directorium hatte nach Jourdan's und Bernadotte's Heimreise die erste verständige Maßregel seit der Kriegserklärung ergriffen: es hatte den Oberbefehl über alle Streitkräfte von Düsseldorf bis Basel, von Basel bis zum Gotthard in Eine, und zwar in die tüchtigste, in Massena's Hand gelegt. Dieser aber hatte keinen Tag verloren, um alle Kräfte auf dem zugleich wichtigsten und bedrohtesten Punkte zu vereinen. Er ließ nur wenige Brigaden am Niederrhein und im Elsaß, um alles Andere an sich heran in die Schweiz zu ziehen. So stand er Anfang Mai den Oesterreichern dort mit mehr als 70,000 Mann, also, da dem Erzherzog nimmermehr eine gleich starke Entblößung des deutschen Rheinthals verstattet worden wäre, fast mit gleichen Kräften gegenüber. Was vor vier Wochen das sichere Ergebniß einer strategischen Bewegung gewesen, war jetzt allerdings noch nicht unmöglich, aber nur um den Preis einer schweren und blutigen Anstrengung zu erringen.

Indessen begann Suworoff, wie wir gesehn haben, immer dringender die Deckung seiner rechten Flanke, also die Wiedereinnahme Graubündens, zu beantragen, und Verstärkung durch Truppentheile des Tyroler Heeres zu fordern. Hotze brannte längst vor Begierde, die Scharten des März wieder auszuwetzen; der Erzherzog war einverstanden von ganzem Herzen. So erhielt denn endlich auch der ewig unentschlossene Bellegarde gemessenen Befehl aus Wien, mit allem Nachdruck vorzugehn, und sofort zeigte sich, was man vermochte, wenn man ernstlich wollte. Luciensteig wurde mit plötzlichem Anfall erstürmt, die im Rheinthal aufgestellten Abtheilungen des Feindes einzeln geschlagen, zum Theil gefangen genommen, sonst nach verschiedenen Seiten auseinander gejagt. Im Engadin leistete der furchtlose Lecourbe der Uebermacht einen zähen Widerstand, mußte aber endlich auch sich zum Rückzuge entschließen; er wich zunächst über den Albula nach Graubünden, dann, von Hotze's siegreichen Truppen bedroht, über den Bernhardin hinüber nach Bellinzona. Lange war aber auch hier seines Bleibens nicht; von Süden her kamen Rohan und Strauch gegen ihn heran, während Bellegarde durch das Thal des Vorderrheins ihm den letzten Ausweg, die Gotthardstraße, zu verlegen im Begriffe stand. So entschloß er sich rasch, stieg seinerseits den Gotthard hinan, bei jedem Schritte dem Verfolger die Zähne weisend, endlich aber doch gezwungen, die Paßhöhe den Oesterreichern zu überlassen und gegen den Vierwaldstätter See hinabzuziehn. Wenige Tage später aber kehrte er noch einmal um und trieb mit scharfen Schlägen die Oesterreicher wieder den Berg bis zur Teufelsbrücke hinauf; da traf ihn am 3. Juni ein Befehl Massena's, die Stellung zu räumen und sich dem Hauptheer anzunähern. Massena bedurfte seiner ganzen Kraft: denn nun war trotz alles ministeriellen Abmahnens auch der Erzherzog in Bewegung gekommen und die kaiserlichen Massen von allen Seiten her in die Schweiz eingebrochen.

Es war auch hier wieder das russische Drängen, was dem Erzherzog die Arme frei machte. Paul hatte seinen Generaladjutanten Tolstoi als militärischen Bevollmächtigten in das Hauptquartier geschickt; dieser war in den letzten Tagen des April in Stockach angekommen, hatte sogleich das Vertrauen des Erzherzogs gewonnen und ihn mit größtem Nachdrucke in dem Entschlusse bestärkt, möglichst ausgiebigen Gebrauch von der kaiserlichen Erlaubniß zu machen, nach welcher er Hotze's Bewegungen durch militärische Demonstrationen unterstützen durfte. Mittlerweile empfing Tolstoi die Kunde, daß Massena angewiesen

sei, 15,000 Mann zu Moreau's Unterstützung nach Italien zu senden, und in der That war am 6. Mai ein solcher Befehl aus Paris nach Zürich abgegangen, und Massena hatte sich widerwillig genug bequemt, einstweilen wenigsten 6000 Mann unter General Xaintrailles zu diesem Behufe in Unterwallis aufzustellen. Daß nun die Vollziehung des Pariser Befehls um jeden Preis verhindert werden müsse, und daß sie nur durch einen Angriff auf Massena mit aller Macht verhindert werden könne, mußte auch Thugut's starrem Sinne einleuchten, und so ließ er dem Unvermeidlichen seinen Lauf. Hotze erhielt dann vom Erzherzoge den Befehl, mit 20,000 Mann von Feldkirch auf St. Gallen vorzugehn, und 4000 Mann unter Gavasini von Luciensteig am Wallenstädter See entlang nach Wesen zu entsenden. Carl selbst ließ den General Sztarray mit 28,000 Mann zur Deckung Schwabens gegen den Elsaß zurück und überschritt am 21. und 23. Mai den Rhein bei Diessenhofen und Stein mit 40,000 Mann. Er hätte erheblich stärker auftreten können, da bei der damaligen Lage Sztarray auch mit 10,000 Mann ausgereicht hätte; auch Bellegarde mit seinen 18,000 wäre in der Schweiz ungleich nützlicher gewesen als in Italien, wo Suworoff sein Eintreffen dringend begehrte. Immer aber schien nach langem Stillstande jetzt auch für Helvetien die Stunde der großen Entscheidungen gekommen.

Massena war seit Wochen auf diesen Augenblick gefaßt. Von Osten und Norden her bedroht, hatte er sich eine centrale Stellung bei Zürich ausersehn, wo er alle Mittel für die Vertheidigung anzusammeln gedachte. Die Stadt Zürich, am Nordende des Sees gelegen, wird von der Limmat durchflossen, welche die Gewässer des Sees nordwärts zur Aar und zum Rheine führt. Zur Rechten des kleinen Flusses erstreckt sich ein ziemlich steil abfallender Höhenzug parallel mit dem See, vor dessen östlichem Fuße wieder ein schmales und reißendes Bergwasser, die Glatt, eine feindliche Annäherung erschwert. Auf diesem Bergrücken, in weitem Bogen um die Stadt, hatte Massena eine lange Kette von Feldbefestigungen angelegt, ausgedehnt genug, um dem bedeutendsten Theile des Heeres Raum zu gedeckter und kampfbereiter Aufstellung zu geben. Seine Meinung war, wenn der große Einbruch erfolge, auf allen Punkten fechtend und den Gegner schädigend, falls die Uebermacht zwinge, langsam zurückzugehn und dann die Oesterreicher an seinen Schanzen sich die Köpfe zerschellen zu lassen. Uebermächtig waren die Oesterreicher immer noch, da Massena den Lauf des Rheines bei Waldshut und Basel nicht ungedeckt lassen konnte, Xaintrailles im

Wallis durch einen großen Bauernaufstand festgehalten war, Lecourbe die Waldcantone besetzt hielt, Chabran an der Linth den Obersten Gavasini beobachtete: zog man dies Alles von der Gesammtstärke des französischen Heeres ab, so blieben für die Bekämpfung Carl's und Hotze's etwa 40,000 Mann, während der Erzherzog eine um die Hälfte stärkere Zahl heranführte. Für diesen kam zunächst Alles auf die Vereinigung mit Hotze an; beide Führer dehnten also, um möglichst bald Fühlung mit einander zu gewinnen, ihre Vortruppen, der Eine westlich, der Andere östlich, weithin aus. Auf beiden Seiten aber blieben diese Bewegungen, obwohl sie sich im Angesichte des Feindes vollziehen mußten, in dem gewohnten bedächtigen Zeitmaße der damaligen österreichischen Kriegführung. Massena war nicht gemeint, solchen Operationen unthätig zuzusehn; am 25. Mai fielen seine Colonnen unter Ney, Soult, Oudinot über die weit getrennten feindlichen Vortruppen in Andelfingen, Rörbas, Frauenfeld, warfen sie aller Orten und brachten ihnen harte Verluste bei. Allein der Vorstoß war vielleicht einen Tag zu spät erfolgt; die von ihm noch nicht berührten Hauptmassen des Gegners waren sich bereits zu nahe gekommen, und Massena, wohl erkennend, daß er ihre Vereinigung nicht mehr hindern konnte, gab seinen Divisionen den Befehl zum Rückzug hinter die Glatt. Er geschah in größter Ordnung unter steten Ausfallgefechten kleineren und größeren Umfangs, welche den Erzherzog zu immer langsamerer Vorsicht bestimmten. Am letzten Tage des Mai war die französische Armee in ihrem verschanzten Lager vor Zürich versammelt. Der Erzherzog ließ noch durch General Jellachich das östliche Ufer des Sees vom Feinde säubern; als dieser, am 2. Juni von seinem Zuge zurückkehrend, sich im Süden an Hotze's Stellung vor der Glatt angeschlossen hatte, gab der Erzherzog den Befehl zu einem allgemeinen Angriff auf den Morgen des 4. Juni. Die Aufgabe war trotz der Ueberzahl der Mannschaft nicht leicht. Die Abhänge waren theils mit Weinbergen, theils mit dichtem Wald bedeckt, die schmalen Pfade überall durch Verhaue unzugänglich gemacht; rang sich die stürmende Colonne unter mörderischem Schützenfeuer durch diese Hindernisse hindurch, so gerieth sie auf dem Rande der offenen Hochebene in den nahen Schußbereich der französischen Schanzbatterien. So arbeiteten die Oesterreicher den Tag hindurch mit zähem Muthe sich ab, überall unerschrocken vordringend, die ersten Verhaue stürmend, die Vortruppen des Feindes werfend, bis dann unter Verlusten und Anstrengung aller Art ihre Kraft erlahmte und Massena's Reserven sie wieder zum Rückgang nöthigten. Als der

Abend dem Kampf ein Ende machte, lagen beide Theile in völliger Erschöpfung auf ihren Waffen. Die Oesterreicher hatten nach der Natur der Stellung den größeren Verlust, 3000 gegen 1200 Mann, erlitten, dafür aber erheblich an Terrain gewonnen, und der Erzherzog war fest entschlossen, nachdem die Truppen den 5. Juni geruht, am folgenden Tage durchzubringen, es koste, was es wolle. Massena dagegen hatte das Vertrauen auf seine Stellung verloren; er sah die Möglichkeit des feindlichen Obsiegens und dann ein unermeßliches Unheil, wenn das Heer in der Verwirrung der Niederlage über den Fluß und durch die Stadt hindurch sich retten sollte. Er beschloß also den Abmarsch, räumte das verschanzte Lager in der Nacht vom 5. auf den 6. und führte seine Divisionen im Laufe des 6. und 7. einige Meilen westwärts, wo er mit seinem Centrum auf dem Abhange des Uetlibergs eine neue, ähnlich befestigte Stellung nahm, seinen rechten Flügel den Albis entlang ausdehnte und dadurch in Verbindung mit Lecourbe trat, welcher, mit seinem Hauptquartiere in Luzern, den Canton Unterwalden besetzt hielt; der linke Flügel der Armee deckte den unteren Lauf der Limmat, der Aar und das linke Ufer des Rheins von der Mündung der Aar bis Basel. Die Oesterreicher waren, froh des unblutigen Sieges, am Morgen des 6. Juni in das verlassene Lager des Feindes eingerückt, und waren dann dem abziehenden Nachtrab in die Stadt gefolgt, wo sie 150 helvetische Kanonen erbeuteten. So wenig wie bei Stockach ließ der Erzherzog hinter Zürich eine kräftige Verfolgung eintreten; seine Hauptmasse lagerte zwischen den von Massena aufgeworfenen Schanzen; seine Posten standen, den französischen gegenüber, den Züricher See, die Limmat und die Aar entlang bis zum Rheine. Jellachich besetzte mit neun Bataillonen ohne Widerstand die Cantone Glarus, Schwyz und Uri, und die Verbindung mit dem italienischen Heere war von jeder Seite gesichert.

Die Ergebnisse dieser Tage waren nicht gering. Ein starkes Drittel der Schweiz war den Franzosen entrissen, und trotz einzelner Unfälle das Uebergewicht der verbündeten Waffen auch im Norden der Alpen behauptet. Die helvetische Bevölkerung verhielt sich bei diesen Kämpfen nicht anders als die cisalpinische. Schon bei den ersten Vorbereitungen Carl's und Hotze's erhoben sich die Bauern in Graubünden, den kleinen Cantonen und Oberwallis; jedoch erstickten damals bei der Langsamkeit des österreichischen Vorgehns Soult und Xaintrailles den Aufstand mit Feuer und Schwert. Wohin dann aber die Befreier gelangten, strömte ihnen die Bevölkerung mit lebhaftem Jubel zu, und Tausende erboten

sich, zu ihrer Unterstützung die Waffen zu ergreifen. Leider beharrte auch hier Thugut bei seiner Weigerung, eine einheimische Regierung sich bilden zu lassen, und kühlte dadurch die Begeisterung der Bauern nicht wenig ab, so daß zuletzt die patriotische Rüstung auf drei kleine Bataillone in englischem Solde zusammenschrumpfte. Empfindlicher traf die Franzosen der Rückschlag dieser Erregung auf der helvetischen Seite. Die mühsam zusammengebrachten helvetischen Bataillone lichteten sich durch Massendesertion, die Landmilizen löstem sich völlig auf, das helvetische Directorium hielt sich in seiner bisherigen Residenz, Luzern, nicht mehr sicher und flüchtete, unter französischer Escorte, verfolgt von dem Hohne der Volksmassen, nach Bern. Noch ein energischer Stoß, und die revolutionäre Schöpfung von 1798 wäre zusammengebrochen von Grund aus: dann hätte die französische Ostgrenze in kläglicher Entblößung den Siegern offen gelegen.

Um so sicherer wäre dies Ergebniß gewesen, als zur Zeit die französische Sache in Italien immer wachsende Niederlagen erlitt.

Drittes Capitel.

Neapel.

So eifrig im Beginne des Jahres die Pariser Demokraten die Gründung einer neuen Republik am Fuße des Vesuv bejubelt hatten, so schnell zeigte sich die verhängnißvolle Thorheit des mit allen gegebenen Thatsachen im Widerstreite stehenden Unternehmens. Das Wort der Königin Caroline beim Beginne ihres Krieges: gehn wir auch zu Grunde, so erleichtern wir immer den Mächten ihren Kampf — hatte sich, wir sahn in welchem Umfange, bewahrheitet. Championnet hatte ungefähr 28,000 Mann gegen Neapel geführt: hätten statt dessen im März diese Kräfte bei den ersten Schlägen an der Etsch mitwirken können, höchst wahrscheinlich wäre Kray bei Pastrengo und Magnano erlegen und damit der ganze Feldzug für Frankreich günstig gewandt worden. Statt dessen fehlte dieser Heertheil an der entscheidenden Stelle, ohne daß er im Stande gewesen wäre, an dem Orte seiner Verwendung auch nur das geringste bleibende Ergebniß herbeizuführen.

Denn wie kläglich war es um die junge parthenopeische Republik gleich vom ersten Tage ihrer Entstehung an beschaffen[1]). Als die

[1]) Unter den liberalen Schriftstellern, welche die inneren Zustände Neapels in dieser Zeit darstellen, gibt meines Wissen nur Cuoco's Geschichte der Revolution von Neapel originale Kunde. Die Späteren, Botta, Colletta, Orloff, Jomini, schreiben ihn aus und liefern wenig zuverlässige oder schreiend falsche Zusätze. Von selbständigem Werthe ist auf dieser Seite nur das neuerlich erschienene Buch Palumbo's, Carteggio di Maria Carolina con Lady Emma Hamilton. Die dort mitgetheilten Briefe sind von großem Interesse; die Schlüsse, die der Verf. aus denselben zieht, sind aber an den wichtigsten Punkten vollkommen grundlos, da Palumbo die Daten der Briefe nicht zu lesen scheint. Von der bourbonistischen Literatur, die in Deutschland gar nicht beachtet worden ist, sind mir die Schriften

Franzosen unter Brand und Gemetzel die Hauptstadt unterworfen hatten, stand an hundert Punkten im Lande die von König Ferdinand aufgerufene Volksbewaffnung noch im Felde und erschlug jeden Franzosen und Franzosenfreund, der ihr in die Hände fiel. Republikanisch gesinnt war höchstens ein Zehntel der Bevölkerung, einige Edelleute, einige Priester, eine Anzahl wohlhabender Bürger, Aerzte und Gelehrter; sie Alle ohne praktische Anschauung eines liberalen Staatswesens, aber begeistert durch französische Theorien, oder erbittert durch die politischen Verfolgungen der letzten Jahre. Die große Masse dagegen der Einwohner wußte von diesen Dingen nichts. Bei allem Seufzen über die stets anwachsende Steuerlast und die nicht selten willkürliche Justizpflege hatten sie gar keine Vorstellung von der Möglichkeit eines andern Zustandes. Der König war gerade bei den niederen Volksclassen höchst beliebt; die Staatsverwaltung that allerdings sehr wenig für materielle oder geistige Entwickelung, ließ dafür aber auch die Unterthanen in der gewohnten Lebensweise gewähren; die Bauern wählten sich ihre Gemeindevorstände selbst und waren zufrieden, wenn sie neben der Arbeit der Feldbestellung das Jahr hindurch den Prunk und Jubel ihrer Kirchenfeste genossen. Der weltliche und regulare Clerus, vom Volke hochverehrt, hatte die letzten Jahre kein eifrigeres Bestreben gehabt, als die Predigt des Franzosenhasses, des Abscheues gegen die gottlosen Bedränger des Königs und des Papstes. Jetzt hatte man nun diese verruchten Republikaner als strenge Herrn im Lande. Nach ihrem mit Blut überströmten Einzuge erfuhr man in einem Athem am 24. Januar die Ausrufung der parthenopeischen Republik und die Auflage einer Kriegscontribution von 27 Millionen Franken. Championnet mußte seine seit fünf Monaten des Soldes entbehrenden Schaaren bezahlen, kleiden, ernähren; dabei war er so wenig wie irgend ein französischer Feldherr der Zeit im Stande, die Habsucht seiner Officiere und Commissare und die rohe Zuchtlosigkeit seiner Soldatesca zu zügeln: so

---

von Arditi und Lancellotti unerreichbar geblieben; Cacciatori's Buch ist eine werthlose Compilation; um so lehrreicher ist Sachinelli's Biographie des Cardinals Ruffo, die ruhige, tagebuchartige Darstellung eines Augenzeugen, dessen Angaben durchgängig durch die englischen und russischen Berichte und Briefe bestätigt werden.

Das Archiv zu Neapel besitzt eine Menge hierher gehöriger Actenstücke; die Verwaltung erklärte aber, keine Zeit zu haben, sie herauszusuchen. Eine Abschrift der Depeschen Sir W. Hamilton's nehmen zu lassen, habe ich in London nicht erreichen können; die einzige Erfahrung dieser Art, die ich in den letzten zehn Jahren bei einem europäischen Archive gemacht habe.

wiederholten sich hier alle die gemeinen Frevel, durch welche in Süddeutschland, der Schweiz und der Lombardei der französische Name ein Gegenstand allgemeiner Verfluchung geworden war[1]).

Der General selbst war ehrgeizig und wohlgesinnt, und deshalb des Wunsches voll, seine republikanische Schöpfung zu befestigen und von dort die revolutionäre Bewegung und die französische Eroberung weiter nach Sicilien hinüberzuleiten. Er suchte also in Neapel Ordnung zu schaffen, so viel wie möglich. Er verkündete, daß Frankreich das souveräne Volk von Neapel nicht als ein unterworfenes, sondern als ein befreundetes betrachte, welches schöne Wort freilich neben all jenen Schatzungen und Plünderungen nur geringen Eindruck machen konnte; er berief fünfundzwanzig Männer, darunter namhafte und ehrenwerthe Patrioten, zwischen welchen nur ein Franzose, der freilich sehr übel beleumdete Bassal, Platz nahm, zur Entwerfung der neuen Verfassung, und stattete sie bis zu deren Verkündung mit der einstweiligen Regierungsgewalt aus. Den bisherigen Beamten im ganzen Lande wurde verkündet, daß sie bis auf Weiteres fort zu amtiren hätten; gleich nachher lieferte Bassal eine neue Eintheilung des Landes in elf Departements mit neuen demokratischen Behörden, und leider war dieselbe mit so gründlicher Unkenntniß der Geographie gemacht, daß sie die Namen von Städten und Bergen verwechselte und sich nach wenigen Wochen als völlig unausführbar zeigte. Die alten Beamten, durch die neue Einrichtung suspendirt, wurden darauf zum zweiten Male angewiesen, bis auf Weiteres ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. War nun schon hierdurch ihr Ansehn tief erschüttert, so erachtete es die provisorische Regierung für nöthig, sie als ehemalige königliche Diener streng beaufsichtigen zu lassen, und sandte zu diesem Behufe in alle Provinzen außerordentliche Commissare, welche den weiteren Auftrag hatten, demokratische Gesinnung im Volke zu verbreiten, und welche für diesen Zweck kein dringenderes Mittel wußten, als den Bauern die Lehre zu predigen, daß sie das souveräne Volk und die Beamten ihre gehorsamen Diener seien. Dies zündete begreiflicher Weise an vielen Orten, wo dann jede bürgerliche Ordnung sich allmählich auflöste. Die Bauern ergriffen Besitz von den königlichen Jagden, verweigerten ihren Grundherren jede Leistung und betrachteten ihre Zinsgüter um so mehr als freies Eigenthum, als bald nachher

---

[1]) Vgl. unter einer Reihe von Zeugnissen den Bericht von Championnet's Kriegscommissar Jullien, bei St. Albin Championnet 347.

die Regierung alle Fideicommisse aufhob und ein Gesetz über die Abschaffung aller Feudalrechte in Verhandlung nahm. Für die Befestigung aber des republikanischen Staates war durch die Entfesselung der Anarchie sehr wenig gewonnen. Je ungebundener sich die Einzelnen fühlten, desto leichter schlug bei dem ersten widrigen Erlebniß auch die Stimmung um, und an solchen Verdrießlichkeiten fehlte es keinen Tag. Wie die Departements, sollten auch die Municipalitäten nach französischem Muster neu gebildet werden. In der Hauptstadt hatte Championnet die Mitglieder derselben kurzer Hand selbst eingesetzt; in den Provinzen sollten sie erwählt werden, aber nicht wie unter dem Königthum durch die Bürger, sondern durch Wahlmänner, deren Bezeichnung sich die Regierung vorbehielt. Als darüber allgemeiner Unwille entstand, welchen die demokratischen Commissare als verdächtiges Zeichen royalistischer Umtriebe charakterisirten, meinte man in Neapel zu strenger Vorsicht verpflichtet zu sein, und beauftragte ohne Weiteres die Commissare selbst mit der Ernennung der Gemeinderäthe. Die Bauern wütheten über diese republikanische Freiheit.

Ohne Zweifel wäre unter den gegebenen Verhältnissen nichts wichtiger und dringender gewesen, als militärische Rüstung. Zwar schien im Augenblicke König Ferdinand wenig gefährlich; er hatte nur wenige Truppen nach Sicilien hinüber gerettet, und der größte Theil seiner Kriegsflotte war bei der Annäherung der Franzosen im Hafen von Neapel selbst, damit sie den Feinden nicht in die Hände fiele, durch einen Untergebenen Nelson's in ängstlicher Hast verbrannt worden[1]. Immer aber wurde in Sicilien mit großem Eifer gerüstet; die englische Flotte beherrschte das tyrrhenische, die russisch-türkische das adriatische Meer, und daß Oesterreich mit der französischen Republik auf höchst gespanntem Fuße stand, war auch in Neapel damals kein Geheimniß. Alles wäre also darauf angekommen, Championnet's 28,000 Mann durch einheimische Kräfte zu verstärken, ganz so, wie es 1796 Bonaparte mit gutem Erfolge in der Lombardei trotz alles antifranzösischen Sinnes beim Volke gethan hatte. Material dazu gab es in Masse. Die Mannschaft vieler königlicher Regimenter war aus einander gelaufen, einzelne Theile derselben noch in größeren oder kleineren Trupps

[1]) Nelson wollte den Mann vor ein Kriegsgericht stellen, weil er die für gewisse Fälle befohlene Maßregel ohne irgend eine der angegebenen Voraussetzungen ausgeführt hatte, ließ aber endlich bei der sonstigen Redlichkeit und Tüchtigkeit des Officiers die Sache beruhen. Nicolas, Dispatches of Lord Nelson III, 231, 271.

versammelt; jeder Gerichtshof verfügte über eine bewaffnete Polizeiwache; jeder Baron hatte nach Landesbrauch eine Schaar bewaffneter Dienstleute; eine ansehnliche und gut disciplinirte Gensdarmerie sorgte für die Sicherheit der Straßen. Nahm man dies Alles zusammen, so konnte man die Streitmacht Championnet's ungefähr verdoppeln, und die Kraft der militärischen Disciplin würde bei geschickter Organisation und Verwendung der Truppen wohl ausgereicht haben, sie von Abfall und Verrath abzuhalten. Aber nach den Proben des grimmigen Fanatismus, welche die Massen des niedern Volkes dem französischen General bei seinem Vormarsch in den Abruzzen und den Straßen Neapels geliefert hatten, war Championnet von unbesiegbarem Mißtrauen erfüllt. Statt einer umfassenden einheimischen Rüstung verfügte er die Errichtung einer Nationalgarde in sehr beschränktem Umfange, und im Uebrigen eine allgemeine Entwaffnung des Volkes, so wie die Entlassung und Auflösung aller vorher genannten bewaffneten Schaaren, so daß mit einem Schlage viele Tausende rüstiger und streitgewohnter Männer dienstlos und nahrungslos wurden und in verzweifelter Stimmung jeder Schilderhebung gegen die gottverfluchten Unterdrücker zur Verfügung standen.

Andere Nöthe kamen dem General gleich in den ersten Tagen von der französischen Seite selbst. Bei dem Einbruche in das Königreich hatte das Directorium ihm zur Verwaltung des eroberten Landes eine Civilcommission beigegeben, an deren Spitze der uns von Genua und Rom her bekannte Faypoult stand. Kaum hatte nun Championnet das Volk von Neapel als freie Brüder und Verbündete begrüßt, so veröffentlichte Faypoult eine Reihe von Beschlüssen, worin er für die künftige Verfassung der Parthenopea die Bestätigung durch das Directorium vorbehielt, jede Zahlung auf die Kriegscontribution, die an die Kriegscasse und nicht an die Civilcommission geleistet wäre, für nichtig und nicht geschehen erklärte, alle königlichen Güter, Paläste und Mobilien, alles Eigenthum der öffentlichen Banken, alle Besitzungen der nach Sicilien Ausgewanderten confiscirte, und zwar nicht für die Parthenopea, sondern für Frankreich. Die Entrüstung über dieses räuberische Verfahren tobte durch Stadt und Land; die Lazzaroni, welche Championnet soeben erst durch das berühmte Wunder der Flüssigmachung des Blutes des hl. Januarius [1]) einigermaßen beschwichtigt hatte, begannen wieder

[1]) Das Wunder erfolgte, als der General dem Geistlichen hundert Louis für die Armen seiner Gemeinde eingehändigt hatte.

drohende Zusammenrottungen; überall vernahm man den wilden Ruf: Tod den französischen Verräthern.

Der General, über die plumpe Habgier des Directoriums selbst empört und sorgenvoll über die Folgen derselben, entschloß sich kurz. Er verkündete öffentlich die Nichtigkeit des Beschlusses, und als die Commission hiergegen zürnenden Protest erhob, verfügte er am 7. Februar ihre militärische Ausweisung aus dem neapolitanischen Gebiete. In der Hauptstadt erhob sich darauf unermeßlicher Jubel; Championnet's Lob war auf Aller Lippen, und als sich in den alten Taufregistern einer Pfarrei der Name Ciampione vorfand[1]), wurde der General als neuentdeckter Landesgenosse mit doppelter Begeisterung gepriesen. Aber für die Provinzen kam sein energischer Schritt zu spät. Fast genau zu derselben Zeit, in welcher er durch sein Auftreten gegen Faypoult die Liebe der Hauptstadt gewann, vierzehn Tage nach der Ausrufung der Republik, hatte bereits in der Provinz die bewaffnete Gegenrevolution unter dem Banner des heiligen Glaubens begonnen.

In Palermo hatte der königliche Hof während mehrerer Wochen ein kummer- und sorgenvolles Dasein geführt. Man hatte die Unzuverlässigkeit der Truppen kennen gelernt; man wußte von Championnet's Angriffsplänen und Einverständnissen mit sicilianischen Mißvergnügten; der stets aufgeregte Lord Nelson, der seit seiner Verbindung mit Emma Hamilton den Kampf für Thron und Altar in Neapel mit einer der alten Kreuzfahrer würdigen Begeisterung betrieb, ruhte nicht eher, als bis er eine englische Besatzung für den dem Festlande nächsten Hafen, Messina, herbeigeschafft hatte. Bald aber erfuhr man andrerseits, wie drüben der Volkshaß gegen die Franzosen und deren Anhänger von Tag zu Tag wachse, wie in den Abruzzen der im December entflammte Widerstand niemals aufgehört habe[2]), wie die verkehrten Maßregeln der republikanischen Regierung jeden Tag dem Königthum wachsende Massen schlagfertiger Anhänger bereit stellten. Dem Hofe war damals nach Sicilien Cardinal Ruffo gefolgt, ein Prälat von stattlichem Aeußern, rührigem Geiste und schnellem Entschlusse; ein Mann, der als päpstlicher Schatzmeister sich mit Verwaltung, Finanzen und Kriegswesen befaßt hatte, dann gegen eine stattliche Dotation in den neapolitanischen Staatsdienst zurückgetreten und mehrere Jahre hindurch Intendant

---

[1]) Der General war in Wirklichkeit zu Valence, Departement der Drome, geboren.

[2]) Cuoco p. 154 der französ. Uebersetzung.

seines Heimathlandes, Calabrien, gewesen war, wo seine Brüder reiche Lehngüter und großen Einfluß besaßen. Auch dorthin waren die demokratischen Agenten gedrungen: einige Städte hatten Freiheitsbäume gepflanzt, einige Bezirke die provisorische Regierung anerkannt; die Südspitze der Halbinsel aber war durch einen kräftigen Beamten dem Könige erhalten worden, und auch sonst vernahm man das Beste über die loyale Gesinnung bei der großen Masse der ländlichen Bevölkerung. Diese populäre Stimmung zu kräftigen und zu verwerthen, warf König Ferdinand seine Blicke auf den Cardinal Ruffo. Am 25. Januar gab er ihm Vollmacht, als Generalvicar des Königreichs und alter ego des Monarchen hinüberzugehn und nach freiem Ermessen alle Maßregeln zur Niederwerfung der Republik zu ergreifen; eine halbe Million Ducaten und ein Theil der Besatzung von Messina waren ihm für den Anfang zur Verfügung gestellt. Den lebenslustigen und muthigen Prälaten reizte das Abenteuer, und obwohl er bei seiner Landung in Calabrien am 8. Februar weder das Geld, noch die Truppen vorfand, warf er sich, im Vertrauen auf seine Landsleute, entschlossen in den Kampf. Der Erfolg war glänzend. Wohin seine Ausschreiben gelangten, erhoben sich die Bauernschaften und strömten zu den von ihm bezeichneten Sammelplätzen; zum größeren Theile heißblütige und kampflustige, in Wahrheit begeisterte und rechtschaffene Leute, leider aber auch, wie der loyale Biograph des Prälaten selbst bemerkt, ein Schwarm nichtsnutzigen, auf Raub oder Privatrache bedachten Gesindels. Der Cardinal that was er konnte, um Ordnung und Disciplin zu halten; er vereinigte in einer Abtheilung Alles, was an entlassenen Soldaten, Förstern und Gensdarmen sich ihm anschloß, zu einer Art von Linientruppe, um damit den übrigen Haufen seines Landsturms einigen Rückhalt und Zügel zu geben. Als ihm dann die Städte Monteleone und Catanzaro bereitwillig die Thore öffneten, hatte er eine feste Position gewonnen, von welcher aus er beinahe ganz Calabrien binnen wenigen Wochen der königlichen Herrschaft wieder unterwarf

In denselben Tagen ging in noch auffallenderer Weise Apulien der Demokratie verloren. Einige corsische Ausgewanderte befanden sich gerade in Tarent, als dort auf Befehl der provisorischen Regierung aus Neapel der Einzug der Franzosen und die Errichtung der Republik verkündet wurden. Damit wurde den Corsen die Luft unheimlich, und sie brachen am 8. Februar zu Fuße mit kleinem Gepäcke nach Brindisi auf, um von dort auf die See der Verfolgung der französischen Polizei zu entrinnen. Abends in einem kleinen Dorfe angelangt, kamen sie

auf den Einfall, daß, um besseres Quartier zu erlangen, einer von ihnen sich für den Kronprinzen ausgeben sollte, der, aus Palermo herüber gekommen, den Zustand des Landes zu erkunden suche. Kaum hatten sie das der alten Wirthin anvertraut, so drängte es diese, das wichtige Geheimniß weiter zu erzählen; die Kunde flog durch die ganze Gegend; am folgenden Tage eilten Tausende von Menschen den Strolchen nach, die noch vor der ersten Morgenfrühe das Weite gesucht hatten, holten sie ein, küßten dem falschen Prinzen die Kleider und die Füße, und schworen mit hundert Eiden, für ihn zu siegen und zu sterben. Die Corsen wagten jetzt nicht mehr zu widersprechen, sondern führten die mit jedem Schritte wachsende Menschenmasse nach Brindisi hinüber, wo denn der Prinz erklärte, daß er durch einen Befehl seines hohen Vaters nach Sicilien zurückberufen, sich einschiffen müsse, aber zwei seiner Begleiter, die Generale, wie er sie titulirte, Boccheciampe und de Cesare, als Führer aller königlichen Getreuen zurücklasse. Die Folge war eine so rasche Verbreitung des Aufstandes, daß de Cesare die Orte Martina und Acquaviva einnehmen und die ganze Terra di Bari unterwerfen konnte, während sein Genosse die Provinz Lecce beinahe vollständig zur königlichen Sache hinüberbrachte.

Diese Nachrichten langten in Neapel an, als die Parthenopea noch nicht ihren ersten Lebensmonat vollendet hatte. Und auch sonst war das Land unsicher an allen Orten. Im Norden der Hauptstadt, in der Terra di Lavoro, führte Michel Pezza (genannt Fra Diavolo, weil er schlau wie ein Mönch und stark wie Satan wäre), seinen kleinen Krieg gegen Couriere, Reisende und Militärtransporte. Im Bezirke von Sora verbreitete grauenvollen Schrecken ein Müller Mammone, der später sich rühmte, 400 Menschen mit eigner Hand erschlagen zu haben, und seine Gefangenen mit entsetzlichen Martern zu Tode quälte. Weiter in den Abruzzen kämpfte ein früherer Cleriker Pronio gegen die französischen Besatzungen von Aquila und Civitella und machte seinen Namen weithin durch das Gebirge furchtbar. Im Süden Neapels hielt ein ehemaliger Polizeisoldat Sciarpa, welchen die Republik brodlos gemacht hatte, die Umgegend von Salerno in Athem; dann, in Capaccio, steckte der Bischof Torrusio die königliche Fahne auf und brachte alle Nachbarbezirke unter die Waffen, so daß jede unmittelbare Verbindung der Hauptstadt mit Calabrien gesperrt war. So ungern Championnet seine schwachen Kräfte weiter zersplitterte, so war doch der Drang der Lage unverkennbar, und der General beschloß, sowohl nach Calabrien als nach Apulien militärische Streitkräfte zu entsenden. Die größere

politische Bedeutung hatte ohne Zweifel der calabrische Aufstand, bei der unmittelbaren Nähe Siciliens und der Anwesenheit des königlichen Statthalters; aber Apulien war die Kornkammer des Reichs und die unentbehrliche Quelle für die Ernährung der Hauptstadt: so ging dorthin die stärkere Expedition von 6000 Mann unter den Generalen Duhesme und Bourcier, nebst einer kleinen Schaar neapolitanischer Freiwilliger unter dem Grafen Hektor Caraffa, einem schönen, tapfern und fanatischen Patrioten, während General Olivier bestimmt wurde, eine Abtheilung von 1200 Mann einheimischer Truppen unter einem gewissen Schipani, der ein geräuschvoller Volksredner und ein beherzter Mann, aber als Soldat völlig unerfahren war, nach Calabrien zu führen, sich mit den dortigen Patrioten zu vereinigen und den Cardinal in das Meer zu werfen. Championnet gab ihnen die Weisung mit, jeden mit den Waffen in der Hand gefangenen Rebellen kriegsrechtlich erschießen zu lassen, ein Befehl, der keine andere Wirkung hatte, als die Wuth und Grausamkeit der Gegner grenzenlos zu steigern. Am 21. Februar setzten sich die beiden Colonnen in Bewegung.

Aber es war Championnet nicht bestimmt, ihre Thaten selbst noch weiter zu lenken. Er hatte eben jetzt die früher erzählten Verfügungen über die Departemental- und Municipalverwaltung getroffen, einige Franzosen zu Ministern der jungen Parthenopea ernannt, und mit großer Anstrengung Maßregeln zur Schöpfung einer neuen Kriegsmarine getroffen; er wandte zur Zeit seine Aufmerksamkeit auch auf friedlichere Gebiete, befahl die Gründung einer nationalen Akademie und eines nationalen Museums, welches allerdings seine besten Antiken nach Paris abgeben und sich mit Gypsabgüssen derselben begnügen sollte, ließ die Ausgrabungen von Pompeji rüstig aufnehmen und beschloß die Errichtung eines Grabdenkmals für den Dichter Virgil: da, inmitten dieser schönen Entwürfe, traf ihn am 27. Februar der Rückschlag seines höchst gerechten, aber ebenso ungesetzlichen Auftretens gegen Faypoult und Genossen; er erhielt den Befehl des Directoriums, Angesichts dieses nach Paris abzugehn und das Commando seinem ältesten Divisionsgeneral, Macdonald, zu übertragen. Er gehorchte auf der Stelle, und verließ, um jede Aufregung zu verhüten, die Stadt zu Fuße, wie zu einem Spaziergang. Dann wurde er, in Mailand angekommen, verhaftet und einer kriegsrechtlichen Untersuchung seiner Widersetzlichkeit aufbewahrt.

General Macdonald begann seine Thätigkeit mit einem Manifeste vom 4. März, welches in allen Sätzen mit Blut geschrieben war, alle

Communalbeamte und alle Geistliche des Landes für die Erhaltung der Ruhe in ihren Bezirken persönlich verantwortlich machte, jeden Versuch zur Rebellion mit Todesstrafe und Güterconfiscation bedrohte, über jede Verbreitung falscher Nachrichten die gleiche Strafe verhängte und allen Angebern reichliche Belohnung zusagte. General Duhesme verfuhr bei seinem Vorrücken in dem gleichen Sinne; er marschirte in drei Colonnen, jede hatte ein Kriegsgericht in ihrem Gefolge, und eine Menge Menschen wurden ergriffen und hingerichtet. Langsamen Zuges erreichte man Apulien und wandte sich, in Foggia von den dort zahlreichen Republikanern freudig begrüßt, gegen S. Severo, wo die Königlichen mit einem Schwarm von 12,000 Köpfen feste Stellung genommen hatten, aber durch die Ueberlegenheit der französischen Disciplin nach blutigem Kampfe mit einem Verluste von 3000 Mann geschlagen und zerstreut wurden. Hierauf unterwarf sich der größte Theil der Landschaft den Siegern, und die Herrschaft der Republik schien um so mehr gesichert, als die rohe Zuchtlosigkeit der königlichen Banden vielen Städten die Unruhe des Bürgerkriegs gründlich verleidet hatte. Allein der Erfolg war von kurzem Bestande. Macdonald sah sich veranlaßt, Duhesme abzuberufen und, wie es scheint, durch die von Calabrien her drohende Gefahr getrieben, auch die Truppen desselben näher an die Hauptstadt heran zurückzunehmen, warauf dann die Royalisten sofort wieder in ganz Apulien die Oberhand gewannen und die Zufuhr nach Neapel auf's Neue abschnitten. Um nicht zu verhungern, ließ Macdonald in den letzten Wochen des März den General Bourcier zum zweiten Male vorgehn; da wurde zunächst Andria und am 2. April der befestigte Hafenplatz Trani nach verzweifeltem Widerstande genommen und die Vertheidiger zu Tausenden hingeschlachtet. Der apulische Aufstand schien erstickt; Boccheciampe war gefallen, de Cesare rettete sich hinüber in das Lager des Cardinals Ruffo.

Um so schlimmer stand es um die demokratische Sache in Calabrien. General Olivier, ein naher Freund und Vertrauter Macdonald's, blieb bei diesem in Neapel zurück, und Schipani, jetzt sich allein überlassen, nahm in selbstgefälliger Thorheit so verkehrte Maßregeln, daß er, bereits von Sciarpa's geringfügigen Streitkräften gänzlich geschlagen, mit Schimpf und Schande nach Neapel zurückkam. So konnte Cardinal Ruffo fast ungestört seine Streitkräfte verstärken und seine Herrschaft ausdehnen. An 40,000 bewaffnete Bauern waren ihm zugelaufen, so daß ihm bei aller Rührigkeit die Noth der Ernährung, Bewaffnung und Ordnung solcher Massen oft genug über den Kopf wuchs. Er

hatte drei Bataillone regulären Fußvolks, etwa 1800 Mann, organisirt, und den ganzen übrigen Schwarm oberflächlich in kleine Compagnien abgetheilt, bei denen jedoch steter Wechsel war, da die Bauern nach Hause gingen, wenn das Heer sich weiter von ihren Dörfern entfernte, dagegen aber stets neue Ankömmlinge aus den zuletzt berührten Ortschaften einströmten. Aus diesem Zustande ergaben sich wunderliche Consequenzen. Am 21. März erreichte der Vortrab des Heeres das kleine, aber stark befestigte Cotrone, wo eine Anzahl französischer Officiere und Soldaten die Einwohner zum Kampfe für die Republik bestimmten. Sie wurden jedoch bei einem kecken Ausfall gründlich geschlagen, bei der Verfolgung die Stadt von den Royalisten am 22. mit stürmender Hand genommen und zwei Tage lang auf das Gräulichste ausgeplündert. Als der Cardinal am 25. in dem Orte anlangte, fand er ein einziges unbeschädigtes Haus, im Uebrigen eine jammervolle Verwüstung und außer seinen Linientruppen eine menschenleere Einöde. Die Einwohner waren theils erschlagen, theils geflüchtet, die siegenden Bauern aber hatten keinen andern Gedanken gehabt, als ihre reiche Beute in Sicherheit zu bringen, und sich in ihre Dörfer zerstreut. Für den Augenblick existirte die Glaubensarmee nicht mehr. Ruffo sandte auf's Neue seine Manifeste und Aufgebote durch das Land und erließ zugleich eine dringende Bitte an Admiral Uschakoff nach Corfu, ihm gemäß den Verheißungen Kaiser Paul's einige russische Regimenter zu Hülfe zu schicken. Allmählich brachte er dann seine sogenannten Linientruppen auf eine Stärke von 7000 Mann; nach einigen Wochen hatten sich auch wieder 10,000 Mann irregulärer Bauernhaufen gesammelt, und Mitte April setzte er sich aus Carigliano in Bewegung gegen die Provinz Basilicata. Auf's Neue wiederholten sich die Vorgänge von Calabrien; überall schloß sich die Bevölkerung dem königlichen Banner an; die demokratischen Einrichtungen wurden ohne Schwertstreich beseitigt; Anfang Mai konnte der Cardinal in aller Ruhe sein Hauptquartier in Matera, dem wichtigsten Orte der Provinz, aufschlagen, die Verwaltung des Landes auf dem alten Fuße ordnen, seinen Freiwilligen weitere militärische Schulung geben. Einstweilen wagte er es noch nicht, die ungeübte Begeisterung seiner Schaaren einem Zusammenstoße mit französischen Bataillonen auszusetzen, wie dringend ihn auch Torrusio und Sciarpa aufforderten, sich wieder an die Westküste zu wenden und dort gerades Wegs auf Neapel zu marschiren. Indessen war die Zeit nahe, wo auch die letzten Hindernisse fielen.

Damals nämlich waren in Oberitalien die Treffen von Pastrengo und Magnano geschlagen, und gleich nach dem letztern hatte General Scherer an Macdonald geschrieben, daß er dessen Abberufung aus Neapel beim Directorium beantragt habe, und ihn demnach auffordere, alle Vorbereitungen zum Rückmarsch ungesäumt zu treffen. Macdonald verlor begreiflicher Weise keinen Augenblick, und in der That folgte die entsprechende Weisung des Directoriums der Ankündigung Scherer's in möglichst kurzer Frist. Macdonald sollte Besatzungen in St. Elmo, dem die Hauptstadt beherrschenden Castelle, und in den Festungen Capua und Gaëta lassen, im Gebiete der römischen Republik ebenfalls Alles an sich ziehen, was nicht zur Behauptung von Rom, Civita Vecchia und Ancona unerläßlich sei, und dann so schnell wie möglich nach Oberitalien eilen, um dort den Feldzug zu Gunsten Frankreichs zu entscheiden.

Diese Vorschriften zeigen deutlich, daß das Directorium sich große Dinge von Macdonald's Vereinigung mit Moreau versprach und im glücklichen Falle das gesammte italienische Festland unter seiner Oberhoheit zu halten entschlossen war. Um sich hierin völlig freie Hand zu sichern, lehnte das Directorium damals die von Neapel dringend beantragte förmliche Anerkennung der Parthenopea als souveränen Staates unter allerlei Vorwänden ab, und sandte dafür einen neuen Civilcommissar, Abrial, einen redlichen und einsichtigen Mann, um dem Vasallenstaate durch rasche Vollendung der Verfassungsarbeiten endlich eine feste Grundlage zu geben.

So ging denn während des April in Neapel die doppelte Thätigkeit neben einander her, die verdeckte Macdonald's, der unter dem Vorgeben wirksamer Concentration und abhärtender Uebungsmärsche seine Bataillone und Vorräthe allmählich aus Apulien und der Hauptstadt in ein Lager bei Caserta zusammenzog, und im Stillen alle Vorkehrungen zum endlichen Aufbruche traf, und das öffentliche Wirken Abrial's, der sich mit dem bedeutendsten und edelsten Führer der einheimischen Patrioten, Mario Pagano, verband, einem ebenso geistreichen wie charaktervollen Manne, der sehr viel über Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde, leider aber sehr wenig über die Schöpfung einer auch zu harten Kämpfen befähigten Staatsmacht nachgedacht hatte, der die todtgeborene Verfassung von 1793 auch damals noch für ein demokratisches Muster erklärte und dasselbe nur nach der Seite einer volleren Entwickelung populärer Freiheit für verbesserungsfähig hielt. Das Ergebniß war, daß Abrial sich einige ideale Zusätze Pagano's gefallen

ließ, in der Hauptsache aber die damalige französische Verfassung copirte, wie dies französischer Brauch seit dem Beginne der Directorialregierung war. Wichtiger jedoch als diese politisch-doctrinären Studien war es, daß Abrial mit ehrlicher Sorgfalt zu den Aemtern der neuen Directoren und Minister fähige und rechtschaffene Männer berief, und zwar, wie sich jetzt von selbst verstand, ausschließlich Neapolitaner ohne französische Beimischung.

Während dieser innern Umformung erfuhr die Republik eine neue, höchst empfindliche Bedrängniß. Fortdauernd war Lord Nelson in Palermo anwesend, stets mit Lady Hamilton in vertrautem Verkehr, von dem zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Könige bei allen großen und kleinen Fragen zu Rathe gezogen. Seine Seele hatte keine glühendere Leidenschaft als Niederwerfung der Franzosen und ihrer Freunde; als damals eine Anzahl französischer Invaliden, von Aegypten kommend, an der sicilianischen Küste strandete, der fanatische Pöbel sie niederzumachen begann und nur ein kleiner Rest durch neapolitanische Seeofficiere gerettet wurde, da lobte Nelson die Mörder und schalt die Retter klägliche Thoren. Vor Allem aber wüthete er gegen die neapolitanischen Jacobiner, die Verräther an dem guten König, wie er sagte, und der liebenswürdigen Königin. Indessen war geraume Zeit seine eigene Macht zersplittert, da ein Theil der Flotte durch die Blokade der ägyptischen Küste, ein anderer durch jene der Insel Malta in Anspruch genommen war. Als jedoch im Laufe des März der royalistische Aufstand in Calabrien immer weiter um sich griff, als dazu eine Zusage des Kaisers Paul kam, 12,000 Russen nach Neapel zu senden, ertrug er die Unthätigkeit nicht länger, sondern rief einige Fahrzeuge von den Blokadegeschwadern ab und schickte am 30. März den besten seiner Capitäne, Troubridge, mit vier Linienschiffen und einer Anzahl leichter Fahrzeuge englischer und sicilianischer Flagge hinüber in den Busen von Neapel, um zunächst die Inseln Procida, Ischia und Capri zu besetzen, dort die Jacobiner auszurotten und der Hauptstadt alle Zufuhr vom Meere abzuschneiden. Die Republik hatte sich allmählich eine kleine Anzahl von Kanonenbooten gerüstet und mit deren Führung den greisen Admiral Caracciolo, einen tüchtigen und muthigen Seemann, beauftragt, welcher im December mit dem Könige nach Palermo geflohen, dann aber zur Vermeidung der Confiscation seiner Güter zurückgekommen, und schließlich, halb gezwungen, halb willig, in den Dienst der neuen Regierung getreten war. Caracciolo versuchte einigen Widerstand, war aber dem feindlichen Geschwader bei Weitem

nicht gewachsen, so daß bis zum 18. April sämmtliche Inseln des Golfes in englischem Besitze waren. Von dort aus versäumte Troubridge keine Stunde, um sich mit den royalistischen Bandenführern der benachbarten Provinzen in Verbindung zu setzen, mit Fra Diavolo und Mammone im Norden, mit Sciarpa und Bischof Torrusio im Süden. Einige Wochen früher hatten Nelson und Hamilton in Palermo es durchgesetzt, daß man alle in Sicilien gefangenen Verbrecher auf die Küste von Calabrien hinüberwarf, mit der Aussicht auf Straflosigkeit und Beute, wenn sie den verfluchten Jacobinern tapfer den Garaus machten. Diese Banditen trieben dann in Calabrien solchen Unfug, daß Cardinal Ruffo sie in einem großen Treibjagen wieder einfangen ließ, ein Bataillon von 1000 Mann aus ihnen formirte und mit richtigem Griffe einem der Verwegensten und Entschlossensten der Gesellschaft das militärische Commando über seine Genossen übertrug, der zwar in ruhigen Tagen Mord und Diebstahl nicht immer zu hindern vermochte, aber wenigstens die zum Kampfe erforderliche Disciplin mit eiserner Strenge aufrecht hielt. Als der Cardinal von Troubridge's Ankunft in Procida erfuhr, beeilte er sich, die Bande dem Bischof Torrusio zuzuschicken, nebst einem Briefe an Troubridge, nachdem die Engländer diese Subjecte losgelassen, möchten sie ihnen jetzt auch Officiere, Geschütze und Artilleristen liefern. Troubridge entsprach diesem Ansinnen auf der Stelle, und stärkte dadurch Torrusio's und Sciarpa's Streitmittel in solchem Grade, daß bis Salerno hin alles demokratische Wesen ausgerottet wurde. Daß dabei der Dolch ebenso viel Arbeit that wie das Schwert, daß Plünderung und Privatrache ihr blutiges Unwesen trieben, war dem Engländer gleichgültig. Er selbst begann auf den Inseln nach Nelson's Weisungen eine wüthende Verfolgung solcher Einwohner, die irgend ein Amt unter der Republik angenommen, beim Pflanzen des Freiheitsbaumes geholfen, oder sonst feindselige Gesinnung gegen das Königthum an den Tag gelegt hatten. Nelson schickte zu diesem Behufe einen besondern Richter, Namens Speciale, hinüber, mit welchem Troubridge jedoch anfangs wenig zufrieden war. Er ist ein kläglicher Schlucker, schrieb er am 13. April, außer sich vor Furcht, klagt, daß über siebenzig Familien betheiligt seien, begehrt einen Bischof, welcher die verurtheilten Priester vor ihrer Bestrafung erst degradire; ich habe ihm gesagt, er solle sie vor Allem hängen, dann wollte ich die Degradation schon besorgen. Unter diesem soldatischen Einflusse kam dann Speciale bald in rascheren Zug; Troubridge fand freilich die Art des Proceßverfahrens verwunderlich, da bei mancher Sitzung die Angeklagten gar nicht anwesend

seien; auch vertraute ihm Speciale, daß einzelne Urtheile nicht ganz regelrecht ausfallen würden. Ich bemerke, meldete Troubridge seinem Admiral am 18. April, daß man uns die Gehässigkeit der Hinrichtungen zuschieben möchte, dieser Falle gehe ich möglichst aus dem Wege, thue aber das Mögliche, um ihn kräftig vorwärts zu treiben. Nelson belobte Jegliches und feuerte Troubridge ebenso nachdrücklich, wie dieser den elenden Speciale, zum Hängen an. Der Parteihaß hatte bei diesen englischen Kriegsmännern jedes Gefühl für Menschlichkeit und Barmherzigkeit ertödtet.

Und dies Alles geschah, während König Ferdinand am 31. März ein Manifest für seinen Bevollmächtigten bei der russischen Flotte, den Ritter Micheroux, ausstellte, womit dieser in Apulien jedem Republikaner bei freiwilliger Unterwerfung volle Straflosigkeit zusagte, während Cardinal Ruffo am 17. April die gleiche Verheißung allen Einwohnern des Königreichs verkündete, und wieder der König am 29. dem englischen Admiral eine Proclamation einhändigte, welche eine allgemeine Amnestie mit sehr wenigen Ausnahmen zusicherte, und selbst für diese die Begnadigung in Aussicht stellte, wenn der betreffende Befehlshaber sie beantrage! [1])

In dieser Zeit hatte General Macdonald seine Vorbereitungen vollendet, und nachdem er der zusammenbrechenden Parthenopea einen letzten Dienst durch Abwehr eines englischen Landungsversuches in dichter Nähe der Hauptstadt, bei Castellamare, geleistet hatte, begann er am 5. Mai, nach Zurücklassung der drei Besatzungen noch etwa 19,000 Mann stark, seinen Marsch nach dem großen Kriegsschauplatz. Als Lord Nelson diese Kunde erhielt, jubelte er, nun ständen dort die Jacobiner allein und wackelten in ihren Schuhen; hoffentlich werde der König sie bald an ihren Leibern ebenso bestrafen, wie bisher ihre französischen Freunde sie an ihren Geldbeuteln gestraft hätten. Ganz anders aber war zu aller Welt Erstaunen die Stimmung in Neapel selbst. Wie bedenklich auch in der bedrängten Lage des Staates die Einbuße von 20,000 Vertheidigern sein mochte, vor Allem hatte man dort das Gefühl, von einer erdrückenden fremden Vormundschaft befreit zu sein, welche durch ihren brutalen Hochmuth und ihre räuberischen

---

[1]) Die Manifeste vom 31. März und 17. April hat Sacchinelli abgedruckt. Die Verfügung vom 29. April wird erwähnt von Nelson, Dispatches III, 341, und in der königlichen Instruction vom 10. Juni, abgedruckt in G. Rose, diaries I, 234.

Erpressungen den Zorn des Volkes gegen die Republik heraufbeschworen und zugleich in ihrem bösen Gewissen jede nationale Rüstung erschwert und verkümmert hatte. Nach Allem, was geschehn war, rechnete niemand auf Erbarmen bei einem Siege der Königlichen; ein weiterer Widerstand konnte also für die einzelnen Personen nichts verschlimmern, wohl aber bei günstigem Erfolge eine Wendung des Geschickes, wenn Macdonald die Russen besiegte, und im entgegengesetzten Falle wenigstens einen ehrenvollen Untergang herbeiführen. Der neue gesetzgebende Körper war einmüthig in dieser Gesinnung; der ehemalige Leibarzt der Königin, Domenico Cirillo, sprach sie bei dem Eintritt in die Versammlung mit den kurzen Worten aus: ich weiß, daß ich ein gefährliches Amt übernehme, aber ich stelle gerne dem Vaterlande mein Leben zur Verfügung. Alle diese Männer trugen die Last des verhängnißvollen Irrthums, eine Demokratie gründen zu wollen, wo der Demos zur Herrschaft weder fähig noch geneigt war: aber zu ihrem Ruhme muß es gesagt werden, daß sie mit uneigennütziger Begeisterung bereit waren, für diesen Irrthum Leib und Leben dahin zu geben. Ihr Kriegsminister Manthoné, ein Mann von herkulischer Stärke, Thätigkeit und Unerschrockenheit, griff die Rüstungen mit Eifer an, organisirte die Nationalgarde der Hauptstadt, unter Androhung der härtesten Strafen für jeden im Dienst Säumigen und brachte an verabschiedeten Soldaten, Polizeiwächtern und Baronalreisigen mehrere Tausende zusammen. Nach allen Seiten hin ergingen seine Befehle und Aufrufe, und die Königlichen, die nach Macdonald's Entfernung auf die völlige Wehrlosigkeit der Republik gerechnet hatten, waren erstaunt, auf jedem Punkte eine gesteigerte Kampflust und Festigkeit anzutreffen.

Auf der andern Seite hatte Cardinal Ruffo nicht gerade Eile, die Gefahr eines entscheidenden Schlages in größerem Style auf sich zu nehmen. In den südlichen Provinzen hatte ihm die loyale Begeisterung des Volkes fast jeden ernsteren Kampf außer der Erstürmung Cotrone's erspart; um so mehr Mühe machte ihm aber fortdauernd die Lockerheit und Unbändigkeit seiner bewaffneten Volkshaufen. Ein Theil der Calabresen hielt treu bei ihm aus und ließ sich allmählich in leidlich geordnete Jägercompagnien organisiren; in den übrigen Schwärmen aber sah er täglich neue Gesichter, und vergeblich waren seine Anstrengungen, Predigten und Manifeste, diese Banden von Unordnungen aller Art, von Plünderung und Ermordung wirklicher oder angeblicher Jacobiner abzuhalten. Es war vergebens, daß er stets wiederholte Bitten um weitere Linientruppen nach Palermo sandte: man

hatte auch dort keinen Ueberfluß, und trotz Ruffo's Erfolgen war am Hofe ein starkes Mißtrauen gegen ihn herangewachsen. In Monteleone hatte der Cardinal die Post von Neapel aufgefangen und aus den Briefen ersehn, daß alle Beschlüsse der Minister und nicht minder seine eigene Correspondenz mit dem Hofe sofort in Neapel bekannt geworden waren; seitdem hatte er sich trotz mehrfacher Mahnungen stets auf sehr allgemeine und inhaltlose Berichte beschränkt und dadurch ein hohes Befremden seiner Souveräne erregt. Schlimmer noch war es, daß ein ähnlicher Fang etwas später ihm Briefe aus Neapel überlieferte, nach deren Lesung er sich verpflichtet hielt, dem Könige persönlich eine Warnung vor dem allmächtigen Minister Acton zu übersenden. Dies Schreiben kam schnell genug in Acton's Hände und hatte keine andere Folge, als bittern Haß des Ministers gegen den Cardinal, der jetzt umgekehrt von Acton als unzuverlässig, als ein Mitglied des der Krone feindlichen Adels verdächtigt wurde. Nelson stimmte hier von Herzen ein. Ruffo hatte bemerkt, daß die Anwesenheit der englischen Schiffe ihm nicht den Mangel an Landsoldaten ersetzen könne. Nelson fand darin eine Beleidigung des englischen Namens; der Cardinal, schrieb er, ist ein aufgedunsener Pfaffe, auf dessen Worte nichts zu geben ist; jetzt hat er Angst vor einem Angriffe von tausend Mann und setzt darüber alle Achtung vor Englands mächtigem Beistand aus den Augen. Das Ergebniß war zunächst, daß Ruffo keine Verstärkung erhielt.

Indessen kamen an den Cardinal nach Matera die günstigsten Nachrichten aus Apulien und der Terra di Bari von dem Abzug der Franzosen und der Bereitwilligkeit des Volks, sich für ihn zu erheben, sobald er erscheine; und in den ersten Tagen des Mai brach er auf gegen die einzige demokratisch gesinnte Stadt der Landschaft, das hochgelegene und starkbefestigte Altamura. Der Parlamentär, durch den er die Aufforderung zur Uebergabe hineinsandte, wurde festgehalten und erschossen; einen Tag lang dauerte dann ein lebhafter Geschützkampf; da war den Vertheidigern die Munition ausgegangen, und in der Nacht entfloh die Besatzung und mit ihr ein großer Theil der Einwohner. Als die Truppen Ruffo's am folgenden Tage einrückten, fanden sie die Leiche des Parlamentärs und mehrerer ebenfalls ermordeter Royalisten des Ortes, und ein solcher Ausbruch der Entrüstung erfolgte, daß der Cardinal die Stadt mit Allem, was darinnen war, der Furie seiner Soldaten Preis geben mußte. Hier erfuhr er gleich darauf Macdonald's Abmarsch nach dem Norden, und beschloß jetzt, ohne weitere Zögerung

seine Schaaren unmittelbar gegen die Hauptstadt zu führen. Er meldete es dem Könige, bat ihn, zur Unterstützung seines Angriffs die englische Flotte in den Busen von Neapel zu schicken und, wenn möglich, durch seine persönliche Anwesenheit den Muth seiner treuen Anhänger zu steigern. Ein sehr erwünschter Zuzug kam übrigens dem Cardinal in diesen Tagen von einer andern Seite, indem bald nach der Einnahme von Corfu ein Theil der russisch-türkischen Flotte in den neapolitanischen Gewässern erschien. Zunächst im Meerbusen von Tarent steckten, wo sie in Sicht kam, die Küstenstädte die königlichen Farben auf, dann ging eine Abtheilung derselben an dem apulischen Gestade nordwärts bis Manfredonia und wurde überall von dem Jubel der Bevölkerung bewillkommnet. Dort erwirkte denn Ritter Micheroux bei dem russischen Befehlshaber Sorokin den Beschluß, einen kleinen Truppentheil zu landen und zur Bekämpfung der Republikaner mitwirken zu lassen. Sorokin ging darauf ein, und stellte 560 Mann[1]) unter Capitän Belle dem Cardinal zur Verfügung. Etwas später kamen dazu noch 84 Türken unter Achmet Bei, obgleich der Cardinal einiges Bedenken über diese ungläubige Verstärkung seines Glaubensheeres hatte; indessen Ketzer und Schismatiker leisteten bereits willkommene Hülfe, und Achmet versicherte in großer Freundlichkeit: wir trinken Wein und vertheidigen die Christen. Im Uebrigen dankte der Cardinal dem Himmel für die neuen Gefährten, nicht bloß als Kampfmittel gegen die Feinde, sondern vielleicht noch mehr als Rückhalt gegen die Zuchtlosigkeit der eigenen Leute. Am 5. Juni vereinigten sich die sämmtlichen Schaaren auf der Höhe des Gebirges bei Ariano; dann ging am 8. der Marsch thalabwärts gegen Westen; am 9. erreichte man Avellino, wo der Cardinal mit der Nachricht, daß zwar nicht der König selbst, wohl aber der Kronprinz mit der englischen Flotte nach Neapel kommen würde, zugleich die königliche Weisung empfing, vor dessen Eintreffen keinen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu machen. Am 11. nahm Ruffo sein Hauptquartier, nur noch wenige Meilen von Neapel entfernt, in Nola[2]). Zugleich gingen Sciarpa und Torrusio im Süden wieder bis Salerno vor, während im Norden der früher demokratisch gesinnte, jetzt aber zu Ruffo übergetretene Fürst von Rocca Romana der Hauptstadt die Verbindung mit Gaëta und Capua abschnitt.

---

[1]) Belle's Bericht bei Miliutin II, 327.

[2]) Miliutin II, 167, 312.

In Neapel war mit jedem Schritte, welchen der royalistische Angriff näher that, der Zustand trostloser geworden. Manthoné konnte sich nicht verbergen, daß seine zum großen Theile widerwilligen Bürgerwehren nicht binnen wenigen Tagen zu festen Kriegsleuten heranzubilden waren, und in allen Quartieren gährte es bei den Lazzaroni, die ihren Grimm gegen die Jacobiner kaum noch verbargen. Desto hitziger wurde dann in gleichem Verhältniß die Aufregung der radicalen Demokraten, welche in ihren Clubs donnernde Erklärungen nach dem Muster von 1793 erließen, Sturmpetitionen gegen laue Minister an die Volksvertretung brachten und Verhaftung und Vertilgung aller Despotenknechte und Verdächtigen begehrten. Als dann vollends einige royalistische Verschwörungen entdeckt wurden, erfolgten zahlreiche Hinrichtungen, und kaum ein Tag verging, wo nicht ein royalistischer Verräther mit Grund oder Ungrund erschossen wurde. Unter so düstern Verhältnissen sah Manthoné die Entscheidung herannahen. Er hatte 2000 Calabresen in der Stadt, muthige und entschlossene Männer, die nach ihrer republikanischen Gesinnung Haus und Hof bei dem siegenden Anrücken des Cardinals verlassen, und keinen andern Gedanken als Rache an ihren Bedrängern hatten. Dazu kamen etwa 4000 entlassene Soldaten und streitlustige Freiwillige; damit war aber die Zahl der brauchbaren Kämpfer erschöpft, da die Masse der Bürgergarden durchaus keine Lust hatte, für eine ihnen widerwärtige Sache ihre Glieder zerschießen zu lassen. Indessen Manthoné nahm zusammen, was er eben hatte, und bildete aus diesen Elementen drei Heerhaufen, deren einer unter General Federici die Straße nach Nola gegen Ruffo decken, ein anderer unter Schipani gegen Salerno vordringen und dort Torrusio's Streitkräfte zerstreuen, der dritte unter dem Schweizer Obersten Wirtz dicht vor der Stadt an den Ufern des Sebeto sich verschanzen und als allgemeine Reserve dienen sollte[1]). In der ersten Woche des Mai waren diese Rüstungen vollendet, und die Regierung veranstaltete zur Entflammung der Gemüther einen feierlichen Ausmarsch der beiden ersten Schaaren; die Truppen nahmen eine große Paradeaufstellung, auf einem hohen Scheiterhaufen wurden Bildnisse des Königs und Abzeichen des Königthums verbrannt, eine begeisterte Rede zum Preise der Freiheit

[1]) Hier, wie bei den weitern Kriegsereignissen, folge ich dem Augenzeugen Sacchinelli. Wie verwirrt und unbrauchbar die Berichte Colletta's, Botta's und des ihnen folgenden Jomini an dieser Stelle sind, hat bereits Miliutin, II, 593 ff. nachgewiesen.

gehalten, und einige gefesselte Royalisten mit republikanischer Großmuth begnadigt; darauf defilirten die Truppen unter Fahnenschwenken, Musik und Jubelruf aus den Thoren hinaus. Leider kamen sie nicht weit. In der Terra di Lavoro hatten sich bei Annäherung des Cardinals ebenso wie in den Südprovinzen die Bauern erhoben; Federici's Colonne hatte kaum einige Meilen zurückgelegt, als sie aus Büschen und Kornfeldern von Rechts und Links her Feuer erhielt und in einem Augenblick der ganze Haufe unter Zurücklassung der Geschütze und des Fuhrwerks auseinander stob. Die alten Soldaten des Trupps liefen zu dem Feinde über; nur mit einem Dutzend Getreuer kam Federici nach Neapel zurück. Darauf wagte auch Schipani keinen weiteren Vormarsch, sondern machte Halt bei Torre del Greco, wo er sich durch einige Feldschanzen seine Stellung zu stärken suchte. Für keinen ruhig Ueberlegenden war noch ein Zweifel an der völligen Hoffnungslosigkeit möglich; die Fortsetzung des Widerstandes konnte das Verderben und Blutvergießen nur vermehren. Zu ihrem Unheil aber hatten die Republikaner damals die Nachricht von dem Erscheinen einer großen französisch-spanischen Flotte im Mittelmeer erhalten und rechneten sicher auf deren Beistand: so wiesen sie die Aufforderung des Cardinals, die Franzosen in St. Elmo aufzugeben, wie Macdonald Neapel aufgegeben hatte, und gegen eine allgemeine Amnestie die Waffen niederzulegen, mit stolzem Trotze zurück.

Nach dem in Avellino erhaltenen königlichen Befehle sollte vor Nelson's Ankunft der Cardinal gegen die Hauptstadt nicht unmittelbar einen offenen Angriff unternehmen. Daß ihm eine solche Weisung, welche die Erndte der von ihm mühsam gesäeten Früchte einem Andern vorbehielt, nicht gerade erfreulich sein mochte, wird man vermuthen dürfen; jedenfalls wollte er die Ereignisse nicht in Nola erwarten, und hatte auch an der Küste außer der Hauptstadt selbst an Schipani's Heerhaufen einen einladenden Gegenstand des Kampfes. Wenn er von Nola sich gegen die Südseite der Hauptstadt wandte, so stand er zwischen dieser und Schipani's Lager und konnte den Letztern mithin im Rücken fassen, während ihn Torrusio in der Fronte bedrängte. Demnach ließ er eine kleine Abtheilung unter Oberst Schiava am 12. Juni gegen Portici vorausgehn, welcher Ort von Schipani's Nachtrab besetzt war, und folgte mit dem Hauptheere am 13. Als er im Laufe des Vormittags die Küste erreichte, waren jedoch Schipani's Leute bereits aus Portici in der Richtung auf Neapel unter stetem Gefechte mit Schiava's Jägern zurückgegangen; der Cardinal ließ seine Colonne

einen Augenblick Halt machen und Frühstück nehmen. Von der Höhe von St. Elmo aus hatte man unterdessen seine Annäherung bemerkt, die Stadt alarmirt und den Heerhaufen des General Wirtz schleunigst in das verschanzte Lager am Sebeto einrücken lassen. Gleichzeitig sammelten sich bei Ruffo's Truppen bewaffnete Bauern der Umgegend und schilderten den calabresischen Jägern, welche Ruffo's Vortrab bildeten, wie schwer Schiava's Abtheilung an der Magdalenenbrücke von den Jacobinern bedrängt würde; und plötzlich ging der Ruf durch die Schaaren, daß man den Waffenbrüdern helfen müsse. Eine Compagnie nach der andern warf das Frühstück weg, bis die ganze Masse in aufgelöster Ordnung hastigen Laufes dem Gefechte zudrängte. Der eilig herzugerufene Cardinal sprengte ihnen nach, sah aber, daß hier kein Halten sei, und ließ jetzt auch seine Linientruppen, Türken und Russen voran, zur Unterstützung der Jäger folgen. Es gab einen Augenblick bedenklicher Stockung, als sie das nächste Dorf passirt hatten, und in das Freie tretend von Caracciolo's Kanonenbooten und den Batterien des Castells Vigliana mit einem dichten Kugelregen überschüttet wurden. Aber der unbändige Eifer der Calabresen half auch hier; drei ihrer Compagnien schlichen sich trotz des Feuers der Kanonenboote vom Seeufer her an die Mauer des Forts heran, wo auf dieser Seite kein Mensch an Gefahr dachte, kletterte Einer auf die Schulter des Andern, erklommen die Mauer und fielen wie ein Hagelwetter über die Vertheidiger her, welche völlig erschreckt durch alle Thore die Flucht ergriffen[1]). Das plötzliche Erscheinen der königlichen Fahne auf dem Thurme des Castells verbreitete den Schrecken weithin unter den Republikanern. In tumultuarischer Eile verließen sie das Lager jenseit des Sebeto, räumten den dort angelegten Brückenkopf und brachten damit auch das Hauptlager des General Wirtz auf der städtischen Seite des Flusses in heillose Verwirrung. Der General sprengte vor, um die Flüchtigen anzuhalten, wurde aber in den ersten Augenblicken durch

---

[1]) Daß Botta's und Colletta's Schilderung, nach der die Vertheidiger sich mit den Angreifern in die Luft gesprengt hätten, eine Fabel ist, bestätigt der russische Bericht des Capitän Belle, der an den Vertheidigern nichts als ihre ausgezeichnete Feigheit hervorzuheben weiß. Was die Angreifer betrifft, so sagt Belle mit ganz unbestimmtem Ausdruck: das Fort wurde genommen; es ist grundlos, wenn Miliutin daraufhin den Russen diese Trophäe aneignet. Die Veranlassung zu dem demokratischen Mythus hat ohne Zweifel der Umstand gegeben, daß das Fort in der folgenden Nacht, wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit seiner neuen Besatzung, in die Luft flog.

einen feindlichen Officier vom Pferde geschossen; bereits erschienen die Russen auf der Mitte der Brücke und richteten durch ihr Kartätschenfeuer eine entsetzliche Verheerung unter dem wirren Menschenklumpen an; da war Alles vorüber und das republikanische Heer zersprengt. Die Meisten suchten Zuflucht in verschiedenen städtischen Quartieren; ein Theil warf sich in die Castelle Uovo und Nuovo, wohin sich jetzt auch die Abgeordneten und Minister, die Beamten und Clubisten des demokratischen Staatswesens retteten. Die Sieger bivouakirten, das Gewehr im Arme, am Ufer des Sebeto; mitten in der Nacht wurde ihr Tagewerk gekrönt durch einen kecken Handstreich, welchen eine calabresische Jägercompagnie gemeinschaftlich mit der türkischen Abtheilung ohne Befehl gegen das Castell del Carmine ausführte. Während die Jäger auf allen Seiten durch ihre Schüsse die Vertheidiger alarmirten, erkletterten plötzlich die Türken, den Säbel in der Faust, die Mauer und machten die ganze Besatzung nieder. Der Zugang in die Stadt war jetzt der Glaubensarmee breit geöffnet.

Dennoch fühlte sich der Cardinal noch keineswegs am Ziele. Im Laufe der Nacht war ihm eine aufgefangene Depesche Manthoné's an Schipani überbracht worden, welcher diesem zum 14. Juni einen energischen Angriff auf die Royalisten von Süden her anbefahl, während er selbst mit allen noch vorhandenen Streitkräften den Cardinal in der Front beschäftigen, und zugleich die französischen Besatzungen von St. Elmo und Capua durch gleichzeitige Ausfälle mitwirken würden. Bei der geringen Festigkeit der royalistischen Haufen konnte ein Unfall an irgend einer dieser Stellen gefährliche Folgen haben; Ruffo sandte also die Nachricht schleunigst weiter zu Rocca Romana, der vor Capua stand, und ließ ihn durch zahlreiche Bauernhaufen verstärken; er schickte neue Befehle, um Torrusio zum Angriffe auf Schipani zu spornen, und ließ den Brigadier de Sectis mit etwa 1500 Mann zu Schiava stoßen, um von Portici her auf Schipani loszugehen; er selbst blieb mit der Hauptmacht an der Magdalenenbrücke, um auf jeder Seite zum Eingreifen bereit zu sein. In der That ging Schipani in der Morgenfrühe zum Angriff zunächst gegen Portici vor, drängte Schiava's Vorposten bis zu dem königlichen Lustschloß Favorite zurück, wurde hier aber von de Sectis zu gleicher Zeit in Front und Flanke mit scharfem Schützenfeuer und durch 150 Russen mit einem ungestümen Bajonettangriff begrüßt. Da erging es Schipani wie drei Tage früher seinem Genossen Federici. Zuerst die Soldaten der früheren Linienarmee warfen die Gewehre fort und traten zu den alten Fahnen über; die

Bürgergarden von Neapel überlieferten sich freiwillig der Kriegsgefangenschaft, und nur die calabresische Legion leistete einen bald überwältigten Widerstand, aus dem nicht Viele entrannen und wo Schipani selbst gefangen wurde. Das letzte Heer der Republikaner war aufgelöst.

Weder von den Franzosen noch von Manthoné wurde an diesem Tage etwas vernommen. Desto wilder ging es in den Quartieren der Hauptstadt zu. Noch am 13. Juni hatten die Republikaner die niedern Volksclassen durch ein militärisches Schreckensregiment in dumpfer Unterwerfung gehalten. Als dann aber am Abend die bisherigen Machthaber mit allen ihren Behörden in die Castelle geflüchtet, als die demokratischen Schaaren bis auf wenige Trümmer vernichtet waren: da brach am Morgen des 14. die lange verhaltene Wuth der Lazzaroni in rasender Wildheit hervor, und ein entsetzliches Rachegericht für den 22. Januar wurde vollzogen. Zu dem städtischen Pöbel gesellten sich Schwärme bewaffneter Bauern aus der Umgegend und loses Gesindel von Ruffo's Landsturm, und eine tobende Jagd auf die Jacobiner begann. Wer kurzgeschnittenes Haar trug (ein Abzeichen der Clubisten), war dem Tode verfallen; seine Wohnung wurde geplündert, sein Haus zerstört. Angesehene Damen von demokratischer Gesinnung wurden gepeitscht und völlig nackt an den Pranger gestellt. Die grausamsten Todesarten wurden ersonnen, Schuldige und Unschuldige gemartert und zerfleischt, weder Alter noch Geschlecht verschont. Cardinal Ruffo hielt mit seinen regulären Truppen draußen vor der Stadt, wagte keinen Schritt zu thun, ehe der Kampf mit Schipani entschieden war, und hatte noch dazu den königlichen Befehl, der ihm den Eintritt in die Stadt vor Nelson's Ankunft verbot. Ja noch mehr, eben jetzt empfing er ein königliches Handschreiben mit der Weisung, wegen der Annäherung der großen feindlichen Flotte solle er, wenn er noch nicht völlig Meister von Neapel sei, das Heer in irgend eine sichere Stellung des Binnenlandes zurückführen. Das Schreiben war gerade einen Monat alt geworden, ehe der Bote zu dem Cardinal gelangte; Ruffo zog also den einfachen Schluß, daß die Kunde über die gefürchtete Flotte nur ein falscher Alarm gewesen, und wenn er überhaupt jemals gezweifelt hatte, so entschied ihn jetzt der Anblick der bluttriefenden Anarchie in der unseligen Stadt. Er meldete dem Könige die Lage der Dinge, die Nothwendigkeit, die Stadt zu besetzen, seinen Entschluß, alles Ersinnliche zur Herstellung der Ordnung zu thun, so schwach für diesen Zweck auch seine Mittel seien, so sehr ein großer Theil seiner Leute auch mit dem mordlustigen Pöbel sympathisire.

Nach Schipani's Niederlage ließ er dann am 15. Juni seine Colonnen in allen Stadttheilen vorgehn. An verschiedenen Stellen hatten sich die Demokraten durch Barrikaden und Schanzen gedeckt und widerstanden mit dem Muthe der Verzweiflung noch zwei Tage hindurch. Die Batterien der Castelle unterstützten sie durch unausgesetztes Geschützfeuer, gegen welches erst am 16. die königliche Artillerie entsprechende Gegenwirkung erzielte. Dabei ließen sich die Lazzaroni durch das Schießen nicht im Geringsten von der Fortsetzung ihrer Metzelei abhalten, sondern jagten durch die Straßen nach ihren Opfern, als wenn die Kartätschen Regentropfen wären. Der Cardinal sandte Befehl auf Befehl in die Stadt, man solle die Jacobiner ihm zur Bestrafung überliefern; da schleppte man einmal einige der Unglücklichen hinaus, deren Unschuld durch die ersten Fragen festgestellt wurde; der Cardinal befahl ihre Freilassung, sie eilten dankend nach Hause, aber kaum zwanzig Schritte entfernt, noch unter Ruffo's Augen, wurden sie von den fanatischen Bauern niedergeschossen. Der Cardinal war außer sich, hatte aber keine materiellen Mittel gegen den Frevel, so lange seine zuverlässigen Mannschaften noch im Kampfe gegen die Castelle standen; er that denn, was er konnte, setzte einen Staatsgerichtshof zu geordneter Verfolgung der Rebellen ein, um dadurch die wüthenden Volkshaufen von der gräßlichen Selbsthülfe abzuhalten, und ließ zugleich ein Edict anschlagen, welches weiteren Uebelthätern die Todesstrafe androhte. Zugleich bildete er ein neues Ministerium und ernannte den Herzog von Salandra zum Generalissimus der Armee, welche sich jetzt täglich durch den Zulauf vieler früherer Soldaten verstärkte. Am 16. wurden die Gegner fast aus allen Quartieren vertrieben und auf die beiden Castelle beschränkt. Auch die Mauern des Castell Nuovo waren damals schon so stark beschädigt, daß der Commandant Massa die weiße Fahne aufzog und eine Unterhandlung eröffnete. Indessen brach die Nacht herein, ehe man zum Abschluß gelangte, und die Republikaner benutzten das Dunkel, um trotz des Stillstandes einen Ausfall zu machen, eine der sie bedrängenden Batterien zu nehmen und die dort befindlichen Geschütze zu vernageln. Aber am 17. Juni nahm das erneuerte Gefecht für sie auf allen Punkten eine so ungünstige Wendung, daß um Mittag auf dem Castelle die weiße Fahne wieder erschien, und jetzt in aller Form eine Waffenruhe verabredet wurde, um über die Ergebung zu verhandeln. Der Cardinal war sehr bereit, auf billige Bedingungen einzutreten. Er hatte in jeder Hinsicht unbeschränkte Vollmacht; er kannte die Gesinnung seines Königs und wußte, daß

dieser ihm jede Abkürzung des Blutvergießens danken würde. Er selbst hatte keinen heißeren Wunsch, als sich die Hände zur Unterdrückung der anarchischen Gewaltthaten frei zu machen. Dazu kam das Drängen des Ritters Micheroux, dessen nächster Verwandter mit mehreren anderen vornehmen Royalisten im Castel Nuovo als Geißel gefangen saß und bei einem Mißlingen der Verhandlung mit dem Tode bedroht war[1]). Endlich aber die große französische Flotte war zwar noch nicht erschienen, jedoch keineswegs ein bloßes Hirngespinnst. Sie war, 19 Linienschiffe stark, unter der Führung des Admiral Bruix in der That aus Brest ausgelaufen, hatte das englische Canalgeschwader vermieden, bei dickem Nebel Anfang Mai die Straße von Gibraltar passirt und sich dann mit der spanischen Flotte von Cartagena vereinigt. Auf diese Kunde hatte Nelson auf der Stelle seinen Freund Troubridge von Procida abberufen, und nur eine englische Fregatte unter Capitän Foote in den neapolitanischen Gewässern zurückgelassen. Und gerade Foote stimmte ebenso eifrig wie Micheroux für den möglichst raschen Abschluß der Capitulation, da niemand wissen könne, ob die feindlichen Linienschiffe nicht am nächsten Tage in Sicht kämen. Auf der andern Seite zeigten sich die französischen Commandanten von St. Elmo und Capua höchst gleichgültig gegen das Schicksal der neapolitanischen Demokraten; sie wären zu sofortiger Uebergabe ihrer Festungen bereit gewesen, wenn Ruffo ihnen einige Millionen Franken gezahlt hätte. Dies mußte aber aus dem durchschlagenden Grunde abgelehnt werden, daß Ruffo so vieles Geld selbst nicht besaß. So kam man wieder auf Massa's Bedingungen zurück und gelangte am 19. Juni zum Abschluß. Der Vertrag bestimmte die Uebergabe der beiden Castelle (dell' Uovo und Nuovo) mit Geschützen und Inventar, sobald Transportschiffe angelangt seien, um die dort befindlichen Individuen beider Geschlechter nach Toulon hinüber zu bringen; Personen und Eigenthum der letztern sollten nicht verletzt werden; auch wenn sie es vorzögen, in Neapel zu bleiben, würden sie in keiner Weise belästigt sein; dieselben Bestimmungen sollten Platz greifen für alle in den früheren Kämpfen gemachten Gefangenen; die in den Castellen festgehaltenen Geißeln würden freigelassen, mit Ausnahme von vier Personen, die in St. Elmo bleiben, bis jene Auswanderer in Toulon angelangt seien; der Vertrag trete erst in

---

[1]) Die Angabe, daß sich auch ein Bruder des Cardinals unter den Geißeln befunden, ist nach Sacchinelli irrig. Die Verwandten des Cardinals waren verhaftet worden, aber noch vor der Einnahme der Stadt entkommen.

Kraft durch die Bestätigung des Commandanten von St. Elmo. So wurde am 19. unterzeichnet durch die Commandanten der beiden Castelle, Massa und Aurora, Seitens der Republikaner, durch Cardinal Ruffo und Ritter Micheroux, Capitän Foote, Capitän Belle und Achmet Bei Namens ihrer betreffenden Souveräne. Am 21. übersandte General Mejean aus St. Elmo seine Bestätigung der Capitulation. Damit war der Vertrag perfect geworden und der grauenvolle Bürgerkrieg beendet.

Während hierauf der Cardinal alle Kräfte anstrengte, um in der Stadt wieder Ruhe und Frieden herzustellen, und dabei vornehmlich von den russischen Truppen trefflich unterstützt wurde, schritt man ungesäumt zur Vollziehung der Capitulation. Die Castelle wurden am 23. Juni den Officieren der Verbündeten zur Aufnahme des Inventars über die Waffen und Vorräthe geöffnet; ein kleiner Theil der Besatzung wurde auf den gerade vorhandenen Fahrzeugen bereits eingeschifft[1]): für den folgenden Tag erwartete man von Procida weitere Transportschiffe.

Aber eine andere verhängnißvolle Wendung stand bevor. Um ihre Entwickelung zu erkennen, müssen wir einen Blick rückwärts auf die Zustände des Hofes in Palermo werfen.

Wie günstig auch in der letzten Zeit die Berichte vom Festlande gelautet, so war man in Palermo doch keinen Augenblick von schweren Sorgen frei gewesen. Wir erwähnten bereits Acton's Mißstimmung gegen Ruffo, sowie Nelson's abschätziges Urtheil über denselben; nicht einmal der Antrag des Cardinals, daß der König mit der englischen Flotte nach Neapel kommen möge, vermochte das Urtheil der beiden Männer zu mildern. Den Admiral hätte der Gedanke immerhin gereizt, den König gleichsam mit eigner Hand auf den Thron zurückzuführen: aber es geht nicht an, schrieb er an Troubridge; denn wenn bei unserem Erscheinen, wie zu erwarten, die Lazzaroni sich für ihn erhöben, so wäre es unerläßlich, daß er selbst sich an ihre Spitze stellte, und dazu wird er sich nimmermehr entschließen. In der That war in dem schwachen Fürsten keine heldenmäßige Ader. Vielmehr sah er dem letzten Kampfe um die Hauptstadt mit einer bangen Mischung streitender Gefühle entgegen; er fürchtete ein übereiltes Losbrechen seiner Anhänger, eine Masse entsetzlicher Grausamkeiten auf beiden Seiten, vielleicht

[1]) Preußische Consularberichte an den Minister Haugwitz. Ich erwähne den Umstand, weil Nelson später großes Gewicht auf die Behauptung gelegt hat, daß bei seiner Ankunft die Ausführung des Vertrags noch nicht begonnen hätte.

ein nochmaliges Unterliegen seiner Partei, ja die Möglichkeit einer völligen Zerstörung der herrlichen Stadt. Dazu kam die aufregende Kunde von dem Erscheinen der französischen Flotte im Mittelmeer, woraufhin Nelson trotz alles Eifers für Ferdinand's Herstellung am 20. Mai in See ging, um die Schlacht mit dem Hauptfeinde zu suchen. Gleich nachher erfuhr man aber, daß Bruix sich zunächst nach Toulon und Genua gewandt habe, und bereits am 29. kam Nelson wieder zurück nach Palermo. Darauf gelangte dann der König zum Entschlusse. In einem langen Schreiben vom 10. Juni entwickelte er dem Admiral seine Sorgen, meldete, daß er seinen Kronprinzen mit so vielen Truppen, wie sich auf Sicilien irgend entbehren ließen, nach Neapel zu senden wünsche, und beschwor ihn, dies Unternehmen durch seine Flottenmacht und seine persönliche Mitwirkung zu unterstützen. Denn nur auf diese Weise könne das Auftreten des Prinzen so gewichtig werden, daß durch rasche Einschüchterung der Rebellen das unsägliche Unheil eines längern Bürgerkriegs abgewandt würde. Nelson möge mit seiner kriegerischen Erfahrung nicht bloß dem Kronprinzen rathend zur Seite stehn, sondern überall an erster Stelle handeln und das entscheidende Wort sprechen. Zugleich sandte ihm der König Abschrift der Instructionen, die er den Officieren der Expedition mitgebe und gleichlautend den Befehlshabern auf dem Festlande übermittele. Hiernach sollten die Royalisten der Hauptstadt erst nach der Ankunft der englischen Flotte losschlagen; Cardinal Ruffo, von Nelson's Abfahrt benachrichtigt, würde gleichfalls dort erscheinen, und er allein mit seinen Truppen die Stadt besetzen. Alle militärischen und politischen Maßregeln sollten zwischen dem Kronprinzen und Nelson verabredet werden, so jedoch, daß Nelson's Meinung stets die entscheidende sei. Die Aufforderung zur Unterwerfung sei stets in dem Sinne der königlichen Verkündigung vom 29. April zu formuliren; es könne also bei der Unterhandlung mit den Franzosen in St. Elmo, Capua und Gaëta auch den Rebellen und selbst ihren Führern freier Abzug bewilligt werden, wenn die Beschleunigung des Abschlusses davon abhinge. Zu demselben Zwecke sei dem Kronprinzen jeder Kostenaufwand gestattet. Alle Acte der Milde und Gnade gegen die bekannten Schuldigen würden dem Könige vorbehalten, mit Ausnahme derjenigen, welche bereits in der Capitulation festgestellt seien[1]). Mit einem Worte, die höchste

[1]) Diaries and correspondence of George Rose, I, 231. Rose hat das wichtige Document ohne Zweifel von Lady Hamilton erhalten. Es ist geradezu

Friedenssehnsucht erfüllte den schwer heimgesuchten Monarchen. Die Aussichten waren endlich günstig: nun sollte kein Augenblick versäumt, kein Mittel unbenutzt gelassen werden. Machtentwickelung, Ueberredung, Bestechung, Amnestie, Alles wurde zugelassen, wo es dem ersehnten Zwecke, der raschen Vollendung des Werkes dienen mochte. Im Voraus genehmigte der König jede Capitulation auch auf die mildesten Bedingungen.

Die Königin Caroline hielt eine solche Politik nicht für richtig. Nach den Verschwörungen von 1794 und 1798, den steten hochverrätherischen Verbindungen der demokratischen Neapolitaner mit dem auswärtigen Feinde, nach den beispiellosen Vorgängen des letzten Januar erachtete sie ein strenges Einschreiten wenigstens gegen die Häupter und die hervorragenden Theilnehmer der Rebellion für geboten, wenn man nicht bei der ersten Gelegenheit eine Wiederholung des Unheils erfahren wollte. Vollends Nelson meinte nur eine Pflicht gegen Gott und die Menschheit zu erfüllen, wenn er das giftige jacobinische Ungeziefer zertrete, wo er es finde. Indessen der Entschluß des Königs war gefaßt und am 13. Juni stiegen der Kronprinz, der Minister Acton und die beiden Hamilton's an Bord des englischen Admiralschiffs. Noch einmal aber erlebte man eine Unterbrechung. Am folgenden Tage ereilte sie eine Meldung des höchstcommandirenden Admirals Keith über drohende Bewegungen der französischen Flotte, und Nelson kehrte zurück, um seine hohen Gäste wieder auszuschiffen und seine Flotte den Franzosen entgegen zu führen. Aber bereits am 20. emfing er Gegenbefehl von Lord Keith, der anderweitige Verstärkung erhalten hatte, erschien am 21. wieder vor Palermo, lud schleunigst die Hamilton's auf sein Schiff und fuhr von dannen, ohne auf die Truppen oder den Kronprinzen und den Minister zu warten. Man erkennt, daß ihm Alles daran lag, bei seinen Maßregeln in Neapel völlig freie Hand zu haben.

Am 23. Juni, auf hoher See, ungefähr halben Weges nach Neapel, erhielt er[1]) eine Kunde, daß vor Neapel Waffenstillstand sei und eine Unterhandlung schwebe über Eröffnung der Castelle, wenn binnen drei Wochen kein Entsatz erscheine, und in diesem Falle über freien Abzug der Rebellen. Da brauste er heftig auf gegen eine solche Infamie, und sandte auf der Stelle einen Schnellsegler nach Palermo

---

vernichtend für Nelson's Behauptung, daß Ruffo bei dem Abschluß der Capitulation seine Vollmacht überschritten habe.

[1]) Wahrscheinlich durch ein sicilianisches Kanonenboot, welches der Flotte dort begegnete. Logbuch des Admiralschiffs, abgedruckt bei Nicolas III, 508.

mit Briefen der Hamilton's an die Königin, in welchen diese um rasche Meinungsäußerung über ein so schnödes Beginnen ersucht wurde. Nach der ihm zugekommenen Nachricht hatte Nelson also damals die Ansicht, die Unterhandlung dauere noch fort und ein Vertrag sei bis jetzt nicht abgeschlossen. In diesem Sinne schrieb er eine Reihe von „Observationen" nieder, worin er ausführte, daß durch die Ankunft seiner Flotte die Lage völlig zu Ungunsten der Rebellen verwandelt werde, daß ihnen jede Möglichkeit des Widerstandes und jede Aussicht auf Entsatz verschwinde, daß ihnen mithin der freie Abzug so wenig wie der dreiwöchentliche Aufschub zu bewilligen, sondern unbedingte Unterwerfung zu fordern sei. In seiner Auffassung wurde er bestärkt, als er am 24. Juni schon aus der Ferne sowohl auf Foote's Schiffen wie auf den Castellen die Stillstandsflagge wehen sah; er gab sofort das Signal, sie einzuziehen und ließ seine Flotte in drohender Schlachtordnung vor der Stadt ankern. Kaum aber war es geschehen, so erschien Capitän Foote auf dem Admiralschiff, um sich bei dem ankommenden Führer zu melden und über die neuesten Ereignisse Bericht zu erstatten. Hier erfuhr denn Nelson, daß es sich nicht mehr um einen Stillstand mit schwebender Verhandlung, sondern um einen geschlossenen, in jeder Hinsicht rechtsbeständigen Vertrag handle. Der Unterschied war ihm aber entweder nicht deutlich oder machte doch nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er blieb freundlich gegen Foote, aber fest in der Verurtheilung des Vertrages. Ich stelle, sagte er dem Capitän, Euern Eifer und guten Willen nicht in Abrede, aber Ihr habt Euch durch den nichtsnutzigen Kerl, den Cardinal, der hier eine seinem König feindliche Partei zu bilden sucht, berücken lassen. Er begehrte von Foote den Wortlaut des Vertrages, und dieser konnte ihm sogleich die Abschrift eines ersten Entwurfs der Capitulation einhändigen, der bereits wörtlich die sämmtlichen Artikel enthielt, aber nur von den verbündeten Befehlshabern gezeichnet war und mithin nicht die Form einer definitiven Ausfertigung an sich trug [1]). Nelson packte das Actenstück mit seinen „Observationen" zusammen und schickte Alles nach Palermo, mit bitteren Beschwerden über die Leichtfertigkeit und Böswilligkeit des Cardinals. Er ließ diesem sodann durch Hamilton melden, daß er die ihm durch Foote mitgetheilte Capitulation durchaus mißbillige, und ihm die Capitäne Ball und Troubridge sende, um ihm seine Absichten näher

---

[1]) Abgedruckt bei Palumbo S. 76 ff. Vgl. damit die beiden Texte bei Nicolas, Dispatches III, 486 ff.

darzulegen. Die beiden Capitäne brachten außerdem dem Cardinal zwei Proclamationen Nelson's mit, die eine an die Franzosen in St. Elmo, binnen zwei Stunden auf freien Abzug sich zu ergeben; die andere an die Demokraten, auf der Stelle sich bedingungslos der Gnade des Königs zu unterwerfen, mit der Aufforderung, die Uebersendung der beiden Schriftstücke an die Adressaten zu besorgen. Es entspann sich über dies Alles eine immer höfliche, aber sehr warme Verhandlung zwischen Ruffo und den beiden Officieren. Der Cardinal protestirte entschieden gegen jede Verletzung des nach königlicher Vollmacht geschlossenen, überall rechtsverbindlichen Vertrags, lehnte nicht minder entschieden die Uebersendung der Proclamationen ab, und als endlich Troubridge ihm geradezu die Frage stellte, ob er Nelson's Angriff auf die Castelle unterstützen wolle, erklärte er ebenso unumwunden: nicht mit einem Manne, nicht mit einem Geschütze werde er ihm helfen.

Der Cardinal mochte sich noch immer nicht zu der Vorstellung entschließen, daß hier etwas Anderes als ein Mißverständniß vorliege; vielleicht ein leichter Aerger Nelson's, daß man nicht, der königlichen Weisung entsprechend, die Einnahme der Stadt bis auf seine Ankunft verschoben habe. Um solche Verstimmungen zu beseitigen, fuhr Ruffo am 25. Juni selbst zum Admiral hinaus, wurde mit hohen Ehren empfangen, mußte sich aber bald überzeugen, daß es hier viel schlimmer stehe, als er gedacht. Auf seine Erläuterungen, daß die Lage der Dinge die Entscheidung rascher, als irgend jemand vermuthet, ihm aufgedrängt habe, ging Nelson weder billigend noch bestreitend mit einer Sylbe ein. Dafür las er dem Cardinal seine Observationen vor und steifte sich auf die neue, durch seine Flotte geschaffene Lage. Auf Ruffo konnte er natürlich damit keinen Eindruck machen, da die Ankunft der Flotte wohl vor dem Abschluß des Vertrags Bedeutung gehabt hätte, nimmermehr aber denselben nachträglich entkräften konnte. Da kam Hamilton dem Admiral mit dem Satze zu Hülfe, daß ein König mit rebellischen Unterthanen überhaupt keine Verträge schließe oder schließen könne, worauf Ruffo trocken entgegnete: es mag gut sein, nicht zu schließen, hat man aber einmal geschlossen, so ist es Pflicht, sein Wort zu halten. Als Nelson sich darauf Hamilton's Auffassung aneignete, brach Ruffo das Gespräch mit der Erklärung ab, daß er vor jeder definitiven Entschließung die Vertreter der verbündeten Mächte hören müsse [1]). Als

---

[1]) Die beiden Berichte über das Gespräch, Nelson's in einem Briefe an Lord Keith, und Ruffo's bei Sacchinelli, ergänzen sich, ohne sich zu widersprechen.

er in die Stadt zurückkam, fand er dort die Straßen in drohender Bewegung. In offener Uebertretung seines Erlasses vom 15. Juni waren die unter englischem Einflusse stehenden Banden, die Gesellen Mammone's und Fra Diavolo's, die nie unter Ruffo gedient, wohl aber von Troubridge Geld und guten Rath empfangen hatten, in allen Quartieren auf's Neue mit Verhaftungen und Plünderungen beschäftigt, rissen das Edict des Cardinals in Stücke und lärmten gegen diesen selbst als einen heuchlerischen Jacobiner. Dessen Glück war die feste Anhänglichkeit seiner Calabresen, die auf den ersten Wink über das Gesindel herfielen, einige Schreier auf dem Flecke niederschossen und in kurzer Zeit die Ordnung wieder herstellten. Ebenso entschieden war die Ansicht Micheroux', Belle's und Achmet's, welche noch an demselben Tage eine gemeinsame Verwahrung an Nelson abgehen ließen und ihn vor Gott und den Menschen für die Verletzung der Capitulation, als ein abscheuliches Vergehen gegen das Völkerrecht, verantwortlich machten [1]). Daraufhin sandte Ruffo dem Admiral die schriftliche Erklärung: wenn Nelson die Ausführung des Vertrags ferner zu hindern suche, so würde er, der Cardinal, den Feind in die Lage vor der Unterhandlung zurückversetzen, das königliche Heer aus der Stadt hinweg in seine früheren Positionen führen und dem Admiral die Ueberwältigung der Rebellen überlassen.

Eine solche Festigkeit hatten die Engländer nicht erwartet. Sie war ihnen sehr unangenehm, da die Seesoldaten der Flotte für sich allein zur Besiegung des Feindes nicht ausreichten; auch hatte man noch keine Antwort aus Palermo, und entschloß sich also, bis dahin zu temporisiren und das Ziel auf krummen Wegen zu erreichen. Am 26. Juni erhielt Ruffo zu froher Ueberraschung ein Schreiben Hamilton's [2]) mit der Anzeige, daß Nelson verspreche, nichts gegen den Vertrag zu unternehmen. Gleich nachher wiederholte ein Brief des Admirals [3]) dieselbe Verheißung, unter keinen Umständen den Vertrag des Cardinals brechen zu wollen; im Gegentheil wünsche er kräftiges Zusammenwirken für die Berennung des letzten Punktes, des von den Franzosen besetzten Forts St. Elmo. Der Cardinal athmete auf, als er diese Zeilen empfing, und dazu noch mündlich durch Ball und Troubridge die bestimmte Bekräftigung des Inhalts, zuerst mündlich,

[1]) In wörtlichem Abdruck bei Sacchinelli.

[2]) Abgedruckt bei Sacchinelli.

[3]) Undatirt, von Nicolas falsch zum 28. gesetzt. Nelson nimmt in den ersten Zeilen Bezug auf Hamilton's Schreiben „von diesem Morgen".

dann auch schriftlich, letzteres allerdings unter Verweigerung der Namensunterschrift, erhielt[1]). Englische und neapolitanische Truppen nahmen jetzt von den beiden Castellen Uovo und Nuovo definitiven Besitz; die seit dem 24. unterbrochene Einschiffung der Besatzung und der sonst dorthin geflüchteten Republikaner begann auf's Neue, so weit eben Transportschiffe vorhanden waren; in den nächsten Tagen, meinten die Emigranten, würden sie absegeln. Am 27. Juni schrieb Hamilton noch einmal an den Cardinal: sie Alle hätten nur die Absicht, für den König zu arbeiten; je nach den Charakteren gäbe es wohl verschiedene Ausdrucksweisen; jetzt aber, Gott sei Dank, stehe Alles gut, und Nelson freue sich seines Entschlusses, den trefflichen Cardinal auf alle Weise zu unterstützen. So war Friede und Eintracht auf allen Seiten hergestellt. Auf wie lange?

Am Morgen des 28. Juni empfingen die Hamilton's die ungeduldig ersehnte Antwort aus Palermo auf die Briefe des 23., auf jene erste Meldung einer noch schwebenden Verhandlung über den freien Abzug der Rebellen. Wie aus dem Datum, geht auch aus dem Inhalt des Schreibens der Königin bestimmt hervor, daß ihr bis dahin sonst keine Kunde über den Abschluß oder die einzelnen Bestimmungen des Vertrages zugekommen war. Der Cardinal, sagte sie, habe über die Ereignisse bis zum 21., und nur in sehr oberflächlicher Weise, berichtet. Sie erwägt die nach ihrer Meinung also noch offene Frage, ob es rathsam sei, überhaupt einen Vertrag zu schließen, oder in denselben die Bewilligung des freien Abzugs aufzunehmen. Sie verneint sie, herb und heftig. Sie hat den ungeheuren Verrath des letzten Kriegs erlebt, die schmähliche Auflösung des Heeres, die kampflose Ueberlieferung Gaëta's und Capua's, die Unterstützung der Franzosen gegen die Lazzaroni durch die Demokraten von St. Elmo; jetzt stellt sie die weitere Thatsache fest, daß trotz des wiederholten Generalpardons die Demokraten fortgekämpft, daß sie noch am 16. inmitten der Friedensunterhandlung durch nächtlichen Ueberfall den Stillstand gebrochen: es ist unmöglich, ruft sie aus, daß ich von Herzen mit dieser rebellischen Canaille unterhandeln könnte. So erklärt sie, daß man die Empörer zur unbedingten Unterwerfung zwingen und dann rasches,

[1]) Facsimile des Attestes bei Sacchinelli. Uebrigens sahn die schlauen englischen Officiere sich im Wortlaute ihrer Erklärung vor. Sie bescheinigten Nelson's Bereitwilligkeit, die Einschiffung der Rebellen zu gestatten; diese allerdings wünschte der Admiral, wie wir gleich sehn werden; weislich aber vermieden sie, von der Abfahrt der Jacobiner zu reden.

strenges Strafgericht folgen müsse, der Tod für die Häupter und die Führer, die Verbannung für deren thätige Helfer, auch wenn es tausend wären. Sodann die Beseitigung der hauptstädtischen Corporationen, welche der rechte Sitz der Empörung gewesen, und die Aufhebung der adeligen Gerichtsbarkeit, um aus der Sclaverei ein Volk zu erretten, welches den König wieder auf seinen Thron gesetzt hat, nachdem ein treuloser Adel ihn hatte stürzen wollen. Sonst würde der König nicht sechs Monate sicher regieren können; was wir bedürfen, schließt sie, ist Festigkeit und Kraft, Energie und Strenge. Sagt Nelson, er möge Neapel behandeln, als wäre es eine rebellische Stadt in Irland.

Nelson war erquickt, als er die Worte las. Hiermit meinte er sicher zu sein, daß er nicht verleugnet werden würde, wenn er nach seinem Sinne verfuhr. Und er hatte jetzt auch die äußern Mittel, so zu verfahren. So lange die Demokraten in ihren Castellen saßen, hätte er ihnen ohne Ruffo's Hülfe nichts anhaben können; deshalb hatte er dem Cardinal sein Wort auf Beobachtung des Vertrages gegeben, damit derselbe fortfahre, die Feinde auf die Schiffe zu bringen. So war es geschehn, und nun lagen diese Fahrzeuge unter den Kanonen seiner Flotte, und hier auf der See war er allein der Herr. Gleich am 28., trotz der rechtsbeständigen Capitulation, trotz des gestern wiederholten Versprechens, ließ er die großen Hochverräther gefesselt in den Kielraum seiner Linienschiffe packen, den übrigen die Abfahrt weigern, und Häscher auf das Land hinausgehn, um den ihm vor Allen verhaßten Admiral Caracciolo zu verhaften. Am Morgen des 29. Juni wurde dieser gebunden und mißhandelt auf Nelson's Flaggenschiff gebracht, ohne Zögern ein Kriegsgericht niedergesetzt und dessen Spruch, der allerdings von Rechtswegen auf Tod lauten mußte, ohne Rücksicht auf das Königswort vom 10. Juni, daß die Uebelthäter der königlichen Gnade aufzubewahren seien, an demselben Nachmittag auf Nelson's Befehl vollstreckt. Beinahe Tag für Tag gingen jetzt leichte Schiffe nach Palermo, um über die einzelnen Vorfälle zu berichten, und zugleich den König aufzufordern, so schnell wie möglich selbst in seiner Residenz zu erscheinen. Zu diesem Zwecke segelte insbesondere Capitän Foote nach Sicilien hinüber, um seine Fregatte dem Könige zur Ueberfahrt zur Verfügung zu stellen.

In Palermo waren indeß die am 24. Juni gleich nach Nelson's Ankunft durch diesen gegen Ruffo erhobenen Beschwerden, sowie Capitän Foote's Abschrift des Vertragsentwurfes angelangt. Die Entrüstung der Königin flammte auf's Neue hoch auf; sie bedeckte das Papier mit

zornigen Randbemerkungen. Wenn nicht durch ein Wunder des Himmels, schrieb sie, noch ein Ereigniß eintritt, welches den Vertrag zerreißt, so erachte ich mich entehrt; kommt diese ruchlose Capitulation wirklich zu Stande, so ist mir das ein größerer Schmerz und ein härterer Schlag, als der Verlust des Reiches. Noch also hielt sie an einer schwachen Hoffnung, daß der Cardinal durch Nelson an dem definitiven Abschluß verhindert worden sei, und in demselben Sinne schrieb der König den 27. Juni an Ruffo, daß Nelson's Observationen klug und christlich seien und er, der König, es für unmöglich halte, daß Ruffo nicht sogleich diese Ansicht zu der seinigen gemacht hätte. Einen Schritt weiter aber ging in seinem Hasse gegen Ruffo der Minister Acton. Er wußte es dem Könige anschaulich zu machen, wie zweckmäßig es sein würde, wenn jetzt, wo Nelson's Gegenwart den Cardinal in Neapel abkömmlich mache, dieser selbst nach Palermo beschieden werde, um eingehend über das Vergangene zu berichten und über das künftig Erforderliche zu berathen. Der König fand dabei kein Bedenken; Acton aber gab dann seinerseits der Einladung ungefähr die Form eines Haftbefehls, indem er an drei Generale in Neapel die Weisung sandte, mit aller Vorsicht den Cardinal auf ein von Nelson zu bezeichnendes Kriegsschiff und damit sicher nach Palermo zu schaffen[1]). Gemäß der am Hofe herrschenden Auffassung, daß die ganze Revolution ein Werk des mißvergnügten Adels gewesen, war er jetzt geradezu der Ansicht, der Cardinal gehe mit dem Plane um, im besten Falle das hergestellte Königthum unter die beschränkende Aufsicht adeliger Stände zu stellen, ja vielleicht sogar nach Beseitigung der Jacobiner seinen eignen Bruder, Franz Ruffo, auf den Thron von Neapel zu setzen[2]). Indessen bei dieser Frage, wo es nicht mehr auf Vernichtung der Franzosen und ihrer Spießgesellen ankam, waren die Engländer umsichtiger als der grollende Minister. Nelson und Hamilton erkannten wohl, welch einen unermeßlichen Scandal die Verhaftung des Cardinals bewirken würde; sie waren zufrieden, trotz Ruffo's Widerspruch die Capitulation vernichtet zu haben, und begnügten sich, dessen Bruder gleichsam als Geißel nach Palermo hinüber zu schicken.

---

[1]) Die Randnoten der Königin bei Palumbo S. 76 ff., die Briefe des Königs und Acton's bei Rose l. c.

[2]) Das Letztere berichtet Sacchinelli; von Angaben über die bedenklichen Umtriebe des Cardinals und des festländischen Adels sind auch die russischen Gesandtschaftsberichte aus Palermo erfüllt. (Weitläufige Auszüge daraus bei Miliutin.)

Am 2. Juli erhielten die Souveräne die Nachricht von der Zerreißung des Vertrags, der Verhaftung der Demokraten, der Hinrichtung Caracciolo's. Nun erst war man in Palermo vollständig über die Sachlage unterrichtet. Dem Könige machte denn doch der Bruch der Capitulation nicht geringe Bedenken, und indem er jetzt Nelson's Einladung nach Neapel zu folgen beschloß, bestimmte er, zu großem Kummer der Königin, daß dieselbe in Sicilien zurückbleiben sollte, weil ihr Erscheinen den festlichen Jubel des Empfanges stören könnte; nur Acton und einige andere Würdenträger sollten die Fahrt mitmachen. Wie sehr auch Ferdinand den Inhalt der Capitulation mißbilligt hatte, immer wollte er, ehe über das Schicksal der gefangenen Insurgenten entschieden würde, den Cardinal selbst darüber erst noch hören[1]). Ich will wünschen, schrieb die Königin den 2. Juli an Lady Hamilton, daß es zu einer Verständigung mit dem Cardinal kommen möge, aber ich sehe Stürme voraus, und dann werde ich sehr zu beklagen sein. Acton war ohne Zweifel derselben Meinung; der König wurde also auf der Fahrt dahin bearbeitet, daß er die Stadt Neapel nicht selbst betrat, sondern auf Nelson's Flaggenschiff und somit von jedem anderweitigen Einfluß abgeschnitten blieb. Jedoch ließ Ferdinand auf der Stelle den Cardinal an Bord berufen und nahm dessen Vortrag über die Rechtsbeständigkeit der Capitulation entgegen; er sprach darauf seine Meinung aus, daß ein gegebenes Wort gehalten werden müsse, forderte dann aber auch die Gründe der Engländer zu vernehmen. Hamilton erklärte wieder, daß ein König mit seinen Unterthanen keine Verträge schließe; ein solcher Vertrag sei nichtig in sich. Nelson aber kehrte seinen ganzen Ingrimm gegen Franzosen und französisch gesinnte Jacobiner hervor: diese Frevler seien unverbesserlich und müßten von Grund aus vertilgt werden, wenn ihre höllische Bosheit nicht bei erster Gelegenheit noch schlimmeres Unheil veranlassen und ihre unverdiente Straflosigkeit die Zahl ihrer Anhänger vermehren sollte. Dieser leidenschaftlichen Energie gegenüber wagte der schwache Monarch keinen Widerstand weiter, nahm den Treubruch als geschehene Thatsache hin und ließ nach Nelson's Sinne den Folgen desselben ihren Lauf.

---

[1]) Cuoco berichtet, auch die Königin habe gesagt, man hätte die Capitulation nicht abschließen, nach erfolgtem Abschlusse aber sie halten sollen. In seinem, des Todfeindes, Munde klingt ein solches Zeugniß glaublich genug; leider gewinnt es keineswegs an Wahrscheinlichkeit durch den Brief der Königin an Lady Hamilton vom 2. Juli.

In diesen Tagen capitulirte das Fort St. Elmo, bald nachher auch die Festungen Capua und Gaëta, so daß das ganze Reich wieder unter die königliche Herrschaft zurückgekehrt war. Gleichzeitig erschienen dann vom Admiralschiffe aus die Verfügungen über die neue Einrichtung des wieder gewonnenen Staates und die Verfolgung der revolutionären Hochverräther. Der Cardinal verlor den Titel eines Generalvicars und alter ego und wurde, nach Auflösung des von ihm gebildeten Ministeriums, zum Vorsitzenden einer neuen höchsten Verwaltungsbehörde ernannt, die jedoch in allen Stücken dem einstweilen in Palermo bleibenden Ministerium unterstellt wurde. Ganz nach den Wünschen der Königin wurden die bisherigen Gemeinderäthe der Hauptstadt und die Gerichte der Barone abgeschafft und durch königliche Beamte ersetzt. Der von Ruffo ernannte Staatsgerichtshof hatte wie der Cardinal sich dahin erklärt, daß die Capitulation eine gerichtliche Verfolgung politischer Vergehungen ausschließe, wenn diese nicht zugleich zum Vorwande gemeiner Verbrechen gedient hätten: er wurde ohne Zaudern aufgelöst und an seiner Statt eine neue Staatsjunta gebildet, unter deren Mitgliedern Troubridge's eifriger Schüler Speciale eine abscheuliche Rolle spielen sollte. Es ist hier nicht die Stelle, in die Einzelnheiten dieser traurigen Processe einzugehen; es mag genügen, in kurzen Zahlen die Summe anzugeben. Allmählich stieg die Masse der Verhafteten und Angeklagten bis auf 8000. Davon erlitten 99 den Tod, zu lebenslänglichem Gefängniß wurden 222, zu kürzern Freiheitsstrafen 322, zur Deportation 288, zur Verbannung 67 verurtheilt; die Uebrigen wurden gegen Ende des Jahres in Freiheit gesetzt.

So furchtbar hoch die Zahl dieser Opfer ist, so scheint es doch einleuchtend, daß nicht hierin die schlimmste Seite der tragischen Katastrophe besteht, und am wenigsten sind Engländer oder Franzosen nach den Mordscenen in Irland, den Hekatomben des Revolutionsgerichts, den Massenhinrichtungen in Aegypten berechtigt, deshalb auf die neapolitanische Regierung einen Stein zu werfen. Der eigentlich dunkle Punkt in den neapolitanischen Vorgängen ist und bleibt der schnöde Bruch der feierlich abgeschlossenen Capitulation, und diese Schuld trifft, wie jetzt urkundlich feststeht, ganz und ausschließlich den englischen Admiral und nicht die neapolitanischen Herrscher. Je weniger glänzender das Bild der letztern sonst erscheint, je stärker uns die stumpfe Beschränktheit Ferdinand's und die wilde Leidenschaft Carolinens abstößt, um so mehr fordert es die Gerechtigkeit, sie nicht wegen eines Vergehens zu verurtheilen, welches Nelson längst vollzogen hatte, als sie die erste

Kunde davon erreichte. Auf der Königin bleibt der Vorwurf lasten, den einmal geschehenen Rechtsbruch mit Freude begrüßt zu haben; der König erscheint kläglich in der Schwäche, mit der er den unter seiner Vollmacht geschlossenen Vertrag dem gefürchteten Seehelden gegenüber nicht zu vertheidigen wagt. Aber die wirklichen Uebelthäter, die thätigen Schöpfer des Frevels, waren nicht die beleidigten Souveräne der Rebellen und nicht die siegenden Landsleute der Opfer: es waren Nelson und die Hamilton's, die sich hier in Einem Acte gleich sehr der Rechtlosigkeit, der Hinterlist und der Grausamkeit schuldig machten. Im englischen Parlamente sprach Fox ohnmächtige Worte des Tadels: was die Minister betraf, so begnügte sich Lord Spencer mit der kühlen Bemerkung, Nelson habe sicher aus edlen und reinen Beweggründen gehandelt; Lord Grenville aber sagte epigrammatisch, Ruffo habe den Vertrag zu gutem Zwecke geschlossen, Nelson ihn zu besserem gebrochen. Das englische Volk fuhr fort, seinem gefeierten Helden zuzujubeln; einzig unter Allen drückte ihm der alte König Georg seine unverbrüchliche Ungnade aus.

So war, kaum sieben Wochen nach Macdonald's Abzug, die republikanische Schöpfung der Franzosen in Neapel zusammengebrochen, zum Unheil Aller, die sich an ihrer Gründung, zum Unsegen der Andern, die sich an ihrer Ueberwältigung betheiligt hatten. Folgen wir jetzt Macdonald's Schritten gegen Norden; sehen wir, welche Geschicke ihn dort gleichzeitig mit dem Untergang der Parthenopea erwarteten.

Viertes Capitel.

Schlacht an der Trebbia.

Es war kein leichtes Unternehmen, mit welchem General Macdonald der französischen Sache in Italien Rettung und Herstellung bringen sollte. Jeden Tag hatte er sich den Weg durch die ihn umschwärmenden oder sich ihm vorlegenden Insurgentenhaufen zu bahnen. Wohin er kam, traf er das Volk in feindlicher Bewegung; überall mußten seine Truppen den Angriff bewaffneter Banden abwehren, hier und da mit stürmender Hand den Durchmarsch durch aufständische Ortschaften erzwingen; nur mit unendlicher Mühsal ließ sich in den ausgesogenen Landschaften die Nahrung für Menschen und Pferde beschaffen. So war es in Neapel, so auch in dem Gebiete der römischen Republik, wo General Garnier seine kleinen Garnisonen kaum zu sammeln vermochte. Macdonald vereinigte davon einige tausend Mann mit seinem Heere und ließ 5000 als Besatzung von Ancona, Rom und Civita Vecchia zurück. Nicht anders lagen die Dinge in Toscana, trotz der rastlosen Thätigkeit, womit die Generale Gauthier und Montrichard der drohenden Gährung der Volksmassen entgegentraten; als Macdonald am 25. Mai Florenz erreichte, stand Lucca in offener Empörung, und der französische Feldherr wagte es nicht, Zeit und Kraft mit der Niederwerfung derselben zu verlieren. Nachdem er die beiden eben genannten Divisionen an sich gezogen, hatte seine Armee die Stärke von 29,000 Mann erreicht. Außerdem hatte Moreau ihm auf der genuesischen Riviera die Division Victor, 6700 Mann, bis Sestri entgegengeschickt, von wo sie durch das Thal des Taro hindurch Macdonalds Operationen gegen die Linie des Po unterstützen sollte. Dieser schob seinerseits die polnische Division Dombrowsky bis Spezzia vor

und traf mit seiner Hauptstärke am 29. Mai in der Gegend von Lucca ein. Die Verbindung der beiden französischen Heere war damit hergestellt: nachdem Suworoff, wie früher erzählt worden, sich nach Turin gewandt hatte, stand kein Mann feindlicher Truppen mehr zwischen Moreau's und Macdonald's Schaaren, die zusammen etwa 55,000 Mann zählen mochten. Ohne Zweifel war ihnen bei dieser Stärke die Möglichkeit zu einem wuchtigen, vielleicht entscheidenden Vorstoß gegeben: da die Entfernung zwischen Lucca und Genua ungefähr zwanzig Meilen beträgt, konnten sie binnen wenigen Tagen auf demselben Schlachtfelde zusammenwirken und dem Feinde in drohender Ueberlegenheit gegenüber stehn.

Denn obwohl die Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz im Ganzen beinahe die doppelte Zahl von Combattanten besaßen, so war gerade damals in Folge der letzten Wiener Verfügungen ihre Macht vom Gardasee bis zu den Apenninen in eine Menge kleiner Posten zerstreut, so daß ein rascher feindlicher Angriff mit vereinter Kraft die größten Aussichten gehabt hätte. Suworoff stand mit 21,000 Mann bei Turin und hatte weitere 16,000 Mann in mehreren kleinen Abtheilungen, theils zur Blokade der Citadellen von Alessandria und Tortona, theils zur Beobachtung Moreau's bei Acqui, Ceva und Coni, aufgestellt. Dies war die eine Masse. Dreißig Meilen weit von ihm nach Osten entfernt hielt Kray mit 20,000 Mann das von Wien so stark begehrte Mantua eingeschlossen, und war im Begriffe, die ernste Belagerung zu beginnen; südlich von dessen Stellung bewachte Ott mit 7400 Mann bei Reggio die Pässe des toscanischen Apennin, und zehn Meilen ostwärts von diesem stand Klenau mit 4500 bei Ferrara. Endlich befand sich eine dritte Hauptmasse von 26,000 Mann, wieder mehr zwanzig Meilen nordwärts sowohl von Turin als von Mantua entfernt, am Rande der Alpen, Graf Bellegarde mit 10,000 Mann bei Bellinzona, jedoch bereits zum Abmarsche nach Italien angewiesen, und General Haddik mit 16,000 in drei Abtheilungen auf dem Gotthard, dem Simplon und im Aostathale. Wie man sieht, konnten bei den angegebenen Entfernungen die Franzosen 50,000 Mann in derselben Zeit auf dem entscheidenden Punkte versammeln, wie die Verbündeten 30,000. Die Ungunst dieses Verhältnisses wurde aber für Suworoff weiter noch durch die Unsicherheit gesteigert, in welcher er sich über die Richtung des feindlichen Vorgehens befand. Den Franzosen boten sich im Allgemeinen drei Möglichkeiten. Moreau konnte sich in der Riviera auf die Besatzung von Genua beschränken, alle sonst verfügbaren Truppen

zu Macdonald nach Spezzia hinüberführen und sich dann nach Ueberschreitung der Apenninen mit überlegener Masse auf General Kray werfen, Mantua entsetzen und in Suworoff's Rücken die gefährlichste Stellung gewinnen. Oder umgekehrt, Moreau entbot Macdonald's ganzes Heer zu sich auf die genuesische Küste, um von dort, wie drei Jahre früher Bonaparte, in Piemont einzubrechen und den tödtlichen Stoß unmittelbar gegen Suworoff selbst zu richten. In einem wie im andern Falle vollzog man die Vereinigung der beiden Heerestheile im Süden des Apennin, gedeckt durch das Gebirge, unterstützt durch die eben anwesende französische Flotte unter Admiral Bruix, und suchte dann erst mit gesammelter Macht den Kampf auf. Endlich aber war denkbar ein völlig entgegengesetztes Verfahren, Ueberschreitung des Apennin durch Macdonald im Osten, durch Moreau im Westen, darauf Vereinigung ihrer Massen im Angesicht des Feindes an einem mittleren Punkte, etwa Piacenza oder Tortona, wo es denn wahrscheinlich war, daß der herangeeilte Gegner sich zwischen ihnen befand, vielleicht zwischen zwei Feuer gerieth, vielleicht aber auch Einen nach dem Andern vor ihrer Vereinigung besiegte. Es war für Suworoff unmöglich, für alle drei Fälle sich mit gleicher Sicherheit zu decken: seine Lage war also für den Augenblik äußerst peinlich und gespannt. Alles kam darauf an, ob er die Absichten des Gegners zutreffend beurtheilte, ob er den richtigen Blick jetzt selbst bewährte, den er so oft seinen Untergeneralen neben kühnem Muthe als das Haupterforderniß des tüchtigen Feldherrn bezeichnet hatte.

Noch in den ersten Tagen des Juni ging nun seine Ansicht entschieden dahin, daß Moreau einen Theil seiner Truppen zu Wasser nach Sestri und Spezzia hinüberbringen und sich dort mit Macdonald vereinigen wolle. Von der Stärke des Letztern hatte er keine Vorstellung; er hielt es für höchst unwahrscheinlich, daß die Franzosen Neapel ganz aufgegeben hätten, sprach von jeher über Macdonald's Truppen mit der äußersten Geringschätzung und meinte, es würden von dort vielleicht 4000, höchstens 10,000 Mann „herauskriechen"[1]. So begnügte er sich für's Erste, dem General Ott in Reggio die Weisung zu geben, von dort nach Pontremoli und Sarzana vorzugehn und dadurch die Vereinigung der beiden französischen Heertheile zu hindern. Bald nachher schrieb er noch eigenhändig dem General, Ott werde am besten thun, den beiden französischen Feldherrn auf den Leib zu gehn und

---

[1]) Seine Aufzeichnungen darüber in der Oesterr. milit. Zeitschrift 1818, I, 170.

sie in's Meer zu werfen[1]). Natürlich wäre Ott, wenn er nach diesem Befehle gehandelt hätte, mit seinen 8000 Mann dem einzigen Macdonald gegenüber in das sichere Verderben gerannt. Indessen änderte Suworoff diese Auffassung bald genug. Am 7. Juni berichtete er dem Kaiser Paul, daß Macdonald zu Schiffe nach Genua befehligt sei, und die ganze französische Macht dann ihren Angriff direct auf Turin richten würde. Er blieb also mit seinem Hauptcorps fest in dieser Stadt und sandte mehrere kleine Abtheilungen zur Beobachtung der westlichen Apenninenpässe aus. Kaum aber war dies geschehen, so schlug seine Meinung nochmals um. Zwar hielt er noch wie früher an der Ueberzeugung, daß der Hauptstoß von Genua her erfolgen würde, aber als das Ziel desselben betrachtete er jetzt nicht mehr Turin, sondern das weiter ostwärts gelegene Alessandria oder Tortona. Dort war nun am 8. Juni Graf Bellegarde angelangt; Suworoff aber hatte neue Meldungen über die Stärke des Feindes erhalten, und beschloß am 9., alle irgend verfügbaren Kräfte so schnell wie möglich bei Alessandria zu versammeln, von Turin in Eilmärschen selbst dorthin abzugehn und zur weiteren Belagerung der Turiner Citadelle nur den General Kaim mit 8000 Mann zurückzulassen. Jetzt wurde auch General Ott aus Reggio nach Tortona berufen; ja der Feldmarschall sandte sogar an General Kray die Aufforderung, nur einige Reiterabtheilungen vor Mantua zurückzulassen und mit seiner ganzen Macht über Cremona und Pavia ebenfalls nach Alessandria zu eilen. Mit Hülfe Gottes, sagte er, hoffe ich den Feind zu schlagen, es wird mir angenehm sein, Ihnen, mein tapferer Freund, die Hälfte des Sieges verdanken zu können. Es war ein Entschluß, ganz ähnlich jenem des Generals Bonaparte bei Castiglione, die Aufopferung jeder Nebenrücksicht zu Gunsten der einen, Alles entscheidenden Hauptsache. Aber Kray war weit entfernt davon, auf eine solche Gesinnung einzugehn. Vor Allem, durch unmittelbare Wiener Befehle war er auf das Strengste an Mantua gebunden. Dann aber hatte er auch seit mehreren Tagen Nachricht über das Erscheinen der Franzosen in den östlichen Thälern des Apennin; er hatte die lebhafte Sorge, daß ihr Angriff ihm selbst gelten würde, und deshalb den Grafen Hohenzollern mit 5000 Mann zu näherer Erkundung über den Po nach Modena geschickt. Ein Abmarsch nach Alessandria wäre ihm unter diesen Umständen verrückt

---

[1]) Oesterr. milit. Zeitschr. 1812. Zweite Auflage II. 333. Alles Folgende nach den von Miliutin veröffentlichten Depeschen.

erschienen: er begnügte sich, dem Feldmarschall eine kleine Verstärkung von zwei Reiterregimentern zu verheißen. Darauf ergriff dieser am 13. Juni eine letzte, man kann sagen, äußerste Maßregel. Er erließ an General Haddik den Befehl, die bisher mit blutigem Nachdruck fortgesetzten Kämpfe um den St. Gotthard abzubrechen, einen eben begonnenen Angriff auf das Oberwallis aufzugeben und, nachdem er den General Hotze zur Besetzung des St. Gotthard aufgefordert, seine Brigaden ohne Zaudern in Doppelmärschen nach Alessandria zu führen. Es war stets dasselbe, an sich vortreffliche Motiv, welches ihn bei dieser Weisung bestimmte, Sammlung aller Kraft auf den entscheidenden Punkt. Aber man kann auch das Gute durch Uebertreibung verderben, und an dieser Stelle sollte seine rücksichtslose Art, wie wir bald sehn werden, weithin wirkendes Unheil stiften. Zudem hatten sich damals die Ereignisse schon so weit entwickelt, daß Haddik jedenfalls zu dem großen Schlage zu spät eingetroffen wäre. Seine Thätigkeit in der Schweiz wurde also ohne jeden Nutzen für Italien unterbrochen.

Und nun stellte sich heraus, daß Suworoff in der ersten Voraussetzung, welche allen seinen Anordnungen zu Grunde lag, vollständig fehlgegangen war. Moreau's Plan war keineswegs, Macdonald nach Genua herüberzuziehn und dann mit vereinter Kraft auf Alessandria oder gar auf Turin zu fallen. Allerdings, er hatte das Mögliche gethan, um bei dem Gegner diese Vorstellung zu erwecken. Er hatte weit im Lande umher das Gerücht verbreitet, daß ansehnliche Verstärkungen aus Frankreich in Genua angekommen seien; er hatte Depeschen mit der Meldung, daß ein französisches Corps in Briançon sich zum Uebergang über die Alpen anschicke, den feindlichen Posten in die Hände gespielt: durch dies Alles war Suworoff gründlichst in seiner Ansicht befestigt worden. In Wahrheit aber hatte sich Moreau für den dritten der oben bezeichneten Wege entschieden, die Vereinigung mit Macdonald erst im Norden des Apennin zu suchen, auf dem Schlachtfelde also, wo dann hoffentlich der Gegner gleichzeitig in Front und Rücken angegriffen, der völligen Vernichtung nicht entgehn würde. In diesem Sinne hatte Macdonald die Weisung erhalten, nachdem seine Truppen einige Ruhetage nach dem harten Marsche von Neapel her genossen, am 9. Juni seine Bewegungen zu beginnen und geraden Weges über den Apennin hinüber nach Bologna, Modena und Reggio zu ziehn. Indem er hierdurch den Verbündeten großen Alarm über einen Angriff auf Kray vor Mantua gäbe, sollte er plötzlich nach Westen

einschwenken und möglichst rasch über Piacenza und Voghera auf Tortona vorgehn. Nach genauer Berechnung der Entfernungen würde dann Moreau am 17. Juni den Apennin bei Gavi überschreiten, um gleichzeitig mit Macdonald bei Tortona einzutreffen und dadurch in dieser Stellung die mächtige Entscheidung herbeizuführen.

Es war noch einmal ein Plan, der, ganz im Gegensatze zu Bonaparte's Art und nach dem Muster des Carnot'schen Verfahrens von 1794 und 1796, eine strategische Umfassung und Umzingelung des Gegners beabsichtigte. Indem man ein höchst ungewisses Zusammenwirken der getrennten Heertheile erstrebte, setzte man sich der sichern Gefahr aus, von dem gesammelten Gegner einzeln geschlagen zu werden.

Macdonald säumte nicht, nach dieser Abrede zu verfahren. Am 10. Juni war das Gebirg überschritten; in vier Colonnen ergossen sich seine Streiter durch die Thäler des Panaro, der Secchia und des Taro in die breite Ebene des Pothales und verbreiteten den Schrecken weit in die Lombardei hinein. Graf Hohenzollern, der mit seiner kleinen Schaar bis Modena vorgegangen war, wurde dort durch eine feindliche Division am 12. überfallen und die Hälfte seiner Mannschaft zu Grunde gerichtet; nur durch Klenau's rechtzeitiges Eingreifen vor völliger Umzingelung bewahrt, rettete er sich mit dem Reste seiner Leute über den Po zu Kray zurück. Es war hitzig gefochten worden; Macdonald selbst wurde im letzten Augenblick des Kampfes durch zwei Säbelhiebe hart verwundet. Die Sieger aber sahn die ihnen von Moreau angewiesene Straße nach Tortona jetzt völlig frei, da auch General Ott, wie wir erwähnten, von Suworoff aus Reggio nach Alessandria berufen worden und auf diesem Marsche bereits in Voghera angekommen war. Ohne irgend ein Hinderniß zogen also die Franzosen auf der alten Römerstraße vorwärts, erreichten Parma und waren am 15. Juni nur noch wenige Meilen von Piacenza entfernt. Diese Nachrichten schlugen dann mit überraschender Gewalt in das russische Hauptquartier. Noch am 12. war Suworoff so sicher in seiner bisherigen Auffassung, daß er einen Theil der in Alessandria versammelten Truppen unter Rosenberg Behufs leichterer Verpflegung einige Meilen westwärts, also von dem bevorstehenden Kampfe hinweg, nach Asti verlegte. Da kam am 13. Abends die Kunde von Hohenzollern's Niederlage, von Macdonald's reißendem Vormarsch, und mit einem Schlage lag die Verkehrtheit aller bisherigen Anschauungen, lag das dicht herandrohende Unheil in blendender Helligkeit vor dem Auge des russischen Feldherrn. Hier aber zeigte der unbeugsame Greis, was er vermochte. Die

Gefahr, die er durch die Täuschung seines Urtheils sich hatte nahe kommen lassen, verdoppelte die Stahlkraft seines Willens. Nicht einen Augenblick war er zweifelhaft über seinen Entschluß. Kein Gedanke an Rückzug kam in seine Seele. Es galt Kühnheit und Schnelligkeit, um so bald wie möglich Macdonald's Vordringen zu hemmen und ihn so weit wie möglich ostwärts von Tortona zu schlagen. Denn je näher man ihn an diesen Platz herankommen ließ, desto leichter wurde es für Moreau, die Verbündeten noch während des Kampfes im Rücken zu fassen. Der einzige glückliche Umstand in dieser Lage war es, daß Suworoff wenigstens den ursprünglichen Gedanken einer Bedrohung Turins durch Moreau am 9. Juni aufgegeben, und nicht dort, sondern in Alessandria, zehn Meilen näher der wirklich bedrohten Stelle, seine Streitkräfte zusammengezogen hatte. Gleich am Abend des 13. gingen also die Eilboten an alle Heertheile, sich ungesäumt nach Osten in Marsch zu setzen, eine kleine Schaar blieb vor der Citadelle von Alessandria stehn; mit 14,000 Mann richtete sich Bellegarde zwischen diesem Orte und Novi ein, um den Rücken des Heeres gegen das zu erwartende Vorbrechen Moreau's zu decken. General Ott hatte nicht erst auf den Befehl des Feldmarschalls gewartet, sondern war auf die erste Kunde von Hohenzollern's Mißgeschick nach eignem Entschlusse umgekehrt und nach Piacenza zurückgeeilt, wo er die Citadelle bestens verwahrte und am 15. zur ersten Hemmung des feindlichen Anpralls hinter dem Flüßchen Nura Stellung nahm. Mit 24,000 Mann rückte Suworoff selbst am 15. von Alessandria zu Ott's Unterstützung aus. Obgleich auch für ihn der Ausgang jetzt an einem Haare hing, zeigte er doch seinen Truppen die größte Siegessicherheit. Er blieb bei seiner Meinung, daß Macdonald's Heerhaufen zum größten Theile aus frisch ausgehobener Mannschaft und unzuverlässigem Gesindel bestände; er feuerte also in einem Tagesbefehle vom 14. Juni seine Divisionen an[1]), mit höchstem Ungestüm über den Gegner herzufallen, ohne vieles Schießen das kalte Eisen zu gebrauchen, nicht inne zu halten, bis Alles niedergeworfen sei. Zugleich aber erschien die Weisung, beim Angriff unaufhörlich zu schreien: Pardon, die Waffen weg, ergebt euch; besonders den Russen wurde dies Verfahren eingeschärft; die Meinung war offenbar, große Massenübertritte damit zu erzielen. Es war noch einmal eine starke Verhüllung der wirklichen Dinge; das Einzige, was jetzt helfen konnte, war in den ersten Worten des Befehls gesagt, Ansturm ohne Besinnen

[2]) Fuchs, Correspondenz Suworoff's I, S. 150, 157.

noch Aufenthalt bis zum vollständigen Siege. Suworoff wußte es wohl; in brennender Ungeduld wartete er den 15. hindurch auf die Fertigstellung einer Brücke über die Bormida, die sich bis zum späten Abend verzögerte. Dann ließ er die Truppen die ganze Nacht hindurch marschiren, am Morgen drei Stunden rasten, dann wieder marschiren, bis am Abend des 16. der Vortrab Stradella, das Hauptcorps Casteggio, sechs Meilen von Alessandria, vier von Piacenza entfernt, erreicht hatte.

Bereits aber war General Ott bei Piacenza mit Macdonald in heftigem Kampf. Am 16. Juni mit Uebermacht in der Front angegriffen und zugleich mit einer Umgehung in seiner rechten Flanke bedroht, ließ er einige Compagnien in der Citadelle von Piacenza als Besatzung zurück und wich darauf unter stetem Gefechte, aber in fester Haltung zuerst über die Trebbia, dann über den Tidone bis nach Castel S. Giovanni. In der Nacht sandte er dringende Botschaft um Hülfe hinüber zu Suworoff, nach Casteggio. Dieser erließ noch in der Nacht einen neuen Befehl an die Truppen, daß die feindliche Armee gefangen zu nehmen sei, und verfügte überall den Aufbruch mit der ersten Morgenfrühe. In der That handelte es sich jetzt um jede Stunde, denn zugleich war Meldung gekommen, daß im Rücken des Heeres Moreau den Apennin bei Gavi übersteige, daß rechts im Gebirge bei Bobbio sich feindliche Truppen zeigten: die kleinste Zögerung konnte vollständige Umzingelung bringen. So ging es vorwärts in athemloser Hast, um Macdonald noch vor der Ankunft seiner Helfer zu treffen. Und dringend nöthig war die Eile. Schon um 8 Uhr Morgens drängte Macdonald mit 19,000 Mann, die er einstweilen zur Stelle hatte, Ott's kleine Schaar; sie wehrte sich mit verzweifeltem Muthe Stunden lang; sie wich und setzte sich zu neuem Widerstand; endlich aber, von allen Seiten bestürmt, brach sie zusammen und warf sich in aufgelösten Rückzug. Da, im letzten Augenblicke, erschien von Stradella her General Melas mit etwa 1500 Mann, österreichischen Dragonern und Infanterie: er entschloß sich rasch, auf jede Gefahr die Stellung zu behaupten, sammelte Ott's flüchtige Abtheilungen und warf sich zu neuem Kampfe den nachdrängenden Franzosen entschlossen hinter dem Dorfe Sarmato in den Weg. Das Terrain begünstigte seine Vertheidigung; jedes Feld war nach lombardischer Weise mit Steinwällen oder hohem Buschwerk umgeben, die einzige Straße mit tiefen Wassergräben eingefaßt; an keiner Stelle konnten die Franzosen ihre Uebermacht zu voller Entfaltung bringen. Immer aber hatte Melas einen harten

Stand, drei französische Divisionen vor seiner Front, Dombrowsky's Polen drohend in seiner rechten Flanke; mit unendlicher Mühe und schwerem Verlust hielt er das verzweifelte Ringen Stunden lang aufrecht. Indessen war Suworoff persönlich mit dem Großfürsten Constantin aus Casteggio dem russischen Vortrab unter dem Fürsten Bagration nachgesprengt, um die Truppen zu immer größerer Eile anzuspornen; trotz der glühenden Sommerhitze setzten sich die Grenadiere und Jäger in Trab; die Bataillone lösten sich allmählich auf; wer laufen konnte, lief vorwärts, wer erschöpft war, blieb liegen; Suworoff, bis auf das Hemd entkleidet, den Kantschuh in der Hand auf einem Kosakenpferde reitend, rief unaufhörlich sein Vorwärts, Vorwärts. Endlich ließ er dem General Rosenberg die fernere Leitung des Fußvolks und jagte mit vier Kosakenregimentern, denen noch ein Regiment österreichischer Dragoner folgte, dem Schlachtfelde zu, wo er gegen drei Uhr Nachmittags eintraf, gerade als die Franzosen mit einem scharfen Vorstoß auf der Chaussee durchbrachen und Dombrowsky die Oesterreicher in der Seite heftig anfiel. Es war die Hülfe in der höchsten Noth. Auf der Stelle warf Suworoff die Hälfte seiner Kosaken auf die Polen, die Dragoner auf die feindliche Reiterei, die übrigen Kosaken auf die rechte Flanke der Franzosen. Da wurden die Polen in wenigen Augenblicken niedergeritten und auseinander getrieben und bald das Gefecht auf allen Punkten zum Stehn gebracht. Damit war dem Tage die entscheidende Wendung gegeben. Denn nun langten, wirr genug durch einander gemengt, aber in schnell wachsender Anzahl, Rosenberg's Abtheilungen an, sechs russische Bataillone, einige österreichische Grenadiere, Kanonen von verschiedenen Regimentern, so daß bald nach 4 Uhr Suworoff etwas über 15,000 Mann auf dem Kampfplatze hatte. Vergebens bat Bagration den alten Feldherrn um einige Augenblicke Rast für die ermüdete Truppe; er habe kaum noch vierzig rüstige Soldaten in den meisten seiner Compagnien. Macdonald hat nicht zwanzig, rief der unermüdliche Führer; greife an mit Gott, Hurrah! Die Truppen entsprachen seinem Sinne; mühsam wieder einigermaßen geordnet, ging die ganze Linie unter Trommelschlag und Geschrei zum unaufhaltsamen Bajonnetsturm vor. Zuerst der linke, dann der rechte französische Flügel wurde überwältigt und beide mit einem Verluste von 1000 Todten und 1200 Gefangenen über den Tidone zurückgetrieben. Noch schlimmer aber für Macdonald als die materielle war die moralische Einbuße. Auf beiden Seiten hatte wenig mehr als die Hälfte der Streitkräfte gefochten; noch also war an einem schließlichen Erfolge

keineswegs zu verzweifeln. Aber daß nach allen früheren Unfällen gleich der erste Schritt zur neuen Offensive mißlungen war, lastete doch mit schwerem Drucke auf der Stimmung der Truppen, und Macdonald war schon durch seine Verwundung abgehalten, in Suworoff's Weise durch persönliches Eingreifen den Muth wieder aufzurichten.

In der Nacht gingen die Franzosen hinter die Trebbia zurück, um dort am 18. Juni die Ankunft ihrer beiden noch zurückstehenden Divisionen abzuwarten und dann am 19. ihren Angriff auf die Verbündeten zu erneuern. Suworoff aber, der schon am Abend des 17. seine sämmtlichen Divisionen, etwas über 28,000 Mann[1]), am Tidone versammelt hatte, gedachte nicht so lange zu warten. Noch in der Nacht ließ er für den unglücklichen Fall eine Brücke über den Po als neue Rückzugsstraße werfen, und ging am 18. Morgens, wegen der Müdigkeit der Truppen erst um 10 Uhr, gegen die Trebbia vor. Das Terrain war überall durchschnitten wie am Tidone; der Fluß, ein Wildwasser, wie so viele italienische Ströme, breit und tosend im Frühling, äußerst wasserarm im Sommer, sickerte in dem steinigen, 1000 Schritte breiten Flußbett, überall durchwatbar, in kümmerlichem Rinnsal zu der Einmündung in den Po. Bei der Annäherung des feindlichen Heeres nahmen die Franzosen so schnell wie möglich auf allen Punkten Stellung vor dem Flusse. Der Kampf begann auf ihrem südlichen linken Flügel, durch dessen Ueberwältigung Suworoff dem Gegner seine Rückzugsstraße abzuschneiden hoffte, und setzte sich allmählich auf der ganzen Linie fort. Anfangs machten die Russen im Süden erhebliche Fortschritte, dann aber langten die beiden sehnlich erwarteten Divisionen bei dem Feinde an und stellten für eine Weile das Gleichgewicht wieder her; der Streit spann sich darauf zäh und blutig Stunden lang hin und her, bis endlich gegen Abend Suworoff's Ungestüm im Süden, und Melas' Ueberzahl am Ufer des Po durchgriff und die Franzosen zum Rückzug auf das rechte Ufer der Trebbia nöthigte.

So war man auch nach diesem zweiten Schlachttage nicht viel weiter als zuvor. Wieder hatten die Verbündeten etwas Boden gewonnen, wieder die Franzosen sich zum Weichen bequemen müssen, aber Macdonald war noch ungebeugt, um 4000 Mann stärker als sein Gegner und zur Wiederholung des Angriffs am 19. Juni entschlossen. Auf der andern Seite erhielt Suworoff Nachricht, daß Moreau mit

---

[1]) Miliutin II, 520, 521 d. d. Ueb., wozu freilich S. 218 übel stimmt. Vgl. Oesterr. mil. Zeitschrift a. a. O. S. 349.

einem starken Corps gegen Novi und Tortona heranziehe: wer konnte wissen, wie lange Bellegarde ihn aufhalten möchte? Aber Suworoff blieb fest in seinem Vorsatze, vor allen Dingen erst mit Macdonald fertig zu werden, und gab noch in der Nacht allen Colonnen den Befehl zu fortgesetztem Vordrängen. Wieder fielen dann am 19. die ersten Schüsse auf dem äußersten südlichen Flügel, wo Bagration die polnische Division auf's Neue, und dieses Mal bis zur Vernichtung schlug und ihre Trümmer weit in das Feld hinaus verfolgte. Als er von dem ungestümen Nachsetzen zurückkehrte, fand er, daß sein Nachbar in der Schlachtlinie, Schweikowsky, unterdeß auf allen Seiten auf das Heftigste bedrängt war; jetzt fiel er seinerseits den Angreifern in die Flanke, und mit schweren Verlusten wurden hier die Franzosen über die Trebbia zurückgeworfen. Suworoff, der, wie gesagt, auf diese Seite der Schlacht das größte Gewicht legte, hatte dem General Melas, dem Führer seines linken Flügels, den Befehl gesandt, seine Reserve unter Fürst Liechtenstein, Dragoner und Grenadiere, zu Bagration hinüber zu schicken. Melas trennte sich mit schwerem Herzen von diesen Truppen, die ungefähr die Hälfte seines Heertheils ausmachten, fügte sich indessen der Weisung und entließ den Fürsten. Dieser hatte sich aber kaum einige tausend Schritte von seinem Lager entfernt, als im Centrum der Schlachtordnung ein übermächtiger französischer Ansturm der Division Montrichard auf die russischen Truppen des Generals Förster erfolgte. Liechtenstein, eben im Begriffe, den Punkt zu passiren, besann sich keinen Augenblick, unterbrach seinen Marsch und stürzte sich hier auf den Feind, der nach kurzem und scharfem Gefechte geworfen und über die Trebbia zurückgewiesen wurde. In derselben Zeit hatte Macdonald einen andern Angriff auf die geschwächte Stellung des Generals Melas gerichtet und hier solche Erfolge gewonnen, daß Melas einen Adjutanten an Suworoff mit der Frage schickte, wohin er seinen Rückzug richten solle, darauf jedoch von dem Alten nur die kurze und barsche Antwort erhielt: nach Piacenza (dem französischen Hauptquartier). Zum Glücke bemerkte Liechtenstein, eben mit Montrichard fertig geworden, das rückwärts weichende Getümmel in Melas' Linien, warf schleunigst, ohne Rücksicht auf Suworoff's ursprüngliche Ordre, seine siegreichen Schaaren herum und rettete wie vorher Förster so jetzt Melas, durch einen mächtigen Einbruch in Flanke und Rücken des Gegners. Auch hier mußten am Abend die Franzosen, unter Zurücklassung vieler Todten und Gefangenen, über die Trebbia zurück. Jedes der beiden Heere lagerte, wie Tags zuvor, dicht am Rande des Flusses, die Vorposten

mitten im Flußbett, zwanzig Schritte weit von denen des Feindes entfernt.

Wie lagen die Dinge? wer hatte durch das dreitägige Schlachten sich die Zukunft gesichert? Im verbündeten Hauptquartier waren nicht wenige unter den Führern zweifelhaft und beklommen. Man wußte, daß Moreau's leichte Truppen bereits bis Casteggio streiften: es war kein Wunder, denn Bellegarde, hier ebenso ungeschickt wie früher in Tyrol operirend, war dem französischen Feldherrn anfangs ausgewichen und wurde dann am 20. Juni mit großem Verlust über die Bormida zurückgeschlagen. So war das Hauptheer in seinem Rücken beunruhigt, hatte in den drei Tagen über 5000 Mann verloren und sah vor sich den Feind in ungeänderter Stellung. Mancher vorsichtige Gedanke flog damals um die für den etwaigen Rückzug erbaute Brücke über den Po. Aber Suworoff sah nicht hinter sich, sondern unerschüttert vorwärts. Nun wohl, sagte er, wir werden morgen Macdonald eine vierte Lection geben, und ertheilte Morgens 5 Uhr am 20. den Truppen die Weisung zur Kampfbereitschaft. Sie war nicht mehr nöthig. Das französische Heer, wenngleich nicht in die Flucht geschlagen, war im Kerne gebrochen, decimirt, vollständig erschöpft. Noch in der Nacht befahl Macdonald den Rückzug, so schnell, daß nicht einmal die zahlreichen Verwundeten mitgenommen wurden, deren allein in den Spitälern von Piacenza beinahe 8000 lagen. Die Divisionen nahmen dieselben Straßen, die sie gekommen, über den Apennin zurück, von Klenau's und Hohenzollern's leichten Truppen vielfach beunruhigt, an der Nura noch einmal von den Russen Rosenberg's schwer geschädigt. Sie hatten von ihren 34,000 Mann 5000 todt auf der Wahlstatt gelassen, 12,000 waren verwundet oder gefangen in der Hand des Feindes, die noch übrige kleinere Hälfte des Heeres war in jeder Hinsicht zerrüttet, schmolz auf jedem Schritte weiter zusammen und eilte, ohne Hoffnung, sich in Toscana länger zu behaupten, nach der Riviera hinüber, wohin auch Moreau auf die Kunde von diesen Niederlagen auf der Stelle zurückgegangen war. Die Hoffnungen, mit welchen Frankreich dem Heranziehen Macdonald's entgegen gesehen hatte, waren vollständig zertrümmert.

Das wesentliche Verdienst dieses neuen großen Gelingens gebührte ohne Zweifel dem russischen Feldmarschall. So wenig er Anfangs die Absicht des Gegners zu errathen vermocht hatte, so glänzend hatte er Alles wieder gut gemacht durch den reißend schnellen Marsch an den Tidone, mit dem er zwischen die beiden feindlichen Führer einen Raum

von acht Meilen legte, und durch die Entschlossenheit, in der er, unbekümmert um jede Nebensorge, den einmal gefaßten Gegner bis zur völligen Erdrückung festhielt. Seine geistige Kraft und Bildung war nicht die eines Feldherrn ersten Ranges, aber er besaß in vollem Maße, was den ächten Soldaten macht, den glühenden Trieb des Drauf und Durch. So hatte er auf Hannibal's altem Schlachtfelde einen Sieg erfochten, dessen unmittelbare Wirkungen die Folgen der punischen Schlacht fast eben so weit übertrafen, wie die Genialität des Carthagers dem Feldherrnblicke des Russen überlegen war; so verdiente er es, daß er bei seiner Rückkehr nach Piemont durch die wichtigste Kunde überrascht wurde: an demselben Tage, dem 20. Juni, an welchem Macdonald die Trebbia verließ, hatte die Citadelle von Turin, seit den Kämpfen des Prinzen Eugen als einer der festesten Plätze Europa's gepriesen, nach zwölftägiger Berennung capitulirt. Auf welche Punkte Italiens der Blick sich wenden mochte, überall fand er Triumphe und Trophäen, vollendete Siege oder fortschreitende Erfolge der Coalition. Neapel war vollständig für die Revolution verloren; im Kirchenstaate bedeckte die Volkserhebung weit und breit das Land, und nur mit mühseligem Ringen behaupteten die Franzosen noch für eine Weile Civita Vecchia, Rom und Ancona. Toscana und Lucca waren ganz und gar von den verbündeten Streitkräften besetzt. In Oberitalien, nördlich vom Apennin, waren außer dem entlegenen Coni nur noch Mantua und die Citadellen von Alessandria und Tortona in französischen Händen, sämmtlich aber eng umschlossen, kräftig berannt und ohne alle Hoffnung auf Entsatz. Die große französische Flotte endlich, deren Erscheinen im Mai den Verbündeten so schwere Unruhe gemacht, war ohne irgend welche Thaten gleich nach dem Eintreffen englischer Verstärkungen wieder aus dem Mittelmeer verschwunden und in den atlantischen Ocean zurückgesegelt. Zum zweiten Male lagen die Dinge so, daß Suworoff nur die Hand auszustrecken brauchte, um die zerrütteten Reste des französischen Heeres von der genuesischen Riviera hinwegzufegen, ja vielleicht bis auf den letzten Mann zu vernichten oder gefangen zu nehmen.

Allein es sollte anders kommen. Es ging nach dem Tag an der Trebbia genau so wie nach jenem an der Adda. Es ging, wie es bei Coalitionskriegen der Brauch ist. Politische Gegenströmungen und nationale Empfindlichkeit vergifteten die schönsten Siegesfrüchte.

Als Suworoff triumphirend von der Trebbia nach Alessandria zurückkam, empfing ihn ein Brief des Kaisers Franz, geschrieben am

21. Juni, noch in der sorgenvollen Aufregung über Macdonald's herandrohenden Angriff, und mithin erfüllt von Bemerkungen über die bedenkliche Lage der eignen Streitkräfte, die nach der Meinung des Kaisers eine Folge der Nichtachtung seiner früheren Befehle sei; immerhin, sagte Franz, vertraue er auch jetzt auf die Weisheit und besonders auf das oft erprobte Kriegsglück Suworoff's. In diesen Worten lag kein Tadel der letzten und keine Störung der jetzt beabsichtigten Operationen, aber der Alte, der längst, wie wir wissen, über die Wiener Anordnungen ärgerlich war, die meisten österreichischen Officiere geringschätzte und seinerseits sich von ihnen mißachtet hielt, war jetzt im vollen Selbstgefühl der letzten Erfolge, und also dreifach entrüstet über den hofmeisternden Ton des kaiserlichen Schreibens, über die nicht allzu verbindliche Andeutung, daß man mehr von seinem Glücke als von seinem Verstande erwarte. Schon mehr als einmal hatte er in Petersburg über das ewige Dreinreden des Hofkriegsrathes Klage geführt, dann aber erlebt, daß die österreichische Regierung ihrerseits über seinen Mangel an Subordination bei Paul Beschwerde erhoben hatte; sodann hatte es ihn grimmig gewurmt, daß er auf kaiserlichen Befehl seine Anordnungen über die Verwaltung Piemonts hatte zurücknehmen müssen, und die sardinischen Agenten in seinem Hauptquartier versäumten keinen Tag, diese Kränkung in sein Gedächtniß zurückzurufen. So hatte sich bei dem stets eigenwilligen und reizbaren Greise eine Masse verhaltenen Grolles angesammelt, welche nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um sich in einer verheerenden Explosion zu entladen. Nachdem er am 29. Juni in einem gemessenen Schreiben an Franz sein bisheriges Verhalten zu rechtfertigen gesucht, bat er am 6. Juli seinen Souverän, wenn er nicht von der Oberaufsicht des Hofkriegsrathes befreit werden könnte, um seine Abberufung. Die Folgen blieben nicht aus. Franz erwiederte am 10. Juli mit einer warmen Anerkennung des Sieges an der Trebbia, fügte aber sehr trocken den wiederholten Befehl hinzu, daß vor der Einnahme von Mantua, Alessandria und Tortona an keine weitere Offensivoperation zu denken sei, und sprach schließlich die bestimmte Erwartung aus, daß Suworoff fortan pünktlich jedem erhaltenen Befehle nachleben werde. Kaiser Paul aber ergrimmte über die neue Mißhandlung seines lorbeerreichen Feldmarschalls. Schon längst durch die stets fortgesetzten Beschwerden Suworoff's erbittert, sah er endlich in diesem Verhalten Oesterreichs eine persönliche Beleidigung für sich selbst und befahl nicht bloß seinem Gesandten in Wien, dafür eine förmliche Genugthuung zu verlangen, sondern nahm sich vor, von nun

an jeden Schritt des undankbaren Bundesgenossen einer scharfen Prüfung zu unterstellen und an keinem Punkte demselben die geringste Ausschreitung weiter zu gestatten. Eine solche Gesinnung bedeutete, wie keines Beweises bedarf, thatsächlich das Ende aller wirklichen Bundesfreundschaft. So hatte Suworoff's eigensinnige Hitze der Coalition einen schlimmen Dienst geleistet, ja, die völlige Sprengung derselben eingeleitet.

Unter andern Umständen hätte sein Poltern vielleicht momentanen Verdruß, aber keinen nachhaltigen Schaden angerichtet: leider jedoch lagen dieses Mal die Verhältnisse so, daß ein kleiner Funke einen großen Brand entzünden konnte. Denn schon längst war von einem wirklichen Einverständniß zwischen den drei Mächten keine Rede mehr. Es handelte sich nicht bloß um vorübergehende Reibungen des einzelnen Tages, etwa um die Mißbilligung, welche die Unthätigkeit der österreichischen Kriegsführung bei den Alliirten erfuhr, oder um Thugut's Aerger über Paul's brutale Launen und Englands finanzielle Knauserei. Vielmehr bestand die eigentliche, bleibende, verderbliche Gefahr in der mit jedem Siege deutlicher hervortretenden Meinungsverschiedenheit über die letzten Zwecke des Kriegs. Im Gefühl derselben hatte man jede förmliche Verhandlung darüber vermieden; so lagen die Beziehungen in völliger Unklarheit, und bei jedem Fortschritte der Heere stießen die einander entgegenstehenden Strebungen hart zusammen. Kaiser Paul, wie wir wissen, hatte mit großem Geräusche die völlige Uneigennützigkeit der Mächte, die Wiederaufrichtung der gestürzten Throne, den reinen Principienkampf gegen die Revolution verkündet. Dies paßte denn übel genug zu den geheimen Verträgen von 1795, zu den stets bei Oesterreich wiederholten Zusagen einer breiten und stattlichen Entschädigung, und Thugut war wahrlich der Letzte, um auf die Erfüllung dieses kaiserlichen Wortes freiwillig zu verzichten. Viele moderne Geschichtschreiber haben nicht ohne Grund die Verkehrtheit dieser österreichischen Eroberungspolitik getadelt, und wir wollen mit ihnen nicht rechten: einleuchtend ist aber, daß gerade Kaiser Paul am wenigsten befugt war, dieses historische Urtheil vorweg zu nehmen und durch Störung der österreichischen Annexionen seine klare Bundespflicht zu brechen. So konnte er denn auch niemals umhin, bei jeder Verhandlung mit Cobenzl die Berechtigung der österreichischen Ansprüche im Allgemeinen anzuerkennen: leider aber, sobald es irgendwo zu praktischen Maßregeln für die Erfüllung dieses Wortes kommen sollte, nahmen die Schwierigkeiten kein Ende. Wir bemerkten, wie über die Behandlung

Piemonts der erste wirkliche Hader zwischen Thugut und Suworoff ausbrach, und Paul war nicht gesonnen, den von ihm persönlich geschätzten König von Sardinien den österreichischen Eroberungsgelüsten ohne Weiteres Preis zu geben. Wohl ließ er damals dem Grafen Cobenzl sagen, daß Suworoff jedem Wiener Befehle Gehorsam leisten müsse, sprach aber zugleich die Hoffnung aus, der Kaiser werde mit dem armen Carl Emanuel milde verfahren, und erließ gleich nach der Einnahme Turins an Suworoff die Weisung, den König zur feierlichen Rückkehr nach Piemont und Wiederaufnahme seiner Regierung einzuladen. Auf der Stelle aber setzte Thugut diesem Schritte einen nachdrücklichen Protest entgegen, und Suworoff mußte auf Befehl des einen Kaisers die nach dem Willen des andern erlassene Einladung zurücknehmen. Man ermißt, mit welcher Erregung der Zar diesen ihn selbst bloßstellenden Einspruch aufnahm. Noch stand es nicht so, daß Thugut zur Einverleibung, Paul dagegen zur Erhaltung von ganz Piemont fest entschlossen war: für die Verbitterung des Verhältnisses aber reichte es völlig aus, daß Thugut jede Vorkehrung traf, um sich die Möglichkeit des größten Gewinnes offen zu halten, Paul dagegen jede Maßregel ergriff, um Sardinien mit möglichst geringem Verluste davonkommen zu lassen. Es bedurfte nichts mehr, um die Gemüther mit jeder Woche sich immer stärker zu entfremden.

Noch übler aber war ein Anderes. Wir wissen, daß Thugut bisher stets nur in zweiter Linie an piemontesische Eroberungen gedacht hatte: sein wesentliches Streben war vielmehr seit Jahren auf die Erwerbung der ehemals päpstlichen Legationen und dann nach Umständen auf die Erlangung baierischer Landschaften gerichtet. Und auch in diesen innersten Wünschen fand er sich durch Paul's Verfahren schwer gekreuzt. Es war begreiflich, daß die kleinen Fürsten Italiens eine solche Vergrößerung des mächtigen Oesterreich mit scheuer Eifersucht herankommen sahen; aber es war bitter, daß der „intime Alliirte“ sich bereitwillig zum Vertreter dieser Abneigung machte. Der Hof von Neapel hatte es nicht vergessen, daß er im vorigen November die verheißene Hülfe von Oesterreich nicht erhalten hatte, und vernahm es jetzt mit zürnender Sorge, daß das ihm zugesagte russische Corps durch Oesterreich in Oberitalien festgehalten wurde. Wenn nun Oesterreich die Legationen erhielt, wenn es dazu seine Secundogenituren in Toscana und Modena wieder herstellte, so schien Neapels Selbständigkeit ein leerer Schatten und der König ein völlig abhängiger Vasall des Wiener Hofes zu werden. Der russische Geschäftsträger in Palermo wurde

also mit Bitten bestürmt, Paul möge um keinen Preis die Besetzung der Legationen durch österreichische Truppen zulassen, sondern möglichst bald durch seine unüberwindlichen Regimenter diese Lande vor Oesterreichs Habgier sichern. In demselben Sinne arbeiteten die neapolitanischen Gesandten in London und Petersburg, und erhielten gütige Worte, daß ihr trefflicher König sich auf den Schutz der großen Höfe verlassen dürfe. Noch kläglicher, aber ebenso feindselig gegen Oesterreich, erhob das zur Zeit unter österreichischem Schutze in Venedig hausende heilige Collegium der Cardinäle seine Stimme (Papst Pius war bei dem Abzug der Franzosen aus Toscana von diesen mitgeschleppt worden und saß auf französischem Boden in enger Haft zu Valence). Die hohen Kirchenfürsten wollten so wenig wie Neapel von österreichischer Herrschaft in den Legationen wissen, erklärten den Vertrag von Tolentino für erzwungen und nichtig und flehten den Zaren an, auch für den römischen Stuhl der Hersteller und Retter zu werden. Ja selbst aus der Umgebung des Großherzogs von Toscana, des Bruders des Kaisers Franz, schlugen einzelne Stimmen an das Ohr des russischen Monarchen, welche es unbillig und unheilkündend fanden, daß Oesterreich aller Orten, wohin seine Truppen kamen, nicht die alten Regierungen wieder einsetzte, sondern das Land zunächst in eignen militärischen Gewahrsam nähme. Dem Kaiser Paul gefiel die hier sich ihm entgegen drängende Rolle des hohen Protectors wohl. Wäre er noch in der Stimmung der ersten Siegeswochen vom April gewesen, so hätte er vielleicht die kleinen Sollicitanten ernst zur Ruhe und auf die Berechtigung der österreichischen Ansprüche verwiesen. Jetzt aber, wo Suworoff sich zum eifrigen Vertreter der Kleinstaaten machte und den Kaiser unaufhörlich mit seinen Anklagen gegen Oesterreich bestürmte, jetzt leuchtete es dem Zaren völlig ein, daß er berufen sei, der Wiener Eigensucht einen wirksamen Zügel anzulegen. Ein Personenwechsel im russischen Ministerium kam dazu, um Oesterreichs Lage zu verschlimmern. Nachdem im Frühling Fürst Besborodko, Oesterreichs treuer Freund, am Schlagfluß gestorben, war jetzt der Vertrauensmann des Kaisers der kräftige und leidenschaftliche Graf Rostopschin, welcher damals für Suworoff's Heldenthaten mit vollem Nationalstolz schwärmte und deshalb Paul's Aerger über Oesterreichs Undankbarkeit theilte und steigerte. Der Vicekanzler, Graf Kotschubey, war milder gestimmt, hatte aber niemals Vortrag beim Kaiser, und konnte also wenig für Oesterreich wirken. Thugut empfand es in den deutschen wie in den italienischen Angelegenheiten. Daß der Herzog von Würtemberg damals unter dem Eindruck

der Siege Suworoff's jeder Rücksicht auf Frankreich absagte und seine Truppen dem Kaiser Paul für die Zwecke der Coalition zur Verfügung stellte, dagegen hatte Thugut nicht viel zu erinnern. Aber erheblicher war es, daß auch der Churfürst von Baiern die Ungnade Paul's durch Herstellung der baierischen Malteser-Ballei zu sühnen wußte und dann sofort in Petersburg zu Gnaden aufgenommen wurde, Truppenstellung gegen Frankreich versprach und einen sichernden Bundesvertrag erhielt. Dies war das gerade Gegentheil der einstigen russischen Verheißung in Wien, Baiern zu entwaffnen und in militärisches Sequester zu nehmen; es schnitt die Aussicht auf die Erwerbung der Innlinie gründlich ab; es war an sich eine grobe Rücksichtslosigkeit gegen den Verbündeten, einen so wichtigen Schritt ohne jede Befragung desselben zu vollziehn.

Nun war Thuguts Stolz reichlich ebenso stark wie der Größenschwindel Paul's. Lange Zeit hindurch hatte er, um die russische Kriegshülfe zu sichern, Paul's herrische Unstätigkeit sich gefallen lassen: allmählich aber fing das Blut ihm an zu kochen, und je weniger seinen Wünschen entgegenkommend Rußland sich zeigte, desto geringer wurde seine Neigung, seinerseits zartere Rücksicht auf Paul's Stimmungen zu nehmen, wie flehentlich auch der stets biegsame Gesandte Cobenzl ihn ersuchte, den Launen des ungestümen Selbstherrschers einigermaßen zu schmeicheln. Es war vor Allem Ein Gegenstand, der in stets neuen Abwandlungen dem armen Botschafter die Tage sauer machte, Paul's ganz besondere Liebhaberei, das unselige Malteser Großmeisterthum. Da erfuhr Paul, daß der frühere Großmeister Hompesch, der in Triest seinen Wohnsitz genommen, sich dort nach wie vor als Haupt des Ordens gerire, ohne daß die österreichische Regierung dagegen einschreite. Sofort erging eine Weisung an General Rimski-Korssakoff, der jetzt an Rummsen's Stelle das nach der Schweiz abrückende russische Corps befehligte, seinen Vormarsch zu unterbrechen und, wo er eben stehe, Halt zu machen, bis Oesterreich dem Treiben des Hompesch ein Ziel gesetzt habe. Um dies Unheil zu vermeiden, nahm Cobenzl es auf sich, die von Paul geforderten Schritte auf eigne Hand zuzusagen, und Thugut ließ es dabei bewenden, so widerwärtig ihm die Sache auch erschien. Wir sind, schrieb er damals, russische Kerkermeister in Triest geworden, wie bisher der Großherzog von Toscana französischer Gefangenwärter des Papstes war. Auch theilte er so wenig wie die englische Regierung die Ansicht Cobenzl's über die Harmlosigkeit der maltesischen Grille des Zaren; er meinte, daß der Besitz der Insel und

die Verzweigungen des Ordens ein sehr bedenklicher Hebel des russischen Einflusses in Deutschland und Italien werden könnten. Indeß war zur Zeit daran nichts weiter zu ändern; es war schon übel genug, daß der nichtsnutzige Hader Korssakoff's Vorrücken nach der Schweiz um mehr als eine Woche verzögert hatte. Um so bessere Wirkung für das Bundesverhältniß versprach man sich von einer Deputation der böhmischen Malteser, die nach Petersburg zur Huldigung gehen sollte. Leider aber bemerkte Paul, daß er in ihrem Beglaubigungsschreiben nur als Protector und Chef, und nicht als Großmeister des Ordens bezeichnet war, und ein heftiger Ausbruch allerhöchsten Unwillens erfolgte. Darauf erklärte Cobenzl, es sei das nur eine ungeschickte, aber völlig gutgemeinte Stylisirung, und verbesserte die Urkunde in der gewünschten Weise. Nun war vierundzwanzig Stunden lang große Freude und gnädige Eintracht an der Tagesordnung, bis wieder ein Klagebrief Suworoff's anlangte, und Cobenzl sich auf's Neue von dem Kaiser nicht beachtet und demnach von aller Welt bei Hofe gemieden fand, während die Vertreter Preußens und Baierns, Neapels und Sardiniens die Huld des Zaren in vollen Zügen genossen. Thugut ballte im Stillen die Faust und nahm sich vor, bei der ersten Veranlassung empfindliche Vergeltung zu üben. Zunächst aber vermied er jede Auseinandersetzung, vor Allem über den Umfang des von ihm erstrebten Landgewinns, ein Verfahren, welches zwar für den Augenblick den offenen Bruch hinausschob, jedoch begreiflicher Weise das Mißtrauen der Verbündeten gegen seine nach allen Seiten umherspähende Unersättlichkeit nur steigern konnte.

Ein freundlicheres Angesicht als den Oesterreichern zeigte Kaiser Paul in diesen Sommermonaten der englischen Regierung, deren Geldhülfe ihm schwer entbehrlich war, deren Schiffe das geliebte Malta ihm überliefern sollten. Englische Anträge konnten damals stets bei ihm auf geneigte Aufnahme rechnen. Nach Englands Wunsch hatte er das Corps Korssakoff nach der Schweiz, anstatt nach Baiern gewiesen; auf Englands Betreiben setzte er in Berlin die Verhandlung über Preußens Eintritt in das Bündniß fort; beides, wie wir wissen, zu Oesterreichs großem Aerger. Anfang Mai hatte dann England seinen kriegerischen Eifer in lebhafte Bewegung durch den Vorschlag gebracht, mit gemeinsamen Kräften eine große Landung an der holländischen Küste zu machen. Vielleicht ließe sich Preußen bestimmen, das Unternehmen von Osten her durch ein Landheer zu unterstützen, aber auch ohne das würde man Aussicht haben, die schwachen französischen Besatzungen

zu schlagen, die batavische Flotte zu nehmen, den Prinzen von Oranien wieder einzusetzen und von dort aus das unzufriedene und gährende Belgien zu bewaffneter Erhebung gegen die französische Herrschaft zu bringen, was dann vielleicht in unberechenbarer Weise auf die inneren Verhältnisse Frankreichs zurückwirken könnte. Dem Kaiser leuchtete ein so großartiger Plan in hohem Maße ein, und mit Freuden erklärte er sich bereit, Schiffe und Soldaten dafür zu stellen, wenn England die nöthigen Geldmittel liefere. In diesem Sinne kam den 22. Juni ein förmlicher Vertrag zu Stande; russischerseits wurde General Hermann zum Führer der Expedition bestimmt, und die Rüstung in tiefem Geheimniß auf das Umfassendste in Angriff genommen. Zwar schlug die Hoffnung auf sonstige Bundeshülfe fehl: Preußen zeigte sich einen Augenblick nicht abgeneigt, sank aber bald in die alte Neutralitätssucht zurück; Schweden stellte übermäßige Geldforderungen, und Dänemark lehnte mit solchem Nachdruck ab, daß Paul offene Feindschaft witterte und an einen stürmenden Angriff auf Kopenhagen dachte. Indessen erschien es doch angemessener, sich die Aufgabe durch solche Abenteuer nicht zu erschweren, sondern die dazu erforderlichen Mittel bei dem Ausbleiben fremder Hülfe zur Verstärkung der gegen Holland bestimmten Streitkräfte zu verwenden, der Russen auf 17,000, der Engländer auf 25,000 Mann, eine Macht, deren Bedeutung unter den gegebenen Verhältnissen in der That zu weitgreifenden Hoffnungen berechtigte.

Höchst bezeichnend für die kühle Temperatur innerhalb des großen Bündnisses war es bei diesem Entwurfe, daß England und Rußland am ersten Tage sich dahin verständigten, gegenüber dem Wiener Hofe einstweilen strenges Geheimniß über das Unternehmen zu bewahren, da sonst, wie man meinte, Thugut's Rechthaberei vielfache Schwierigkeiten hervorrufen würde. So machte man dem Wiener Hofe zwei Monate lang nicht mit einer Sylbe Mittheilung über den Landungsplan. Natürlich konnte dies nicht hindern, daß Thugut aus sonstigen Quellen hinreichend genaue Notizen über das geheime Vorhaben der beiden Mächte empfing und dadurch auf der Stelle in doppelt heiße Eifersucht versetzt wurde. Schon daß jene hinter seinem Rücken operirten, und vollends, daß sie auf's Neue die Bundesfreundschaft Preußens suchten, machte ihm schlaflose Nächte; nichts schien ihm näher zu liegen, als im Fall des Gelingens die Wiederbelebung jenes alten englischen Planes, das befreite Belgien dem verhaßten preußischen Hofe zu überweisen. Auch diese Sorgen führten ihn stets wieder auf seinen haupt=

sächlichen Verdruß bei diesem ganzen Kriege zurück: daß er das stattliche Heer des Erzherzogs aus dem deutschen Reiche, wo es Preußen und Baiern in Schach halten konnte, zu den nach seiner Meinung völlig nutzlosen Schweizer Kämpfen hatte abgeben müssen. Der Grimm darüber war ihm gesteigert worden, als dann auch Korssakoff's Corps auf Englands Betreiben in die Schweiz bestimmt wurde; er sagte sich zunächst, es sollte, wenn schlechterdings Russen in der Schweiz auftreten müßten, dann auch vor ihrer Mitwirkung kein Tropfen österreichischen Blutes für die Befreiung der Schweiz vergossen werden. Nach der Schlacht von Zürich fand er hierin, was ihm sonst selten zu Theil wurde, die Zustimmung des Erzherzogs Carl, der ebenso bestimmt wie er im April zum Angriffe auf Massena gedrängt, sich jetzt nach seinem halben Siege nicht stark genug fand, die Franzosen aus ihrer neuen Stellung auf dem Albis hinauszuschlagen [1]), und demnach wie Thugut zunächst die Ankunft Korssakoff's zu völlig sicherem Spiele abwarten wollte. In dieser Haltung wurde er vollends entschieden, als Mitte Juni, wie wir sahn, Suworoff das Haddik'sche Corps nach Italien abrief, dadurch dem Erzherzog die Mitwirkung von 11,000 Mann entzog und die Stellung des St. Gotthardpasses, nach Carl's Auffassung den Schlüssel des ganzen Kriegsschauplatzes, preisgab. Es entspann sich darüber ein sehr peinlicher Briefwechsel zwischen den beiden Feldherren, dessen Stacheln bei jedem derselben zurückblieben, auch als Suworoff nach dem Siege an der Trebbia einen Theil der Haddik'schen Truppen die frühere Aufstellung wieder beziehn ließ [2]). Denn fortdauernd war es Suworoff's Wunsch, diese Streikräfte für sich verfügbar zu haben und deshalb dem Erzherzog die Besetzung des Hochgebirgs zuzuschieben. Umgekehrt aber meldete ihm Carl am 5. Juli, die Franzosen bedrohten Schwaben mit starken Massen vom Elsaß her; er werde also bedeutende Entsendungen dorthin machen müssen und deshalb alle seine Heerestheile aus den kleinen Cantonen an die Limmat zur Deckung seiner Hauptpositionen heranziehn. Um so weniger war bei ihm von einer scharfen Offensive gegen Massena die Rede,

[1]) Im Ganzen hatte er damals keine größern Streitkräfte als Massena, jedoch haben die Sachverständigen stets bemerkt, daß dieser seine Divisionen viel mehr als der Erzherzog zersplittert hatte, und der Letztere die Hauptposition auf dem Albis fast mit doppelter Stärke, 46,000 gegen 25,000 M., hätte angreifen können.

[2]) Miliutin III, 558, 584 der d. Uebers. erörtert die verwirrten und sich widersprechenden Berichte Suworoff's über Haddik's Corps. Sicher ist, daß sich im August nur Oberst Strauch mit 4500 M. auf schweizerischem Boden befand.

mochte Suworoff wüthen so viel er wollte, daß man den Franzosen zur Erholung und Sammlung so lange und ungestörte Muße ließ. Thugut war völlig zufrieden, daß man die Kräfte des österreichischen Heeres nicht in Schweizer Raufereien vergeudete, sondern für deutsche Zwecke aufsparte.

In diesem Zusammenhange war der Minister schon Ende Mai auf den Gedanken gekommen, man sollte, nachdem Korssakoff einmal in die Schweiz gewiesen war, dann überhaupt so viele Russen wie möglich dorthin absenden, damit in Folge dessen der Erzherzog möglichst viele Oesterreicher wieder nach Deutschland zurückführen könnte. So sandte er damals den Antrag nach Petersburg, es möchte das dritte russische Corps, einst unter Hermann, jetzt unter General Rehbinder, welches ursprünglich zur Befreiung Neapels bestimmt gewesen, nebst Condé's Emigranten ebenso wie Korssakoff in die Schweiz geschickt werden: dann könne der Erzherzog von Schwaben aus mit seiner Hauptmasse Hüningen und Belfort einnehmen und eine kleinere Abtheilung zur Verstärkung Suworoff's nach Italien senden. Paul, dem nichts mehr am Herzen lag, als ein unmittelbarer Angriff auf französisches Gebiet, fand den Plan nach seinem Sinne, zumal er so eben seine Verträge mit Baiern und Würtemberg geschlossen hatte, und mit diesen Verstärkungen also eine stattliche, nur von ihm abhängige Armada in der Schweiz aufzustellen hoffen konnte. Aber so glatte Erfolge waren diesem Coalitionskriege einmal nicht bestimmt. Kaum hatte man in Wien Paul's Einwilligung erhalten, so wurde man dort durch das Erscheinen der großen französischen Flotte im Mittelmeer erschreckt, und erließ deshalb eine schleunige Bitte nach Petersburg, Rehbinder zur Sicherung Italiens doch lieber nach dem ursprünglichen Plane zu Suworoff stoßen zu lassen. Paul meinte zwar, man sei zu Wien in den gefaßten Beschlüssen nicht allzu fest, ließ jedoch sich noch einmal zur Genehmigung herbei. Unterdessen aber war Bruix mit seiner Flotte wieder unsichtbar geworden, und Thugut beeilte sich, nach Verschwinden dieser Gefahr zum zweiten Male Rehbinder's Entsendung in die Schweiz zu begehren. Dies war jedoch für Paul's Geduld zu viel. Nein, rief er, jetzt bleibt es bei dem ertheilten Befehle; Rehbinder geht nach Italien, zunächst zu Suworoff, später nach Neapel und Malta. Damit schien denn die Bildung einer bedeutenden russischen Armee in der Schweiz endgültig aufgegeben, und also Erzherzog Carl für unbestimmte Zeit auf dem in Wien so unliebsamen Kriegstheater festgebannt zu sein.

Indessen nicht eben lange sollte es auch bei dieser Combination

in Petersburg sein Bewenden haben. In Paul's erregbarem Geiste jagten sich nach dem Treiben augenblicklicher Eindrücke die Entwürfe wie Wolkenschatten vor wechselndem Winde. Kaum hatte er dem Wiener Minister das Einfache abgeschlagen, so brachte er ihm auf eine Londoner Anregung das Doppelte selbst entgegen.

Mehrfach haben wir bereits das Interesse bemerkt, welches Regierung und Volk von England an der Befreiung der Schweiz von französischem Joche nahmen. Es war natürliches Mitgefühl an den Leiden des tüchtigen Volkes; es war auch die Hoffnung neuer Anknüpfung von dorther mit den Royalisten Burgunds und der Freigrafschaft. Nun sah man mit Kummer, wie kühl sich Oesterreich der Schweiz gegenüber verhielt, ja die Bewaffnung der Schweizer Patrioten eher hinderte als förderte; es erhielt sich der Verdacht, daß Oesterreich die Schweiz, ganz so wie Piemont, nicht befreien, sondern annectiren wolle. Dies Alles, meinte man, würde anders werden, wenn dort der ungestüme und thatendurstige Suworoff befehligte; auch würde dort von eigennützigen Absichten Rußlands keine Rede sein, während in Italien die russische Armee durch die Einnahme wichtiger Hafenplätze sehr wirksam den schönen Plan ihres Kaisers, die Besetzung Malta's, zu großem Verdrusse Englands, fördern könnte. Aus allen diesen Gründen machte Lord Grenville im Laufe des Juni dem russischen Kaiser einen weitern Vorschlag, welcher eine Umwandlung des ganzen bisherigen Verfahrens in sich schloß. In Italien, meinte Grenville, sei nach Suworoff's Triumphen eine Verringerung der alliirten Streitmacht unbedenklich, man möge also die dort stehenden russischen Heertheile (Derfelden und Rehbinder) ebenso wie Korssakoff und Condé in die Schweiz senden, und dort eine ausschließlich russische Armee von etwa 60,000 Mann bilden, welche unter Suworoff's gewaltigem Oberbefehl für sich allein stark genug sein würde, die Franzosen aus der Schweiz zu verjagen und dann den royalistischen Aufstand in der Franche-Comté zu entflammen, gedeckt in ihrer rechten Flanke durch den früher von Thugut vorgeschlagenen Marsch des Erzherzogs durch Schwaben auf Belfort, in ihrer linken durch eine Offensive des Generals Melas aus Italien gegen Savoyen. Paul empfing diesen Antrag mitten in seinem Aerger über die ewigen Reibungen zwischen Suworoff und Thugut, seinem Verdrusse über Carl's fortgesetztes Nichtsthun, seinem Zorne über Oesterreichs nachlässiges Benehmen in der Malteser Sache. Da zeigte ihm denn die englische Eröffnung die Möglichkeit einer glänzenden Siegesreihe allein mit russischen Kräften, die Erlösung Suworoff's aus all jenen unerträglichen

Zerrereien und Zaudereien; und mit lebhafter Begeisterung sprach er seine Zustimmung zu dem neuen Systeme aus. Anfangs meinte er zwar, das Rehbinder'sche Corps zur Unterstützung Neapels und zur Besetzung Malta's in Italien zurückzulassen; indessen war für Neapel schlechterdings keine Feindesgefahr mehr zu entdecken, und in Malta hielt sich die französische Besatzung unerschütterlich, und so gab er am 22. Juli dem Feldmarschall Suworoff Vollmacht, auch über dieses Corps ohne weitere Rücksicht auf Neapel unbedingt zu verfügen. Wunderlicher Weise war man nur darüber noch zweifelhaft, was Oesterreich zu dem neuen Entwurfe sagen, ob es einer so starken Verminderung seines italienischen Heeres zustimmen würde. So zögerte man die Mittheilung darüber hin, bis in der zweiten Hälfte des Juli die nahe bevorstehende Ankunft Korsiakoff's in der Schweiz eine definitive Entschließung unaufschiebbar machte, und demnach Sir Morton Eden und Graf Rasumowsky Weisung erhielten, den Wiener Hof von sämmtlichen Plänen und Wünschen der Verbündeten in Kenntniß zu setzen und Oesterreichs Einwilligung und Mitwirkung dafür zu begehren.

Die beiden Gesandten, welche wie ihre Minister einen harten Stand befürchtet hatten, fanden sich freudig überrascht, als Thugut sogleich das bereitwilligste Entgegenkommen zeigte. In der That aber hätte sich für diesen nichts Angenehmeres ereignen können. Nachdem kurz zuvor Kaiser Paul ihm die Sendung des einen russischen Corps in die Schweiz mit grober Derbheit abgeschlagen hatte, wurde ihm jetzt aus freien Stücken das Abrücken des andern dorthin entgegen getragen. Nachdem er vor einem Vierteljahre mit tiefem Widerwillen auf Rußlands und Englands Drängen den Einmarsch Carl's in die Schweiz zugelassen, wurde jetzt von denselben Alliirten die Rückkehr des Erzherzogs nach Deutschland selbst in Vorschlag gebracht. Nach jeder Seite war für ihn dieser Antrag das erquicklichste Vorkommniß seit dem Beginne des ganzen Kriegs. Er stellte das Heer des Erzherzogs frei, um in Deutschland die kaiserlichen Banner wieder breit und weit zu entfalten, auf Baiern und Preußen zu drücken, eine starke Hand nach Belgien auszustrecken. Er entfernte zugleich die Russen aus Italien, wo man sie gegen die Franzosen nicht mehr zu bedürfen meinte und dann Suworoff's Eigenwilligkeit und Paul's Einmischung in die österreichische Annexionspolitik nicht mehr zu fürchten brauchte. Man hatte es in Piemont erlebt, daß Rußland trotz aller Bundesverträge dem Wiener Hofe keinen weitern Landerwerb in Italien gönnen wollte, während Thugut die bestimmte Absicht hatte, sich dort so weit wie irgend

möglich auszudehnen und mithin dringend wünschte, bei der Verwirklichung dieser Pläne durch die Anwesenheit der Russen nicht gestört zu sein. Mit kaum verhehlter Genugthuung sagte er also dem Grafen Rasumowsky, Kaiser Franz würde die Entfernung der unüberwindlichen russischen Truppen und ihres ruhmreichen Führers tief bedauern, aber ohne Zweifel sich beeilen, den wohlbegründeten Wünschen seines hohen Verbündeten vollständig Rechnung zu tragen. Er bethätigte diese Gesinnung sofort in seiner amtlichen Antwort vom 31. Juli, worin er die Ansammlung aller russischen Truppen in der Schweiz unbedingt genehmigte und sofort ein näheres Bild des hierauf zu begründenden Feldzugsplanes entwickelte. Gleich nach dem baldigst zu erwartenden Falle von Mantua würde Suworoff mit seinen Truppen aus Italien in die Schweiz hinüberziehn und durch diese, sowie durch das Corps Korssakoff die dortigen österreichischen Abtheilungen successiv ablösen lassen. Sobald dies geschehen, würde der Erzherzog ein Corps von etwa 25,000 Mann als Mittelglied am Oberrhein aufstellen, mit seiner Hauptmacht aber von ungefähr 65,000 Mann den Strom hinabgehen, bei Mannheim denselben überschreiten, Mainz einschließen und seinen rechten Flügel bis an die ehemals belgische Grenze vorschieben, um dort in Berührung mit der englisch-russischen Expedition gegen Holland alle wohlgesinnten Belgier zu den Waffen und zu der Fahne ihres rechtmäßigen Souverains zu rufen: denn, bemerkte Thugut, wir begehren zwar Belgien nicht für uns zurück, aber seit dem letzten Friedensbruche der Franzosen sind alle unsere Rechte wieder aufgelebt, so daß wir keine Verfügung eines Dritten über diese Lande, die ohne unsere ausdrückliche Genehmigung versucht würde, zulassen könnten. Während dieser Bewegungen des Erzherzogs würden dann die vorher erwähnten Operationen Suworoff's gegen die Franche-Comté und des Generals Melas gegen Savoyen vorzubereiten, aber in keinem Falle zu übereilen sein. Es komme darauf an, sagte der Minister, den Feind gleichzeitig auf allen Seiten, und dadurch mit überwältigender Wucht anzufallen: es empfehle sich hiernach, die große Invasion bis zum Frühling 1800 zu verschieben. Die Armee des Erzherzogs habe bis jetzt einen Abgang von beinahe 80,000 Mann gehabt[1]); es sei unumgänglich, ihr einige

[1]) In Wahrheit bei der Hauptarmee von Anfang März bis Ende August 3127 Todte, 10,948 Verwundete, 24,776 Gefangene oder Vermißte, zusammen 38,851 Mann. Das Tyroler Corps, später zum größten Theile in Italien verwandt, hatte in derselben Zeit 1317 Todte, 2866 Verwundete, 15,006 Gefangene oder Vermißte, zusammen 19,179 Mann Abgang. Im Ganzen 58,030 Abgang.

Ruhe zu gönnen, und ihr Zeit zu lassen, die Ordnung und Haltung, die im Kriege unter allen Umständen zu Grunde gehn, wieder herzustellen. Sollte jedoch Suworoff schon früher irgend ein besonderes Unternehmen in der Schweiz einleiten, so würde der Erzherzog dasselbe durch Demonstrationen aller Art nach Kräften unterstützen.

Sowohl der Gesandte Rasumowsky als der Kaiser Paul waren entzückt, als sie diese österreichischen Eröffnungen erhielten. Rasumowsky erinnerte allerdings, daß der früher verheißene Angriff auf Belfort nicht mehr darin vorkäme, ließ sich aber leicht durch Thugut und dessen militärisch-technische Gegengründe überzeugen. Im Uebrigen fand Rasumowsky den Plan formidabel; Paul nannte ihn bewunderswerth, und gab nur seinem Gesandten energische Weisung, jedem etwaigen Wankelmuth des Wiener Hofes mit vollem Nachdruck entgegen zu treten. Weniger unbedingt war der Beifall, welchen der englische Hof dem Wiener Entwurfe schenkte. Was ihm daran bedenklich schien, war die beabsichtigte Entsendung des Erzherzogs nach Mainz und dem Niederrhein, anstatt des früher vorgeschlagenen Unternehmens gegen Hüningen und Belfort. Denn auf der einen Seite fürchtete Lord Grenville politische Weiterungen, wenn der Erzherzog den Verbündeten in der Besetzung Belgiens zuvorkäme, und auf der andern schien es ihm mißlich für das Schicksal der Russen in der Schweiz, wenn ihnen durch die neue Bestimmung des Erzherzogs jede unmittelbare Unterstützung durch die österreichischen Streitkräfte entzogen würde. Wunderlicher Weise äußerte, so weit die vorliegenden Urkunden zeigen, keiner der hohen Kritiker irgend ein Bedenken über einen wahrhaftig nicht unwesentlichen Punkt, nämlich über Thugut's gelassene Erklärung, daß der Angriff auf das französische Gebiet erst im kommenden Frühling erfolgen dürfe. Die Gründe, welche er dafür anführte, waren doch fadenscheinig über alles billige Maß. Mochte die Armee des Erzherzogs 80,000 oder 40,000 Mann Verlust seit dem Beginne des Kriegs gehabt haben, Thugut selbst rühmte, daß sie zur Zeit 90,000 Mann zähle, und die Etats zeigten auf eine Effectivstärke von 127,000 einen ausrückenden Stand von 34,000 Mann in Deutschland, 67,000 in der Schweiz, im Ganzen von etwas über 100,000 Mann[1]). Wenn Thugut dann ferner

[1]) Ich kann diese Zahlen nur als runden Durchschnitt geben, da die speciellen Angaben in den Acten des Hofkriegsraths, in der Correspondenz des Erzherzogs, in dem gedruckten Werke desselben und in den Berichten des Grafen Dietrichstein aus dem Hauptquartier überall von einander abweichen.

eine Zeit des Ausruhens zur Herstellung von Haltung und Ordnung forderte, so lag die Frage auf der Hand, welche Sorge seit der Züricher Schlacht, also seit beinahe zwei Monaten, die Armee sonst gehabt habe, als der Ruhe zu pflegen, und in der That, Graf Tolstoi und wer außer ihm sie in diesen Tagen sah, bezeugten einstimmig, daß es niemals besser gerüstete und streitfähigere Schaaren gegeben habe. Warum also mußte damals, Anfang August, wegen des Zustandes dieser Armee der Einbruch in das französische Gebiet um acht Monate, also thatsächlich in das völlig Unbestimmte, hinausgeschoben werden?

Militärische Betrachtungen konnten unmöglich die wirkliche Quelle eines solchen Beschlusses sein. Es war, nach den Zeitverhältnissen in veränderter Form, die traurige Wiederholung der Ereignisse von 1794 und 1795. Im Aerger und Eifersucht gegen die Verbündeten verlor auch dieses Mal Thugut die Hauptsache, die Ueberwältigung des Feindes, vollständig aus den Augen. So erwünscht in der Sache ihm der neueste englische Vorschlag war, so bitter empfand er in seiner hochfahrenden Weise die Thatsache, daß nicht er, sondern England mit leitendem Ansehen über die allgemeinen Operationen den Ausschlag gegeben. Seit Monaten Tag für Tag durch Paul's gebieterischen Ton gereizt, freute er sich, daß die österreichischen Heere jetzt ohne Mischung mit russischen Truppen und Führern handeln würden; daraus folgte ihm aber vor Allem, daß Suworoff auf seinem neuen schweizerischen Kriegstheater allein mit russischen Kräften sein Heil versuchen sollte, und dann schien es ihm freilich klar genug, daß der Herbst vergehen würde, ehe er ohne den Beistand österreichischer Truppen die Franzosen aus der Schweiz hinausgeschlagen hätte. Daß bei diesem Zeitverlust den französischen Heeren neue Kräfte wachsen, daß wieder, wie in dem nutzlos verzettelten Winter von 1793 auf 94, eine unerwartete Erhebung der französischen Nation erfolgen könnte: an eine solche Möglichkeit scheint dem geistreichen und starken Manne gar kein Gedanke gekommen zu sein.

Soll man eine solche Nichtbeachtung des ersten und letzten Bedürfnisses einfach als psychologisches Räthsel, als leidenschaftliche Verblendung auf sich beruhen lassen? Oder soll man annehmen, daß er damals die französische Macht bereits für völlig pulverisirt und zu jeder Herstellung unfähig erachtet habe? Schmeichelhaft für den österreichischen Staatsmann wäre weder die eine noch die andere Auffassung. Noch eine dritte Vermuthung bleibt möglich. Allerdings hat der Gang der Ereignisse, so viel wir wissen, ihn abgehalten, irgend einen Schritt zu

friedlicher Annäherung an Frankreich zu thun[1]): immer aber wäre denkbar, daß er das Directorium durch die erlittenen Niederlagen für so weit gedemüthigt und eingeschüchtert gehalten hätte, um binnen kurzer Frist die Erlangung der einst in Selz verschmähten Friedensbedingungen, d. h. die französische Zustimmung zu den italienischen Wünschen Oesterreichs, zu hoffen. Dann hätte ihm allerdings die Fortdauer der preußischen Neutralität nur erwünscht sein können, da Preußen durch dieselbe bei allen Parteien gleich mißliebig wurde und bei keiner auf wirksame Unterstützung für seine deutschen Ansprüche rechnen konnte. Dann hätte auch der Aufschub der großen Invasion nach Frankreich guten Sinn gehabt, da dieselbe möglicher Weise ein verstärktes Aufflammen des patriotischen und kriegerischen Sinnes bei der französischen Nation und somit eine Erschwerung des erhofften Friedensschlusses herbeiführen mochte. Daß aber für ihn selbst bei der Frage über Krieg und Frieden die Erwerbung italienischer Landschaften das ausschließlich entscheidende Moment bildete, dies hat sich uns bei der Rastadter und Selzer Unterhandlung urkundlich klar gestellt.

Wie dem auch sein möge, er beeilte sich, sobald er den beiden Gesandten den formidabeln und admirabeln Plan mitgetheilt hatte, die entsprechenden Benachrichtigungen und Befehle an den Erzherzog und bald nachher auch an Suworoff abgehen zu lassen. Wie wenig dabei die militärische Erwägung maßgebend gewesen, wie sehr ihm eine abweichende Auffassung des Erzherzogs wahrscheinlich war, zeigte sich auch in dem Umstande, daß er es dieses Mal nicht bei einer schriftlichen Instruction bewenden ließ, sondern zur Ueberbringung derselben einen seiner vertrautesten Verehrer, den jungen Grafen Dietrichstein, ausersah, welcher den Erzherzog mit allen mündlichen Erläuterungen versehen, ihn an dem strengen Sinne der Befehle festhalten und erst nach dem Beginne der Ausführung zurückkehren sollte. Das kaiserliche Handschreiben, vom 31. Juli, welches Dietrichstein mitgegeben wurde, bemerkte, daß nach den neuesten englisch-russischen Bestimmungen über den Krieg auf dem Festlande folgende Aenderungen des bisherigen Planes getroffen würden. Nach Uebereinkunft zwischen London und Petersburg sei die sich annähernde Armee Korssakoff's bestimmt worden, die österreichischen Truppen in der Schweiz abzulösen und dort die von

---

[1]) Die Wiener Acten geben für die damalige Vermuthung Paul's, daß Thugut durch spanische Vermittlung eine heimliche Anknüpfung mit Paris gesucht habe, keine Bestätigung.

diesen begonnenen Operationen fortzusetzen. England denke dieselbe mit Schweizern zu verstärken, Kaiser Paul wolle das Corps Derfelden dazustoßen lassen. Da die Ernährung solcher Truppenmassen in den ausgesogenen Landschaften der Schweiz und Schwabens unmöglich sei, auch der Kaiser die Reichslande völlig vom Feinde zu befreien und den englisch-russischen Angriff auf Holland zu unterstützen wünsche, so solle Carl ein Corps von 25,000 Oesterreichern und sämmtlichen Reichstruppen südlich vom Neckar aufstellen, mit 60,000 Mann aber von Mannheim stromabwärts auf dem linken Rheinufer operiren. Der Kaiser sei überzeugt, daß Carl diese Befehle gern ausführen werde; sollte der Erzherzog aber wider Vermuthen nicht glauben, dies auf sich nehmen zu können, so würde dies zwar die feste Bestimmung des Hauptplanes nicht ändern, und der Erzherzog hätte dennoch die geeigneten Vorkehrungen zur Ausführung alsogleich zu treffen, dem Kaiser aber ebenso schleunig die für seine Person gefundenen Anstände einzuberichten.

Die Meinung dieses Schreibens ging, wie es Thugut am 22. August dem Grafen Cobenzl meldete und der Kaiser selbst dem Erzherzog in einem spätern Briefe vom 11. September ganz ausdrücklich wiederholte, dahin, daß Carl's Truppen in der Schweiz durch Korssakoff's Armee abgelöst werden sollten, sobald die letztere durch die Schweizer im englischen Solde und durch Derfelden's Russen vervollständigt sei, also genau auf die Vollziehung der zwischen den drei Höfen geschlossenen Uebereinkunft. Leider aber war dieser Sinn nicht auf eine, jede andere Auffassung ausschließende Weise in dem Wortlaute des Briefes wiedergegeben. Es war möglich, aus den Zeilen desselben auch einen völlig verschiedenen Befehl herauszulesen, den nämlich, daß die Oesterreicher ihre Stellung in der Schweiz sofort der Armee Korssakoff's (welche künftig durch Derfelden und die Schweizer zu verstärken sei) überlassen sollten. Der Unterschied der beiden Auffassungen ist augenfällig, und die Zweideutigkeit der Redaction, welche denselben unentschieden ließ, sollte geradezu verhängnißvolle Folgen haben. Graf Dietrichstein, welcher, wie es scheint, darüber von Thugut keine weitere Aufklärung, wohl aber die allgemeine Vorschrift erhielt, mit großem Nachdruck auf die möglichste Beschleunigung der Ablösung, und damit auf thunlichst baldigen Abmarsch der Oesterreicher in das Reich zu wirken, Dietrichstein verließ Wien in der festen Meinung, daß der kaiserliche Wille auf sofortige Uebernahme aller österreichischen Positionen durch Korssakoff und folglich auf die Entfernung des ganzen österreichischen Heeres aus der Schweiz vor Suworoff's Ankunft gehe: eine Auffassung, welche den neuen

Abreden der drei Höfe schnurstracks zuwider lief und nichts Geringeres als die unbedingte Preisgebung der Schweiz und Korssakoff's an Massena's erdrückende Uebermacht zur Folge haben mußte.

Und damit ja nichts fehle, um das Unheil vollständig zu machen, geschah in denselben Tagen auf der russischen Seite genau dasselbe, was wir eben auf der österreichischen beobachtet haben. An den Feldmarschall Suworoff erging am 1. August ein kaiserliches Schreiben, welches ihm eine vorläufige Kunde von dem neuen Operationsplane gab und dazu bemerkte, Suworoff habe hiernach mit Kaiser Franz zwar im Briefwechsel zu bleiben und sich über die beiderseitigen Bewegungen auf dem Laufenden zu halten, für sich selbst aber stets und ausschließlich nach eignem Ermessen zu verfahren. Ebenso empfing Korssakoff die Weisung, sogleich nach seinem Einmarsch in die Schweiz mit Suworoff in Verbindung zu treten und nur von diesem, nicht aber vom Erzherzog Befehle anzunehmen. Dies war in vollem Maße das Gegenstück zu Dietrichstein's Aufträgen an Carl, das Aufheben jeder Gemeinschaft in der kriegerischen Thätigkeit. Es war von Paul's Seite wesentlich gemeint für die Bewegungen nach der neuen Aufstellung der Heere, nach der Vereinigung der Russen in der Schweiz, nach ihrer damit erzielten Abtrennung von den Oesterreichern. Aber der Wortlaut der Erlasse muß so gestanden haben, daß die beiden russischen Generale sich sofort berechtigt und verpflichtet fanden, auf keinen ihnen mißliebigen Befehl des Kaisers Franz oder des Erzherzogs weiter Rücksicht zu nehmen. Wir werden sehn, wie gerade hierdurch die verderblichen Folgen der Sendung Dietrichstein's zur vollen Entwicklung gelangten: beide Theile hatten gewetteifert, das Holz zu dem Scheiterhaufen zu tragen, in dessen Brand die Coalition zu Grunde gehen sollte.

Diese tragischen Mißverständnisse erhoben sich nun zwischen den Verbündeten in einem Augenblicke, in welchem eine neue innere Convulsion ganz Frankreich in Zuckungen versetzte, und einen Jeden, der sehn wollte, erkennen ließ, daß bei allem Verfalle der Directorialregierung die kriegerische Kraft des französischen Volkes noch nicht erloschen war.

Fünftes Capitel.

Der dreißigste Prairial.

Der innere Zustand der französischen Republik hatte seit dem Staatsstreiche des 22. Floreal beinahe ein Jahr hindurch sich wenig verändert. Wie wir bemerkt haben befand sich das Directorium in derselben Lage, wie der Convent in seiner letzten Lebenszeit: keine Partei im Lande liebte oder ehrte diese Regierung, aber Rewbell und Genossen besaßen einmal die Macht, und in der allgemeinen Erschlaffung fand kein Mensch sich berufen, durch kräftigen Widerstand die Gefahr der Verbannung nach Sinamari auf sich zu nehmen. So lebte das Directorium weiter von Tag zu Tag, gefürchtet, so lange seine Heere jenseit der Grenzen siegreich blieben, gehaßt, weil es die Wünsche aller Parteien gekreuzt hatte, mißachtet, weil es weder Fähigkeit noch Eifer zur Befriedigung der elementarsten Bedürfnisse des Landes zeigte. Wir sahn [1]), wie in der Volksvertretung hier und da oppositionelle Regungen verschiedener Art sich fühlbar machten, jedoch ging das Jahr 1798 zu Ende, ohne daß dieselbe feste Gestalt gewonnen oder einen offenen Angriff gegen das Uebergewicht des Directoriums gewagt hätten. Kein geistiger Antrieb belebte mehr die große Republik; immermehr ging die Staatsmaschine nach dem Gesetz der Trägheit ihren schlaffen Gang weiter.

Allerdings, mit jedem Tage wurden die Schritte kleiner, matter, mühsamer. Noch das geringste Uebel war es, daß die Royalisten, seit dem 18. Fructidor von der offenen Bühne politischen Handelns verdrängt, wieder im Süden und Westen des Reiches zu den alten Waffen

---

[1]) Oben, S. 215, 216.

der Chouannerie griffen, die Straßen und den Postenlauf unsicher machten, die Staatscassen plünderten, die Käufer der Nationalgüter ermordeten. Es war ein Armuthszeugniß für die Regierung, daß sie solche Ausschreitungen nicht zu hindern vermochte, aber es gab schlimmere, das Gesammtleben des Reiches bedrohende Krankheitssymptome. Das Directorium war nicht im Stande, die Organe der Landesverwaltung in fester Wirksamkeit zu erhalten; es war noch viel weniger in der Lage, die Ordnung im Staatshaushalte herzustellen. Wir kennen die regellose Art, womit die Directoren selbst die centrale Leitung der Geschäfte betrieben; im Lande war dann die Verwaltung der Departements und der Gemeinden in die Hand gewählter Collegien gelegt, die zwar zur Befolgung der ministeriellen Anordnungen verpflichtet und ein jedes von einem Regierungscommissar beaufsichtigt waren, aber entfernt nicht einer geregelten Disciplin unterstanden, wie sie für die Bedürfnisse eines großen Staats und vollends nach den Umwälzungen der Schreckenszeit unerläßlich gewesen wäre. Dazu kam, daß eine Menge dieser Aemter nach dem 18. Fructidor wieder in den Besitz unwissender und roher Jacobiner gekommen war. Manche derselben hatte die Regierung nach ihrer letzten politischen Wendung freilich wieder entfernt, hatte es aber doch nicht gewagt, dem gebildeten Bürgerthum vollständige Wahlfreiheit zu lassen und der jacobinischen Genossenschaft entschieden den Rücken zu kehren. So hat denn wohl zu keiner Zeit das französische Beamtenthum auf so niedriger Stufe gestanden und so Geringes geleistet, wie in dieser Zeit. François von Neufchateau, damals Minister des Innern, war in Verzweiflung. Er war ein wohlgesinnter Mann, früher ein Literat von flüssiger Feder, der jetzt allwöchentlich große Rundschreiben an die Departements verfaßte, ganze Bücher voll von patriotischen und immer nutzlosen Ermahnungen zu Ehrgeiz, Pflichttreue und Thätigkeit. Da hat er schon vor einem Jahre über den trostlosen Zustand der Canäle und Stromufer Bericht erfordert, aber von 93 Departements haben ihn bisher nur zehn erstattet. Da hat ein mehrere Male wiederholtes Gesetz die Erhebung eines Wegegeldes auf den Landstraßen angeordnet; der Minister hat seit Juli 1798 sieben Rundschreiben darüber erlassen, aber von fünfzehn Departements fehlt noch im Frühling 1799 jede Sylbe einer Antwort, und erst in einem einzigen, dem der Hauptstadt, ist die Einrichtung wirklich gemacht. Ein anderes Rundschreiben wiederholt die Klagen über die aller Orten bemerkbare Nachlässigkeit und Trägheit der Behörden bei der Recrutirung; die Auswahl der Leute wird mit

völliger Willkür vorgenommen, dafür aber nicht die geringste Vorkehrung gegen das Ausreißen der Einsteller getroffen. Dann beschwert sich der Minister, daß in der Mitte des Finanzjahres sechs Departements ihre Rechnung über das verflossene Jahr noch gar nicht abgelegt, die große Mehrzahl der übrigen aber nur unvollständige und durchaus unbrauchbare Etats eingesandt haben. Es war das kein Wunder, denn es war ein sehr beliebter Brauch dieser Localverwaltungen, möglichst ansehnliche Summen der in ihrem Bezirke erhobenen Staatseinnahmen für ihre Communalbedürfnisse zu verwenden, worauf dann ebenso häufig die Steuerbehörden des Staates kein Bedenken trugen, die Staatscasse durch beliebige Theile der Communalzuschläge nach Kräften schadlos zu halten. Und was noch verderblicher war: die erste Grundlage aller Steuererhebung, die Steuerrollen, deren Anfertigung eben jenen gewählten Collegien oblag, waren in vielen Departements für das Jahr 1797 noch nicht fertig, fehlten in der Mehrzahl derselben für 1798, und waren für 1799 noch nirgendwo begonnen, so daß beinahe die Hälfte der veranschlagten Staatseinnahmen geradezu in das Bodenlose gestellt war. Die Unerträglichkeit eines solchen Zustandes hatte denn das Jahr zuvor zu dem Vorschlag einer Generalagentur der directen Steuern geführt; die Fünfhundert hatten die Einrichtung genehmigt, schließlich aber der Rath der Alten dieselbe verworfen. Man hatte dann den Regierungscommissaren bei den Municipalitäten die Sorge für die Steuerrollen als Nebenamt übertragen, dafür mehr als 4 Millionen als Remuneration bezahlt, und endlich nur jenen so ganz kläglichen Erfolg erzielt.[1])

So stand es demnach mit der Landesverwaltung unter dem Directorium, und leicht wird man jetzt die Rückwirkung dieser Verhältnisse auf die Finanzlage des Staates ermessen. Bei dem größten Wohlstande des Volkes wäre unter einer Verwaltung solcher Art ein geordneter Staatshaushalt undenkbar geworden: wie viel ärger mußte hier die Verwirrung um sich greifen, wo durch zehnjährige Revolutionsstürme der nationale Reichthum erschöpft und die öffentliche Moral erschlafft war. Seit dem 18. Fructidor galt officiell das Deficit für abgeschafft, und der Staatsbedarf, 600 bis 616 Millionen im ordentlichen Budget, durch die verfügten Steuern für gedeckt. Davon waren 240 auf die Grund- und Personalsteuer gerechnet, von denen, theils wegen der Verarmung der Grundbesitzer, theils wegen der oben angegebenen

[1]) Gaudin's Bericht, Moniteur 15. November.

Mängel der Erhebung, nur ein geringer Betrag langsam und mühselig aufgebracht wurde. Die Douanen lieferten bei der Stockung des innern und der Vernichtung des auswärtigen Handels ungefähr nichts, Enregistrement und Stempel blieben bei dem Darniederliegen aller Geschäfte weit hinter dem Anschlage zurück, genug, am Ende des Finanzjahres, September 1798, hatte man an baaren Werthen nicht 600, sondern 385 Millionen eingenommen. Der offene Bankerott wäre die Folge gewesen, wenn nicht die Kriegsbeute in Rom und Neapel, die Contribution in Cisalpinien, die Erpressungen in der Schweiz einige hundert Millionen dem Schatze zugeführt hätten. Auch dann verbrauchte man noch weitere 80 Millionen aus den rückständigen Einnahmen des Vorjahres 1797, ohne Rücksicht darauf, daß der Staat aus dieser Zeit 114 Millionen schuldig geblieben war, und schleppte nach alledem noch einen unbezahlten Ausgabenrückstand von 59 Millionen in das kommende Finanzjahr hinüber.

Bei einem solchen Stande der Einnahmen war es gewiß, daß der Staat niemals für die fälligen Ausgaben bereite Gelder besaß. Man half sich wie man konnte: statt des baaren Geldes gab man Schuldscheine. Die Inhaber der Staatspapiere, der Renten des großen Buchs, empfingen ihre Zinsen in Scheinen, die bei der Steuerzahlung zum Nennwerth angenommen wurden. Die Truppen, denen man keinen Sold zu zahlen vermochte, lebten wie in Feindesland von Naturalrequisitionen, für deren Werth sie Quittungen zu gleichem Gebrauche ausstellten. Die Lieferanten empfingen statt baarer Zahlung Anweisungen auf die Holzschläge in den nationalen Forsten oder auf den Ertrag bestimmter Domänenverkäufe. Andern Contrahenten gab man sogenannte Delegationen, d. h. Anweisungen auf das Steuereinkommen einzelner Cassen; und so gering war das Vertrauen auf die Rechtschaffenheit der Regierung, daß sie zur Unterbringung dieser Scheine den Empfängern gestatten mußte, eigne Agenten bei den bezeichneten Cassen zu halten, welche sofort die Hand auf die eingehenden Steuern legten. Es versteht sich, daß bei solchen Verhältnissen die Lieferanten die doppelten und dreifachen Preise des wirklichen Werthes für ihre Leistungen ansetzten und oft genug sich das Holz aus den Forsten holten, dann jedoch ohne irgend eine Leistung verschwanden. Die regelmäßige Folge aber dieser Papieremissionen war es, daß die Empfänger, um möglichst bald zu baarem Gelde zu kommen, ihre Scheine an der Börse mit einem Verluste von 40 bis 50 Procent discontirten und damit den Staatscredit auf das Aergste bloßstellten. Am Ende des

Jahres ergab sich dann mit unausbleiblicher Gewißheit, daß mehr als die Hälfte der eingekommenen Steuern in solchen Zetteln, also in todten, längst vorweg verbrauchten Werthen, entrichtet worden war.

Was bedarf es weiter, um die Bodenlosigkeit dieser Finanzwirthschaft klar zu stellen? Von Monat zu Monat versank man tiefer in den Sumpf, dessen trübes Gewässer in kurzer Frist über Lippen und Haupt zusammenzuschlagen drohte. Für das neue Finanzjahr (bis 23. September 1799) war ein Budget entworfen und nach allen Regeln der Kunst in's Gleichgewicht gesetzt; man hatte eine Anzahl neuer Steuern oder Steuererhöhungen beantragt; Jedermann wußte, daß diese Zahlen beschriebene Papierfetzen und nichts Anderes waren, und so kam es binnen wenigen Monaten vor, daß man ohne Bedenken einzelne jener Steuern verdoppelte, verfünffachte, ja auf den zehn- und zwanzigfachen Betrag heraufsetzte, wenn die Räthe es gelegentlich für politisch erachteten, im Augenblick großen Eifer für die Erhöhung der Finanzkraft des Staates zu zeigen. Sonst hatte es keinen Zweck, da es sich ja von selbst verstand, daß der zwanzigfache Betrag ausbleiben würde, wo der einfache unerreichbar war.

Allerdings, auch umgekehrte Fälle kamen vor, Conjuncturen, wo die Räthe oder einzelne Parteien derselben es für klug hielten, die bereits vorhandene Stärke der Republik zu rühmen, das Deficit ganz zu leugnen oder doch auf einen höchst geringfügigen Betrag hinunter zu rechnen und deshalb dem hungernden Directorium jede neue Steuer zu versagen. So geschah es, als Ende Januar 1799 die Regierung sich einmal in besonders pressender Klemme befand und sich deshalb entschloß, auf einen früher abgelehnten Antrag, die Einführung einer Salzsteuer, zurückzukommen. Um die Bedeutung des Schrittes zu würdigen, muß man sich erinnern, mit welcher Wuth im Jahre 1789 das Volk gegen die Gabelle losgebrochen war, mit welcher Ueberzeugung damals, halb nach physiokratischer, halb nach demokratischer Doctrin, die Nationalversammlung den Staatshaushalt beinahe vollständig auf die directen Abgaben und vornehmlich auf die Grundsteuer gestellt hatte, wie mithin selbst nach dem 18. Fructidor der aufgetauchte Vorschlag einer Salzsteuer unausgeführt blieb, und ein darauf gerichteter Antrag im Herbste 1798 zurückgewiesen wurde. Jetzt aber, wie gesagt, war die Noth gerade besonders pressend; die neuen, im letzten Sommer beschlossenen Steuern brachten nichts ein, und einige Capitalisten boten der Regierung ein stattliches Darlehn, wenn dasselbe auf eine weitere, sicher einträgliche Abgabe wie die Salzsteuer, radicirt werden könnte.

Als demnach der Abgeordnete Malès, ein Mann von gemäßigtem Sinne und tüchtigen finanziellen Kenntnissen, dem Rathe der Fünfhundert den Vorschlag unterbreitete, eine Salzsteuer von fünf Centimen auf das Pfund zu legen, und dieselbe bei der Gewinnung des Salzes, mithin ohne Belästigung des Handels wie einst bei der Gabelle, zu erheben, war die Aufregung in der Versammlung groß. Der Zorn der Demokraten brach heftig hervor. Es wäre eine höchst unpolitische Steuer, rief Bezin; wir wollen keine Gabelle; fehlt es dem Staate an Hülfsmitteln, so mögen die Reichen zahlen. Bertrand (aus Calvados) berief sich auf Rousseau's Wort, daß bei dieser Steuer Derjenige das Meiste zahle, welcher das Wenigste habe; er entwickelte, daß der Arme ebensoviel, ja noch mehr Salz verbrauche, als der Reiche, der daneben andere Gewürze verwende, daß mithin das gerade Gegentheil einer gerechten Vertheilung der Steuerlast hier eintrete. Gegenüber der reactionären Finanzkunst, welche in schreiendem Contraste zu den Grundsätzen der demokratischen Gleichheit den Reichen auf Kosten des Armen begünstigen wolle, beeilte er sich, auf die ungeheuren Hülfsquellen hinzuweisen, welche die energische Fortsetzung der revolutionären Finanzpolitik darbiete, Rücknahme der Güter der sogenannten Engagisten (einer gewissen Art von Erbpächtern öffentlicher Domänen; er wußte oder bedachte nicht, daß diese Leute fast alle emigrirt und ihre Güter schon deshalb längst confiscirt und verkauft waren), sodann die endliche strenge Durchführung der sogenannten Vorerbfolge der Nation, d. h. die Einziehung der voraussichtlichen Erbportionen der Ausgewanderten, endlich die Vernichtung aller Privatverträge, die ohne amtliche Eintragung, mithin ohne Erlegung der für diese vorgeschriebenen Gebühren verabredet worden. Es war den Rednern der gemäßigten Partei nicht schwer, die Gehässigkeit und Nutzlosigkeit dieser Vorschläge darzuthun: je mehr Güter in Beschlag gelegt und auf den Markt gebracht wurden, desto tiefer sank der Kaufpreis, desto mehr stieg die allgemeine Entwerthung des Ackers, desto ärger wurde durch die stete Erneuerung des Raubes die allgemeine Creditlosigkeit. Was auf der andern Seite die Salzsteuer betraf, so betonte Beranger die Geringfügigkeit des Betrages, 66 Centimen im Jahre, der auf den Einzelnen falle, in unendlich kleinen Theilchen zur Entrichtung komme, im Haushalt auch des ärmsten Bürgers kaum bemerkt werde. Er entwickelte den allgemeinen Grundsatz, daß das Gedeihen der Nation auf einem Ueberschusse der Gütererzeugung über den Güterverbrauch beruhe, das Steuersystem also das beste sei, welches die Erzeugung am wenigsten störe, zur Zeit aber in Frankreich das

erdrückende Uebergewicht der directen Steuer die erste Quelle aller Erzeugung, den Ackerbau, vollständig zerrütte. Hier müsse Abhülfe geschafft werden, was nur durch eine einträgliche Consumtionssteuer möglich sei. Werde durch dieselbe, was er bestreite, dem Arbeiter das Leben wirklich vertheuert, so werde sofort eine Erhöhung des Arbeitslohnes und somit eine Abwälzung der Last auf die Wohlhabenden stattfinden.

Beweis gegen Beweis gehalten, schlug ohne irgend einen Zweifel der Antrag Malès' das demokratische System aus dem Felde. In diesem Augenblicke aber kam die Parteipolitik den unterliegenden Jacobinern zu Hülfe. Der Antrag Malès' bot der tiefen Verlegenheit des Directoriums eine breite Stütze; es gab aber, wie wir wissen, innerhalb der gemäßigten Partei selbst eine Gruppe, von kleinerem Umfang bei den Fünfhundert, von größerem bei den Alten, welche die zeitigen Träger der Regierung verachtete und deshalb jetzt zu dem Entschlusse kam, ihr auch dieses Mal die neue Hülfsquelle zu versagen. Als ihr Redner erschien am 2. Februar Lucien Bonaparte. Zunächst tummelte auch er wieder das demokratische Paradepferd, die ungerechte Belastung der Armen; dann aber bestritt er in festgeschlossener Erörterung, wenn nicht die Existenz, so doch die Erheblichkeit des Deficits, und demnach die Nothwendigkeit irgend einer neuen Steuer. Dieselbe Finanzcommission, als deren Organ jetzt Malès die Salzsteuer begehrte, hatte vor einiger Zeit aus anderen politischen Gründen die Unerschöpflichkeit des nationalen Reichthums gepriesen und eine zu diesem Zweck gemodelte Zahlengruppirung geliefert. Diese Angaben griff Bonaparte jetzt heraus und bewirkte damit einen großen Eindruck auf die Versammlung. Indessen warf sich ihm der hervorragendste Finanzmann des Hauses, Creuzé-Latouche, dieses Mal mit schlagenden Gegengründen in den Weg. Wenn sich Bonaparte, rief er, auf den früheren Commissionsbericht beruft, so hatte man damals auf Erträge der bestehenden Steuern gerechnet, die seitdem um 30 Millionen hinter dem Anschlag zurückgeblieben sind; wenn er den Grundsatz der Gleichheit gegen die indirecte Steuer in das Feld führt, so muß sich die Gleichheit in der Gesammtheit der Abgaben bekunden, von denen die eine den Armen, die andere den Reichen stärker belastet; wenn er jede Steuer auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse verabscheut, so müßte er die Thür- und Fenstersteuer, die Grenzzölle und vor Allem die Grundsteuer abschaffen. Da nun das Directorium in diesem Augenblicke amtlich anzeigte, daß das abgelaufene Quartal einen Ausfall in den Einnahmen von beinahe 44, und jede Decade des eben begonnenen einen solchen von 4 Millionen ergeben

habe, so erfolgte endlich nach langen Erörterungen und tumultuarischen Ausbrüchen am 6. Februar die Annahme des Antrags Malès' mit 206 gegen 160 Stimmen. Aber die Freude des Directoriums über diesen Erfolg sollte nicht lange dauern. Im Rathe der Alten war die constitutionelle Opposition, wie Lucien Bonaparte's Freunde seitdem sich nannten, stärker als bei den Fünfhundert; fünf Tage lang wurde bei ihnen über die Resolution gestritten, und endlich am 23. Februar mit 104 gegen 84 Stimmen die Ablehnung beschlossen. Die Hoffnung der Directoren auf das schöne Anlehn ging in Rauch auf.

Die Krisis der inneren und der äußeren Politik traf in diesem Augenblicke zusammen. Es waren die Tage, in welchen die dem Wiener Hofe gesetzte Frist ohne befriedigende Erklärungen Thugut's ablief: man hatte sich zu entschließen, ob man aus der Drohung Ernst machen und den Krieg beginnen, oder ob man zu versöhnlicher Haltung einlenken und durch kleine Gewährungen an Pitt und Thugut einen immer höchst vortheilhaften Frieden erlangen wollte. Im Innern standen die Wahlen des neuen Drittels bevor; aus den letzten Verhandlungen hatte sich eine fest verbündete und ihrer Gelegenheit wartende Opposition herausgebildet; die Finanznoth der Regierung war ärger als jemals. Man hätte ihr abhelfen können, wenn man sich ehrlich mit den Mächten versöhnt, das Heer auf den Friedensfuß gesetzt und durch diese entscheidende Ersparniß sich den Weg zu einem geordneten Staatshaushalte nach Creuzé-Latouche's Anschauungen eröffnet hätte. Aber kein Wort liegt vor, nach welchem auch nur die leiseste Regung eines solchen Gedankens die Directoren berührt hätte. Sie blieben auf den alten Wegen. Wenn Frankreich kein Geld mehr hat, seine Beherrscher und seine Soldaten zu ernähren, so muß die Kriegsbeute aus den besiegten Nachbarländern die Leere des Schatzes füllen. Unmittelbar nach dem Beschlusse des Rathes der Alten erhielten Jourdan und Scherer den Befehl, mit ihren zerlumpten und hungernden Brigaden Süddeutschland, Graubünden und Venetien zu überschwemmen. Blieb das Directorium draußen siegreich, so mochten drinnen die Jacobiner wüthen, die Constitutionellen grollen: seit dem 18. Fructidor wußte das Directorium, wie man unzufriedene Parlamentarier und Clubisten zu bändigen hatte.

Eine Weile schien Alles vortrefflich zu gehen. Bald genug kamen Massena's Siegesberichte aus Graubünden; das Manifest des Directoriums gegen Oesterreich wurde am 13. März von den Räthen günstig aufgenommen, und so fand die Regierung es angemessen, am 14. die Wahlcampagne durch ein Rundschreiben an die Departements zu

eröffnen, worin dem Aerger über den jacobinischen Widerstand gegen die Salzsteuer voller Ausdruck gegeben war. Der Minister François sandte allen Behörden die Losung: keine Anarchie mehr, keine Diebe als Beamte, keine Verbrecher als Machthaber; Frankreich will keine neue Schreckenszeit, kein neues Maximum. Wer dies schrieb, mußte sich einer entschiedenen Ueberlegenheit über die Räthe sicher halten: denn wenigstens bei den Fünfhundert war der Sturz der Salzsteuer durchaus den Jacobinern zu Gute gekommen, welche bereits einen schüchternen, wenn auch im Augenblicke erfolglosen Versuch machten, durch ausdrückliches Gesetz alle Scissionen bei den Wahlen zu verbieten und damit der Regierung die Waffe des 22. Floreal zu entwinden. Wie stark dort die Strömung nach links ging, zeigte sich, indem zur Deckung des jetzt wieder eingestandenen Deficits die Finanzcommission selbst sich die Anträge Bertrand's aneignete, und der Rath die bisher übersehenen Güter der protestantischen Kirchen, angeblich 100 Millionen, für Nationalbesitz erklärte. Als nun die Urwahlen begannen, kam es sogleich zu Plänkeleien zwischen Volksvertretung und Regierung. Wiederholt wurden die unberechtigten Eingriffe der Directorialcommissare in die freie Bewegung der Wähler mit Nachdruck gerügt; die Fünfhundert beschlossen eine beschwerende Botschaft darüber an das Directorium und noch einmal antwortete dieses sehr stolz, daß es den übergroßen Eifer dieser Beamten mißbillige, ihre Gesinnung aber lobe, da noch immer das unnatürliche Bündniß der Royalisten und Anarchisten die Republik bedrohe. Dann änderte sich aber das Verhältniß von Grund aus. Es kamen die Nachrichten von Jourdan's Kämpfen bei Ostrach und Stockach, jedes Mal eine Siegespost, wobei es nur verwunderlich blieb, daß das Hauptquartier nach jedem Siege rückwärts und zuletzt an den Rhein verlegt wurde. In gleicher Weise hatte Scherer bei Magnano die Oesterreicher zertrümmert, war dann hinter die Adda geflüchtet und hatte von dort seine Entlassung eingereicht. Mit jedem dieser Schläge sank das Ansehen der Regierung bei den Räthen. Wohl bewilligten sie Maßregeln zur Vervollständigung der Recrutirung, aber selbst bei diesem Anlasse ging es nicht ohne wüthende Angriffe auf François' Wahlmanifest ab, und Bertrand donnerte gleich nachher über die Unordnung, Vergeudung und Gewissenlosigkeit der Finanzverwaltung, und Genissieux führte aus, daß bei Ergreifung der richtigen und wahrhaft revolutionären Maßregeln das Deficit sich in Ueberschuß verwandeln werde. So sah das Directorium das Wetterleuchten auf allen Seiten des Horizonts und mochte im Herzen dem Himmel danken, als Ende April der Rastadter

Gesandtenmord ihm Gelegenheit gab, die innere Zwietracht noch einmal durch einen großen Ausbruch nationaler Entrüstung zu übertäuben. Nichts ist gewisser, als daß bei der tiefen Abspannung der Gemüther es der großen Masse des Volkes vollkommen gleichgültig war, ob die Oesterreicher zwei oder drei Jacobiner niedergemacht hatten. Desto brausender dröhnte der Ruf nach Rache in den Botschaften des Directoriums und hallte donnernd wieder von den Rednerbühnen der Räthe. Dabei behielt man den praktischen Zweck des Lärmens fest im Auge. Oesterreich, schrieb das Directorium, hofft auf unsere Finanznoth und auf unsere Uneinigkeit: also, was wir bedürfen, ist Geld und Eintracht. Geben wir, rief Bailleul, der Regierung, was zur Rache nöthig ist; nöthig sind Männer, nöthig ist Geld. In der That, der Gedanke einer außerordentlichen Kriegs- und nationalen Rachesteuer fand Anklang, und die Finanzcommission wurde am 6. Mai mit einem Berichte darüber beauftragt.

Unterdessen aber hatten sich Ereignisse anderer Art vollzogen, welche der sinkenden Macht des Directoriums den letzten Stoß zu geben geeignet waren. Die Wahlen zum neuen Drittel waren vollendet, und es zeigte sich eine vollständige Niederlage der Regierung. Der Wahlkampf hatte sich wieder wie im vorigen Jahre allein zwischen der directorialen und der jacobinischen Partei vollzogen, da alle andern Fractionen in der seit Fructidor herrschenden Muthlosigkeit sich durchgängig ferne hielten. Nun war allerdings auch jetzt eine große Anzahl von Scissionen vorgekommen, aber meistens hatten in der ursprünglichen, gesetzlichen Versammlung die Jacobiner die Mehrheit gehabt, und die verbündeten Constitutionellen und Demokraten der Räthe waren fest entschlossen, den Unfug der Scissionen in keinem Falle mehr zu dulden, sondern unerbittlich die Wahlen der ursprünglichen Versammlung ohne jede Rücksicht auf die Scission zu bestätigen. Damit sah sich fortan das Directorium einer durch und durch feindseligen Majorität gegenüber, ganz so wie im Sommer 1797, nur daß bei den Fünfhundert das Uebergewicht damals auf der rechten Seite lag, jetzt aber auf die linke kam. Damit nicht genug. Bei der am 11. Mai stattfindenden Erneuerung des Directoriums wurde das ausschließende Loos von Rewbell gezogen, ohne Frage dem kräftigsten und muthigsten Mitgliede der bedrohten Behörde. Für seine Ersetzung hatten die Fünfhundert bekanntlich eine Liste von zehn Candidaten zu bilden und dann die Alten einen dieser Candidaten in das Directorium zu berufen. Noch war das neue Drittel nicht eingetreten; die Parteien des Directoriums,

der Constitutionellen und der Jacobiner standen sich in ziemlich gleicher Stärke gegenüber, und es bedurfte drei Wahlgänge, bis die Liste der Zehn vollständig gebildet war. Alle Schattirungen waren in derselben vertreten; die Fractionen hatten sich gegenseitig Zugeständnisse machen müssen, um überhaupt ein Resultat zu erzielen. Die Entscheidung stand jetzt bei dem Rathe der Alten, und dieser gab sie durch die Wahl des Abbé Sieyès, des Mannes, der 1789 für den tiefsten politischen Kopf in Frankreich gegolten, 1792 die Gironde zur Zeit ihrer Offensivpolitik berathen, 1793 für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt, 1795 als Führer der Independenten die Forderung der natürlichen Grenzen entschieden hatte. Der demokratischen Revolution im Ganzen also hatte er Bürgschaft gegeben wie nur irgend ein Mensch: wie aber stand er zu den damaligen Parteien? Im Jahre 1795 hatte er so scharf wie möglich mit den Jacobinern gebrochen, aber er hatte auch, wie wir wissen, der neuen Verfassung verächtlich den Rücken gewandt, ihren Urhebern und Anhängern, also der Mehrheit des Conventes, das politische Verständniß abgesprochen, den Eintritt in das Directorium abgelehnt und sich aus den innern Kämpfen auf den Botschafterposten in Berlin zurückgezogen. In Frankreich liebte man mit einer gewissen nationalen Genugthuung zu sagen, daß sein würdiges und geistvolles Auftreten Preußens Fernbleiben von der Coalition bewirkt habe, eine Meinung, deren völlige Grundlosigkeit uns bekannt ist[1]), welche damals aber in Paris dem Ansehen des schweigenden großen Denkers eine erhebliche Verstärkung gab. Wer nun die selbstbewußte, zähe und eigensinnige Art des Mannes kannte, war nach dessen früherem Auftreten sofort zu dem Schlusse genöthigt, daß nur deshalb der Rath der Alten ihn berufe und er in das Directorium eintrete, um seiner jetzt durch die Erfahrung bestätigten Ansicht von der Unbrauchbarkeit der Verfassung Raum zu schaffen und eine gründliche Umarbeitung derselben vorzunehmen, welche dann sicher nicht im Sinne der Jacobiner ausfallen würde. Wie sich versteht, hütete sich einstweilen ein Jeder, solche mißliche Dinge auszusprechen, und einstweilen blieb es bei der allgemeinen Hoffnung, daß durch den Eintritt dieses mächtigen Geistes die Regierung größere Fähigkeit und bessere Erfolge als bisher gewinnen würde. Für die bisherigen Directoren freilich, die sein geringschätziges Urtheil über sie kannten, war er an Rewbell's Stelle ein sehr bedenklicher Ersatz.

---

[1]) S. o. Seite 245.

Unterdessen hatte die Finanzcommission der Fünfhundert ihre Berathung über die Hülfsquellen für den Rachekrieg beendigt und ihr Bericht stand für den 16. Mai auf der Tagesordnung. Ein Vorspiel am 15. zeigte den Directoren wiederum, welcher Geist die Räthe bereits beherrschte. Der Rath der Alten bestätigte nach kurzer Verhandlung einen Beschluß der Fünfhundert, welcher die Wahlen des Departements Ober=Vienne, obgleich die Mehrheit der Wahlmänner Scission gemacht hatte, als gültig anerkannte, nach der Erwägung, daß für die Dissidenten kein ausreichender Grund zu dem Verlassen des gesetzlichen Wahllocals vorhanden gewesen. Der Beschluß war gerade in diesem Falle von besonderer Wichtigkeit, weil er unter Andern den General Jourdan in den Rath einführte, dessen Erbitterung gegen das Directorium seit seinen schwäbischen Niederlagen grenzenlos und dessen militärische Stellung der Opposition bei etwaigen Gewaltthätigkeiten von höchster Bedeutung war.

Am 16. Mai nahm dann für die Finanzcommission zunächst Genissieux das Wort. Damals war, wie wir uns erinnern, die Niederlage bei Cassano erlitten, Mailand und Tortona verloren, Moreau in vollem Rückzug über den Apennin; weit und breit im Lande kochte der Zorn über diese schmählichen Verluste, im Süden geschärft durch die näher rückende Gefahr einer russischen Invasion; überall schürten die Jacobiner das Feuer und ließen grimmige Adressen an die Räthe über die Elendigkeit der Regierung verbreiten. In demselben Tone redete Genissieux. Zunächst trat er einem neuerlichen Berichte des Finanzministers Ramel entgegen, in welchem das Jahresdeficit auf 67 Millionen geschätzt [1]) und die Räthe dringend zur endlichen Bewilligung ausreichender Mittel aufgefordert waren; die Räthe, erklärte Genissieux, dürften und müßten die hier angedeutete Verläumdung zurückweisen; sie hätten eine solche Masse von Crediten und Steuern bewilligt, daß es nicht schwierig sein könne, ein jedenfalls sehr zweifelhaftes Deficit damit zu decken. Wenn jetzt, in Folge ganz außerordentlicher Ereignisse, neue Hülfsquellen nöthig seien, so könnten sie keinen andern Zweck haben, als den plötzlich hereingebrochenen Kriegsbedürfnissen zu begegnen, und vor Allem den ganz unglaublichen Lieferungscontracten und der grenzen=

---

[1]) Ramel gab an, daß in dem ersten Halbjahr die Einnahmen um 100 Mill. hinter den Ausgaben zurückgeblieben seien, wodurch also ein Jahres=Deficit von 200 Mill. die richtige Folgerung gewesen wäre, setzte dann aber, ohne sachlichen Grund, zu eigenem Troste hinzu, das zweite Semester werde hoffentlich einer Ueberschuß von 33 Mill. abwerfen.

losen Unordnung in der Verwaltung Scherer's abzuhelfen, der sich früher als Kriegsminister ebenso verderblich wie jetzt als Feldherr erwiesen habe. Der Angriff konnte nicht unverhüllter, nicht schneidiger und nicht giftiger erfolgen. Ob der Finanzminister die Wahrheit spricht, wir wissen es noch nicht; redet er wahr, so hat nicht der Mangel an Einnahmen, sondern nur die Nichtsnutzigkeit des Kriegsministers den Staat ruinirt: das war die klare Summe der schweren Erörterung. In jedem Falle, schloß Genissieux, muß den greuelvollen Unterschleifen und Vergeudungen ein Ende gemacht werden, wenn auch, wie wir annehmen, das Deficit nicht 67, sondern nur 5 oder höchstens 15 Millionen beträgt, also, wenn es überhaupt existirt, nicht viel sagen will.

War dies wirklich die Herzensmeinung der Commission, so mußte sich als Consequenz die Ablehnung jeder neuen Steuer und ein peinlicher Proceß gegen Scherer ergeben. Allein von dem letztern war zunächst keine Rede, wohl aber brachte Berlier im Hinblick auf den Rachekrieg den Antrag, eine lange Reihe der bestehenden Steuern um zehn Procent zu erhöhen, so bekannt es auch war, daß der bisherige niedrigere Satz in keinem der revolutionären Finanzjahre sich hatte erschwingen lassen. Zugleich ging eine Botschaft an das Directorium, um nähere Mittheilungen über Scherer's Verwaltung und die Entblößung der Heere beim Beginn des Krieges zu begehren. Ueber Berlier's Antrag wurde dann mehrere Tage verhandelt, während unaufhörlich die zornglühenden Adressen von Grenoble, Chambery, Puy-de-Dome den Strom der Anklagen weiter anschwellten. Das Deficit, rief am 19. Mai Lucien Bonaparte, ist entstanden, nicht weil die Räthe versäumt hätten, die Einnahmen auf die Höhe der Ausgaben zu bringen, sondern weil die Mißgriffe der Regierung die Ausgaben über die Höhe der Einnahmen gesteigert haben; das Deficit besteht thatsächlich, aber im Widerspruch mit dem Gesetz. Nachdem am 21. das neue Drittel eingetreten, wurden bis zum 24. die einzelnen Steuererhöhungen durchberathen und beschlossen und am 26. Alles von dem Rathe der Alten bestätigt. Wer draußen stand, mochte denken, daß die Volksvertreter, trotz alles Tadels im Einzelnen, schließlich doch fest zu der Regierung hielten, der sie mit breiter Freigebigkeit so zahlreiche Millionen bewilligten.

Das Directorium freilich wußte besser wie es stand, wußte, daß Berlier's Steuergesetz nur ein unfruchtbares Wortgepränge und die ernste Wirklichkeit der Lage lediglich in Genissieux' und Bonaparte's drohenden Angriffsreden ausgesprochen war. Die Directoren entschlossen sich, den Handschuh aufzunehmen. Am 29. Mai erließ der

Finanzminister Ramel ein offenes Schreiben an Genissieux, worin jede Zurückhaltung weggeworfen und der letzte Schleier zerrissen war. Wie, fragte der Minister, ihr leugnet das Deficit, und meint, neue Steuern nur zur Bedeckung der vorgekommenen Unterschleife zu bedürfen? Ihr zwingt mich zu reden, und ich will reden. Nachdem er darauf die Einzelnangabe und die Beweise für irgend einen der angeblichen Unterschleife gefordert, seinerseits die Existenz derselben auf das Entschiedenste geleugnet, nachdem er angegeben, daß in den abgelaufenen acht Monaten des Finanzjahres die Regierung für alle Staatsausgaben nicht mehr als 210 Millionen in Baarzahlung und 190 Millionen in Delegationen angewiesen habe, bemerkt er, daß in eben diesen acht Monaten die ordentlichen Staatseinnahmen aus Steuern und Domänen nicht mehr als 158 aufgebracht hätten (anstatt der veranschlagten 575 im ordentlichen Dienste und 125 für die große Recrutirung). Um bis auf 220 zu gelangen, habe man 50 Millionen auf die Rückstände der früheren Jahre angeliehen [1]), einige nützliche Speculationen gemacht, von dem Systeme der Delegationen hier und da Vortheil zu ziehen vermocht. Und bei dieser, dem Berichterstatter wohlbekannten Lage erkläre derselbe, das Deficit wolle nicht viel sagen, sei lediglich Folge der stattgehabten Verschleuderungen! Das sei denn auch nicht die Meinung des Rathes der Fünfhundert, der erst neuerlich das Deficit durch den Beschluß der Salzsteuer anerkannt, leider aber, nach der Verwerfung derselben im Rathe der Alten, bisher keinen Ersatz dafür geschafft habe. Auch unausgesprochen ergab sich daraus die Forderung an den gesetzgebenden Körper, seine Pflicht, seine lange vergessene Pflicht zu thun und dem bedrängten Staate neue reelle Hülfsmittel zu verschaffen. Die Anklage also, die Stockung des Staatshaushaltes verursacht zu haben, war hier in der schärfsten Weise auf die Räthe zurückgeschoben. Es war die genaue Wiederholung der vor dem 18. Fructidor zwischen Regierung und Volksvertretung gewechselten Beschwerden: auch damals war es ein Hauptvorwurf gegen die Räthe, daß sie nach ihrem Royalismus die Republik durch Steuerverweigerung hätten verhungern lassen wollen.

Damals gingen die Führer der Räthe in das Exil; jetzt sollte das Directorium erleben, wie sehr die Verhältnisse sich seitdem verändert hatten.

---

[1]) Ein Geständniß bitterer Noth, da diese Rückstände längst durch das Etatsgesetz den noch guthabenden Lieferanten der früheren Jahre überwiesen waren.

Ramel's Botschaft, weit entfernt, die Fünfhundert zu entmuthigen, wurde das Signal zum offenen Kampfe. Am 6. Juni beantragte der Abgeordnete Barthélemy eine geheime Sitzung, um über die Lage der Armeen zu berathen. Nachdem hierauf angezeigt worden, daß die Militärcommission des Hauses einen Bericht darüber bereit habe, wurden die Zuhörer entfernt, und als dann das Haus seine Galerien wieder öffnete, bestieg Boulay von der Meurthe, zur Zeit einer der Führer der constitutionellen Opposition, die Rednerbühne, um Namens der vereinigten Militär- und Finanzcommissionen eine Botschaft an das Directorium zu beantragen, wodurch dasselbe aufgefordert wurde, dem gesetzgebenden Körper über die innere und äußere Lage des Landes Aufklärung zu geben. Der sofort erfolgende Beschluß war gleichbedeutend mit einer Erklärung des Hauses, daß die Lage des Landes eine bedenkliche sei. Um die Meinung im ganzen Umfang klar zu machen, fügte der Rath die außerordentliche Maßregel einer Adresse an das französische Volk hinzu. Entworfen von dem gründlich radicalen François (von Nantes), erklärte sie, daß Alles auf die Beseelung und Belebung des öffentlichen Geistes ankomme; die ächten, so lange verfolgten Freunde der Freiheit (die Jacobiner) mögen sich beruhigen; vergeblich suche man sie durch verbrauchte Schlagwörter (Anarchisten) zu verdächtigen. Es wurde dann betont, daß der Rath die Scissionen verworfen, die Bestrafung der Umtriebe der Regierungscommissare eingeleitet habe; es wurde Verantwortlichkeit der Minister, strenge Ordnung in den Finanzen und fester Schutz der persönlichen Freiheit verheißen. Damit die Masse der bürgerlichen Bevölkerung bei jenen Lobsprüchen für die Jacobiner nicht an Schreckensregiment und Allmacht des Conventes zurückdenke, wurde am Schlusse bemerkt, die großen Maßregeln der Verwaltung blieben dem Directorium überlassen, in dessen Wirkungskreis die Räthe niemals eingreifen würden.

So war die Kriegserklärung in aller Form erlassen, und man wartete einstweilen auf den nächsten Gegenzug der Regierung.

Zwei Tage nachher nahm Sieyès, von Berlin herüber geeilt, seinen Sitz im Directorium ein. Es zeigte sich auf der Stelle, daß er mit seinen Collegen nicht viel zu schaffen haben wollte; statt dessen setzte er sich mit Lucien Bonaparte und andern Häuptern der constitutionellen Opposition in stilles und enges Einvernehmen. Draußen waren die Unfälle auf allen Kriegstheatern weiter gegangen, Piemont, Graubünden, Zürich waren rasch nach einander den Franzosen entrissen worden; im Innern bemerkte man nichts als matte Gleichgültigkeit

oder tobende Wuth gegen die Regierung. Die Directoren sahen keinen Rückhalt auf keiner Seite. Die Anforderungen, welche das damalige Frankreich an den Charakter seiner Beherrscher stellte, waren allerdings für diese Männer nicht zu hoch; aber vernichtend traf sie die Wucht des denkbar schwersten Vorwurfs: sie hatten Mißerfolg in allen Richtungen gehabt. Der letzte Rest ihres moralischen Ansehns war vertilgt und zugleich damit die Zuverlässigkeit der materiellen Mittel der Macht gebrochen. Wohl hatten sie eine starke Truppenmasse, zu großem Vortheil der Austrorussen, im Innern zurückbehalten, aber wo war der Führer, der heute geneigt gewesen wäre, die Bajonette derselben gegen die Volksvertretung zu richten? Hoche lag im Grabe und sein Nachfolger Jourdan stand an der Spitze der Opposition. Bonaparte war in Afrika, und sein Werkzeug am 18. Fructidor, Augereau, nahm so eben seinen Platz bei den Fünfhundert neben Jourdan. In den Heerlagern vor dem Feinde grollte Massena aus denselben Gründen wie Jourdan; Brune, der alte Hebertist, hatte seine Mailänder Erlebnisse nicht vergessen; Joubert, ungleich gemäßigter als dieser, zürnte wie Championnet über die Civilcommissare der Regierung und hatte so eben seinen Abschied eingereicht. Im Allgemeinen wußten es Officiere und Soldaten nicht anders, als daß sie ihre Niederlagen, ihre Entblößung und ihren Hunger der liederlichen und habgierigen Wirthschaft des Directoriums, Scherer's und seiner Lieferanten verdankten. Im Innern sahen die Monarchisten mit Schadenfreude zu, wie ihre Besieger sich unter einander zerfleischten; die Jacobiner, die alten Genossen im Fructidor, waren jetzt grimmigere Feinde der Regierung als einst die Monarchisten. Die Directoren, Treilhard, Merlin, Lareveillère, erwogen, beriethen, kamen zu keinem Entschlusse. Barras, immer sich selbst gleich in Genußsucht und Erbärmlichkeit und nicht mehr im Zweifel über die Aussichten des kommenden Tages, ließ sie ohne Weiteres im Stiche und stellte sich Siehès zur Verfügung. Der Kampf war entschieden im Augenblicke seines Beginnes.

Während das Directorium schwieg, eröffneten die Fünfhundert einen neuen Angriff auf eine andere Seite seiner Stellung. Gleich nach dem 18. Fructidor war der Regierung die Censur über die Zeitungen verliehn worden, zur Bändigung des royalistischen Unfugs, wie man damals sagte; natürlich hatte sie aber nach dem Bruche des Directoriums mit den Jacobinern auch auf die demokratische Presse reichliche Anwendung gefunden. Jetzt erinnerten sich die Fünfhundert, daß die Revolution doch die Freiheit zum Zwecke gehabt, und daß von allen

politischen Rechten die Preßfreiheit eines der köstlichsten sei, und mit Eifer erhob sich der Ruf nach Aufhebung des Fructidorgesetzes. Schon am 29. Mai war die Rede davon gewesen, damals aber noch mit zweifelhaftem Erfolge, da einige Gemäßigte sehr scharf zwischen Freiheit der Presse und Frechheit der Zeitungen unterschieden, und die erstere nur unter der Voraussetzung eines strengen Preßgesetzes zur Zügelung der letztern bewilligen wollten. So brachte am 11. Juni Berlier einen Commissionsbericht, in welchem er seinen Entwurf eines Preßgesetzes von 1797 wiederholte und sofort zu weitausgreifenden Verhandlungen Anlaß gab. Die jacobinische Linke eröffnete den Kampf mit heftigen Schmähungen gegen die bestehende Tyrannei und begeistertem Preise auf die Herrlichkeit des freien Geistes; ein Symptom der Lage war die Besetzung der Galerien mit gesinnungstüchtigen Proletariern, die mit starker Faust den Schlagworten ihrer Redner Beifall klatschten. Diese Erinnerung an 1793 wirkte jedoch so mißliebig, daß der Regierungspartei der Muth für einen Augenblick wieder wuchs. Seitens der Jacobiner versuchte Briot am folgenden Tage die Entschuldigung, die Ruhestörer seien verkappte Polizisten gewesen, welche gestern gelärmt hätten, um heute zu erzählen, daß die Versammlung unter dem Drucke der Pöbelherrschaft stände. Die Constitutionellen dagegen nahmen am 17. die Wendung, die Censur müsse fallen, weil das Directorium selbst die Last dieser übertriebenen Machtbefugniß und des daraus entspringenden Mißvergnügens nicht ertragen könne. Boulay von der Meurthe führte aus, daß alle Fehlgriffe des Directoriums ihren Grund in der Knebelung der öffentlichen Meinung hätten, weil die Directoren stets nur die Stimme ihrer Diener und Schmeichler vernommen, deßhalb seien sie auf die unheilvollen Bahnen gerathen, auf denen sie Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht. Er schloß mit einem Aufrufe an die Volksvertretung, die ihr gebührende Haltung wieder einzunehmen, die sie niemals hätte aufgeben sollen, und mit dem Antrage auf sofortige Aufhebung der Censur und weitere Berathung des Preßgesetzes. Als die Directorialpartei auf ihrem Satze blieb: zuerst das Preßgesetz und dann die Aufhebung der Censur, da rief Chenier: machen wir die Aufhebung, die schlechthin unerläßlich ist, zum ersten Artikel des Gesetzes. Die einigende Formel war gefunden, der Artikel wurde beschlossen, und die ersten Sätze aus Berlier's Entwurf ihm angereiht.

Indessen hatten die Führer der Opposition sehr wohl bemerkt, daß dieser Gegenstand nicht geeignet war, die Einigkeit ihrer Parteien

zu stärken, und da Siéyès jetzt die Ernennung des ihnen befreundeten Generals Joubert zum Commandanten von Paris durchgesetzt und damit den letzten Schatten einer materiellen Gefährdung der Räthe beseitigt hatte, kam man zu dem Entschlusse, den letzten Streich zu führen. Am 17. Juni also wurden bei den Fünfhundert zuerst noch einige Artikel des Preßgesetzes erledigt; dann Nachmittags 4 Uhr erhob sich der jacobinisch gesinnte Poulain-Grandpré, um im Namen der vereinigten Commissionen für Finanzen und Militär den Antrag zu stellen: in Erwägung, daß das Directorium auf die Botschaft vom 6. noch nicht geantwortet habe, sei in einer neuen Botschaft darauf zu dringen, und zugleich die Permanenz der Sitzung zu erklären, bis die Antwort angekommen sei. Die Annahme erfolgte einstimmig; Nachricht davon ging an den Rath der Alten. Nach zwei Stunden erschien darauf eine Zuschrift des Directoriums, daß man gehofft habe, die begehrte Erklärung, zu welcher alle Ministerien die Materialien hätten liefern müssen, zum 20. Juni fertig zu stellen; jetzt habe das Directorium sich ebenfalls in Permanenz gesetzt und werde die Erklärung am nächsten Tage einsenden. Hiernach wurde bei den Fünfhundert der Wunsch laut, die Permanenz aufzuheben, wurde aber von linksher mit Unwillen abgewiesen: das Vaterland ist in Gefahr, Jeder muß auf seinem Posten sein. Die vereinigten Commissionen wurden zu einer neuen Berathung zusammenberufen; hoffentlich nicht, sagte Crochon zu großer Entrüstung der Linken, um sich als Wohlfahrtsausschuß zu constituiren. Das Haus verbrachte dann die nächsten Stunden mit einer schleppenden Besprechung der weitern Artikel des Preßgesetzes, bis Nachts um 11 Uhr Bergasse als Berichterstatter der Commissionen den Antrag brachte, die Wahl des Directors Treilhard als verfassungswidrig für ungültig zu erklären; die Verfassung bestimme, daß ein früherer Abgeordneter erst ein Jahr nach Ablauf seines Mandats Director werden könne; Treilhard aber sei vier Tage vor dem Schlusse des Jahres gewählt worden. Es war eine kleinliche Chicane, die Thatsache aber nicht wegzuleugnen; der Antrag wurde also ohne eine abweichende Stimme genehmigt und ohne Zaudern dem Rath der Alten zur Bestätigung übersandt. Diese hohe Versammlung, die nicht selbst Beschlüsse anregen, sondern nur über die der Fünfhundert berathen konnte, hatte sich zwar auch in Permanenz gesetzt, die Mitglieder aber langweilten sich über die Maßen und wurden nur mit Mühe auf ihren Bänken zurückgehalten. Als dann endlich gegen Mitternacht die Botschaft der Fünfhundert anlangte, athmeten sie auf, wiesen den Beschluß

Anstands halber an eine Commission und erhielten sehr bald von dieser einen Bericht des Inhalts, es sei freilich schade um Treilhard, aber die Verfassungswidrigkeit der Wahl sei nicht zu bestreiten. So erhielt der Beschluß Gesetzeskraft und ging sofort zwei Uhr Morgens am 18. Juni, oder 30. Prairial, weiter an das Directorium zu schleuniger Vollstreckung.

Es war die Höhe der Krisis. Mit Treilhard's Ausscheiden war die bisherige Mehrheit im Directorium gesprengt; im Augenblick blieben Merlin und Larevellière in gleicher Zahl gegenüber Sieyès und Barras, welchen Letzteren dann die bevorstehende Ersatzwahl ohne allen Zweifel einen gleichgesinnten Genossen und hiermit die Herrschaft im Directorium gab. Wollte die bisherige Regierung, die so eben erst die Antwort auf die Botschaft vom 6. Juni in stolz ablehnendem Tone beschlossen hatte, ihren Platz behaupten, so war jetzt der letzte Moment dazu gekommen. Aber es war Treilhard selbst, welcher der Sache ein rasches Ende machte. Nachdem das neue Gesetz verlesen worden war, ergriff er seinen Hut und sagte lächelnd zu seinen Collegen: ihr seid in Permanenz, ich bin in Vacanz; ich lege mich zu Bette [1]). Das war der würdige Ausgang der Dictatur vom 18. Fructidor.

In den Morgenstunden dieses neuen großen Rettungstages brachten dann die Fünfhundert Berlier's Preßgesetz zum Abschluß, und vernahmen darauf die Vorlesung der letzten Meinungsäußerung des alten Directoriums. Die Botschaft entwickelte, daß alles Mißgeschick der Heere nur in dem Geldmangel der Regierung seinen Grund gehabt, daß das Directorium jetzt die wichtigsten Kriegspläne entworfen habe, die sich natürlich der Veröffentlichung entzögen, daß aber auch diese in eitlen Rauch aufgingen, wenn der gesetzgebende Körper nicht wirksamer als bisher für Geldmittel sorge, daß die royalistischen Aufstände ein deutlicher Beweis für das Zusammenwirken des Despotismus und der Anarchisten seien, um die höchsten Behörden der Republik gegen einander aufzuhetzen, daß also feste Eintracht derselben das einzige Mittel zur Rettung des Vaterlandes sei. Zum Schlusse wurde die baldige Sendung einer zweiten Botschaft mit näherer Darlegung der directorialen Pläne verheißen. Die Lesung wurde mit vielfachen Zeichen des Zornes angehört, zunächst aber die Botschaft den vereinigten Commissionen zur Prüfung überwiesen. Dann schritt das Haus zur Aufstellung der Candidatenliste für die erledigte Stelle im Directorium, an deren Spitze

---

[1]) So im Moniteur und den gleichzeitigen Blättern.

zu großem Verdrusse des Abbé Sieyès der frühere Justizminister Gohier, ein alter Jacobiner von unbedingter Rechtschaffenheit des Herzens und ebenso unbedingter Beschränktheit des Geistes, und erst nach ihm Roger Ducos, Mitglied des Rathes der Alten und dienstwilliger Anhänger Sieyès, gelangte. Der Rath der Alten ernannte darauf am Abend den Bürger Gohier zum Director.

Am Vormittag des 19. Juni sollte der Staatsstreich seinen Abschluß erhalten, und die Entfernung Merlin's und Lareveillère's aus der Regierung erzwungen werden. Bertrand aus Calvados bestieg im Namen der Commissionen die Rednerbühne, stellte fest, daß die letzte Botschaft nichts Anderes vorbringe, als eine freche Wiederholung der alten Anklage gegen die Räthe, nicht die nöthige Sorgfalt für die Staatsbedürfnisse gehabt zu haben. Und nun zerriß die Fluth des Grimmes und der Schmähungen alle Dämme. „Welch eine Tücke, Hinterlist und Schamlosigkeit, rief der Redner. Erbleicht, alberne und unkluge Triumvirn. Ihr habt die colossalsten Unterschleife gemacht, die ächten Freiheitsfreunde als Anarchisten verfolgt, in vierzig Departements die patriotischen Beamten abgesetzt, aller Orten die Wahlen zu fälschen gesucht. Eure Commissare haben die verbündeten Völker ausgeplündert und tyrannisirt; sie haben den Haß der Schweizer und der Italiener auf uns herabgezogen. Im Directorium selbst habt ihr nicht mehr die Majorität; erwägt, ob ihr noch im Amte bleiben könnt.“ Boulay von der Meurthe setzte die Reihe dieser Anklagen fort und faßte sie dahin zusammen, daß das Directorium durch seine verblendete Politik den Frieden mit Europa und die Gesetzlichkeit im Innern zerstört habe. Er bewirkte die Wahl einer engern Commission von 11 Mitgliedern, welche raschen Schrittes die zur Rettung nöthigen Maßregeln vorschlagen sollte. Es folgte der Erlaß einer Botschaft an das Directorium, gegen die Menge der willkürlichen Verhaftungen, ohne richterliche Verfügung, Untersuchung noch Urtheil, so wie auf einen Commissionsantrag ein von den Alten umgehend bestätigter Beschluß, welcher über Jeden die Acht verhängte, der irgendwie die Sicherheit der Volksvertretung antaste.

All dieses Getöse war nun bei der damaligen Lage der Dinge einzig auf die Wirkung nach Außen berechnet, da die völlige Wehrlosigkeit der alten Directoren keinem Abgeordneten ein Geheimniß war. Die wirkliche Action des Tages vollzog sich an abgelegener Stelle in gerade entgegengesetzter Richtung. Während Bertrand seine tobende Schmährede hielt, war die gemäßigte Mehrheit in einem Nebensaale

versammelt, um einigen ihrer Mitglieder aus beiden Räthen zu einer Unterhandlung mit Lareveillière und Merlin Weisung und Vollmacht zu geben. Die Deputation fand die beiden Directoren noch ungebeugt, Merlin schweigsam und den Vorgang des Collegen erwartend, Lareveillère trotzig auf sein verfassungsmäßiges Recht und seine persönliche Ehre pochend. Man stellte ihm vor, daß die Entrüstung aller Parteien sich auf ihn gesammelt habe; wenn er auf seinem Kopfe beharre, so sei ein wilder Ausbruch nicht zu vermeiden, und niemand vermöge vorauszusehn, wohin die einmal entfesselte Wuth dann führen könne; nicht um sein Leben allein, sondern um die Verfassung, ja um die Existenz der Republik werde es sich handeln; als Freund des Vaterlandes müsse er durch seinen Rücktritt der drohenden Umwälzung den Vorwand rauben. Stunden lang blieb er fest auf seinem Sinne, bis endlich eine zweite Abordnung der Gemäßigten die feste Zusage von der Mehrheit der beiden Räthe brachte, daß ihm und seinen Genossen, wenn sie niederlegten, kein Haar gekrümmt werden sollte. Darauf schrieben endlich beide die Anzeige ihrer Abdankung nieder, und die neue glorreiche Revolution des 30. Prairial war vollbracht. Roger Ducos und der bei den Jacobinern beliebte, in der Armee völlig unbekannte General Moulins wurden ihre Nachfolger. Wie es schien, war Sieyès der unbedingte Herr der Regierung, umgeben im Directorium von drei Nullen und der negativen Größe Barras. Es war selbstverständlich, daß er für das beginnende Vierteljahr zum Präsidenten des Directoriums erwählt wurde.

Die Räthe blieben nach diesem glänzenden Siege noch einige Tage in Permanenz, um, vornehmlich auf Betrieb der jacobinischen Linken, eine Art von Erklärung der Rechte zu berathen, eine Reihe von Artikeln, welche jeder Wiederholung der in der letzten Zeit zumeist gerügten Mißbräuche vorbeugen sollten. Dahin gehörten Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung, das ganze System der Scissionen, die unrechtmäßigen Verhaftungen und Absetzungen, insbesondere patriotischer Officiere, die Verschleuderung von Waffen und Munition, die willkürliche Schließung politischer Clubs, endlich die dem Directorium am 19. Fructidor gegebene Vollmacht, Linientruppen an den Sitzungsort des gesetzgebenden Körpers heranzuziehn. Die Fünfhundert nahmen eine Anzahl solcher Artikel an, fanden bei andern aber Schwierigkeiten und wiesen sie an die Commission zurück; vollends dem Rathe der Alten schien es, als wenn es hiermit so wenig wie mit dem neuen Preßgesetz besondere Eile habe. Dazwischen kam dann zu trauriger

Ueberraschung am 28. Juni eine Botschaft des neuen Directoriums, welche die trostlose Lage des Landes fast wörtlich genau mit denselben Farben malte, wie seine gestürzten Amtsvorgänger es zu thun gepflegt: völlige Leere des Schatzes, Zerrüttung aller Dienstzweige, Vermehrung der royalistischen Banden; wenn nicht mit rascher Energie auf allen Seiten geholfen werde, so drohe die gänzliche Auflösung hereinzubrechen. Die Commission der Elf war bereits darauf vorbereitet; in ihrem Namen erhob sich General Jourdan zu umfassenden Anträgen. Alle Classen der Conscription seien unter die Waffen zu rufen, in Bataillone und Compagnien zu organisiren, in ihren Departements auszurüsten, die Officiere aus den Ueberzähligen und Pensionirten zu entnehmen. Gegen die Chouans im Westen seien durch die Bürgerschaften mobile Freicompagnien zu bilden. Für die Kosten dieser Rüstung werden 100 Millionen angewiesen, aufzubringen durch ein progressives Zwangsanlehn auf die Reichen, rückzahlbar durch die Veräußerung der noch unverkauften Domänen. Die erforderlichen Ausführungsgesetze für diese Dinge seien sofort auszuarbeiten.

Dies Alles wurde fast ohne Verhandlung mit lebhaftem Beifall verfügt und von dem Rathe der Alten ebenso unzögerlich bestätigt. Darauf schlossen beide Räthe die große permanente Sitzung des 30. Prairial.

Die Folgen dieser Maßregeln im Innern werden wir uns später vergegenwärtigen; zunächst ist von dem Einfluß derselben auf den Verlauf der Kriegsbegebenheiten zu reden.

Am 2. Juli übernahm General Bernadotte, durch die stets noch vorwiegende jacobinische Strömung getragen, das Kriegsministerium. Er war, wie wir wissen, kein unbefähigter Officier, und warf sich, zugleich durch militärischen, politischen und patriotischen Ehrgeiz angespornt, mit unendlichem Eifer in die neue Thätigkeit. Er erwirkte sich eine Bestimmung, daß das zuerst in die Staatscasse gelangende Drittel der neuen Zwangsanleihe ihm baar überwiesen werden solle, und da diese Erträge in kurzer Frist als verfügbar betrachtet wurden, so gelang es ihm, durch Delegationen auf dieselben eine stattliche Reihe von Lieferungsverträgen für Waffen, Uniformen und Lebensmittel zu Stande zu bringen. Davon ging Einiges, allerdings nur in kümmerlichen Beträgen, an die activen Heere in Genua und der Schweiz; der größere Theil wurde für die Ausstattung der neuen Bataillone verwandt, da bisher die Recrutirung stets an der Mittellosigkeit der Behörden gescheitert war, und den Einstellern es kaum verdacht werden konnte,

wenn sie, ohne Kleidung, Nahrung und Bewaffnung gelassen, haufenweise nach Hause desertirten. Bei der Herrschaft dieser schlimmen Gewohnheit ging allerdings auch jetzt das Geschäft nur langsam und mit schweren Stockungen vorwärts, doch kam es allmählich in Fluß, und nach einigen Wochen zog auf allen Straßen die junge Mannschaft nothdürftig ausgerüstet den Grenzen zu.

Weiter aber hielt es der neue Kriegsminister für schimpflich, starke Massen von Linientruppen, wie das frühere, seiner zahlreichen Feinde bewußte Directorium es gethan, im Inlande zur Sicherung der Ruhe zurückzubehalten. Jetzt hatte man eine volksthümliche Regierung, meinte Bernadotte, und bedurfte im Innern zur Stütze derselben keine Bajonette weiter. Höchstens, daß er sie nicht einfach abberief, sondern durch junge Schaaren der neuen Aushebung oder durch italienische Besatzungen, die bei ihrer Capitulation sich zur Entfernung vom Kriegsschauplatze verpflichtet hatten, ablösen ließ. Aus Paris selbst wollte freilich Sieyès nicht allzu viele Truppen abgeben, aber aus dem Westen und Süden wurden starke Abtheilungen trotz der royalistischen Banden, die einen an den Rhein, die andern nach Italien, befehligt. Mit diesen verschiedenen Hülfsmitteln hoffte Bernadotte in einigen Wochen ungefähr 100,000 Mann Nachschub dem schweren Kampfe gegen die Coalition zusenden zu können. In der That zeigte sich, was ein sachkundiger und eifriger Chef in einer großen Verwaltung bedeutet. Bei allen Schwierigkeiten, allen Nöthen und allen Enttäuschungen — wir werden ihnen noch weiter begegnen — kam ein neues Leben in das französische Kriegswesen. Oft genug mußte Bernadotte es bei schönen Aufrufen, Tröstungen und Versprechungen bewenden lassen, und wahrhaftig, er ließ es daran so wenig wie früher François von Neufchateau fehlen: immer aber wurde rastlos gearbeitet, die Untergebenen angetrieben, die Mißbräuche bekämpft, und als der Monat August begann, konnte Bernadotte die angegebene Verstärkung als verwirklicht betrachten.

Eine weitere Frage war es nun, wie diese frische Kriegermasse am zweckmäßigsten zu verwerthen sei, und hier ist es leider einzugestehen, daß eine Menge persönlicher und politischer Rücksichten schwerer wogen, als die Forderungen der sachlichen Zweckmäßigkeit. Nichts wäre dringender gewesen, als die Herstellung der italienischen Armee, deren Trümmer jetzt Moreau, mit seltener Zähigkeit und Selbstverleugnung, in den Pässen des Apennin und auf dem ligurischen Küstensaum unter entsetzlichen Entbehrungen zusammenhielt. Es wurde dann einiges Geld

und Material und etwa acht- bis zehntausend Mann dorthin geschickt, aber die Sendung von vierzigtausend wäre richtig und nöthig gewesen, um Suworoff mit siegreichem Erfolge zu widerstehen. Sieyès wäre damit sehr einverstanden gewesen, da seine Absicht dahin ging, den talentvollen Joubert, der sich eben seinem Sterne zugewandt hatte, mit diesem Commando zu beauftragen, und wenn er siege, seinen Ruhmesglanz dann vielleicht für weitere Maßregeln im Innern zu verwerthen. Aber da war General Championnet, der frühere Untergebene und Freund des jetzt einflußreichen Jourdan, der glorreiche Eroberer Neapels, und vor allen andern Titeln das Opfer der früheren directorialen Tyrannei. Er war gleich nach dem 30. Prairial in Freiheit gesetzt und glänzend hergestellt worden; er mußte jedenfalls ein selbständiges Commando erhalten, und so wurde, wie entschieden auch Bonaparte 1796 die Thorheit einer solchen Maßregel dargethan hatte, neben der italienischen eine besondere Alpenarmee beliebt, und für diese 30,000 Mann nach Chambery, anstatt nach Genua, geschickt und Championnet zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt.

Nicht besser als dem italienischen Heere erging es dem helvetischen. Hier hatte Massena, allein von allen französischen Generalen, seine Stellung unversehrt behauptet, allerdings Graubünden und Zürich aufgegeben, dann aber allen weiteren Fortschritten des Erzherzogs Halt geboten. Er empfing denn jetzt eine knappe Geldsendung, aber statt der erwarteten Verstärkung die Nachricht, daß das Directorium die Bildung einer neuen Rheinarmee von 50,000 Mann beschlossen habe, an die er sogar einige Reiterregimenter abgeben sollte. Den Befehl über dieses neue Heer hatte sich, soweit man sehen kann, Bernadotte selbst zugedacht, und dazu vielleicht noch eine obere Leitung über Massena, der bis dahin außer seinen schweizerischen Heertheilen auch über die rheinischen Besatzungen verfügt hatte. Mochte man diese Entwürfe nach persönlichen oder sachlichen Momenten beurtheilen: sie waren unzweckmäßig im höchsten Grade. Dazu kam noch der Umstand, daß ein Feldherr von Moreau's Gewicht dabei völlig leer ausging; so große Verdienste sein selbstloses Wirken neben Scherer und Macdonald sich um die Republik erworben, so schmählich ihn das alte Directorium auch wegen seiner politischen Gesinnungen mißhandelt hatte. Aber er war den heutigen Siegern, den Jacobinern, noch widerwärtiger als der früheren Regierung, und so tauchte erst später, und dann auch nur vorübergehend, der Gedanke auf, nicht Bernadotte, sondern ihm den Oberbefehl über die rheinischen und helvetischen Armeen zu übertragen.

Jedenfalls aber blieb es bei dem schlimmen Verfahren, die aufgebrachten Verstärkungen nicht in ganzer Masse nach Genua und auf den Albis zu werfen, sondern den größten Theil derselben am Oberrhein und in den Savoyer Bergen zerstückelt aufzustellen.

So groß indessen diese Mißgriffe waren, immer hatte für den Augenblick der Staatsstreich des 30. Prairial dem französischen Heerwesen einen neuen Aufschwung gegeben, und die Verbündeten sollten auf mehr als einer Seite damit zu rechnen haben.

Sechstes Capitel.

Novi.

Während diese heftige Bewegung, von den auswärtigen Gegnern wenig beachtet oder unterschätzt, sich in Frankreich vollzog, lagen die großen Heere der Verbündeten in thatenloser Ruhe, Carl die Ankunft Korssakoff's, Suworoff den Fall der Festungen erwartend. Wir haben gesehn, welch eine unheilvolle Saat der österreichische Minister durch sein Zaudersystem ausstreute, wie der Müßiggang auch hier aller Laster Anfang wurde, wie man bei der Trägheit gegen den Feind sich täglich ärger gegen den Bundesgenossen verstimmte. Indessen vergingen die Tage; die Laufgräben und Breschbatterien thaten ihren Dienst, und endlich wurde die Voraussetzung, an welche Thugut für Italien jede Offensivbewegung gebunden hatte, verwirklicht. Am 23. Juli öffnete Alessandria, von General Bellegarde kräftig berannt, seine Thore, und am 29. konnte auch General Kray die vielersehnte Nachricht von dem Falle Mantua's an Thugut und Suworoff abgehn lassen. Dieser stand damals mit etwa 45,000 Mann nicht weit von Alessandria, um die eben begonnene Belagerung der Citadelle von Tortona gegen französische Entsatzversuche zu sichern. Er befahl Kray, 5000 Mann als Besatzung in Mantua zu lassen, 3000 nach Toscana hinüber zu senden, mit seiner Hauptmacht aber in Eilmärschen nach Alessandrien hinüber zu kommen, um von dort aus zu der längst geplanten Vertreibung der Franzosen aus der genuesischen Riviera mitzuwirken. Suworoff hatte dazu seit Wochen alle vorbereitenden Maßregeln anbefohlen, Lebensmittel in Livorno anhäufen lassen, Maulthiere in Massen zum Transport des Proviants über das Gebirge bestellt. Sein Gedanke war,

da er jetzt, gegenüber den Trümmern Moreau's und Macdonald's, eine schlechthin überlegene Macht zu besitzen meinte, von Alessandria nur das Kray'sche Corps gegen Genua vorzuschieben, mit seiner Hauptstärke aber weit im Westen den Apennin zu passiren, über den Col di Tenda nach Nizza vorzubrechen und dadurch die Franzosen von ihrer Heimath rettungslos abzuschneiden. Die Zwischenzeit bis zur Ankunft Kray's benutzte er, um mit stürmischem Angriff das kleine, noch von den Franzosen besetzte Fort Serravalle, bei Novi am Eingange des Gebirgs gelegen, zu nehmen. Die Franzosen versuchten damals nach langer Ruhe wieder einzelne Offensivstöße auf die verbündeten Vorposten; auch kamen Gerüchte über das Eintreffen ansehnlicher Verstärkung für Moreau an das russische Hauptquartier. Doch blieb dies alles schwach und unbestimmt und ohne sonstigen Einfluß auf Suworoff's Kriegsplan, als daß er, um sich auf alle Fälle die Uebermacht an dieser Stelle zu sichern, auf Grund des eben einlaufenden kaiserlichen Rescripts dem General Korssakoff am 11. August eine Ordre zusandte, 10,000 Mann seines Corps auf dem kürzesten Wege nach Italien hinüber zu schicken. Da Kray, wie voraus bestimmt, am 10. in Alessandria angelangt war, gab jetzt der Feldmarschall seinen Generalen die allgemeine Disposition für den großen Angriff auf die Riviera: nachdem Kray's Bataillone drei Ruhetage genossen, gedachte er am 15. die Bewegung auf allen Punkten zu beginnen. Plötzlich aber, am 12., wurde ein russischer Posten bei Arquata mit solcher Heftigkeit von einer ganzen feindlichen Division bedrängt, es kamen so alarmirende Nachrichten aus dem Thale der Bormida über das Erscheinen großer französischer Massen diesseit des Gebirgskamms, daß Suworoff sich überzeugen mußte, der Gegner sei ihm in der Entwicklung der Offensive zuvorgekommen. Er hielt den Entsatz der Citadelle von Tortona für den nächsten Zweck des französischen Vormarsches, und da er bei seinem Uebergewicht an Reiterei und Geschütz für einen Kampf in der Ebene die günstigsten Aussichten zu haben glaubte, so gab er allen in das Gebirge vorgeschobenen Truppentheilen den Befehl, in ruhiger Haltung zurückzugehn, wo der Feind sich zeigen möchte, und ihn so in die verhängnißvolle Katastrophe hinein zu locken.

In der That war General Joubert am 4. August im Hauptquartier des italienischen Heeres angekommen, nach eignem Ehrgeiz und dem Drängen des neuen Directoriums erfüllt von dem Wunsche großer und schneller Erfolge, also einer siegreichen Schlacht, welche zunächst den Weg zum Entsatze des, wie man meinte, noch nicht gefallenen

Mantua eröffnen sollte[1]). Er fand durch die rastlos betriebenen Zuzüge das Heer wieder auf 45,000 Mann verstärkt, in zwei großen Massen, die eine 19,000 Mann unter St. Cyr an den Quellen der Scrivia, die andere 18,000 unter Perignon weiter westlich an der obern Bormida aufgestellt; der Rest diente zu verschiedenen Besatzungen und Bewachungsposten. Seinen Vorgänger Moreau, dem er seit einigen Jahren nahe befreundet war, bat er, einstweilen noch im Hauptquartier zu bleiben und ihn mit seiner großen Erfahrung zu unterstützen, und Moreau dachte auch hier wieder selbstlos genug, der Bitte zu willfahren. In einem dann berufenen Kriegsrathe entwickelte Joubert seine Pläne dahin, daß er mit jenen beiden Hauptmassen in die piemontesische Ebene vorzubringen und den Feind zu schlagen gedenke, wo er ihn finde. Die Meinungen darüber waren getheilt; einige Officiere wünschten zu warten, bis Championnet's Alpenheer, welches bis jetzt nur 16,000 wenig zuverlässige Soldaten zählte, die beabsichtigte Stärke erreicht hätte, und mit Joubert's Divisionen zusammen wirken könnte; der junge Feldherr aber wollte von einem solchen Aufschub nicht reden hören, und auch Moreau sprach sich für rasche Offensive aus. Man glaubte einen großen Theil des feindlichen Heeres weit entfernt bei Mantua und wollte wissen, daß sich an der Bormida eine vereinzelte Abtheilung von etwa 10,000 Mann befinde, die man mit einem plötzlichen Angriff von allen Seiten her vernichtend treffen könnte. General St. Cyr aber widersprach dieser Auffassung auf das Entschiedenste, erklärte sich überzeugt, daß Suworoff's Hauptmacht zwischen Scrivia und Bormida stehe, und warnte deshalb dringend vor jedem unvorsichtigen Schritte. So kam man nach mehrtägigen Erwägungen endlich zu dem Schlusse, daß jeder der beiden Corpsführer aus seiner damaligen Stellung heraus das Gebirge durchschreiten, St. Cyr im Thale der Scrivia, Perignon in jenem der Bormida vordringen und dann, je nach der Stellung des Feindes, der Ort der Vereinigung gewählt werden sollte. Mit Perignon's Heertheil, als dem entferntesten, begann Joubert diese Bewegung am 7. August, mußte sich aber bald durch den Augenschein überzeugen, daß St. Cyr Recht gehabt und westlich der Bormida kein Feind zu finden sei. Er befahl darauf St. Cyr, die Scrivia hinab nach Novi vorzugehn; in Folge dessen geschah es,

[1]) Ueber die Truppenzahlen und überhaupt die Einzelnheiten der folgenden Kämpfe weichen die Angaben in auffallender Weise ab. Ich folge im Allgemeinen Miliutin, dessen Mittheilungen aus den russischen Acten wenigstens einige der früher dunkeln oder bestrittenen Punkte aufklären.

daß St. Cyr's Vortrab unter General Watrin am 12. August die Russen aus Arquata vertrieb und in hitziger Verfolgung dann noch in die Ebene von Novi hinausdrängte — eben der Kampf, welcher Suworoff's Angriffsplan auf die Riviera so plötzlich unterbrach. Joubert wandte sich indessen ostwärts, von der Bormida zur Orba, und schob nach Ueberschreitung dieses Flüßchens Perignon's Divisionen bei Capriata und Pasturana an die rechte Flanke der von St. Cyr am 13. eingenommenen Stellung von Novi heran. So stand jetzt das vereinigte Heer auf einem der letzten Ausläufer des Apennin, einem nicht sehr hohen, aber steil gegen die Ebene abfallenden Bergrücken, der sich nach Osten hin allmählich bis zu der Kuppe des Monte Rotondo erhob und hier an seinem Fuße von der Scrivia bespült wurde. Ungefähr in der Mitte des Rückens ragten an dem Nordrande die Mauern und Thürme der Stadt Novi empor; über die mit Weinbergen bedeckten Abhänge hinaus umfaßte von dort der Blick die weit nach Norden sich ausdehnende Ebene, fruchtbares und wohlangebautes Gelände, von der Scrivia rechts und der Bormida links eingerahmt, von allmählich sich verflechtenden Hügelketten begrenzt, in der Ferne die weißen Häusergruppen von Alessandria und Tortona. Joubert, noch immer in Gedanken, den Feind und die Schlacht zu suchen, eilte am 14. persönlich zu St. Cyr nach Novi hinüber, um die letzte Rücksprache zu nehmen. Hier führte St. Cyr ihn und Moreau auf den höchsten Aussichtspunkt, und da erblickte denn Joubert im hellen Glanze des Sommermorgens, was mit einem Schlage seine ganze Entschlußkraft lähmte. Auf allen Theilen der weiten Fläche funkelten feindliche Bajonette; nahe und ferne zeigten sich in bereiter Schlachtordnung lange Truppenlinien; es war kein Zweifel, daß man Suworoff's gesammte Macht vor sich hatte, daß insbesondere Kray's Divisionen anwesend waren und Mantua also bereits erlegen war. Der lichte Sonnenschein machte es möglich, Stunden weit mit dem Fernrohr nicht blos die einzelnen Heertheile zu unterscheiden, sondern die Glieder zu zählen und die Stärken zu überschlagen. Unmittelbar vor Novi, kaum drei Viertelstunden von der Stadt entfernt, sah man die Russen Bagration's und Miloradowitsch's; links, etwas weiter rückwärts an der Orba, die Oesterreicher Ott's und Bellegarde's unter Kray's Führung; rechts an der Scrivia, ungefähr zwei Stunden weit entfernt, die Heerhaufen Derfelden's und des alten Melas; Alles in Allem über 50,000 Mann, denen Joubert nur 35,000 entgegenstellen konnte, deren mächtige Ueberlegenheit an Reiterei (9000 gegen 2000) vor Allem dort in der Ebene bedenklich erscheinen mußte.

Joubert war in einem grausamen innern Schwanken. Er sah die bedrohlichen Aussichten des Kampfes, der mit dem Falle Mantua's seinen nächsten Zweck im Voraus eingebüßt hatte. Auf der anderen Seite wäre er in Paris rettungslos verloren und verurtheilt, wenn er, erschreckt durch den bloßen Anblick des Gegners, ohne einen Schuß zu thun, zurückginge. Er berieth mit seinen Generalen, welche sämmtlich für den sofortigen Rückzug in das deckende Gebirg waren. Er aber, von düstern Ahnungen gepeinigt, wohin er die Gedanken richten mochte, kam zu keinem Entschlusse; endlich gegen Abend entließ er die Generale mit der Erklärung, ihnen binnen zwei Stunden die Dispositionen zum Rückzuge senden zu wollen. So blieben die Truppen zum Theil in der Lagerung, wie der Einmarsch sie ihnen zugewiesen hatte, ohne eine auf die Schlacht berechnete Ordnung. Aber auch die verheißene Anweisung zum Rückzug blieb aus. Joubert empfing im Laufe der Nacht eine Meldung, daß drüben im russischen Lager ein Rasseln wie von abfahrenden Geschützen vernehmbar sei. Er glaubte darauf gerne, was er wünschte, und erließ Befehl an seine Generale, am Morgen eifrig Acht auf die Bewegung des retirirenden Feindes zu haben. So sah er den Sonnenaufgang des 15. August ohne irgend eine bestimmte Vorstellung über die Geschicke des kommenden Tags.

Während auf solche Weise der junge französische Feldherr schwankte, ob Angriff, Standhalten oder Rückzug das Richtige wäre, hatte sein hochbejahrter Gegner nur den einen Gedanken, den er damals in etwas barbarischen Versen seinem Genossen Kray aussprach: Säbel und Bajonett, keine garstige Retraite, die erste Linie erstochen, die zweite geworfen, die Reserve nicht hält, denn es kommt Kray, der Held. Des Sieges also hielt er sich auf das Gewissfeste versichert. Nur war er über Stärke und Stellung des Feindes viel weniger unterrichtet, als die Franzosen über die seinige, und ging demnach bei seinen allgemeinen Anordnungen von einer gründlich irrigen Voraussetzung aus. Gleich bei Watrin's heftigem Andringen auf Arquata hatte er, wie erwähnt, die Meinung gefaßt, Joubert's wesentlicher Zweck sei der Entsatz von Tortona; demnach erwartete er, den Hauptstoß des Feindes an dem Ufer der Scrivia in gerader Richtung auf jenen Platz sich entwickeln zu sehn und hielt die auf den Höhen bei Novi erscheinenden Truppen nur für eine die Seite der Hauptmacht deckende Nebenabtheilung des Feindes. Nach dieser Auffassung hatte er nicht bloß Rosenberg mit 12,000 Mann dicht bei Tortona zur unmittelbaren Deckung der Belagerer, sondern auch anderthalb Stunden weiter vorwärts, bei Rivalta

an der Scrivia Melas und Derfelden mit 15,000 Mann und eine Reserve von 5000 Mann bei Spinetti auf dem rechten Ufer des Flusses zum ersten Empfange des andringenden Feindes aufgestellt. Diese letztere ließ er, wie oben gesagt, noch zwei Stunden vom Gebirge entfernt, gerade um den Franzosen Raum zum Aufmarsch in die Ebene zu gewähren: dann sollte Kray die nach Suworoff's Meinung schwach besetzten Höhen stürmen, und der an der Scrivia vordringende Feind gleichzeitig in der Front und Flanke angegriffen und vernichtend geschlagen werden. Schon am 14. August Morgens besichtigte Suworoff selbst von der äußersten Postenkette aus die französische Stellung auf dem Bergrücken; nach seiner Art nur mit Hemd und Drillichhose bekleidet, ritt er, von einem einzigen Kosaken gefolgt, von einer Vedette zur andern, so daß ihn die Franzosen bald erkannten und ein glücklicher Weise wirkungsloses Gewehrfeuer gegen ihn eröffneten. Zurückgekehrt forderte er Kray auf, den Angriff noch an diesem Tage zu beginnen, ehe die Franzosen dort auf den Höhen sich etwa verschanzt hätten; Kray bat für heute noch um Ruhe für seine durch die weiten Märsche angegriffenen Truppen, erbot sich aber, am 15. in erster Morgenfrühe den Sturm auf die Höhen zu unternehmen. Suworoff stimmte lebhaft zu und wies ihn an, seinen Stoß auf den westlichen Flügel der feindlichen Stellung zu richten und, dort Meister geworden, stets auf der Höhe nach Osten vorzudringen und den Feind in das Thal der Scrivia hinabzuwerfen, wo ihn dann Miloradowitsch und Melas empfangen würden. Kray sollte um 5 Uhr seinen Angriff beginnen, das russische Centrum aber, sowie Melas und Derfelden zunächst das vermuthete Vorgehn der feindlichen Massen an der Scrivia erwarten.

Unter der angenommenen Voraussetzung war dies Alles trefflich gedacht: nur diese Voraussetzung war thatsächlich nicht vorhanden, und folglich der Plan im Widerspruch mit der Wirklichkeit der Dinge. Kein Franzose, wie wir sahn, dachte mehr an einen Vormarsch gegen Tortona; die einzige Division Watrin, durch ihren hitzigen Führer sehr gegen St. Cyr's Willen vorgedrängt, stand noch in der Ebene an der Scrivia; sonst war das ganze republikanische Heer auf dem Bergrücken zwischen Novi zur Rechten und dem Dorfe Pasturana zur Linken versammelt und nur bei dem ersten Vorbrechen Kray's noch nicht vollständig zur Schlacht geordnet. So errang Anfangs Kray nicht unerhebliche Erfolge; jedoch kam Joubert selbst mit einiger Verstärkung herbei, feuerte seine Leute zu neuem Vordringen an, wurde aber, unter den

vordersten Plänklern auf die Gegner losstürmend, durch eine feindliche Flintenkugel todt niedergestreckt. Darauf wiederholter Angriff der Oesterreicher, ärgere Verwirrung der Franzosen: da kam Moreau mit einer Brigade St. Cyr's dem wankenden Flügel Perignon's zu Hülfe, warf die Oesterreicher zum zweiten Male den mit Todten und Verwundeten bedeckten Abhang hinab und stellte jetzt einen völlig geordneten Widerstand her. Fortan zeigte sich die Stärke der halb zufällig eingenommenen Position. Zwischen den Mauern der Weinberge und den Hecken der Cascinen führten nur wenige schmale und steile Pfade empor, auf denen jeder Angriff sich zerbröckelte und die einzelnen Haufen dem mörderischen Feuer der völlig gedeckten Vertheidiger preisgab. Immer wieder trieb Kray seine Schaaren zu neuen Versuchen hinauf, immer hoffnungsloser kamen sie unter schweren Verlusten zurück. So dauerte das blutige Ringen mehrere Stunden; Kray sandte einen Boten nach dem andern hinüber zu Bagration und Miloradowitsch, um Gotteswillen ihrerseits anzugreifen, wenn er nicht unrettbar unter der Wucht der feindlichen Uebermacht erliegen sollte. Allein jene hatten noch keinen Befehl von Suworoff und wagten ohne einen solchen nicht vorzugehn; der Alte aber, der offenbar einen ganz andern Verlauf des Gefechts erwartete, hatte sich eingeschlossen und niemand vorzulassen befohlen. So wurde es 10 Uhr Vormittags, bis die russischen Generale sich die Erlaubniß zum Vorgehn erwirkten und nun mit lebhaftem Ungestüm gegen Novi und St. Cyr sich in Bewegung setzten. Zunächst aber erging es ihnen hier nicht besser als Kray bei Pasturana; so tapfer und todesverachtend sie die Höhe erklommen, so nachdrücklich wurden sie von jedem errungenen Punkte sogleich wieder hinabgeschleudert. Kray hatte unterdessen seine Angriffe wieder erneuert und verhinderte damit Perignon, seinem Genossen gegen die Russen Verstärkung zu senden: dafür aber kam von der entgegengesetzten Seite her eine neue Gefahr. St. Cyr hatte gleich nach dem Beginne des Gefechtes der Division Watrin Befehl gesandt, aus der Ebene zurückzugehn und rechts neben der Stadt Novi auf dem Abhang des Monte Rotondo Stellung zu nehmen. Watrin war eben im Begriffe, diese Bewegung auszuführen, als neben ihm der russische Angriff auf die Stadt sich entwickelte. Da hatte er in seinem Eifer keinen andern Gedanken, als auf das Feuer zu marschiren und fiel mit lebhaftem Stoß den Russen in ihre linke Flanke. Deren Bedrängniß war im ersten Augenblicke groß, jedoch bewährten Suworoff's Kriegsmänner auch in dieser Gefahr ihre eiserne Festigkeit. Sie machten Front nach beiden Seiten, schlossen die gelichteten Glieder um so dichter

zusammen und hielten unter schweren Anstrengungen und Verlusten den Kampf aufrecht. Suworoff, jetzt selbst auf dem Schlachtfelde anwesend, hatte schleunig an Derfelden gesandt, daß er in möglichster Eile den Genossen Hülfe bringe; trotz der glühenden Mittagshitze kamen dessen Bataillone im Laufschritt heran, und ihr Angriff trieb dann Watrin mit harter Einbuße aus der Ebene zurück und auf den Bergrücken hinauf. Aber auch dieser Erfolg führte nicht dahin, die hartumstrittenen Höhen selbst zu gewinnen. Eine Vorstadt von Novi wurde genommen, in den Ort selbst vermochten die Russen nicht einzudringen.

So war es Nachmittag geworden. Kray war seit zehn, Bagration seit fünf Stunden im Gefecht, und trotz all dieser Blutarbeit stand im Wesentlichen die Sache auf demselben Fleck wie am Abend zuvor. Auf beiden Seiten waren sämmtliche Truppentheile decimirt und erschöpft, unfähig sie Alle zu einer letzten durchschlagenden Anstrengung. Es war die Lage, in der Alles davon abhing, wer zu einem solchen Stoße noch eine frische Reserve besaß. Und eine solche trat eben jetzt für Suworoff in den Streit ein.

General Melas hatte den Schlachtendonner seit der Morgenfrühe vernommen und mit immer steigender Spannung Suworoff's Befehl zum Vorgehn erwartet. Da kam die Botschaft an seinen Nachbarn Derfelden, freilich nur an diesen allein: Melas aber in seiner Ungeduld meinte nach dessen Abmarsch auch nicht länger zaudern zu dürfen und setzte seine 9000 Oesterreicher in Bewegung. Eine Brigade sandte er über die Scrivia hinüber, um das von den Franzosen jetzt blokirte Serravalle zu entsetzen; die drei andern beschloß er diesseit des Flusses, dicht am Ufer vorgehend, auf den Abhang des Monte Rotondo und von dort in Seite und Rücken des feindlichen Heeres zu führen. Etwa auf die Hälfte des Weges gelangt, traf ihn ein Befehl des Feldmarschalls (der sich jetzt endlich überzeugt hatte, daß die ganze feindliche Macht bei Novi vereint und ein Angriff im Scriviathale nicht zu besorgen sei), unmittelbar neben Derfelden in die Schlachtlinie einzurücken. Jedoch war der Marsch der Truppen bereits so weit gediehn, daß eine völlige Umkehr dem General Melas unthunlich erschien; um nun doch einigermaßen der Weisung nachzukommen, ließ er eine seiner Brigaden rechts hinüber zu Derfelden abbiegen, die beiden andern aber unter Loudon und Mitrowsky in der genommenen Richtung verbleiben. Ihr für die Franzosen völlig überraschendes Erscheinen gab die Entscheidung.

Während Suworoff mit einem Aufgebote der letzten Kraft den Angriff auf der ganzen Linie erneuern ließ, brachen Loudon und

Mitrowsky, welche vom Flusse her die dort unbesetzte Höhe ohne Kampf erstiegen hatten, auf dem Kamme westwärts vordringend, über Watrin's Flanke herein, während Melas selbst mit seiner dritten Brigade die links neben Watrin aufgestellten Cisalpinier auseinander sprengte. Zwar eilte St. Cyr persönlich von Novi her mit einem der dortigen Regimenter zur Unterstützung der bedrohten Stelle heran und brachte hier für einen Augenblick den Kampf nochmals zum Stehn: durch seine Entfernung aber verlor die Vertheidigung der Stadt ihren Halt, und ein neuer Angriff der Russen brach hier den letzten Widerstand. Die ganze rechte Hälfte der französischen Aufstellung war durch den doppelten Schlag zertrümmert und durchbrochen, und in wildem Gemenge suchten ihre von allen Seiten bedrängten Truppentheile einen rettenden Ausweg ostwärts nach Pasturana, um auf der dortigen Straße nach Gavi und weiter in das Gebirge zu entkommen. Bereits aber hatte ihre Niederlage sich auch auf dem linken Flügel fühlbar gemacht; Kray's Divisionen ernteten jetzt endlich die Frucht ihrer langen Opferwilligkeit; auch sie setzten sich auf der Höhe fest und trieben von Osten her Perignon's Bataillone den fliehenden Schaaren St. Cyr's entgegen, ebenfalls auf Pasturana zu. General Moreau rang mit unendlicher Anstrengung, um für den schlechthin unvermeidlichen Rückzug wenigstens einige Ordnung herzustellen; er ließ zunächst den Train und die Geschütze die enge nach Gavi führende Gebirgsstraße hinabfahren und bestimmte die Reihenfolge der Divisionen, welche sich dann nach einander dem Abmarsch anzuschließen hätten. Aber immer heftiger drangen von allen Seiten her die triumphirenden Gegner vor, und plötzlich erscholl Musketenfeuer im Rücken von Pasturana selbst die Abzugsstraße entlang. Es war ein österreichisches Bataillon, welches die dortige Höhe erreicht hatte und nun seine Kugeln in den langen Wagentroß hinabsandte. Auf der Stelle war hier die ärgste Verwirrung; die Fuhrleute entflohn, die Wagen blieben stehn, der Weg war für die Truppen völlig gesperrt. Da ging der panische Schrecken durch die französischen Heerhaufen; in einem Momente löste sich jegliche Ordnung, und in wildem Tumulte ergoß sich die Masse der Fliehenden nach allen Seiten, bergauf, bergab, über Felder, Hecken und Gräben, wo der Einzelne eben Rettung zu finden hoffte. Da wurde General Colli mit seiner ganzen Brigade vor Pasturana gefangen; im Dorfe selbst hatten Perignon und Grouchy mit dem letzten ihrer Bataillone dasselbe Schicksal; die gesammte französische Artillerie fiel in die Hände der Sieger. Der Rest des Heeres war zersprengt bis auf einen kleinen Truppentheil, welchen St. Cyr in leidlicher

Geschlossenheit auf Nebenwegen nach Gavi hinüberbrachte, und mit Recht konnte Suworoff berichten, daß nur das Dunkel der Nacht den Feind vor vollständiger Vernichtung gerettet habe. Der französische Verlust in dem vierzehnstündigen Kampfe betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 12,000 Mann, ein volles Drittel des Heeres; die Verbündeten hatten den Tag mit beinahe 8000 Mann bezahlt, wovon 5100 allein auf Kray, 1500 auf die Russen entfielen.

Ueberblickt man den Verlauf des großen Trauerspiels, so wird man den Tag von Novi schwerlich zu den glänzendsten Blättern in Suworoff's Siegeskranz rechnen können. Niemand wird dem Feldmarschall einen Vorwurf daraus machen, daß er unter den gegebenen Verhältnissen eine irrige Vorstellung von dem französischen Angriffsplane hatte: aber Irrthum bleibt Irrthum, und daß er nach einem solchen seine Vorkehrungen traf, kann ihm eben auch nicht zum Ruhme gereichen. Man preist mit Grund den Feldherrn, der durch eine planmäßig successive Verwendung seiner Streitkräfte eine letzte Reserve für die Entscheidung des Kampfes in der Hand behält: hier aber war es nicht Planmäßigkeit, sondern eine falsche Voraussetzung, welche die 17,000 Mann Rosenberg's und der Reserve ganz und gar von der Schlacht entfernt hielt, welche Kray fünf Stunden allein kämpfen und bluten ließ und ihn so der Gefahr völliger Ueberwältigung durch die feindliche Gesammtkraft aussetzte, eine Gefahr, deren Verwirklichung die ganze Armee sofort auf das Schwerste mit getroffen hätte. Es kann also nicht Wunder nehmen, daß ehe aus den russischen Acten Suworoff's Vorstellung von einem drohenden Hauptangriff an der Scrivia bekannt geworden, alle Erzähler und Beurtheiler der Schlacht sein Verhalten unverständlich und tadelnswerth gefunden haben. Aber ebenso unzweifelhaft ist es heute, wo alle Motive aufgeklärt sind, daß die wesentliche Ehre des Tages, wie an der Trebbia auf die russische, so bei Novi auf die österreichische Seite fällt. Kray's unverwüstliche Ausdauer seit dem Beginne, Melas' durchgreifende Umgehung am Schlusse des Kampfes, dies sind die wahren Factoren, aus welchen trotz Suworoff's Irrthum der endliche glorreiche Sieg emporgewachsen ist.

Indessen, Irrthum oder nicht, der Sieg war errungen, so vollständig wie möglich errungen, so daß bei kräftiger Verfolgung das zerschmetterte Heer des Gegners an irgend einen Widerstand nicht hätte denken können, und Genua und die Riviera fast ohne Schwertstreich den Verbündeten in die Hände gefallen wäre. Moreau war davon in solchem Maße überzeugt, daß er bereits der ligurischen Regierung die Anzeige

machte, er sei außer Stande, sie länger zu vertheidigen. Um so sicherer war für Suworoff zu solchen Erfolgen die Bahn eröffnet, als nach seinem Verfahren während des Schlachttages Melas nur wenige Stunden mit geringem Verluste gekämpft, Rosenberg und die Reserve dem Treffen in voller Ruhe zugeschaut hatten, mithin 25,000 Mann vollkommen frisch und verfügbar zum Nachsetzen waren, eine Zahl, bereits größer als alle Trümmer des französischen Heeres, welcher dann nach kurzem Ausruhn und Erfrischen die eigentlichen Streiter von Novi in gleicher Stärke nachfolgen konnten. Auch hatte am Tage nach der Schlacht Suworoff keinen andern Gedanken, und gab den Befehl, daß Rosenberg über die Bocchetta gerade auf Genua marschiren, Kray aber über Cherasco in die Riviera di Ponente eindringen und damit den Franzosen den Rückzug verlegen sollte. Es wäre das Ende der ligurischen Republik, die Eroberung Genua's und die Vertreibung der Franzosen aus dem letzten Reste Italiens gewesen. Aber wiederum trat der politische Hader dazwischen, dieses Mal geradezu mit vernichtender Wirkung. Um seine Bedeutung zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Vorgänge in Mittelitalien werfen.

Wir bemerkten früher, wie schon nach den ersten Siegen Kray's und Suworoff's die Bevölkerung Toscana's und Lucca's, der römischen und der cisalpinischen Republik in die lebhafteste Gährung gerieth und an hundert Punkten sich in bewaffnetem Aufstand gegen die Franzosen und deren Gesinnungsgenossen erhob. Macdonald, sahn wir, hatte bei seinem Durchzug unaufhörlich mit diesen Insurgenten zu kämpfen, und vollends nach dessen Niederlage gab es für den Aufstand keine Schranke mehr. Suworoff sandte deshalb nach dem Siege an der Trebbia die österreichische Brigade Klenau nebst einiger Reiterei, 1600 Mann, nach Toscana, um die Bevölkerung, namentlich das höchst kriegseifrige Arezzo, gegen die französischen Garnisonen zu unterstützen; ein russischer Oberst Zukato ging nach Florenz, um die Insurgentenbanden militärisch zu organisiren und nach Suworoff's Weise im Bajonnetfechten zu üben. Dieselbe Rolle übernahm in der Romagna General Lahoz, derselbe, den wir 1797 als Werkzeug Bonaparte's bei der Leitung der demokratischen Aufstände kennen lernten. Ein begabter, erregbarer, unstäter Mensch, früher österreichischer Officier, dann aus demokratischer Begeisterung zu den Franzosen übergetreten, neuerlich durch ein persönliches Zerwürfniß mit seinen Vorgesetzten gegen Frankreich erbittert: so kam er zu der alten Fahne zurück, warf sich in den Bauernaufstand der Romagna, brachte binnen Kurzem viele Tausend kampflustiger Männer zusammen,

und gab ihnen so weit militärische Disciplin, daß er die schwachen Detachements, welche General Monnier aus Ancona gegen ihn hinaussandte, sofort wieder in die Festung zurückdrängte. Gleichzeitig erschien auch eine Abtheilung der russisch-türkischen Flotte vor Ancona, warf einige Bomben in die Stadt und setzte eine kleine russische Schaar an das Land, welche zwar gegen die Festung auch nichts ausrichtete, aber den Kriegslärmen rings umher zu steigern half. Daß es dabei an Unordnung und Gewaltsamkeit aller Art nicht fehlte, bedarf keiner Bemerkung: General Klenau suchte von Toscana her den Zustand einigermaßen zu regeln, erzielte aber, da er bei der Geringfügigkeit seiner Mittel nur eine kleine Reiterabtheilung hinübersenden konnte, sehr geringe Wirkung. Zudem war er selbst mit seiner sonstigen Mannschaft am andern Ende des Großherzogthums den abziehenden Franzosen unter stets günstigen kleinen Gefechten in die Riviera gefolgt: nach dem Falle Mantua's sandte ihm, wie erwähnt, Suworoff 3000 Mann Oesterreicher und ein Kosakenregiment zur Verstärkung und gab ihm den Auftrag, zu der beabsichtigten Einnahme Genua's auf der Küste, von Osten her, mitzuwirken, also die toscanischen Landschaften ihren eigenen Kräften zu überlassen. Auch waren dort die Republikaner so gründlich übermeistert, daß Oberst Zukato bereits einzelne Schaaren des Landsturms über die Grenze hinüber Streifzüge in das Gebiet der römischen Republik unternehmen ließ.

In diesem Territorium hielt damals General Garnier mit seinen Garnisonen in der Engelsburg und Civita Vecchia noch immer standhaft aus, so sehr auch ihn die bewaffnete Erhebung der übrigen Landschaft bedrängte. Dazu stiegen von Süden her neue Gefahren gegen ihn auf. In Neapel ließ das von Nelson veranlaßte Schreckensregiment die Zustände schlechterdings nicht zur Ruhe kommen. Alle Behörden waren neu zu bilden, und bei dem wilden Parteihaß waren eine Menge tüchtiger Kräfte von vornherein ausgeschlossen. Der Adel war nach der Theilnahme mehrerer seiner Mitglieder an der Revolution den jetzigen Machthabern in Bausch und Bogen verdächtig, und auch der Cardinal Ruffo war immer in halber Ungnade. Ein ansehnlicher Theil der von ihm gebildeten Schaaren war noch unter den Waffen, so unbequem dem königlichen Schatze die Ernährung dieser Haufen und so bedenklich für die Staatsordnung die anerkannte Stellung mancher ihrer Officiere auch sein mochte. Von ihrer vorzeitigen Entlassung fürchtete man noch größeres Unheil, obgleich die Neubildung des regulären königlichen Heeres trotz der gänzlichen Erschöpfung der Cassen bei dem Zulauf der

alten Soldaten befriedigende Fortschritte machte. So wiederholte man unaufhörlich die Bitten um russische Hülfe, und bestürmte sowohl den Feldmarschall Suworoff als den eben in Palermo ankommenden Admiral Uschakoff, durch russische Streitkräfte die Befestigung der hergestellten Monarchie auf dem Festlande zum Abschlusse zu bringen. Suworoff, sahen wir bereits, war höchlich mit diesen Bestrebungen einverstanden, konnte freilich für den Augenblick das Corps Rosenberg (früher Rehbinder) nicht entbehren, wünschte aber vor Allem, in Mittelitalien Russen und Neapolitaner, und nur nicht die Oesterreicher sich ausdehnen zu sehen.

Aus dem Zusammenwirken all dieser Verhältnisse entsprang denn Ende Juli in Neapel der Gedanke, sich der Glaubensarmee im eigenen Lande dadurch zu entledigen, daß man sie zur Eroberung Roms über die Grenze schicke und auf diese Art zugleich einer Besetzung der ewigen Stadt durch die gefürchteten Oesterreicher zuvorkäme. König Ferdinand, der schlechterdings nicht den Muth fand, in dem gebändigten Neapel wieder Residenz zu nehmen, fuhr mit Nelson anfangs August nach Palermo zurück, zu tiefer Schädigung seines königlichen Ansehens auf dem Festlande. In Palermo kam es dann zu lebhaften Berathungen zwischen Nelson und Uschakoff, von denen ein Wort eingeschaltet werden mag, weil sie noch von einer andern Seite her die traurige Verfassung der Coalition in charakteristischer Weise beleuchten. Seit dem Siege von Abukir blokirten die Engländer die Insel Malta, hatten die Einwohner auf ihrer Seite, und mit deren Hülfe die französische Besatzung in die Festung La Valette zurückgedrängt, wo dann aber General Vaubois mit unerschütterlicher Ausdauer die dreifarbige Fahne aufrecht hielt. Vergeblich erbat sich Nelson nur eine kleine Abtheilung englischer Landtruppen, die sehr bald die Ergebung erzwingen würden; England hielt damals seine spärlichen Heereskörper für das holländische Unternehmen verfügbar und hatte für Malta nichts abzugeben. Um so entschiedener aber wies Kaiser Paul seine Flottenführer an, die langwierige Belagerung endlich zum Schlusse zu bringen, und Uschakoff forderte also die Engländer zu gemeinsamer Anstrengung für das große Ziel auf. Zu seinem Erstaunen fand er jedoch bei dem sonst so ungestümen Waffenbruder die kühlste Aufnahme. Nelson war allerdings, zum Erstaunen aller englischen Leser seiner Briefe, sehr bestimmt der Ansicht, daß die Felsenklippen Malta's für England ein völlig werthloser Besitz sein würden [1]). Aber was er schlechterdings nicht wollte,

[1]) Der wesentliche Reiz, den Malta für ihn hatte, bestand darin, daß der Rest der französischen Flotte von Abukir sich dorthin gerettet hatte: Nelson aber

war eine Mitwirkung der Russen bei der Eroberung, welche dann nothwendig die Insel in die Hand des neuen Großmeisters, des Zaren, geliefert hätte. Er gönnte sie nun ein für alle Mal nur den höchsten Gegenständen seiner damaligen Verehrung, „dem guten König und der liebenswürdigen Königin" von Neapel. So hatte er gegen Uschakoff hundert Gründe und Vorwände, nach welchen zur Zeit der Angriff auf La Valette nicht ausführbar sei, und half dann eifrig, den Russen zu überreden, daß er auf Ferdinand's Wunsch nach Neapel hinübersegelte, um dort mit Commodore Troubridge für die Sicherung des Thrones und die Bekämpfung der Franzosen zusammenzuwirken. Es handelte sich dabei vornehmlich um die beabsichtigte römische Expedition, wo Uschakoff sehr bereit war, das Seinige zu thun, um Rom nicht in den Besitz der Oesterreicher gerathen zu lassen. Nelson jedoch, welcher Rom ebenso wie Malta seinen geliebten Neapolitanern zuzuwenden wünschte, schrieb dann sehr geheim dem getreuen Troubridge, er solle so schnell wie möglich aus dem Golf von Neapel nach Civita Vecchia fahren und von dort aus Alles aufbieten, um diesen Platz und die Engelsburg vor der Ankunft sowohl der Russen als der Oesterreicher in die Hand der Neapolitaner zu bringen. Man sieht, wie leicht diese rauhen Seehelden, einmal mit hoher Politik befaßt, zu Virtuosen einer hinterhaltigen Diplomatie wurden. Der Russe arbeitete mit Nelson's Hülfe daran, dem Wiener Freunde die Beute vorweg zu nehmen; der Engländer nahm sich vor, bei diesem gemeinsamen Spiele den Russen ebenso wie den Oesterreicher zu prellen. Wie sie in Rom, so dachte schließlich Suworoff nach Klenau's Abmarsch in die Riviera durch Zukato's Legionen in Toscana, durch die russische Flotte in Ancona, unter Ausschluß Oesterreichs, der Meister zu werden.

Ueber all diese stillen und lauten Bewegungen war indessen Thugut, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, so doch in der Hauptsache genau, und vielfach in übertriebener Weise unterrichtet. Er war sehr entschlossen, ihnen mit fester Macht in den Weg zu treten. Gleich nachdem er die Nachricht von dem Falle Mantua's empfangen, ging, am 9. August, ein kaiserlicher Befehl unmittelbar dorthin an Kray ab, ein Corps von acht- bis zehntausend Mann unter General Fröhlich in Toscana und der Romagna aufzustellen, welches dort den letzten Widerstand der Republikaner zu brechen, dem anarchischen Insurrectionsstande

---

hatte sich mit der ganzen Gluth seiner Leidenschaft gelobt, daß von diesem Geschwader nicht ein Segel ihm entgehn sollte.

ein Ende zu machen, überall die bürgerliche Ordnung herzustellen und die Verwaltung auf österreichischem Fuße einzurichten hätte. Abschrift dieser Verfügung wurde an Melas gesandt, um auch den General Klenau aus der Riviera abzuberufen und seine Truppen als Theil des Fröhlich'schen Corps nach Toscana zurückzusenden. Melas werde dies Alles dem Feldmarschall Suworoff zur Kenntnißnahme unter der Bemerkung mittheilen, daß dieses Mal der Befehl nicht durch den Marschall, sondern direct an Kray ergangen sei, um den großen Umweg von Wien über Alessandria nach Mantua zu vermeiden. Zugleich erhielt Suworoff einen Brief des Kaisers Franz, in welchem derselbe ihm Nachricht von jenen Verfügungen gab und in Bezug auf die eigenen Operationen die Einnahme von Tortona als wichtig bezeichnete, bei einer Offensive gegen die Riviera möglichste Vermeidung von Menschenverlust empfahl und eine Invasion in Frankreich für dieses Jahr als unthunlich ablehnte. Alle diese Schreiben gelangten am 16. August, an dem Tage nach der Schlacht, in das Hauptquartier zu Novi, und Melas beeilte sich die Ordre für Kray dem Feldmarschall auf der Stelle vorzulegen. Das Original derselben hatte den General Kray, bei dessen beschleunigtem Abmarsch von Mantua, dort natürlich vergebens aufgesucht; vielmehr war Kray jetzt längst mit der Hauptarmee vereinigt, und Suworoff wüthete um so mehr über die Regelwidrigkeit, daß kaiserliche Befehle an seine Untergenerale auf andere Weise als durch die Hand des Oberfeldherrn gelangten. Den eigentlichen Grund des Zornes aber lieferte ohne Zweifel der Inhalt des Schreibens. Wenn Fröhlich mit 10,000 Mann regulärer Truppen in Mittelitalien auftrat, so kam das Land ohne Weiteres in österreichische Hände. Weder Zukato's Landsturm, der ja auch sofort aufzulösen war, noch Ruffo's Banden, noch die Handvoll russischer Landungstruppen konnten daneben auf Erfolge hoffen. Dann wurden Toscana, die Legationen, vielleicht die römische Republik ausschließlich österreichische Eroberungen, und damit für den Friedensschluß eine wohlvorbereitete Beute der österreichischen Annexionslust. Und um dieses verhaßte Ergebniß herbeizuführen, mußte jetzt Suworoff selbst die Weisung an Fröhlich ausfertigen! Der alte Herr war geradezu außer sich. Ohne Zögern nahm er seine Rache nach zwei Seiten hin. Nachdem er noch an demselben Tage dem Kaiser Franz berichtet hatte, daß Klenau durch die von Mantua ihm zugezogene Verstärkung bereits 9000 Mann zähle[1]), und damit unter Fröhlich's Oberbefehl demnächst

[1]) In Wahrheit 4780 unter der Fahne, nebst einem sehr großen Krankenstande.

nach Toscana zurückkehren werde, daß er selbst aber, Suworoff, in Folge des letzten Sieges die Riviera ohne erheblichen Verlust zu erobern hoffe und an eine Invasion in Frankreich nicht denke: gab er am 17. August allen Heertheilen den gemessenen Befehl, jede Vorwärtsbewegung gegen die Riviera einzustellen und in ihre alten Positionen vor der Schlacht zurückzukehren. Der Vorwand war, daß noch nicht genug Maulthiere zum Transport der Lebensmittel über das Gebirge vorhanden seien; in dem Schreiben an Kaiser Franz hatte Suworoff dann noch angedeutet, der Ausfall der nach Toscana bestimmten Abtheilung sei bei einem so großen Unternehmen, wie der Eroberung der Riviera, doppelt empfindlich. Es war vergebens, daß der sonst von ihm geschätzte General Zach, Chef des Generalstabs, nachdrücklich darauf hinwies, wie man nur wenige Meilen von Genua entfernt, wie bei dem augenblicklichen Zustande des französischen Heeres an keiner Stelle ein ernstlicher Widerstand zu erwarten sei, wie man also nach wenigen Tagen im Besitze von Genua und der reichsten Hülfsquellen sich befinden würde. Auch die Schwächung des Heeres durch Klenau's Abzug war bei den damaligen Verhältnissen eine nichts bedeutende Phrase: wir haben gesehen, daß ohne Klenau noch mehr als 50,000 Mann zu der Verfolgung des gänzlich zerrütteten Gegners, der kaum 30,000 Köpfe zählte, verfügbar blieben. Was würde die Welt gesagt haben, wenn wegen einer etwaigen Detachirung von 20,000 Mann die Sieger von Waterloo die Trümmer des napoleonischen Heeres nicht verfolgt hätten? Suworoff aber war anderer Meinung. Er fertigte den General Zach mit einigen seiner derben Schlagworte ab; es war deutlich, daß er eben nicht vorgehn wollte. Wenn Kaiser Franz sich den politischen Absichten Suworoff's nicht unterwerfen mochte, so war Suworoff entschlossen, dem Kaiser Genua nicht zu unterwerfen. Wäre daran sonst noch ein Zweifel möglich, so würde er durch die weitern Schritte des Feldmarschalls schlechthin ausgeschlossen. Den Brief des Kaisers Franz schickte er gleich am 16. August zusammen mit dem Berichte über den gestrigen Sieg an den Zaren ab, nebst einem Schreiben an den Minister Rostopschin, angefüllt mit den lebhaftesten Klagen und Vorwürfen gegen den Wiener Hof. „Ich habe hier", sagte er, „immer mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die mir vom Hofkriegsrathe fast in jeder Minute zukommenden Befehle richten meine Gesundheit zu Grunde; hier kann ich nun einmal nicht länger mehr dienen. Man will die Operationen in einer Entfernung von tausend Wersten leiten und kann nicht einsehen, daß in jedem Augenblicke Umstände eintreten

können, welche mich veranlassen, dieselben auf der Stelle wieder zu ändern. Aus der Verfügung des Wiener Cabinets mögen Sie selbst ersehn, daß ich hier nicht länger mehr bleiben kann. Ich bitte, Sr. Majestät sowohl dieses als meinen Entschluß vorzutragen, daß ich, sobald die Operation gegen Genua vollendet sein wird, formell um meine Abberufung nachsuchen und abreisen werde. Mehr zu schreiben, erlaubt mir meine Schwäche nicht." Und als wenn er der Wirkung dieser Sätze noch nicht hinlänglich getraut hätte, ließ er nach zwei Tagen einen noch kläglicheren Brief folgen. „Hier ist Jeder von dem Hofkriegsrathe und seinen Satelliten abhängig. Mein Geist ist so erschöpft, daß ich nur mit Mühe noch zu reden vermag. . . Trotz all meiner Willenskraft sehe ich dennoch ein, daß ich bald auf einem einsamen Landhause, vielleicht auch im Grabe werde Zuflucht suchen müssen." All dieser Jammer war, wie wir gesehn, dieses Mal ohne jede thatsächliche Begründung; der kaiserliche Befehl that den Feldzugsplänen Suworoff's an keiner Stelle Eintrag, da die Entsendung Fröhlich's nach Toscana in militärischer Hinsicht vollkommen bedeutungslos war. Aber um so besser waren diese allgemeinen Phrasen und pathetischen Klagen mit ihrem schneidenden Contraste zu den Siegesnachrichten vom 15. auf das erregbare Gemüth des Kaisers Paul berechnet. In welchem Lichte der schnödesten Undankbarkeit mußte diesem der Wiener Hof erscheinen, der kein Bedenken hatte, in demselben Augenblicke, in welchem Suworoff für Oesterreichs Interesse den glänzendsten Triumph davontrug, in querköpfigem Hochmuthe den alten Helden mit tödtlicher Kränkung zu überhäufen!

Das nächste Opfer dieser traurigen Zänkereien wurde der arme General Klenau. Suworoff veranlaßte denselben, trotz des kaiserlichen Befehls, weiter die Küste entlang gegen Genua vorzudringen, wo er ohne Unterstützung durch das Hauptheer mit seiner kleinen Schaar an der feindlichen Uebermacht nothwendig zerschellen mußte. Dies traf denn um sicherer ein, als ihn inmitten seines Vorgehns ein auf Grund des kaiserlichen Schreibens erlassener Befehl des Generals Melas ereilte, auf der Stelle sechs Bataillone nach Toscana zurückzusenden. So wurde der schwache Rest seiner Truppen bei Sestri durch die Franzosen unter blutigem Verluste geschlagen und nach Spezzia zurückgeworfen. Moreau gab unter diesen Umständen den Gedanken des Abzugs aus der Riviera gründlich auf, setzte sich in den Uebergangspässen des Apennin auf's Neue fest und hielt die mißvergnügten Genueser in strenger Unterwerfung. Suworoff saß indessen gelassenen

Muthes in seinem Hauptquartier zu Novi, empfing dort wie ein souveräner Monarch die an ihn gesandten Vertreter der Könige von Sardinien und von Neapel, und feierte deren Anwesenheit durch prunkende Paraden und Manöver der russischen Truppen. Für seine Unthätigkeit gegen Moreau hatte er das Glück, sofort einen weitern, äußerst scheinbaren Vorwand zu erhalten: am 18. August lief nämlich die Nachricht ein, daß sich die Oesterreicher auf dem St. Gotthard eine elende Niederlage zugezogen hätten und Suworoff mithin seine ganze Aufmerksamkeit nach Norden, auf den Schutz der auf's Neue bedrohten Lombardei richten müßte. So wurde Kray mit einer starken Abtheilung nach Mailand hinüber geschoben; in Genua aber blieb für Moreau ungestörte Muße, die Befestigung der Stadt zu verstärken und seine zerrütteten Truppen wieder in sichere Fassung und Haltung zu setzen. Dann machte Championnet mit seinem kleinen Alpenheer einige Demonstrationen gegen das nördliche Piemont, welche als neues Hinderniß gegen den Angriff auf Genua erschienen. Endlich aber erhielt am 27. August Suworoff aus Wien die amtliche Ankündigung über den großen Operationsplan, wie ihn England vorgeschlagen und Paul angenommen hatte, mit der bestimmten Weisung, ohne irgend welchen Zeitverlust sämmtliche russische Truppen aus Italien hinüber in die Schweiz zu führen und dort an Stelle des Erzherzogs Carl den Kampf gegen Massena zu übernehmen. Damit war denn der Feldmarschall ein für alle Mal von der Eroberung Genua's dispensirt. Das Verfahren der Verbündeten in Bezug auf Italien war in Summa genau das eines Feldherrn, der eine weitläufige Festung siegreich eingenommen hat, in der Citadelle derselben aber den Feind unangegriffen und ihm selbst die freie Verbindung mit dem heranrückenden Entsatzheere offen läßt.

Man hätte nun denken können, Suworoff, der sich so oft über die störende und hemmende Einmischung des Hofkriegsrathes beklagt hatte, würde die Berufung auf ein neues Kriegstheater und zu unbeschränkter Machtvollkommenheit mit Jubel begrüßt und keine Stunde verloren haben, die ihn einer so erwünschten Stellung näher führen mochte. Allein auch hier zeigte sich wieder, daß niemand ungestraft sich auf dem lockenden Felde der politischen Intrigue versucht, daß in einer einmal ergriffenen falschen Stellung Charakter und Handlungsweise unausbleiblich vergiftet wird. Suworoff hatte es für angemessen und anständig erachtet, im amtlichen Dienste des Kaisers Franz dessen politischen Interessen und Absichten auf allen Punkten entgegen zu arbeiten, und namentlich die italienischen Erwerbungen desselben sowohl auf dem

Boden der Halbinsel selbst als in der Gesinnung des Zaren mit allen erdenkbaren Mitteln zu erschweren. So reizend sonst die Aussicht für ihn gewesen wäre, ein fast ganz russisches Heer mit unbedingter Vollmacht zu neuen Siegen zu führen, so überwog doch zur Zeit bei ihm der Gedanke ganz und gar, daß mit seiner Entfernung aus Italien die ihm widerwärtige österreichische Politik dort freien Spielraum haben, daß die ihm so devot zu Füßen liegenden Könige von Neapel und Sardinien des letzten Schutzes gegen Thugut's Uebergriffe beraubt sein würden. So sträubte er sich auf das Entschiedenste gegen seine Versetzung in die Schweiz und klammerte sich unter Vorwänden verschiedener Art an die italienische Stellung fest. Gleich am 28. August meldete er nach Wien, die Meinung des Kaisers gehe doch ohne Zweifel dahin, daß die Entsendung der Russen in die Schweiz wesentlich die Sicherung der italienischen Eroberungen zum Zwecke habe. Diese Absicht könne aber unter allen Umständen nur dann erreicht werden, wenn vorher in Italien selbst die letzten vom Feinde noch behaupteten Festungen, Coni und die Citadelle von Tortona, genommen und zugleich Savoyen und Nizza den Franzosen entrissen seien. Er denke diese Aufgaben binnen zwei Monaten zu lösen und dann ohne Aufenthalt in die Schweiz abzurücken. Uebrigens müsse er jedoch bemerken, daß kein russisches Corps in der Verfassung sei, getrennt von den österreichischen Heeren mit Wirksamkeit und Kraft ein Gefecht zu bestehn; er bitte also den Kaiser, die für die Schweiz bestimmten Abtheilungen mit Reserveartillerie, Munition, Pontons und Vorspannwagen vorher versehn zu lassen und denselben außerdem eine Anzahl österreichischer Generalstabsofficiere beizugeben.

Da im November jede größere Kriegführung in den Hochalpen unmöglich ist, enthielt dieses Schreiben nichts Anderes, als eine verhüllte Ablehnung des kaiserlichen Befehls. Unterdessen aber war auch eine gleiche Ordre des Kaisers Paul vom 15. August dem Feldmarschall zugekommen; es erschien eine zweite noch dringendere Weisung aus Wien und endlich liefen Nachrichten so bedenklicher Art aus der Schweiz selbst ein, daß bei Suworoff freilich Groll und Zorn auf den höchsten Grad gesteigert, zugleich aber auch ihm der Abmarsch aus Italien unabweisbar wurde.

Sehn wir jetzt, wie sich bis dahin die Verhältnisse in der Schweiz gestaltet hatten.

Als Graf Dietrichstein am 7. August in Klotten, dem Hauptquartiere des Erzherzogs Carl anlagte und dem fürstlichen Heerführer die neuen Intentionen seiner Regierung entwickelte, trat gleich bei dem

ersten Gespräche der Gegensatz der Auffassungen hervor. Nach wiederholter bedächtiger Lesung der kaiserlichen Schreiben erklärte Carl, er werde dem Kaiser gehorchen, aber den neuen Plan für den wünschenswerthesten zu halten, das vermöge er nicht. Sein Gedanke sei vielmehr gewesen, gleich nach der Ankunft der Russen die momentane Ueberlegenheit zu dem entscheidenden Schlage gegen Massena zu verwenden, zu dem er bisher nicht Kräfte genug gehabt; man hätte die Franzosen aus der Schweiz hinausgeworfen, sie in ihr eignes Land hinein verfolgt und zunächst Hüningen und Belfort erobert. Dietrichstein bemerkte, daß zu der Ausführung dieses Plans eine Aenderung der kaiserlichen Entschließung erfordert werde, welche übrigens einzuholen bis zur Ankunft Korssakoff's Zeit genug bleibe. Carl führte darauf aus, daß dieser zur Behauptung der Schweiz allein viel zu schwach sei; ein österreichisches Corps müsse zu seiner Unterstützung zurückbleiben; dann aber werde er, der Erzherzog, nicht Mittel genug haben, um am Niederrhein etwas Erhebliches auszurichten. Der Graf dagegen wollte diese Uebelstände auf keiner Seite als so erheblich anerkennen. Eine Zurücklassung österreichischer Truppen in der Schweiz schien ihm weder verstattet noch nöthig; Korssakoff zähle immer 30,000 Mann; sein Kaiser wolle ihm das Corps Derfelden zur Verstärkung senden; die Fortschritte der verbündeten Waffen in Italien und am Rheine würden auch ihm zum Rückhalt gereichen. Und auf der andern Seite, welch ein Ruhm für das Reichsoberhaupt, wenn sein Heer Mainz befreie und auf dem linken Rheinufer Winterquartiere nehme — welch ein trüber Eindruck, wenn man das deutsche Reich den französischen Angriffen oder dem ausschließlichen Einflusse Preußens unbeschirmt preisgebe! Carl ließ dies Alles bis zu einem gewissen Grade gelten; er war sehr verdrießlich über die Engländer, von denen die erste Anregung zu dem neuen Operationsplane gekommen, und hatte also nichts gegen die politischen Erörterungen Dietrichstein's einzuwenden, daß Oesterreich sich nicht ohne Weiteres zum gehorsamen Diener fremder Launen herzugeben, sondern in erster Linie seine eignen Interessen zu wahren habe. Aber als guter Soldat kam er doch immer wieder auf die erste Frage zurück, ob Korssakoff für sich allein die Schweiz werde decken können. Er bringt, sagte er, nicht mehr als 18,000 Mann Infanterie mit; wenn die Russen nach unserer Entfernung hier einen Unfall erlitten, wenn die Franzosen dann Herren der kleinen Cantone würden, das Unheil wäre grenzenlos. So wiederholte er die Frage, ob er, wenn in der That seine Hauptmacht die Schweiz, ohne vorher Massena zu schlagen, verlassen müßte, nicht

wenigstens eine Abtheilung zur Verhütung jener Gefahr zurücklassen dürfe? Der Fall, entgegnete Dietrichstein, sei doch höchst unwahrscheinlich; sollte er dennoch eintreten, so würde die italienische Armee Vorkehrungen treffen. Er wies dann auf Condé's Emigranten, welche Kaiser Paul dem Heertheile Korssakoff's nachsende, auf die Schweizer Patrioten hin, welche England ausrüste. Aber der Erzherzog wollte davon wenig wissen. Er legte wenig Gewicht auf ihre militärische Wirksamkeit und hatte desto größere Sorge wegen des politischen Eindrucks der Maßregel in Helvetien und in Frankreich. In beiden Ländern sei die unendliche Mehrheit von Abneigung gegen den jetzigen Zustand, aber ebenso von Abscheu gegen das alte Regime erfüllt. Und eben dessen Herstellung verkündeten Rußland und England, während er, der Erzherzog, sich stets begnügt habe, den Schweizern die nationale Unabhängigkeit und den Sturz der Fremdherrschaft zu verheißen. Auch in dieser Hinsicht werde die Uebertragung des Schweizer Kriegstheaters an die Russen wahrlich keinen Nutzen bringen.

Aus diesen Erörterungen tritt der entscheidende Punkt mit durchschlagender Klarheit hervor. Mochte Thugut politischer Weise noch so guten Grund haben, die Versetzung Suworoff's in die Schweiz und des Erzherzogs nach Deutschland zu billigen und zu wünschen: auf dem militärischen Felde hatte er dem Erzherzog gegenüber doppeltes und dreifaches Unrecht. Nichts konnte einleuchtender sein als Carl's Gedanke, nach der Vereinigung mit den Russen zuerst Massena gründlich zu besiegen und dann erst an den Niederrhein zu ziehn. Aber selbst, wenn dies einmal nicht sein sollte, so wäre es doch die einfachste Klugheitsregel gewesen, nicht eher auch nur einen kleinen Theil des österreichischen Heeres aus der Schweiz hinweg zu ziehn, als bis außer Korssakoff auch Derfelden und Suworoff dort angelangt und alle russischen Streitkräfte an Ort und Stelle versammelt waren. Und vollends, was jetzt Dietrichstein verlangte, der Abmarsch aller Oesterreicher gleich nach der Ankunft des einzigen Korssakoff war nicht bloß der Gipfel militärischer Unzweckmäßigkeit, sondern, wie wir sahn, widersprach auch der letzten Uebereinkunft der großen Mächte, nach der eine successive Ablösung der österreichischen Heerestheile durch entsprechende russische Corps stattfinden sollte.

Nach dem erzählten Gespräche gingen zwei Berichte nach Wien, der eine des Erzherzogs, welcher dem Kaiser die Unmöglichkeit schilderte. am Niederrheine Großes zu vollbringen, und um Erlaubniß zur Belagerung Hüningens und Belforts (also zu der hierfür unerläßlichen

Besiegung Massena's) bat, der andere von Dietrichstein an Thugut, worin die Ansicht des Erzherzogs nach besten Kräften widerlegt und zum Festbleiben in den bisherigen Beschlüssen ermahnt wurde. Bald aber traten Ereignisse ein, welche die Entscheidung herbeiführten, ehe die Entschließung des Wiener Hofes im Hauptquartier bekannt werden konnte.

Am 12. August kam, seinen Truppen vorauseilend, General Korssakoff in Klotten an, um mit Carl über die nächste Aufstellung und Verwendung der Russen Abrede zu nehmen. Hier ergab sich nun eine Confusion ohne Gleichen. Korssakoff wußte kein Wort von dem neuen großen Plan, von der bevorstehenden Vereinigung aller russischen Corps in der Schweiz, von der verabredeten successiven Ablösung der Oesterreicher durch die Russen. Es war dies bei den damaligen Verkehrsmitteln begreiflich genug, da die definitive Annahme des englisch-russischen Antrags durch Oesterreich erst Ende Juli nach Petersburg gemeldet und mithin dem russischen Kaiser nicht vor Mitte August bekannt wurde. So hatte denn Paul, wie wir erwähnten, zwar dem Feldmarschall Suworoff schon am 1. August eine allgemeine Erwähnung der neuen Entwürfe zugesandt, Korssakoff aber hatte noch nichts als jene Weisungen vom 22. Juli und 1. August empfangen, daß er den linken Flügel des österreichischen Heeres bilden, also mit diesem zusammenwirken, bindende Befehle aber von Carl nicht entgegennehmen sollte. Als er jetzt vernahm, daß alle österreichischen Truppen die Schweiz verlassen würden, war er außer sich: wie sollte er mit seinen 28,000 Mann die Aufgabe lösen, zu der 60,000 Oesterreicher nicht stark genug gewesen? wie sollte er hier ohne die Oesterreicher nur existiren, da er weder Pontons noch Munitionsvorräthe noch Magazine besäße, und dies Alles nach den Erlassen seines Souveräns durch die Oesterreicher erhalten sollte? Carl deutete auf die Möglichkeit hin, daß ein Theil der Oesterreicher bis zu Derfelden's Ankunft bleiben würde, da ja die Ablösung nur successive zu erfolgen habe: jener entgegnete, daß er von Derfelden nichts wisse und auch gar keine Sehnsucht nach ihm empfinde, da er bei dessen Ankunft das Obercommando an ihn abgeben müsse. Am folgenden Tage ging das Gespräch weiter. Carl blieb dabei, daß Korssakoff wenigstens einen Theil der österreichischen Stellung zu besetzen habe, und schlug ihm vor, zu diesem Behufe sein ganzes Corps in die kleinen Cantone zu führen und dort die Generale Jellachich in Schwyz und Simbschen in Uri abzulösen: er werde damit der Erste werden, seine aus Italien heranrückenden Landsleute zu empfangen. Aber auf das Entschiedenste wies

Korssakoff die Anmuthung zurück, sich so weit in das Hochgebirge zu vertiefen. Er kenne, sagte er, das Land überhaupt noch nicht; er wolle, ehe er einen Entschluß über die Ablösung fasse, erst eine Studienreise in die kleinen Cantone machen, dann eine Besichtigung der Stellungen an der Limmat vornehmen und hiernach seine weiteren Pläne feststellen. Daß die Geographie Helvetiens ihm fremd war, zeigte sich allerdings deutlich genug: er hatte den größten Theil seiner Reiterei und Artillerie in Würtemberg zurückgelassen, weil er die ganze Schweiz von steilen Felsen erfüllt glaubte; seine Generale fragten, wo der Gotthard eigentlich läge, und suchten die Stadt Genf am Züricher See. Carl erkannte sogleich, daß es mit der Ablösung durch diese Bundesgenossen so schnell nicht gehn würde und beschloß, diese Zwischenzeit in seinem Sinne zu einem scharfen Schlage auf Massena zu benutzen. Er fragte also den russischen General am 14. August, ob er bei einem solchen Unternehmen mitwirken wolle, und hier war denn Korssakoff ohne Zaudern bereit, mit seiner nächsten Abtheilung, etwa 8000 Mann, am 17. zur Stelle zu sein. Carl wollte den General Hotze zur Deckung Zürichs zurücklassen, mit ungefähr 40,000 Mann die Limmat bis zu ihrer Mündung in die Aar hinabrücken und dann diesen Fluß bei Großdöttingen, eine Stunde vom Rheine entfernt, überschreiten. Er hätte damit Massena's Stellung auf dem Albis vollständig umgangen, den Gegner von seinen Verbindungen mit Basel, möglicherweise mit Bern abgeschnitten, und ihn so zu schleunigem Rückzug vielleicht bis an den Neuenburger See genöthigt.[1])

Inmitten der Vorbereitungen zu diesem wichtigen Streiche empfing er Nachrichten aus den kleinen Cantonen, welche in jedem Sinne seinen Drang zu dem Unternehmen steigern mußten.

Die Verhältnisse drüben auf der französischen Seite bildeten zu der Lage des österreichischen Hauptquartiers den größten Gegensatz, der sich denken läßt. Während Carl, auf das Trefflichste gerüstet, durch seine Regierung nur Abmahnungen von jeder Schweizer Offensive erhielt, wurde umgekehrt Massena von dem Directorium des 30. Prairial unaufhörlich unter glänzenden Versprechungen zu großen Thaten gedrängt, thatsächlich aber ohne ausreichende Verstärkung an Mannschaft, Geld und Verpflegung gelassen. Der Kriegsminister Bernadotte, wie wir erwähnten, dachte selbst den Oberbefehl über die neue Rheinarmee zu übernehmen und entzog zu deren Gunsten dem Schweizer Heere

---

[1]) Massena's eignes Urtheil in den Memoiren.

Truppentheile und Sicherheitsplätze. Fand sich Massena schon dadurch gekränkt, so wurde sein Unwille weiter gesteigert, als er erfuhr, daß Moreau den Oberbefehl sowohl der Schweizer als der künftigen Rheinarmee übernehmen würde, und umgehend reichte er seine Entlassung ein. Davon wollten freilich die Directoren nichts wissen; Massena empfing statt seines Abschiedes ein schmeichelhaftes Schreiben, das ihn mit beredten Worten aufforderte, durch einen großen Angriff auf den Erzherzog sich neue Lorbeeren zu erringen. Massena, über ein solches Ansinnen unter den gegebenen Verhältnissen geradezu empört, hielt sein Entlassungsgesuch aufrecht, beschloß jedoch, den Pariser Gebietern noch einmal seinen Werth zu zeigen, und freilich nicht den übermächtigen Erzherzog, wohl aber dessen Seitenposten im Hochgebirge im letzten Moment vor der Ankunft der Russen mit allem Nachdruck zu treffen. Seitdem Suworoff den General Haddik aus dem Gebirge hinweg nach Piemont gezogen, bot ein solches Unternehmen nicht eben große Schwierigkeiten. Am Südfuße des Simplon stand Prinz Victor Rohan mit 1500, in Oberwallis am Ausgang des Grimselpasses Oberst Strauch mit 4500 Mann, Beide zum italienischen Heere gehörig. Vom Erzherzog war dann General Jellachich mit 8000 Mann zwischen dem Züricher und Luzerner See von Schindeleggi bis Schwyz und General Simbschen mit 4400 Mann im obern Reußthal an der Gotthardstraße von Altorf bis Wasen aufgestellt. Alle diese kleinen Abtheilungen waren durch weite Entfernung und gewaltige Gebirgsmassen von einander getrennt, eine jede dem Feinde näher als dem Genossen, keine auf ein Zusammenwirken mit dem Andern angewiesen. Nun hielt Massena nach allen bisherigen Erfahrungen seine Hauptstellung sicher vor österreichischen Angriffen bis zu dem vollständigen Einrücken der Russen; so verstärkte er einstweilen unbedenklich seinen rechten Flügel zur Erdrückung jener österreichischen Heeressplitter und ließ dieselben dann am 14., 15. und 16. August mit gründlichstem Erfolge aus ihren Thälern hinwegfegen. Sein Angriffsplan war klar durchdacht und wurde von seinen Officieren mit seltener Kraft und Raschheit ausgeführt; überall wurden die österreichischen Abtheilungen von mehreren Seiten her zugleich angefallen und somit Rohan vom Simplon nach Domo d'Ossola, Strauch von der Grimsel nach Airolo, Simbschen von der Gotthardstraße in das Oberrheinthal, Jellachich aus dem Canton Schwyz über die Linth hinüber geworfen, sie Alle zusammen mit einem Verluste an Todten und Gefangenen von 8000 Mann. Der Simplon und Gotthard kamen damit in französische Hand; und auf's Neue ergrimmte der Erzherzog

über Suworoff's Leichtsinn, welcher durch Haddik's Abberufung diese wichtigen Pässe dem Feinde preisgegeben. Indessen das Mißgeschick war einmal vorhanden, und der nächste Gedanke war, diese Scharte möglichst rasch durch jenen überwältigenden Angriff auf Massena's Hauptmacht wieder auszuwetzen: erschienen doch jetzt die Aussichten um so günstiger, je mehr der französische Feldherr seine Stellung auf dem Albis durch jene Entsendungen in die kleinen Cantone hatte schwächen müssen. Mit verdoppeltem Eifer wurden also zum 17. August die Anstalten zur Ueberschreitung der Aar bei Döttingen getroffen, während Hotze mit 9000 Mann zur Verstärkung Jellachich's nach Uznach abging.

Die für das große Unternehmen bestimmten Truppen, Oesterreicher und Russen, setzten sich in Eilmärschen nach Döttingen in Bewegung. Am Abend des 16. waren sie in der Nähe des Flusses versammelt und ihre Bewegung bis dahin vom Feinde unbemerkt geblieben. In der Nacht begannen die österreichischen Pioniere den Bau zweier Brücken, fanden aber mancherlei Schwierigkeiten, so daß die Arbeit nur äußerst langsam vorrückte; der Strom war reißend und der Boden harter Felsgrund; die Anker wollten nicht fassen, die Zahl der Pontons war nicht groß genug und, was die Hauptsache war, der Chef der Pioniere hatte die Beschaffung von Nachen versäumt, um einen Vortrab zur Deckung des Brückenbaues hinüberzuwerfen. So geschah es denn, daß, als beim Sinken des Morgennebels die feindlichen Posten die Lage übersahen, sofort eine Compagnie helvetischer Scharfschützen sich drüben am Uferrande festsetzte und in kurzer Frist den größten Theil der Pioniere tödtete oder verwundete. Mit jeder Stunde verstärkten sich dann die Franzosen auf dem bedrohten Punkte; gegen Mittag hatte General Ney dort 10,000 Mann versammelt, und an die Erzwingung des Uebergangs gegenüber solchen Massen war nicht mehr zu denken.

Dies Mißlingen war an sich kein großes Unheil für die Verbündeten, da man in der Lage blieb, was heute fehlgeschlagen, jeden Tag mit besserem Erfolge zu wiederholen. Die schlimmste Folge war eine neue Verstimmung zwischen den Verbündeten selbst. Die Russen hatten beinahe vierundzwanzig Stunden athemlosen Marsches gehabt, um an die Unglücksstätte zu gelangen; dann lagen sie einen Tag lang bei strömendem Regen fast ohne Nahrungsmittel im Freien, und fluchten über die Dummheit und die schlechten Anstalten der Oesterreicher. Korssakoff, ein Officier von geringer Begabung und Kriegserfahrung, dafür aber von desto brutalerem Hochmuthe und Fremdenhasse erfüllt, war sehr geneigt, die Dinge in noch schlimmerem Lichte zu sehen und plan=

mäßige Verschuldung des Erzherzogs vorauszusetzen. Um so mehr erfreute er sich der ihm gewährten Unabhängigkeit von diesem, um so fester war er entschlossen, bei jeder Verabredung nur seinem eignen Sinne zu folgen. In der ungünstigsten Stimmung von der Welt kam er also zu der Berathung über die weiteren Maßregeln herbei. Indessen hätte sich dies Alles wohl noch überwinden lassen, wäre nicht in diesem Momente ein Zwischenfall eingetreten, welcher der Geduld des Erzherzogs ein vollständiges Ende machte. Korssakoff legte nämlich am 18. August jenen Befehl Suworoff's vom 11. vor, ihm 10,000 Mann seines Corps so rasch wie möglich nach Italien hinüber zu senden. Carl, dessen Weisungen aus Wien vom 31. Juli datirt waren, und der eine gleichzeitig an Suworoff ergangene Instruction voraussetzte, sah in der neuen Ordre des Feldmarschalls die offene Auflehnung gegen die Gebote seines österreichischen Kriegsherrn, den unverhüllten Abfall Rußlands von Bundesvertrag und Bundespflicht. In der höchsten Erregung erklärte er seinen Willen, in genauer Befolgung seines kaiserlichen Befehls auf der Stelle mit allen seinen Truppen die Schweiz zu verlassen; Korssakoff möge dann zusehn, was aus ihm und den Seinigen werde. Eine äußerst heftige Verhandlang folgte. Der anwesende englische Bevollmächtigte, Wickham, legte förmliche Verwahrung gegen Carl's Aussage ein, daß sein Abmarsch nur die Folge eines von England angeregten oder gebilligten Operationsplanes sei; in London habe man die Vereinigung aller Russen in der Schweiz und einen österreichischen Angriff auf Belfort im Auge gehabt, wolle aber von einer Entfernung Carl's an den Niederrhein nichts wissen. Aber auch davon abgesehn, wie könne im Kriege die Ausführung eines neuen Planes ohne jede Rücksicht auf die augenblickliche Lage begonnen werden? Für jeden verständigen Menschen verstehe es sich doch von selbst, daß der Abmarsch der Oesterreicher aus der Schweiz nicht in einem Zeitpunkt erfolgen dürfe, in welchem das sichere Verderben aller Theile die unmittelbare Folge desselben sein müsse. Der Erzherzog, welcher ja vor wenigen Tagen selbst in dem gleichen Sinne nach Wien berichtet hatte, blieb nicht taub gegen die Bemerkungen des Engländers, sondern ließ sich zu weitern Erörterungen über die in der Schweiz noch vorzunehmenden Operationen herbei, zumal neue Hülferufe von Jellachich und Simbschen einliefen, die von den Franzosen wieder heftig bedrängt wurden. Auf der andern Seite war Korssakoff in nicht geringer Verlegenheit über die Entsendung der 10,000 Mann nach Italien: die Franzosen waren im Besitze des St. Gotthard und bedrohten selbst den Splügenpaß; die Russen hätten

also den Umweg durch Tyrol machen müssen, der sie für mehrere Wochen von jeder Thätigkeit gegen den Feind entfernt hätte. Zwar lehnte er einen Vorschlag Carl's, 6000 Mann zur Unterstützung Jellachich's in den Canton Schwyz zu schicken, nachdrücklich ab, weil er sein Corps niemals zersplittern dürfe: besser aber leuchtete ihm ein Gedanke Wickham's ein, er möge die von Suworoff begehrten Zehntausend über den St. Gotthard nach Italien schicken, und um dies zu können, nach dem ursprünglichen Wunsche des Erzherzogs, sein ganzes Corps in die kleinen Cantone führen. Eben dies schlug ihm bei einer weitern Conferenz am 20. auch der Erzherzog vor, und Korssakoff gab darauf seine Einwilligung. Aber, setzte er hinzu, es müssen dann auch alle Oesterreicher, welche jetzt sich dort befinden, bei uns bleiben. Der Erzherzog bemerkte ihm etwas ungeduldig, es handle sich ja gerade um Ablösung der Oesterreicher durch die Russen; wenigstens Hotze mit den 9000 Mann, welche soeben erst dorthin abgegangen, müsse er zurücknehmen, um seiner Hauptaufgabe, der Deckung Deutschlands, genügen zu können. Korssakoff aber protestirte, kein Mann dürfe zurückgehn. Carl setzte ihm auseinander, daß für solche Truppenmassen in den kleinen Cantonen weder Verwendung noch Ernährung zu finden sei: Korssakoff begehrte darauf Bedenkzeit, um seine Instructionen in Bezug auf diese Frage zu studiren, und sandte nach mehreren Stunden durch Tolstoi eine ausweichende Antwort. Am folgenden Tage wiederholte sich dies unergiebige Hin- und Herreden; endlich am 22. August konnte Carl an den Kaiser berichten, das Einverständniß sei nach dreitägiger widerwärtiger Verhandlung endlich erzielt; Korssakoff werde mit seinem ganzen Corps in die kleinen Cantone abrücken, und er, der Erzherzog, den größten Theil des Hotze'schen Corps dort belassen [1]), worauf dann in den nächsten Tagen die gemeinschaftliche Operation über die Linth hinüber zunächst gegen Schwyz beginnen werde.

Hiernach begannen die Russen am 23. August ihren Marsch nach Uznach hinter der Linth, wo sie am 25. in der Stärke von 20,000 Mann, 29 Bataillonen und 3 Kosakenregimentern, versammelt waren; ihre übrige Reiterei und Artillerie war noch nicht in der Schweiz angelangt. Hotze stand damals bei Lachen am Südufer des Züricher Sees,

---

[1]) Ich bemerke das Datum des unmittelbar nach der Conferenz geschriebenen Berichts, weil Miliutin sagt, erst in späterer Zeit habe man in Oesterreich behauptet, daß der Erzherzog dem russischen General die Mitwirkung nur eines Theiles, nicht aber des ganzen Hotze'schen Corps zugesagt habe.

Jellachich hielt Glarus besetzt, Beide zusammen 14,600 Mann stark, von denen jedoch 6000 zum Erzherzog zurückkehren und mithin 8600 Oesterreicher mit den 20,000 Russen zu der beabsichtigten Offensive mitwirken sollten. Am 25. und 26. kamen Korssakoff und Hotze über den nähern Operationsplan überein; und die Anordnungen wurden getroffen, um die Colonnen am 27. in Bewegung zu setzen. Nach allem menschlichen Ermessen wäre mit ihrer Vollziehung das Ziel erreicht, Schwyz und Uri und der Gotthardpaß binnen einer Woche in die Hand der Verbündeten gekommen, und damit für Suworoff's Anmarsch und die Vereinigung der russischen Heerestheile die freie Bahn eröffnet worden, während der Erzherzog an der Limmat die Hauptmacht Massena's beschäftigte und festhielt. Da brachte im letzten Augenblicke Korssakoff's bandenloser Eigenwille die Katastrophe. Am Abend des 26. trat er plötzlich in zornglühender Aufregung bei Hotze ein, er höre ganz zufällig, daß 6000 Oesterreicher nach Zürich zurückgehn sollten; er betrachte dies als ein höchst zweideutiges und unaufrichtiges Verfahren und erkläre ein für alle Mal, daß er mit seinen Russen keinen Schritt vorwärts thun werde, wenn jene Maßregel nicht unterbleibe. Hotze, nicht unterrichtet über die Einzelnheiten der zwischen dem Erzherzog und Korssakoff getroffenen Abrede, nahm es auf sich, den Rückmarsch der drei Regimenter einstweilen zu verschieben und zunächst an den Erzherzog zu berichten.

Es war der letzte Tropfen, welcher bei diesem das längst gefüllte Gefäß zum Ueberfließen brachte. Er hatte dem Russen den größten Theil des Hotze'schen Corps bewilligt; er hatte also kraft ihrer Uebereinkunft das Recht, den kleinern Theil zurückzurufen. In Korssakoff's Auftreten sah er entweder völlige Unfähigkeit, die mit 28,000 Mann gegen 18,000 (so stark waren die Franzosen in Schwyz und Uri) nichts anzufangen wußte, oder böswilliges Ergreifen eines nichtigen Vorwandes zur Verweigerung jeder Bundeshülfe: für das Eine wie für das Andere hatte er nur noch das Gefühl der reinen Verachtung; es schien ihm deutlich, daß mit dem russischen General ein wirksames Verständniß überhaupt nicht möglich sei. In dieser Stimmung ging er auf Dietrichstein's Vorschläge ein. Der Graf war seit einigen Tagen selbst zweifelhaft geworden, ob die vollständige und buchstäbliche Ausführung der Wiener Befehle, so wie er sie aufgefaßt, möglich sei, und hatte infolge dessen seine Anträge in folgender Gestalt modificirt. Wenn es allerdings bedenklich erscheinen könne, Korssakoff allein mit der bisherigen Aufgabe der doppelt so starken österreichischen Armee zu betrauen, so

stehe doch über allen Zweifel hinaus die Uebereinkunft der Höfe fest, daß sich nach der Ankunft Suworoff's, also nach Korssakoff's Vereinigung mit den Truppen Derfelden's und Rosenberg's, alle österreichischen Streitkräfte an den Rhein zu wenden hätten. Wenn man also jetzt, zur augenblicklichen Unterstützung Korssakoff's, ebenso viele Oesterreicher zurücklasse, wie Suworoff Russen heranführe, so sei jede billige Forderung erfüllt und der Erzherzog könne unbedenklich ohne Verletzung der Bundestreue seine übrigen Schaaren nach Deutschland führen. Dies eröffnete dem Erzherzog den willkommnen Ausweg aus den trostlosen Zänkereien mit Korssakoff; auf alle seine Berichte und Vorstellungen bei Kaiser Franz und Suworoff war er bis dahin ohne Antwort geblieben, und den letzten Anstoß gab eine Reihe eben in diesen Stunden einlaufender Meldungen von General Sztarray und dessen Unterbefehlshabern über ernste Anstalten der Franzosen, den Rhein bei Worms, bei Mannheim und bei Kehl zu überschreiten. So kam er zum Entschlusse. Hotze erhielt mit einem scharfen Verweis für sein Zaudern den gemessenen Befehl, die 6000 Mann sofort nach Zürich zurückzuschicken. An Korssakoff aber schrieb er, da jener trotz der Abrede vom 22. ohne die 6000 nicht operiren wolle, so bleibe nichts übrig, als sich auf die Defensive zu beschränken; er, Carl, habe ungeachtet der Anzeige seines Hofes, daß sein Heer durch Korssakoff abzulösen sei, zu einer gemeinsamen Offensive die Hand geboten; zu dieser sei es bisher nicht gekommen, und jetzt erhalte er Bericht von schwerer Bedrohung der rechtsrheinischen Rheinlande; er müsse zu deren Beschützung aufbrechen und zeige deshalb an, daß er Hotze mit 22,000 Oesterreichern und 3400 Schweizern beauftragt habe, die Linie zwischen Uznach und dem St. Gotthard zu decken; er gebe anheim, daß Korssakoff dann die Strecke vom Züricher See die Limmat hinab bis zum Rheine übernehme; nur bitte er, die russischen Truppen gleich morgen dahin aufbrechen zu lassen, weil ein Theil der seinigen schon an diesem Tage den Rhein überschreiten müsse.

Korssakoff war auf diese Botschaft im ersten Augenblick außer Fassung. Nun wohl, rief er, ich schicke 10,000 Mann nach Italien; mit den übrigen stelle ich mich jenseit des Rheins bei Schaffhausen auf; mag daraus werden, was Gott will. Bald aber besann er sich eines Bessern und vollzog die Ablösung der Oesterreicher hinter der Limmat. Er fand dabei, daß er im Grunde Mannschaft genug habe, denn jede Compagnie Russen sei hinlänglicher Ersatz für ein österreichisches Bataillon. Als ihn jemand über die Deckung seiner Rückzugslinie

befragte, wies er ihn mit den Worten ab: die Russen gehn nie zurück. Während dieser Bewegungen machte Massena seinerseits einen Angriffsversuch auf die Linie der Limmat; der Uebergang über den Fluß mißlang ihm aber ebenso, wie zwölf Tage früher dem Erzherzog, dieses Mal den Franzosen zum Glücke, da sie beim Kampf unter die noch vereinigte Uebermacht der Alliirten gerathen wären. Gleichzeitig kamen neue Rapporte von Sztaray, daß die Franzosen bei Mannheim den Rhein wirklich überschritten, Heidelberg besetzt und die Beschießung von Philippsburg begonnen hätten. Ihnen zu begegnen, verließ darauf am 1. September der Erzherzog mit 37,000 Mann die Schweiz. Wenn man deren jetzige Besatzung mit der früheren verglich, so ergab sich, da Korssakoff 28,000 Mann hinzugebracht hatte, ein Ausfall von 9000 Mann, eine Verringerung der materiellen Kräfte, welche offenbar nicht als erheblich bezeichnet werden konnte, zumal Carl noch 5000 Mann unter Nauendorff am Rheine bei Waldshut stehen ließ, zu deren Beobachtung Massena immerhin einige französische Truppen verwenden mußte. Ebenso, wenn man die jetzigen Streitkräfte, Korssakoff und Hotze, mit der beabsichtigten ausschließlich russischen Armee Suworoff's in Vergleich setzte, so war Hotze sogar um 2000 Mann stärker als die zu seiner Ablösung bestimmten Russen Suworoff's. Oesterreich konnte also mit Grund die Behauptung aufstellen, daß es loyal und gewissenhaft der von Kaiser Paul angeregten und gebilligten Abrede gemäß verfahren sei. Das formelle Recht war unzweifelhaft auf seiner Seite.

Nichtsdestoweniger war der Erzherzog bei seinem Abmarsch von schwerer Besorgniß gedrückt. Wohl war seine persönliche Verantwortlichkeit durch die Befehle seines Hofes mehr als gedeckt; wohl hatte er den Russen gegenüber nichts als den ersten Theil der verabredeten successiven Ablösung in das Werk gesetzt. Aber in der Sache konnte er sich nicht verbergen, daß die ergriffene Maßregel eine schlechte war, daß er zur Abwehr eines bedeutungslosen Unfalls bei Philippsburg die den Krieg entscheidende Stelle einer großen Gefahr preisgab, daß bei Korssakoff's hochfahrender Unfähigkeit trotz der an sich ausreichenden Truppenzahl ein verhängnißvolles Unheil innerhalb der Möglichkeit lag: er hatte in diesem Sinne wiederholt am 26. und 28. August an den Kaiser Franz, am 20. und 28. an Suworoff geschrieben, den russischen Feldmarschall von dem Abmarsche der Oesterreicher nach Deutschland benachrichtigt und auf die beschleunigte Ankunft Derselben's in der Schweiz gedrungen. Wenn dies geschah, wenn Suworoff so schnell wie möglich den Oberbefehl in der Schweiz übernahm und nach seiner

stürmischen Weise gleich sein Erscheinen durch einen allgemeinen Angriff auf die Franzosen ankündigte, so konnte Alles noch gut werden. Der Ausgang hing mithin von der Frage ab, auf welcher Seite die größere Schnelligkeit entwickelt, ob Suworoff's vereinte Macht über Massena, oder ob vorher Massena über den vereinzelten Korssakoff hereinbrechen würde.

Einstweilen herrschte in der Schweiz nach Carl's Entfernung wochenlange tiefe Ruhe. Korssakoff richtete sich in der neuen Stellung nach eigenwilligem Gutdünken ein, hörte auf niemandes Rathschlag und ließ seine Truppen großentheils auf Kosten der Einwohner leben. Massena war seit der Einnahme der kleinen Cantone vor Allem durch seinen persönlichen Streit mit Bernadotte in Anspruch genommen, wiederholte mehrmals sein Abschiedsgesuch und schickte endlich einen Officier seines Vertrauens nach Paris, welcher am 12. September die Genugthuung hatte, zu der damals erfolgenden Entlassung Bernadotte's mitzuwirken. Bis Massena diese Nachricht empfing, war von irgend einer Bewegung in den französischen Quartieren nicht die Rede, und so wuchs mit jedem Tage für die Verbündeten die Wahrscheinlichkeit, daß Suworoff rechtzeitig in die Schweiz gelangen und seine Vereinigung mit Korssakoff bewirken werde. In vollem Behagen über diese neue Gestalt der Dinge wiegte sich einstweilen der Minister Thugut. Er hatte endlich wieder, wonach sein Herz sich so lange gesehnt, ein Heer von 70,000 Mann auf dem Boden des deutschen Reiches, mit dem sich der verhaßte preußische Einfluß vernichten und auf die belgischen Verhältnisse ein starker Druck ausüben ließe. Aus Italien aber war der stets opponirende Suworoff im Begriffe abzuziehn; hier stand, wie es schien, der weitesten Ausdehnung des österreichischen Gebietes auf der Welt nichts mehr im Wege. So sehr Thugut bisher bei den verbündeten Höfen jede Auskunft über seine Annexionspläne vermieden hatte, die, wie er sagte, stets von dem Verlaufe der Kriegsereignisse abhängig blieben, so hielt er es jetzt doch für unbedenklich, dem neuen englischen Gesandten, Lord Minto, einige Andeutungen zu geben. Er meinte, ganz Piemont und den gebirgigen Theil von Savoyen zur österreichischen Provinz zu machen: das sei, bemerkte er, das einzige Mittel, um der französischen Eroberungslust auf der italienischen Seite eine feste Schranke zu setzen. Das englische Ministerium, welches mit Carl Emanuel niemals Beziehungen gehabt, fand gegen diese Absicht nichts zu erinnern und hätte nur eine ähnliche Auskunft über die Frage gewünscht, ob Thugut außer der Lombardei und Venetien auch die Legationen und wie Manche

meinten, sogar Toscana einzuverleiben trachtete. Dagegen wollte Lord Grenville nichts hören von einer einmal hingeworfenen Bemerkung Thugut's, ob man Belgien nicht dem Könige von Sardinien zur Entschädigung anbieten wolle: hier wünschte England den Franzosen eine starke Nachbarschaft zu geben, sei es durch Vereinigung Belgiens mit Holland, sei es durch Ueberweisung Belgiens an Preußen, ein Gedanke, dessen leiseste Andeutung Thugut's Blut in heftige Wallung setzte. Zeigten sich hiernach schon manche Differenzpunkte zwischen den Wünschen der beiden Höfe, so waren die Engländer geradezu entrüstet über den vorzeitigen Abmarsch des Erzherzogs aus der Schweiz: Minto erhielt den Auftrag, dem österreichischen Minister die runde Erklärung zu geben, daß, falls hier nicht Wandel geschafft würde, England fernerhin nicht bloß ohne Rücksicht auf Oesterreichs Interessen, sondern auch im Gegensatze zu denselben vorgehn und sich anderwärts (in Berlin) Verbündete suchen würde[1]).

So bedenklich lagen die Dinge damals zwischen Wien und London. Thugut aber, in seiner, wie er meinte, jetzt völlig unangreifbaren Stellung, ließ es sich wenig anfechten. Vielmehr setzte er sich in seinem stolzen Selbstbewußtsein gleichzeitig in eine Haltung gegen den russischen Bundesgenossen, welche ganz dazu angethan war, das schon so tief zerrüttete Verhältniß zu Kaiser Paul vollständig zu sprengen. Dieser trug sich nämlich seit Monaten mit dem Gedanken, die österreichische Begehrlichkeit, die sich dabei stets in zurückhaltendes Geheimniß hüllte, endlich an das volle Tageslicht zu ziehn und zu diesem Zwecke einen großen Congreß aller irgendwie betheiligten Staaten nach Petersburg zu berufen. Thugut hatte längst durch Cobenzl Kunde von diesem Vorhaben und bei der ersten Meldung sich vorgenommen, auf diesen Anlaß einmal sein Herz auszuschütten, endlich einmal dem Hochmuthe Paul's die Wahrheit von Grund aus zu sagen. Als jetzt der Antrag in officieller Form nach Wien gelangte, schrieb Thugut am 12. September die Antwortdepesche an Cobenzl. Zunächst ging er aus von den geheimen Verträgen von 1795, in welchen Rußland dem Kaiser Franz eine der russischen gleiche Erwerbung gewährleistet hätte: Treue und Glauben und Heiligkeit der Verträge seien nichtig, wenn Rußland aus Neid und Eifersucht an der Erfüllung seines Wortes mäkle; hier gebe es kein Drittes: entweder seien jene Verträge verbindlich und dann müsse Rußland dem Kaiser Franz die entsprechende Vergrößerung erlangen helfen,

[1]) Lord Grenville an Lord Minto 31. August.

oder sie seien es nicht, und dann folge daraus gebieterisch die Anerkennung, daß auch die durch dieselben geschaffene Theilung Polens nicht zu Recht bestehe und Polen wieder herzustellen sei; dann würde es Rußlands Sache sein, mit dem Beispiele der Uneigennützigkeit voranzugehn; denn wer so laut den Andern Gerechtigkeit zu predigen liebe, müsse damit beginnen, selbst gerecht zu sein. Oesterreich sei bereit, mit Rußland und England die Entschädigungsfragen zu verhandeln, nimmermehr aber auf gleichem Fuße mit den neapolitanischen und sardinischen Intriganten in einen Congreß einzutreten. Cobenzl, hofft er, würde dem Inhalte dieser Weisungen bei seinen Gesprächen mit den russischen Ministern gewiß die angemessene Form zu geben wissen, aber sehr bestimmt macht er ihn, den steten Mahner zu möglichster Deferenz gegen Paul, darauf aufmerksam, daß niemals aus Rücksicht auf einen momentanen Ausbruch übler Laune die Würde einer großen Monarchie wie der österreichischen geschädigt werden dürfe.

Das Alles war an sich selbst bündig und untadelhaft. Es konnte auch trotz aller Aufwallungen Paul's eine treffliche Wirkung erzielen, wenn nur die thatsächlichen Voraussetzungen sich verwirklichten, nämlich glänzende Erfolge am Rheine und in den Niederlanden und zugleich das Ausbleiben einer verderblichen Katastrophe in der Schweiz.

Siebentes Capitel.

Die Entscheidung in der Schweiz.

Wir überblicken noch einmal die weitgreifenden Hoffnungen, mit welchen die verbündeten Höfe in die Ausführung ihres neuen Feldzugsplanes eintraten. England rechnete auf die Eroberung der holländischen Flotte, die Herstellung Oraniens in den sieben Provinzen, die Ausdehnung der antifranzösischen Bewegung durch ganz Belgien. In Wien meinte man den Erzherzog mit gewaltiger Waffenmacht in diesen Verlauf eingreifen und den Rhein entlang nach Belgien hinein den Willen Oesterreichs in entscheidender Kraft geltend machen zu sehn. Kaiser Paul erwartete von dem stets siegreichen Ungestüm Suworoff's die rasche Ueberfluthung Helvetiens, und dann in unwiderstehlicher Verfolgung den Einbruch in die Franche-Comté, die Erhebung der französischen Royalisten, den Sturz der gottverhaßten Republik. In der That, wäre an jedem Punkte geschehn, was eine einsichtige, einträchtige und energische Führung mit den vorhandenen Kräften hätte leisten können, so wäre die Gefahr für die auf allen Seiten bedrängte Revolution nicht gering gewesen.

Aber wo war Einsicht und Eintracht? Wo war die Einsicht, daß die erste Bedingung jedes Erfolges die Eintracht war? Und wo war die Verbindung von Energie und Einsicht, ohne welche das Ungestüm zur Thorheit und die kluge Erwägung zur Mattherzigkeit wurde?

Auch dieses Mal war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Wir beginnen unsere Erzählung mit dem holländischen Unternehmen, welches früher als die beiden andern seine Bewegungen begann.

Seit dem Juni, wie wir sahn, war man in Rußland und England mit den Vorbereitungen zu der großen Expedition beschäftigt. Indessen zeigte sich auch hier, wie wenig ausreichende Mittel Kaiser Paul besaß, seine Ansprüche auf die Lenkung Europa's durch reale Kräfte zu verwirklichen. Wie seine Landheere in Italien und der Schweiz ohne schweres Geschütz, ohne hinreichende Munition, ohne das erforderliche Fuhrwerk erschienen, so kostete es unendliche Zeit und Mühe, um für die batavische Expedition die verheißenen 18,000 Mann, und dann auch diese wieder in gleicher Unzulänglichkeit mobil zu machen. Russische Schiffe zur Ueberfahrt gab es nur für einen Theil derselben; für die Beförderung des Restes mußte England sorgen, und es wurde Mitte August, ehe die Fahrt von Reval aus beginnen konnte. In England wuchs die Ungeduld von Tag zu Tage; die Agenten, die man in Batavien unterhielt, gaben die besten Nachrichten über die Stimmung des Landes; wenn man sie hörte, waren Volk, Armee und Flotte einig, bei dem ersten Erscheinen der Befreier das französische Joch abzuwerfen und sich mit Jubel um das oranische Banner zu schaaren. So kam man in London zu dem Entschlusse, die erste englische Division, 12,000 Mann unter General Abercromby, ohne weiteres Zaudern allein hinüber zu senden und die übrigen Truppen, englische und russische, nachzuschicken, wie sie eben segelfertig würden. In der That war ein rasches Vorgehn in jeder Hinsicht rathsam. Denn zur Zeit waren die Vertheidigungsmittel des Feindes schwach und zersplittert: General Brune, der nach seinen eigenmächtigen Staatsstreichen in der Cisalpina aus Italien abberufen und zum Oberbefehlshaber in Batavien ernannt worden war, hatte 14,000 Franzosen als Besatzung nach Seeland gelegt, wohin er den ersten Angriff der Engländer gerichtet glaubte; die batavischen Truppen sollten, 10,000 Mann unter General Daendels die holländische Küste, 6000 unter General Dumonceau die Grenze gegen Deutschland decken. Sir Ralph Abercromby, der seine Landung in Nordholland zu bewerkstelligen hatte, fand also dort nur die Division Daendels vor sich, gegen die er sehr wohl bis zur Ankunft der übrigen Abtheilung bestehen mochte.

Er verließ die englische Küste am 13. August, jedoch verzögerte widriges Sturmwetter die Fahrt so sehr, daß die Landung erst am 27. nicht weit von Helder an dem Marsdiep, der schmalen Meerenge zwischen der Insel Texel und der äußersten Spitze des Festlandes, erfolgen konnte. Aus mehrfachen Gründen war dieser Punkt gewählt worden. Einmal konnten hier Flotte und Landheer zum Angriff auf die bei Texel liegenden batavischen Kriegsschiffe zusammen wirken. Sodann befand man sich hier auf einer schmalen, kaum eine Meile breiten Landzunge zwischen dem Nordmeer und der Zuydersee, deren westliche Hälfte von den sandigen Dünen bedeckt war, deren östlicher Boden aus zum Theil morastigen, von Dämmen und Kanälen durchschnittenen Wiesen bestand, wo mithin Abercromby's kleine Schaar auch gegen eine große Ueberzahl sich ohne Mühe vertheidigen konnte. Dies zeigte sich gleich am ersten Tage, wo Daendels mit einer eilig zusammengerafften Abtheilung die Ausschiffung zu hindern suchte, aber an keiner Stelle etwas auszurichten vermochte. Am 28. August erschien die zweite englische Division, 5000 Mann, unter General Dow: man hatte jetzt Mittel genug, um mit einem Theile der Truppen dem zurückweichenden Daendels südwärts zu folgen, mit einem andern die nördlichen Küstenpunkte zur Bedrohung des batavischen Geschwaders zu besetzen. Durch ihre Batterien gedeckt, drang Viceadmiral Mitchel in das Marsdiep ein und forderte die Holländer zur Ergebung auf. Der batavische Admiral Story wies das mit Unwillen zurück, aber bei dem Anblick der oranischen Farben, die überall auf den verbündeten Schiffen wehten, brachen die batavischen Matrosen in einmüthigem Aufstande los und überlieferten sich und ihre Flotte, 10 Linienschiffe und 12 Fregatten, dem Feinde, am 31. August. Es war ein müheloser und wichtiger Erfolg, der in ganz England mit stürmischem Jubel begrüßt wurde. Dort hatte man nur den einen Gedanken, die ganze Seemacht des alten Nebenbuhlers in der eigenen Hand zu halten: in diesem Sinne verfuhr man mit der glänzenden Beute, setzte die holländischen Matrosen an das Land, bemannte die Schiffe mit englischen Seeleuten und brachte sie dann sämmtlich in die britischen Häfen hinüber. Von diesem Augenblicke an war es in Batavien mit jeder Hinneigung zu den angeblichen Befreiern, mit jeder Spur von oranischer Begeisterung vorbei. Keine Hand rührte sich weiter zur Unterstützung der Expedition.

Indessen beeilte sich General Brune, der am 2. September persönlich in Alkmaar anlangte, aus allen Theilen der Republik Verstärkungen heranzubringen. Am 8. hatte er 7000 Franzosen unter

Vandamme und 14,000 Bataver beisammen; wohl wissend, daß die Gegner in naher Frist ihre Stärke verdoppeln würden, versuchte er am 10. einen heftigen Angriff auf Abercromby's Stellung. Allein auf den schmalen Dämmen, auf welchen seine Truppen vorgehen mußten, litten sie entsetzlich durch das Feuer der englischen Geschütze; zuletzt hemmte ein breiter Kanal, dessen jenseitiges Ufer von dem feindlichen Fußvolk dicht besetzt war, ihre Bewegung ganz und gar; mit einem Verluste von beinahe 2000 Mann mußten sie ihren Rückzug antreten. Brune erkannte, daß auf diesem Terrain die Vertheidigung immer stärker als der Angriff war, nahm jetzt seinerseits Stellung bei Bergen hinter dem großen Kanal von Alkmaar, deckte jeden wichtigen Punkt durch Feldschanzen, durchschnitt die Dammstraßen mit breiten Gräben und wartete so der weiteren Entwicklung der feindlichen Absichten. Zugleich war er rastlos thätig, sonstige Truppentheile heranzuziehen, Recruten auszuheben, Lebensmittel aufzuhäufen. Er war, wie wir wissen, ein gewissenloser Demagoge, ein raubsüchtiger Plusmacher, und ein sehr mittelmäßiger Feldherr: hier aber, wo es nur darauf ankam, Stand zu halten und zu raufen, zeigte er sich energisch, wie irgend ein Jacobiner von 1793.

Am 12. September landeten die letzten englischen Truppen und mit ihnen der Herzog von York, dessen soldatischem Eifer trotz der schlimmen Erfahrungen von 1794 man wieder den Oberbefehl über die gesammte Expedition anvertraut hatte. Bereits Tags zuvor war eine russische Division und mit derselben General Hermann gekommen; in der Zeit vom 13. bis zum 17. folgten die übrigen; so stand denn endlich am 18. September die ganze Streitmacht, 28,000 Engländer und 15,000 Russen[1]) auf holländischem Boden, und die schwere Aufgabe der Offensive ging nun an die Verbündeten über. Man empfand ihre Dringlichkeit, da das Herbstwetter kalt und regnerisch wurde, die Wiesen sich mit Wasser bedeckten, die Luft mit dickem Nebel erfüllt war und der Krankenstand bedenklich zu werden drohte. Gleich für den 19. September befahl also York einen allgemeinen Angriff: die Russen sollten rechts am Meeresufer entlang auf den Dünen, die Engländer links im Lande durch die Wiesen hindurch auf Bergen und Alkmaar vordringen.

---

[1]) Miliutin V, 279 erörtert die abweichenden Angaben, ohne jedoch zu erläutern, wie es kommt, daß am 19. nur 33,000 Mann in Action sind, und andererseits, daß York am 20. noch 15,000 findet, die nicht mitgekämpft haben.

Da geschah nun, daß die Russen, man weiß nicht aus welchem Anlaß, bereits um 4 Uhr Morgens, noch in tiefem nächtlichen Dunkel, ihre Bewegung begannen, die nächsten feindlichen Posten mit wildem Angriff vor sich hertrieben, in der Verfolgung aber sehr bald selbst in Unordnung geriethen, so daß auf und zwischen den sandigen Dünen jeder Einzelne sich seinen Weg suchte und allmählich die Bataillone sich vollständig in eine verwirrte, immer vorwärts dringende Masse auflösten. In einem solchen Zustand erreichten sie gegen 8 Uhr den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, das Städtchen Bergen, in dem Augenblicke, als auf dem linken Flügel die Engländer erst zum Vormarsch antraten und ihrerseits den Angriff der Bataver kräftig und wuchtig, aber in höchst bedächtigem Schritte eröffneten. So gewann Brune Zeit, von allen Seiten her überlegene Verstärkungen auf die Russen in Bergen zu werfen und sie in Front und beiden Flanken erdrückend zu bedrängen. Sie wurden vollständig geschlagen, an 1800 Mann blieben todt oder gefangen auf dem Platze, 1200 wurden verwundet, der Rest eilte in hastiger Flucht wieder in die frühere Stellung zurück. Der Commandant des russischen Corps, General Hermann, fiel mit mehreren höheren Officieren in die Hand des Feindes. Diese Niederlage des rechten Flügels vereitelte sofort alle Bemühungen der übrigen Heerestheile. York gab das Signal zum allgemeinen Rückzug.

Die Lage der Verbündeten begann unbequem zu werden. Die glänzenden Hoffnungen auf eine unterstützende Erhebung des Landes waren völlig zerronnen; vielmehr strömten Verstärkungen aus allen Provinzen in Brune's Lager; aus Belgien kam eine neue französische Division, welche für Brune die Verluste des letzten Kampfes reichlich ersetzte. Indeß ließ York den Muth noch nicht sinken. Er schob das Unglück des 19. lediglich auf das leidige Versehn des übereilten russischen Angriffs und hoffte auf besseres Glück, wenn man künftig solche Fehler verhüte. Es wurde also mit gründlicher Umsicht die Disposition zu einem erneuten Kampfe entworfen und alle Vorbereitungen dazu auf das Sorgfältigste durchgeführt. Am 2. October, Morgens 6 Uhr, brachen die Truppen auf, dieses Mal sie Alle in demselben Moment, die Russen im Centrum, die Engländer auf beiden Flügeln. Wieder zeigte sich die Schwierigkeit des Vorgehns auf den schmalen Dämmen, der Ueberschreitung der tiefen Canäle, so daß man zwischen den Wiesen nur sehr langsam unter schweren Opfern den Feind zurückdrängte. Besser gelang es aber der rechten englischen Colonne auf den Dünen;

allmählich bis auf 13,000 Mann verstärkt, gewann sie immer weiter Boden, bis sie gegen Abend die französische Stellung bei Alkmaar vollständig überflügelt hatte. Jedoch war keine der feindlichen Abtheilungen gründlich besiegt oder zersprengt, und als der Abend herein dunkelte, war Brune im Stande, vom Gegner unbelästigt, die ganze bisherige Stellung zu räumen und zwei Meilen weiter rückwärts, bei Bacum und Castricum, eine noch engere und festere, durch größere Wasserflächen begrenzte Position zu beziehen. So hatte der Tag den Verbündeten ungefähr 2000 Mann gekostet, einen irgendwie entscheidenden Vortheil aber nicht gebracht. Man war der Stadt Amsterdam um einige Meilen näher gerückt, aber nach wie vor war die Straße dorthin durch einen unbezwungenen Feind verlegt. Bereits mit schwindendem Vertrauen ließ York seinen Vortrab noch einen Versuch gegen Bacum machen, der jedoch in ähnlich ungünstiger Weise wie das Treffen am 19. September verlief. Die Russen stürmten in wüthendem Eifer vorwärts, drangen tief in die feindliche Schlachtordnung ein und wurden hier erdrückt, ehe die langsamer folgenden Engländer herankamen, so daß eine Fluth von gegenseitigen Beschuldigungen das einzige Ergebniß des schlimmen Tages war.

Seitdem waren die verbündeten Generale einig in der Auffassung, daß das Unternehmen hoffnungslos geworden sei. Während der Feind fortdauernd Zuzug erhielt, war man selbst ohne jede Aussicht, die entstandenen Lücken auszufüllen. Und deren Umfang wurde täglich drohender. An 10,000 Mann hatten die bisherigen Gefechte gekostet, eine ebenso große Zahl lag krank in übel versorgten Lazarethen; die Verpflegung der Truppe, die nur von England her zur See erfolgen konnte, wurde immer unsicherer, je stürmischere Tage die Annäherung des Winters drohte. Auf den Antrag der englischen Divisionsgenerale ging man zunächst in die frühere Stellung nicht weit von Helder zurück: am 15. October beschloß darauf der Kriegsrath einstimmig, dem französischen General einen Waffenstillstand zum Zwecke der ungestörten Wiedereinschiffung der verbündeten Truppen vorzuschlagen. Nach dreitägiger Besprechung wurde hierauf derselbe in Alkmaar abgeschlossen. Der Traum einer oranischen Restauration in Holland, einer Verjagung der Franzosen aus Belgien war zu Ende.

Dieser klägliche Ausgang des mit so großen Entwürfen begonnenen Unternehmens machte in England, wo man sich des Besitzes der batavischen Flotte erfreute, nur geringen Eindruck. In Petersburg diente er dazu, die allgemeine Verdrießlichkeit des Zaren zu steigern und auf

England auszudehnen, ohne jedoch im Augenblicke besondere Entschließungen hervorzurufen. Was Oesterreich betraf, so war Thugut gegen Rußland und England hinreichend aufgebracht, um über ihre holländische Niederlage keinen besonderen Schmerz zu empfinden: Erzherzog Carl hatte aber niemals glänzende Vorstellungen von dem Erfolge der Expedition oder gar von seiner Mitwirkung zu den Zwecken derselben gehabt, und war zur Zeit ihrer Beendigung vollauf von Sorgen ganz anderer Richtung in Anspruch genommen. Wie wir wissen, hatte er Ende August die Schweiz mit der größeren Hälfte seines Heeres verlassen, in einer augenblicklichen Erbitterung über Korssakoff's Beschränktheit und Halsstarrigkeit, aber keineswegs in ruhiger Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Entschlusses. Vielmehr blieb bei ihm der Gedanke lebendig, daß bei seiner Entfernung vor Suworoffs Eintreffen eine schwere Gefahr die Interessen der Coalition in der Schweiz bedrohe, während er geringe Aussicht habe, mit seinen halbirten Kräften am Niederrhein einen entsprechenden Gewinn davon zu tragen. In diesem Sinne schrieb er am 4. September dem Kaiser, und trug kein Bedenken, seine Auffassung der Lage auch dem englischen Geschäftsträger Wickham unumwunden auszusprechen. Viel zu groß, sagte er, sei die Entfernung bis zu dem holländischen Kriegstheater, als daß er sich schmeicheln dürfe, den Herzog von York auf wirksame Art zu unterstützen. Er habe also nur den Wunsch, gleich nach Vertreibung der Franzosen vom rechten Rheinufer baldmöglichst wieder an den Oberrhein zurückzukehren, um durch die Berennung von Hüningen und Belfort erfolgreich mit Suworoff zusammenzuwirken. Er ließ dann auch 24,000 Mann im Rücken des Schwarzwaldes zurück und ging nur mit 28,000 zur Bekämpfung der bei Mannheim über den Rhein gegangenen Franzosen vor. General Müller, der damalige Führer der französischen Rheinarmee, verfügte im Ganzen über ungefähr 50,000 Mann, wovon aber 30,000 als Garnisonen auf die festen Plätze zwischen Basel und Düsseldorf fielen, und mithin kaum 20,000 für die Angriffsbewegung auf dem rechten Ufer verwendbar blieben. Thatsächlich also wäre zu ihrer Bekämpfung eine so starke Entsendung aus der Schweiz, wie sie der Erzherzog jetzt bewerkstelligt hatte, in keiner Weise nöthig gewesen: auch ohne eine solche hätte General Sztarray Kräfte genug besessen, dem französischen Lufthiebe zu begegnen. Freilich machte der feindliche Vorstoß Lärmen genug in den schwachen Territorien des heiligen römischen Reiches, beinahe wie sieben Jahre früher Custine's Angriff auf Worms und Mainz. Wieder

erhoben die fürstlichen Regierungen der kleinen Staaten einen jämmerlichen Hülferuf; dagegen zeigten sich dieses Mal die Bauern unerschrocken und bildeten unter dem Pfälzer Obersten Wrede einen Landsturm, welcher den feindlichen Streifschaaren an hundert Punkten empfindlichen Abbruch that. Als sich dann die ersten Posten des Erzherzogs dem badischen Lande näherten, gaben die Franzosen auf der Stelle die Berennung von Philippsburg auf und beeilten ohne irgend welchen Widerstand ihren Rückzug über den Rhein. Nur etwa 4000 Mann unter General La Roche wurden in Mannheim zurückgelassen, zweckloser Weise, da die Franzosen selbst die Festungswerke der Stadt zu schleifen begonnen und jetzt die Herstellung derselben nur sehr unvollständig zu Stande gebracht hatten. Als demnach am 18. September die Colonnen des Erzherzogs vor Mannheim erschienen, schlugen zwar in der Hauptfronte des Platzes die Franzosen die ersten Angriffe erfolgreich zurück, dann aber wurde, südlich von der Stadt, dicht am Rheine, das Dorf Neckarau von den Oesterreichern mit stürmender Hand genommen; die Sieger drangen darauf stromabwärts vor, schossen die Rheinbrücke in Trümmer und schnitten hiemit der Besatzung den Rückzug ab. Sofort ging ein lähmender Schrecken durch die französischen Reihen, und von allen Seiten her drangen die Kaiserlichen in die Straßen ein; der größte Theil der Besatzung wurde erschlagen oder gefangen genommen.

Es war eine stattliche Waffenthat, welche jedoch bei der allgemeinen Lage der Dinge erhebliche weitere Folgen nicht haben konnte. Der Erzherzog ließ jetzt seinerseits die Schleifung der Festungswerke vollenden und traf einzelne Sicherheitsmaßregeln zur Deckung des rechten Ufers. So vergingen etwa zehn Tage, da erhielt er Schlag auf Schlag schlimmere Nachrichten aus der Schweiz, als er sie jemals befürchtet hatte, und beeilte sich, mit Zurückstellung jeder andern Rücksicht, seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit wieder nach dieser Seite zu wenden. Die Katastrophe des ganzen Kriegs war dort zur Vollendung gekommen; es ist unerläßlich, ihr eine näher eingehende Betrachtung zu widmen.

Wir verließen Suworoff in dem Augenblicke, wo er, durch die Ordre des Kaisers Franz zum sofortigen Abmarsche nach der Schweiz in die höchste Aufregung versetzt, Alles aufbot, die große Ablösung hinauszuschieben. Da empfing er am 3. September in seinem Lager zu Asti das Schreiben des Erzherzogs, welches ihm dessen Zug gegen Mannheim und die neue Aufstellung Korssakoff's und Hotze's meldete,

und ihm zugleich die verdoppelte Dringlichkeit seiner eigenen Ankunft in Helvetien einschärfte. Die Kunde traf den Feldmarschall wie ein Donnerschlag. Allerdings, wahrheitsgemäß konnte er nicht sagen, daß sie ihm unvorbereitet gekommen. Denn es war nichts geschehen, als was Carl ihm bereits durch die Briefe vom 5. Juli und vom 20. August in Aussicht gestellt hatte, eine starke Entsendung gegen das französische Rheinheer, deren Ersatz nur von den italienischen Streitkräften Suworoff's gegeben werden konnte. Aber der Feldmarschall hatte auf diese Ankündigungen wenig Gewicht gelegt, sondern umgekehrt die Meinung festgehalten, daß auch, wenn die drei Höfe die Ablösung im Princip beschlossen hätten, die Zeit und Art der Ausführung schließlich doch von keinem Andern als von ihm selbst geregelt werden würde. Er hatte nicht glauben wollen, daß Thugut factisch vorgehen könnte, ohne seine Meinung auch nur erst zu hören. Jetzt war es dennoch geschehen, und er sah sich damit geradezu in den Zwang versetzt, zu gehorchen, ohne Zögern zu gehorchen. Denn seinem scharfen Blicke war es freilich klar genug, daß bei der jetzigen Vertheilung des Oberbefehls die Lage der Dinge in der Schweiz auf die Dauer unhaltbar sei, daß er jetzt keine Wahl mehr habe und hinübergehen müsse. So entschloß er sich denn, wenngleich mit dem tiefsten Widerwillen, die nöthigen Befehle zu erlassen. Vor Allem aber mußte er seinem Herzen Luft machen, und für den Haß, der seine Seele bewegte, in Petersburg neuen Widerhall erwecken. Gleich am 3. September schrieb er dem Minister Rostopschin unter Mittheilung der empfangenen Kunde: „wie kann dieser Thugut, dieser Kanzleischreiber, diese Nachteule, und wenn er auch mit dem Schwerte Skanderbeg's umgürtet wäre, aus seinem dunkeln Neste eine Armee befehligen und über die im Felde jeden Augenblick sich ändernden Umstände gebieten? Kaum hatte ich angefangen, die durch sein System erlittenen Einbußen wieder herbeizubringen, als er in seiner Unvernunft mich durch Frankreich erdrückt und dazu sich des Erzherzogs Carl recht sehr geschickt bedient." Dann am 4. noch viel ausführlicher an den Kaiser Paul. Es war die heftigste Wiederholung der alten Klagen, über die Kränkung, die er durch die Verhinderung seiner politischen Maßregeln in Piemont erlitten, über Oesterreichs überall umhergreifende Habgier, über die empörende Gleichgültigkeit des Kaisers Franz gegen die russischen Truppen, über das grobe und ungeschliffene Verhalten der österreichischen Officiere gegen ihre Verbündeten, endlich über diese letzte Anordnung, welche die Russen in die Schweiz entferne und ganz Italien damit dem österreichischen Eigennutze preisgebe. Ein

Widerspruch gegen dieselbe, sagt er, würde die übelsten Folgen haben, und um diese zu verhüten, habe er sich denn entschlossen, den beschwerlichen Feldzug in der Schweiz zu übernehmen. Aber das ganze Verfahren des Wiener Hofes sei ihm unbegreiflich, wenn er bedenke, daß er nur eines Winkes des Zaren bedürfe, um durch Abberufung der russischen Truppen alle hochfahrenden Pläne Oesterreichs zu vereiteln. Diese Reflexion, in diesem Zusammenhange, war gleichbedeutend mit einem förmlichen Antrage auf Zerreißung der österreichischen Allianz. Von solchen Gedanken erfüllt, erhob er sich langsam und murrend zur Lösung seiner neuen Aufgabe.

Die Ueberlieferung der Citadelle von Tortona stand nach den eingeleiteten Unterhandlungen, wenn kein siegreicher Entsatz erschien, auf den 11. September in Aussicht. Da in jener Zeit 88,000 Oesterreicher in Italien standen, so konnte bei angemessener Verwendung derselben weder für Moreau's besiegte Reste noch für Championnet's kleines Alpenheer eine Möglichkeit für die Rettung des Platzes sein. Indessen wollte Suworoff die Einnahme noch der Liste seiner Erfolge zugezählt wissen, und bestimmte also erst den 8. September für den Aufbruch der Russen aus Novi und Asti. Ueber die nächste und wichtigste Frage, die Wahl der nach der Schweiz einzuschlagenden Straße, war er ohne langes Besinnen entschieden. Am 5. September erließ er einen Circularbefehl an Korssakoff, Hotze und den in Chur aufgestellten österreichischen General Lincken, worin er denselben anzeigte, daß er mit den russischen Truppen und der österreichischen Brigade Strauch am 17. in Airolo am Fuße des St. Gotthard eintreffen und am 19. diesen Berg angreifen werde; damit er den Uebergang über den St. Gotthard möglichst glücklich ausführen und von dort in die Thäler der obern Reuß und der obern Linth eindringen könne, würden die drei Generale ihrerseits den Feind an allen Punkten angreifen, Lincken und Hotze zwischen den Zuger und Züricher See vordringen, Korssakoff die Limmat überschreiten; Suworoff werde unterdeß den Luzerner See entlang im Vorrücken bleiben, und somit endlich Alles sich am rechten Ufer der untern Reuß vereinigen. Dies sei das einzige Manöver, welches für die künftigen Operationen entscheidende Folgen verspreche. Zur Ausarbeitung des speciellen Marschplanes erwarte der Feldmarschall umgehende genaue Nachricht über die Stellung der verbündeten und feindlichen Truppen, über Terrainschwierigkeiten und Hülfsmittel des Landes, so wie die Ansichten der Generale über das beste Zusammenwirken der verschiedenen Heertheile.

Wie wir sehn, enthielt das Schreiben nicht etwa eine Aufforderung zu einem Gutachten über die Wahl der Straße, ob Simplon oder Gotthard, ob Bernhardin oder Splügen; diese stand bereits bei Suworoff fest; die Generale empfingen die allgemeinen darauf gegründeten Instructionen, und sollten ihrerseits nur über die Einzelnheiten der Ausführung berichten. Die Meinung des Feldmarschalls ging also dahin, die Vereinigung der drei Heertheile, seines eignen, Hotze's und Korssakoff's, erst auf dem Schlachtfelde zu suchen; Massena's Hauptstellung zwischen Limmat und Reuß sollte gleichzeitig durch Korssakoff in der Front, durch Hotze in der Flanke, durch Suworoff's Marsch den Luzerner See und die Reuß entlang im Rücken angegriffen, und eben durch dieses Zusammenwirken die Verbindung der alliirten Massen auf der Siegesstätte selbst vollzogen werden. Es war also wieder eine strategische Umzingelung zur gründlichen Vernichtung des Gegners, ein Manöver, wie es 1794 General Mack für die Schlacht von Tourcoing, Carnot zur Erdrückung Coburg's, 1796 Wurmser zur Zermalmung Bonaparte's, endlich erst vor drei Monaten General Moreau bei Macdonald's Annäherung zur Ueberwältigung Suworoff's ausgesonnen hatten. Bei ihnen Allen aber war der Erfolg entweder nichtig oder unheilvoll gewesen, und zwar immer aus demselben einfachen Grunde, weil bei der weiten Entfernung der einzelnen Heertheile von einander der zwischen ihnen stehende Gegner dieselben einen nach dem andern mit seiner Gesammtmacht anzufallen und zu überwältigen vermochte. Und wie viel größer und augenfälliger, als in irgend einem der vorher angeführten Fälle, war dieses Mal eine solche Gefahr. Von Airolo, wo Suworoff's militärische Thätigkeit zu beginnen hatte, betrug in der Luftlinie die Entfernung bis zu Hotze's Stellung ungefähr fünfzehn, bis zu Korssakoff nahe an zwanzig Meilen. Dieser Raum aber war zu zwei Dritteln mit einer der höchsten und damals ungangbarsten Alpenketten Europa's ausgefüllt; der gewählte Uebergangspaß war in jener Zeit nur mit einer Saumstraße versehn, so daß Suworoff sein Feldgeschütz nicht mit sich führen konnte; dabei war das Gebirge im Besitz des Feindes, der an vielen Stellen das enge, durch steile Abhänge begrenzte Defilee mit geringer Macht abzusperren vermochte; zuletzt endete die Straße am Luzerner See, dessen Wellen auf beiden Seiten jäh abfallende Felswände bespülten, so daß man zu Lande nur auf schwindelnden Fußpfaden über unwegsame Höhen aus dem Canton Uri nach Schwyz hinüberkommen konnte. Diesen Umstand hatte General Hotze in seiner Beantwortung des Circularbefehls zwar

beiläufig, aber ganz ausdrücklich erwähnt: Auffenberg, hieß es dort, wird von Amsteg über Altdorf auf einem Fußsteig in den Canton Schwyz gelangen, um sich mit mir zu vereinigen. Wie viele Zeit mußte also im günstigsten Falle vergehn, ehe Suworoff's zwanzig Tausende alle diese Hindernisse überwanden; wie leicht konnte es geschehn, daß während ihres mühselig langsamen Vordringens Massena seine Uebermacht ungestört auf Korssakoff oder Hotze zerschmetternd niederschlagen ließ! Und in welche Lage gerieth dann Suworoff mit seiner im rauhen Hochgebirg vereinzelten Schaar!

Dies Alles ist so handgreiflich klar, daß meines Wissens alle militärischen Beurtheiler in seltner Einstimmigkeit die Wahl des St. Gotthard als eine an sich verkehrte und für das Unternehmen verderbliche bezeichnet haben[1]). Wie so völlig anders stellten sich die Dinge, wenn Suworoff von Bellinzona aus über den Bernhardin ging und von dort, in die Splügenstraße einmündend, das Rheinthal hinabzog. Die räumliche Entfernung von Hotze war wenig weiter als auf der Gotthardstraße; der Marsch aber war durch Lincken gegen jede feindliche Störung gesichert; acht Tage nach dem Aufbruch von Bellinzona war die Verbindung aller Streitkräfte an der Linth und Limmat ohne Kampf erreicht, und wenn Massena während dieser Zeit auf Korssakoff oder Hotze drückte, konnten sich diese in gemessener Ruhe auf Suworoff's herannahende Abtheilung zurückziehn. Dann waren hier 51,000 Russen und Schweizer in gedeckter Stellung gegen 60,000 Franzosen vereint[2]); selbst abgesehn von einer Mitwirkung Hotze's und

[1]) Selbst Miliutin hat dagegen sachlich nichts aufzubringen, und weiß den russischen Feldmarschall nur insoweit zu entschuldigen, als er dessen österreichische Generalstabsofficiere anklagt, jenen über die Schweizer Geographie nicht besser unterrichtet zu haben. Er scheint nicht zu fühlen, welch ein Armuthszeugniß er damit seinem Helden ausstellt. Es gab auch damals Karten und geographische Bücher, wenngleich nicht so vervollkommnet wie heute; zudem hatten verschiedene Brigaden von Suworoff's Armee mehrfach dort im Hochgebirge gekämpft; jeder Bewohner Bellinzona's hätte Auskunft geben können: genug, niemals ist die Beziehung auf die Unmöglichkeit geographischer Erkenntniß schlechter am Platze gewesen, als hier.

[2]) Von Massena's 82,000 Mann standen über 9000 am Südfuße des Simplon bei Domo d'Ossola, andere 9000 am Rheinufer, nicht weit von Basel, zur Beobachtung Nauendorf's, 3000 gaben die nöthigsten Garnisonen im Innern Helvetiens. Unter den obigen 60,000 ist noch dazu die Division Lecourbe ganz mitgerechnet, von der es sehr zweifelhaft war, ob sie nicht einen Theil ihrer Mannschaft zur Bewahrung der Gotthardstraße gegen Strauch und Lincken hätte zurücklassen müssen.

seiner 22,000 Oesterreicher konnte dann von einer ernstlichen Gefahr keine Rede mehr sein, und wenn Suworoff es nicht gleich auf eine kühne Offensive wagen wollte, mochte er in aller Ruhe die Ankunft seiner weitern Verstärkungen, der Emigranten, Baiern und Würtemberger abwarten.

Wie kam es, daß trotz aller dieser offenliegenden, gar nicht zu widerlegenden Momente Suworoff sich dennoch für das halsbrechende Wagniß, für den Marsch über den Gotthard, entschied? Er hat sich in mehreren Denkschriften darüber ausgesprochen, in denen stets der Satz wiederholt wird, dieser Weg sei der beste, weil er alle Truppentheile in der kürzesten Weise zu einem concentrischen Angriffe auf den Feind von allen Seiten heranführe. Den ebenso unläugbaren Einwand, daß der Feind unterdessen die einzelnen Abtheilungen getrennt schlagen könne, berührt er nicht mit einer Sylbe. Man pflegt dies mit seiner angeblichen Unkenntniß der Localitäten, oder mit dem tollkühnen, die Gefahr verachtenden Ungestüm seines Charakters zu erläutern: in der That aber war er viel klüger oder listiger, als solche Annahmen voraussetzen, und es hätte wunderlich zugehn müssen, wenn er, der an der Trebbia Moreau's falsches System so glänzend ausbeutete, jetzt seinerseits ohne jedes Bewußtsein in den gleichen Fehler hineingetappt wäre. Eine andere Erklärung dünkt uns wahrscheinlicher. Suworoff war amtlich davon unterrichtet, daß seine Truppen den General Hotze ablösen sollten, ganz so, wie Korssakoff an die Stelle des Erzherzogs eingerückt war. Nahm er nun den Weg in das Rheinthal, so hatte zwar seine Vereinigung mit Hotze und Korssakoff keine Hindernisse vom Feinde mehr zu befürchten; höchst wahrscheinlich aber hatte dann Hotze die größte Masse seiner Truppen ohne weitere Theilnahme an Schweizer Kämpfen sofort nach Deutschland hinweg zu führen, und Suworoff blieb mit seinen fünfzig Tausend zwar ungefährdet, aber auch ohne Aussicht auf rasche und glänzende Erfolge zurück, während vielleicht die Oesterreicher mit ihrer Uebermacht große Lorbeeren über die schwache Rheinarmee davontrugen. Eine solche Vorstellung mußte bei seiner damaligen Stimmung dem Feldmarschall geradezu unerträglich sein. Dagegen, wenn er die Gotthardstraße einschlug, so kam Hotze gar nicht in den Fall, seine Mitwirkung zu weigern; dann verfügte der Feldmarschall für die ersten Kämpfe im Ganzen über 72,000 Mann, und erst nach einem hoffentlich entscheidenden Siege über Massena fand die Vereinigung aller Heertheile statt, die Vereinigung, nach deren Vollzuge Hotze erst von Ablösung und Entfernung reden durfte.

Gleichviel indeß aus welchen Gründen, am 5. September stand der Entschluß bei Suworoff fest, lieber das gewagte und glänzende, als das bescheidene und sichere Spiel zu spielen. Nichts hätte nun dringender erscheinen können, als die möglichste Beschleunigung des Marsches, da mit jedem verlorenen Tage die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß Korssakoff die Wucht des französischen Schwertes vor der rettenden Ankunft des Feldmarschalls empfinden würde. Aber dafür schien bei Suworoff kein Gefühl vorhanden zu sein. Seitdem er am 27. August den ersten Befehl aus Wien empfangen, hatte er bereits eine volle Woche vorübergehn lassen, in der nicht das Geringste für den großen Zweck geschehn war. Jetzt war der 8. September für den Abmarsch festgesetzt; am 7. fand er noch einmal Muße für zwei lange Schreiben an Kaiser Paul, die wahrlich nicht zur Förderung des Unternehmens bestimmt oder geeignet waren.[1]) Nochmals bringt er die alten Klagen über das unnütze Einreden des Hofkriegsrathes in seine Thätigkeit, über die Geringfügigkeit der bisherigen österreichischen Verluste, über das dreimonatliche Stillsitzen des Erzherzogs vor. Er befürchtet sehr, daß auch in diesem Augenblicke, in dem vor Allem das einmüthige Zusammenwirken aller verbündeten Truppen erforderlich ist, Carl und Melas in ihrer Unterthänigkeit gegen den Hofkriegsrath wieder versagen werden; er verspricht sich also von dem neuen Operationsplan sehr wenig Vortheile für die allgemeine Sache. Es war hiermit, falls seine kecke Fahrt über den St. Gotthard aus irgend einem Grunde scheitern sollte, hinreichend angedeutet, auf welcher Seite die Schuld des Mißlingens zu suchen wäre. Dazu kam dann in dem zweiten Schreiben der unterthänigste Dank für Paul's Gnadenbezeugungen nach dem Siege bei Novi, zugleich aber auch „in dem Schmerze seiner Seele" die unterthänigste Bitte, ihn in sein von Gott gesegnetes Vaterland zurückzurufen. Ich bin gewohnt, sagte er, die mir persönlich zugefügten Beleidigungen mit Verachtung zu ertragen; wenn aber von einem verbündeten und mit Wohlthaten überhäuften Cabinet die Würde meines Monarchen und seiner mir anvertrauten siegreichen Truppen auf rücksichtslose Weise angetastet wird, so halte ich es für Pflicht, in meine friedliche Heimath zurückzukehren. Eine bestimmte Angabe, durch welche Maßregel damals Kaiser Franz die Sieger von Novi angetastet hätte, würde ihm schwer geworden sein: um so gewisser war es auch hier, daß, wenn dieselben in der Schweiz unerfreuliche

---

[1]) Abgedruckt bei Miliutin III, 402 ff.

Dinge erlebten, der Zar jetzt unterrichtet war, an wen er sich deshalb zu halten hätte.

Am 8. September also schlugen die russischen Truppen ihre bisherigen Quartiere auf, um nach Bellinzona abzurücken. Da gab es aber Alarm auf verschiedenen Seiten; Championnet zeigte seine Colonnenspitzen in einigen Alpenthälern, und aus dem Apennin machte eine kleine französische Abtheilung eine Demonstration wie zum Entsatze von Tortona. Dies gab dann neuen Aufenthalt, da Suworoff einen Theil seiner Truppen noch einmal gegen die Franzosen herumwarf: und so kam man dann erst am 10. in vollen Marsch. Da auf dem St. Gotthard keine Nahrung für 20,000 Mann zu finden ist, so hatte Suworoff noch in Asti dem General Melas die Beschaffung von 1400 Maulthieren zum Transport der Lebensmittel für sieben Tage anbefohlen und dieselben auf den 15. nach Taverne, fünf Stunden vor Bellinzona, am Fuße des Monte Cenere, bestellt. Die Armee langte denn auch nach sechs scharfen Märschen an dem bestimmten Tage in dem kleinen Orte an; von den Maulthieren aber war noch nichts zu entdecken, was denn freilich bei einer vor acht Tagen aus Alessandria erlassenen Requisition kein Wunder war. Der österreichische Oberst Strauch, der, wie erwähnt, zu dem Angriffe auf den St. Gotthard mitwirken sollte, hatte nun in seiner Disposition für denselben sehr bestimmt angegeben, daß bei dem Passiren der St. Gotthardstraße nicht mehr als 500 Mann Reiterei zu verwenden seien, und folglich die übrigen Kosaken, etwa 3500 Mann, bis zur Einnahme der Pässe in Bellinzona zurückbleiben müßten: nichts hätte demnach näher gelegen, als statt der fehlenden 1400 Maulesel 3000 Kosakenpferde zum Transport zu verwenden: Suworoff aber dachte daran nicht, sondern begnügte sich, fünf kostbare Tage lang auf die Maulthiere zu warten und dabei wieder über die nichtsnutzigen Anstalten der Oesterreicher zu fluchen. Sie halten uns, schrieb er an Paul, mit zweideutigen, schmählichen Versprechungen hin; der Aufenthalt liefert dem Feinde alle Mittel, uns in die gefährlichste Lage zu bringen. Endlich gerieth Großfürst Constantin auf die glückliche Auskunft der Kosakenpferde, und so wurde am 19. September in einem großen Kriegsrathe die Disposition für den Angriff auf den St. Gotthard und die weitere Vorrückung in die Schweiz, im Wesentlichen nach Hotze's unterdeß eingelaufener Antwort auf den Circularbefehl, definitiv festgestellt [1]), durch Eilboten an Lincken,

[2]) Es ist ein Irrthum oder ein Druckfehler, wenn der Erzherzog Carl den 10. September als Datum der Disposition angibt. Denn erst an diesem

Hotze und Korssakoff zur Nachachtung abgeschickt, und endlich am 21. Morgens der Marsch die Gotthardstraße hinauf bei trübem Regenwetter begonnen.

Wie man weiß, bezeichnet der Name des St. Gotthard einen breiten Gebirgsstock mit mehreren Kuppen und mächtigen Ausläufern, zwischen welchen vier Hauptthäler nach allen Himmelsgegenden sich absenken, das der Reuß nach Norden und des Tessin nach Süden, das des Vorderrheins nach Osten und der Rhone nach Westen. Die alte berühmte Verbindungsstraße von Italien zur Schweiz steigt anfangs im Thale des Tessin, dann eine Stunde oberhalb Airolo in einem Nebenzweig desselben, dem Thal der Tremola, äußerst steil in zahllosen Windungen empor und erreicht so den Sattel der Paßhöhe, wo einige Kapuziner ein kleines Hospiz zur Erfrischung der Reisenden unterhalten. Von dort folgt der Weg in etwas bequemerem Falle der nicht weit vom Hospiz entspringenden Reuß über öde, mit Felsgeröll bedeckte, jedes Pflanzenwuchses bare Abhänge, bis sich ungefähr eine Meile unterhalb des Hospizes zwischen hohen Bergwänden die grüne Matte von Urseren öffnet und mit ihrer frischen Vegetation das müde Auge des Reisenden erquickt. Von dort führte damals westwärts ein Fußweg über den Paß der Furca in das Rhonethal, ostwärts ein anderer viel beschwerlicherer Bergpfad hinüber nach Tavetsch am Fuße des gewaltigen Crispalt, im Thale des Vorderrheins. Im Norden der Matte erheben sich die steilen Felsrücken des Petzbergs und Kilcherbergs, die einst das Thal vollständig abschlossen, bis die Wogen der tobenden Reuß sich einen schmalen Durchbruch durch das Gestein erzwangen. Rechts und links fallen jetzt die Felsen senkrecht in das brausende, von Cascade zu Cascade hinabstürzende Gewässer ab; die Straße, die im Freien keinen Raum mehr findet, führt mit einem langen Tunnel, dem sogenannten Urner Loch, durch die Wand des Kilchbergs hindurch, senkt sich gleich nach dem Austritt aus demselben jäh abwärts und überschreitet dann auf der vielgerühmten Teufelsbrücke den schmalen Spalt, in dessen Tiefe, fünfzig Fuß unter dem Bogen, die Reuß zu Thale rauscht. Mehrmals muß der Weg dann noch von dem einen zum andern Ufer hinüber, um an den felsigen Abhängen knappen Fortgang zu gewinnen, bis endlich bei

---

Tage schrieb Hotze seine Antwort auf den Circularbefehl, die ohne Zweifel bei der Feststellung der Disposition benutzt wurde, da diese mehrere thatsächlich irrige Angaben Hotze's wiederholt. Hiedurch sind die Bemerkungen bei Clausewitz II, 145 widerlegt.

Amsteg, wo nach Osten das Maderanerthal sich abzweigt, die Senkung geringer, die Thalsohle breiter und die Region gedeihenden Pflanzenwuchses und menschlichen Anbaues erreicht wird. Von dort hat man dann noch etwa zwei Meilen bequemen Marsches bis zum Vierwaldstätter See, wo eine Viertelstunde vom Ufer landeinwärts, in fruchtbarer Fläche am Eingange des Schächenthals, Altdorf, der Hauptort des Cantons Uri liegt.

Seit dem 15. August waren nun die Franzosen im Besitze dieses Gebirgs, und es bedarf keiner Bemerkung weiter, an wie vielen Punkten ein entschlossener Vertheidiger auch dem heftigsten Angriffe einen zähen Widerstand bieten konnte. Und General Lecourbe, der hier befehligte, war der Mann dazu, solche Stellungen, wie die obere Mündung des Tremolathals, das Urner Loch, die Teufelsbrücke sie darboten, zu verwerthen. Ein ächter Soldat in jeder Faser, schneidig, elastisch, unerschütterlich, auskunftreich in jeder Bedrängniß, durch jede Gefahr nur zu immer größerer Kühnheit angespornt, stets von dem einen Gedanken des Vorwärts beseelt. Er hatte der Brigade Gudin, 4300 Mann, die Südseite des Berges anvertraut und ihre Vorposten bis hart an Airolo heran vorgeschoben; die Brigade Loison stand mit gleicher Stärke einstweilen vertheilt an verschiedenen Punkten des Reußthals. Diese Truppen hatten seit dem März, seit jenen glorreichen Kämpfen in Graubünden, stets im Hochgebirge gefochten; sie hatten von den Sennern und Gemsenjägern das Erklettern der Felswände, das Passiren der Schneefelder, den schwindelfreien Schritt neben dem Abgrunde gelernt. Gerade um den Besitz der Gotthardstraße hatten sie schon zweimal mit den Oesterreichern gerungen; sie kannten hier jeden Fußsteig, jede Deckung, jeden Hinterhalt, und waren überall entschlossen, den Russen einen blutig warmen Empfang zu bereiten. Auch Suworoff würdigte die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Er sah wohl, daß ein blindes Anstürmen allein auf die Fronte des Feindes mißlich sein würde, und hatte deshalb eine doppelte Umgehung des Passes vorbereitet. Von Taverne war bereits am 19. September General Rosenberg mit 6000 Mann nach Bellinzona vorgerückt, ging von dort am 21. nach Biasco und stieg dann rechts abbiegend das Blegnothal hinauf, um am 22. die Abhänge des Lukmanier bei Casaccia zu überschreiten, von hier bis Dissentis in das Vorderrheinthal zu gelangen, und am 23. den Strom aufwärts dringend nach Tavetsch zu kommen: wir sahn, wie von diesem Orte über die Ausläufer des Crispalt hinüber ein Pfad in die Matte von Urseren und somit in den Rücken der französischen Aufstellung auf den

Gotthard führte. Sodann hatte General Lincken Ordre, von Chur aus die österreichische Brigade Auffenberg rheinaufwärts ebenfalls nach Dissentis zu senden; sie würde dort das Corps Rosenberg erwarten, sich demselben bis Tavetsch anschließen, dort aber sich nordwärts wenden, den Crispalt auf dem Kreuzlipaß übersteigen und von hier, das Maderanerthal hinabrückend, die Reuß bei Amsteg erreichen und dadurch die französischen Posten an der Teufelsbrücke mit einem Rückenangriff bedrohn. Allerdings wurde dadurch dem auf der Gotthardstraße selbst heranrückenden Hauptcorps die Blutarbeit nur in geringem Maße erspart. Denn es galt hier, durch unaufhörliche Angriffe die Kräfte des Feindes so weit festzuhalten, daß er nicht mit völlig erdrückender Uebermacht über die umgehenden Abtheilungen fallen und sie vor Suworoff's Ankunft vernichten könnte. Auf der andern Seite durfte man nicht zu früh auf dem Kampfplatze erscheinen, ehe Rosenberg's Umgehung sich überhaupt zu entwickeln vermochte; Suworoff ging also am 22. von Bellinzona nur bedächtig vorwärts und kam erst am 23. Abends nach Dazio, der letzten Station vor Airolo und den ersten französischen Posten.

Einen Vorgeschmack der Gebirgsstrapazen bekamen die Truppen schon bei diesen Märschen in großem Maße. Der Regen fiel in Strömen, ein kalter Wind brauste von den schneebedeckten Bergspitzen durch die Thäler, die Straße war steinig oder schlüpfrig, und vollends Rosenberg's Soldaten kletterten auf schlechten Fußpfaden mühselig bergauf, bergab. In Dazio theilte dann Suworoff seine Streitkräfte; die größere Colonne sollte auf der Hauptstraße geradezu dem Feinde auf den Leib rücken, eine kleinere unter dem Fürsten Bagration auf der rechten Seite der Straße[1]), so gut es gehn möchte, die Paßhöhe erklimmen und den tiefer stehenden Franzosen dann den Rückweg verlegen. Am 24. Mittags fielen die ersten Schüsse im Tremolathal, und von nun an folgte in rastloser Wiederholung und stets gleichem Verlaufe Gefecht auf Gefecht. Bei jeder Wendung der Straße werden die Angreifer durch mörderisches Gewehrfeuer hinter Felsenvorsprüngen und Steinblöcken hervor getroffen; unter hartem Verluste stürmen sie zum Bajonettangriff vor; zuweilen dringen sie durch und die Franzosen eilen in schnellem Laufe zurück, um einige hundert Schritte weiter aufwärts hinter der nächsten Ecke

---

[1]) Eine dritte, die linkshin bestimmt war, sah bald die Unmöglichkeit, die Wände des Tremolathals hier zu erklettern, und vereinigte sich dann mit der zweiten.

der Bergwand dasselbe Spiel zu beginnen. Oder der Angriff wird bei dem ersten Versuche zurückgeschlagen; dann knattert eine Weile das Feuer der Schützenschwärme hinüber und herüber, bis einem Trupp der Verbündeten es gelingt, an einem der Abhänge in die Höhe und damit den Franzosen in die Flanke zu kommen und sie so zum Rückzug zu zwingen. Unermüdlich trieb Suworoff die Seinen voran; um 4 Uhr hatte man das Hospiz und damit die Paßhöhe vor sich; hier aber hatte Gudin bereits die ersten Verstärkungen durch Loison empfangen und alle Stürme der Austrorussen wurden abgewiesen, bis endlich Bagration unter unendlicher Mühsal die letzte Höhe erklettert hatte und durch sein Erscheinen im Osten der französischen Stellung den Gegner zu raschem Abzug die Reuß hinab bestimmte. Suworoff gönnte den Truppen eine kurze Rast und ließ sich von den Kapuzinern mit Kartoffeln und Erbsen bewirthen; Oberst Strauch mit seiner Brigade blieb hier zur Bewahrung des Passes; die Russen eilten dann bergabwärts dem Feinde nach. Indessen hatte Lecourbe weitere Truppen Loison's herangezogen und nahm nicht weit von Hospenthal eine neue feste Stellung. Da aber, als gegen 6 Uhr die Wolken sich immer dunkler in das Thal hinabsenkten, erscholl plötzlich in seinem Rücken das Getümmel eines neuen Kampfes. Es war General Rosenberg, der seinen großen Umgehungsmarsch mit unendlicher Anstrengung zum glücklichen Ziele geführt hatte. Mit Tagesanbruch war er von Tavetsch aufgebrochen und sehr bald auf die ersten feindlichen Posten gestoßen. Er hatte nur eine kleine französische Abtheilung sich gegenüber, fand aber einen ebenso zähen Widerstand wie Suworoff; unaufhörlich kämpfend gelangte er auf den Bergrücken zwischen Rhein und Reuß und drängte dann die Franzosen von Stellung zu Stellung; endlich gelang es ihm, sie völlig zu werfen und mit stürmender Hand das Dorf Urseren zu nehmen. Damit war für Lecourbe der Weg zur Teufelsbrücke abgeschnitten und seine Lage zwischen den beiden russischen Massen im höchsten Grade gefährdet. Die einzige Straße, die ihm noch offen stand, war jene zur Furca in das Rhonethal; aber wenn er sie einschlug, war dem Gegner der Zug zum Vierwaldstädter See widerstandlos geöffnet und ihm noch dazu die Flotille, welche die Franzosen auf demselben zusammengebracht und bei Fluelen vor Anker gelegt hatten, überliefert. Das durfte nicht sein. Lecourbe wußte, was unter seiner Führung den Soldaten zugemuthet werden konnte. Er hielt das Gefecht bei Hospenthal bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit hin, dann zog er seine Schaaren langsam aus dem Feuer heraus und kündigte ihnen seinen Entschluß

an, während der Nacht mit ihnen die Wände des Petzbergs zu übersteigen, um am folgenden Morgen drüben dem Feinde auf's Neue entgegen zu treten und ihm das Urner Loch und die Teufelsbrücke streitig zu machen. Sie waren den ganzen Tag hindurch in Bewegung und Kampf gewesen, aber bereit, seinem Worte zu folgen. So erkletterten sie in finsterer Nacht den beinahe 8000 Fuß hohen, völlig ungangbaren Berg, nicht ohne zahlreiche Unglücksfälle, aber sie kamen hinüber und konnten sich den Russen auf's Neue vorlegen. Uebrigens hatte mittlerer Weile Lecourbe erfahren, daß in seinem Rücken Auffenberg das Maderanerthal und Amsteg bedrohte, ließ also nur zwei Bataillone an der Teufelsbrücke und eilte mit den übrigen thalabwärts, dem österreichischen Angriff zu begegnen.

Obgleich hiernach die Russen nur noch eine sehr geringe Zahl von Gegnern zu bekämpfen fanden, hatten sie am 25. dennoch einen äußerst schweren Stand. Durch das Urner Loch konnten sie erst dann hindurchdringen, als eine kleine Schaar der Ihrigen das Wagstück bestanden hatte, an einzelnen Zacken des Gesteins sich anklammernd die Felswand über der Reuß zu passiren und damit die Vertheidiger im Rücken anzufallen. An der Teufelsbrücke, in welche die Franzosen jenseits eine Lücke gebrochen, entspann sich ein längeres Schützenfeuer, welches den Russen jede Annäherung unmöglich machte. Endlich fand eine Strecke stromaufwärts eine russische Schaar eine Furth, auf der sie, bis an den Gürtel im Wasser, den reißenden Strom durchwatete; dann galt es nochmals, sich drüben an der Felswand fortzuwinden, bis endlich die Straße wieder erreicht war. Die Franzosen traten darauf ohne Zaudern in guter Ordnung den Rückzug an und nach eilfertiger Herstellung der Brücke konnten die Russen ihren Marsch fortsetzen. Indessen wurde es Abend, ehe sie das kleine Dorf Wasen erreichten, und erst am 26. kamen sie unter stetem Geplänkel nach Amsteg, wo Lecourbe eben jetzt mit Auffenberg in scharfem Gefechte stand, bei Suworoff's Annäherung aber abbrach und ohne weitern Widerstand bis an den See zurückwich, wo er am westlichen Ende des Thals bei Seedorf sich verschanzte, während Suworoff, eine halbe Stunde entfernt, auf dem andern Ufer des Flusses Altdorf und Fluelen besetzte.

So war, mit einem Verluste von ungefähr 1200 Todten und Verwundeten, der Zug über den Gotthard siegreich durchgeführt. Man war durch Hindernisse aller Art gegen den Operationsplan um einen Tag verzögert worden; immerhin war man jetzt am Luzerner See, nur noch zwei Meilen von Schwyz entfernt, dem Punkte, welcher in den

letzten Weisungen den Generalen Hotze und Lincken für die unmittelbare Vereinigung bezeichnet worden war. Den Marsch von Altdorf nach Schwyz hatte man sich, obgleich Hotze, wie wir erwähnten, nur von einem Fußpfad über das Gebirg redete, im Hauptquartier zu Taverne nicht anders als jeden andern vorgestellt: die ganze russische Colonne, sagt der Plan, bricht von Altdorf nach Schwyz auf und marschirt noch an demselben Abend 14 Miglien (3½ deutsche Meilen) weiter. Jetzt aber an Ort und Stelle hatte man die riesigen, mit Schnee bedeckten Kuppen und Zacken des Roßstock und Kinzigkulm vor sich, mit Uebergängen in einer Höhe von nahe 7000 Fuß, auf die sich in dieser späten Jahreszeit kaum noch der Gemsenjäger hinaufwagte. Noch hätte man rechts ab durch das Schächenthal einen leidlichen Saumpfad über den Urner Boden in den Canton Glarus gehabt, aber nach Schwyz zu Hotze, der jetzt, wie man meinte, vielleicht bei Einsiedeln auf die Franzosen losging, wäre man dann erst nach drei Tagen gelangt. Nun erzählten zwar die Einwohner in Altdorf von besondern Gerüchten, es sei gestern oben in Glarus an der Linth gefochten worden; Suworoff aber wies das weit hinweg und blieb dabei, daß am allerwenigsten er selbst auf dem verabredeten Sammelplatze in Schwyz fehlen dürfe. Wenn Hotze in seinem Berichte gesagt hatte, daß General Auffenberg auf jenem Fußpfade über das Gebirge nach Schwyz gelangen könne, so mußte das auch für die russischen Truppen nicht unmöglich sein. Er gab den verhängnißvollen Befehl zum Marsche über den Roßstock, hinüber nach Schwyz, zunächst in das Muttenthal.

Am 27. September Morgens setzte sich der Vortrab unter Fürst Bagration, von dem Großfürsten Constantin begleitet, in Bewegung. Von Anfang an gab es scharfes Steigen und je höher man kam, desto schlimmer wurde der Weg. Bald fand man sich auf nacktem Gestein, wo der Pfad auf schmalem Absatze einer tief abfallenden Felswand aufwärts führte, manches Mal der Fuß auf schlüpfrig nassem Schiefer ausglitt oder der Boden unter dem Tritte zerbröckelte, wo jeder falsche Schritt den tödtlichen Sturz nach sich zog. Die Colonne löste sich; Mann für Mann schob sich die unabsehbare Reihe der Krieger mühsam vorwärts; zuweilen hüllten schwere Regenwolken die Kletternden ein und ließen den Weg nur wenige Schritte weit erkennen. Die letzte Höhe war mit weichem Schnee bedeckt, in welchen man mehrere Fuß tief einsank; die Kräfte schwanden, die Unglücksfälle wiederholten sich in steigendem Maß. Und dabei sollten nicht bloß die Soldaten hinüber; es galt auch, die Gebirgskanonen, die Pferde und Lastthiere mit den

Lebensmitteln fortzuschleppen; es leuchtet ein, wie sehr dadurch die Beschwerde und Gefahr des Marsches vermehrt wurde, wie viel an Menschen und Thieren dabei zu Grunde ging. Dem Vortrab schloß sich unmittelbar das Hauptcorps an, es wurde aber Nachmittag, ehe die Spitze den Kamm des Passes erreichte, und spät Abend, ehe sie drüben in Mutten anlangte; der ganze Bergweg war damals durch die Reihe der kriegerischen Wanderer bedeckt, und die letzten Bataillone und eine unendliche Reihe des Trosses standen noch unbeweglich in Altdorf. Dazu drängte der rastlose Lecourbe, sobald die Richtung des feindlichen Zuges ihm deutlich geworden, mit hitzigem Angriff auf den russischen Nachtrab ein; den ganzen Tag hatte man seine Schützen abzuwehren und erst am 28. gelang es, ihn wieder in weitere Entfernung zurückzuwerfen. So viel aber war deutlich, daß mehrere Tage vergehn würden, ehe das ganze Armeecorps in Mutten versammelt und zu weiterem Kampfe geordnet sein würde.

Lassen wir diese Tapfern ihren schweren Gebirgsmarsch langsam vollenden und sehn wir unterdessen zu, was aus den übrigen Theilen des kühnen Offensivplans während dieser Tage geworden war.

Gleich die erste Aufstellung der Verbündeten nach der Entfernung des Erzherzogs war keine günstige gewesen. Der Letztere bemerkt in seiner Geschichte des Feldzugs, daß ihre Stärke bei verständiger Ansammlung an den entscheidenden Punkten (Korssakoff hinter der Limmat bei Zürich, Hotze hinter der Linth zwischen Züricher und Wallenstädter See) völlig ausreichend gewesen wäre. Aber leider war aller Orten das Gegentheil einer solchen zweckmäßigen Anordnung geschehn. Während früher der Erzherzog mehr als 40,000 Mann in einer großen Masse zur Deckung der Limmat hinter dem Flusse zusammen gehalten, hatte Korssakoff von seinen 27,000 ungefähr 10,000 Mann auf das linke Ufer zwischen der Limmat und der Sihl vorgeschoben, dann auf dem rechten beinahe 8000 in kleinen Beobachtungsposten acht Meilen weit von Zürich bis zum Rheine verstreut, ferner eine halbe Meile weit hinter Zürich 4300 Mann als Reserve bei Seebach aufgestellt [1]). Der Erzherzog hatte dafür gesorgt, den Durchmarsch durch Zürich stets frei zu halten und deshalb sein Hauptquartier und den ganzen Troß aus der Stadt hinweg verlegt: Korssakoff dagegen stopfte dies Alles in Zürich hinein und erschwerte damit ohne sonstigen Nutzen jede größere

[1]) Miliutin III, 157, IV, 245.

Truppenbewegung durch die engen Straßen. Endlich hatte er noch immer 20 Schwadronen Reiterei und 28 Geschütze, 3300 Mann, am Rheine bei Schaffhausen und Eglisau stehen gelassen, ohne irgend einen erkennbaren Grund, und auf dringendes Bitten Hotze's diesem zwei Infanteriebataillone, 1300 Mann, zur Verstärkung nach Rapperschwyl gesandt. Nicht besser stand es auf der österreichischen Seite bei Hotze. Wenn er seine 25,000 Mann an der untern Linth oder wenigstens zwischen Uznach und Sargans zusammenhielt, so war wenig Gefahr vorhanden, daß die Franzosen, eine solche Feindesmacht in der Flanke, Angriffsversuche gegen Graubünden machten. Aber in Wien war nun einmal seit dem Beginn des Krieges die Deckung Graubündens und der Erblande ein Glaubensartikel in dem Sinne geworden, daß an jedem Punkte der Grenze eine Schildwache sichtbar sein mußte. Also stand unter Lincken's Oberbefehl am Vorderrhein General Auffenberg mit 2400 Mann, der, wie wir sahen, hinüber zu Suworoff befehligt wurde, bei Chur General Simbschen mit 3000 Mann, bei Sargans General Jellachich mit 4500 Mann. Nahe an 3000 Mann Reiterei waren in kleinen Beobachtungsposten im Rheinthal, Toggenburg und hinter dem Züricher See vertheilt; so blieben für Hotze zwischen den beiden Seen noch etwas über 8000 Mann Oesterreicher, 3200 Schweizer und die vorher erwähnten 1300 Russen bei Rapperschwyl. Die Zersplitterung konnte nicht wohl größer sein.

An alle diese Truppentheile gelangte nun am 21. oder 22. September Suworoff's letzte Disposition mit dem Befehle, daß Lincken nordwärts durch das Gebirge und Jellachich südwärts vom Wallenstädter See her nach Glarus, daß Hotze, durch 5000 Russen verstärkt, von Uznach über Einsiedeln nach Schwyz vordringen, sie Alle aber bis zum 26. diese Zielpunkte erreichen sollten, während Korssakoff gleichzeitig Massena's Stellung auf dem Albis in der Front angriffe. Dieser Befehl bewirkte zunächst einen großen Schrecken bei Korssakoff, der sich sehr gegen eine weitere Entsendung von Streitkräften zu Hotze sträubte, endlich aber doch auf dessen lebhaftes Drängen mit schwerem Herzen seine Seebacher Reserve am 24. Abends nach Uznach aufbrechen ließ. Ehe dieselbe aber ihren Marsch vollenden konnte, kam das Unheil über beide Theile.

Massena, unaufhörlich durch das Directorium zur Offensive gedrängt, und selbst die Gunst des Augenblicks erkennend, hatte nicht so bald die Nachricht von Bernadotte's Sturze aus Paris erhalten, als er mit größtem Nachdrucke alle Anstalten zur Erdrückung der verein-

zelten und zerbröckelten Gegner traf. Er bestimmte zur Ueberwältigung Korssakoff's 39,000 Mann unter seiner eigenen Führung, so wie zum gleichzeitigen Angriffe auf Hotze 11,000 Mann unter General Soult, welchem dabei die zu Lecourbe's Division gehörige Brigade Molitor, 6000 Mann, damals in Glarus stehend, zur Unterstützung dienen sollte. Massena hatte zuerst den 26. September zur Eröffnung der Operationen bestimmt, gab jedoch auf die Kunde von Suworoff's Annäherung den Befehl, bereits am 25. auf allen Seiten mit der größten Energie vorwärts zu gehen. Korssakoff hatte jetzt nur noch seine Zehntausend in und vor Zürich in der Hand, und Massena beschloß, seine augenblickliche Uebermacht zu einem geradezu vernichtenden Streiche zu benutzen. Während er selbst das russische Corps mit 17,000 Mann in der Fronte beschäftigte, sollte General Oudinot mit 15,000 anderthalb Meilen stromabwärts bei Dietikon die Limmat überschreiten, sofort rechts einschwenken und damit die einzige Rückzugsstraße der Russen über die Glatt zum Rheine gewinnen. Die Division Mesnard, 7000 Mann, würde indeß unterhalb Dietikon die übrigen russischen Beobachtungsposten unter General Durasoff durch falsche Demonstrationen beschäftigen. Dies Alles wurde denn mit musterhafter Genauigkeit und Kraft am 25. ausgeführt. Der Uebergang über den Fluß war dieses Mal durch Brigadier Dedon trefflich vorbereitet, so daß binnen wenigen Stunden der schwache russische Posten überwältigt, die russische Aufstellung durchrissen, Durasoff von dem Hauptcorps abgeschnitten war, und nun General Oudinot unter verzweifeltem Widerstande kleiner russischer Abtheilungen gegen Zürich und die Rückzugsstraße vordrang. Zugleich war auch der Kampf mit dem russischen Hauptcorps auf dem linken Ufer der Limmat entbrannt; die Russen schlugen sich vortrefflich und drängten ihre Gegner bis auf die Abhänge des Uetliberges zurück, so daß Korssakoff laut aufjubelte und bereits den Beginn von der durch Suworoff befohlenen großen Offensive vor Augen zu haben meinte. Er übersah darüber vollständig die ihn im Rücken umspannende Gefahr, die um so tödtlicher wurde, je weiter er seine Truppen sich gegen den Albis entfernen, je weniger Verstärkung er damit Oudinot's Gegnern zukommen ließ. Gleich beim Beginne des Kampfes hatte er seiner zu Hotze hinüberziehenden Reserve Eilboten mit dringender Ordre zur Umkehr nachgesandt; Nachmittags kamen denn auch zwei Bataillone derselben, welche schleunigst dem vordringenden Oudinot entgegen geworfen wurden. Jedoch erst spät am Abend erschien der Rest und mit ihr die schweizerische Legion des Generals Bachmann; da aber war Oudinot bereits

Meister der nächsten Höhen vor der Stadt, und kein Gedanke daran, das Schicksal des Tages zu wenden. Korssakoff selbst hatte, als die holde Täuschung des Vormittags bei ihm einmal zerronnen war, den Kopf völlig verloren, wußte keine Befehle mehr zu geben, und ließ die Officiere der einzelnen Abtheilungen sich helfen wie sie konnten. Als die Nacht hereindunkelte, herrschte in der Stadt die wüsteste Verwirrung; der muthige Rath des Generals Sacken, den festen Platz zu halten, bis Suworoff zum Entsatz erschiene, wurde verworfen und der Rückzug für den folgenden Morgen beschlossen; nun sollten die Truppen des linken Ufers durch die Stadt hindurch, zugleich aber auch der Artilleriepark, der Train, das Gepäck aus der Stadt hinaus; das Alles drängte und staute sich in den winkligen Straßen, und jede feste und ordnende Leitung war verschwunden. In der Morgenfrühe des 26. brach dann auf, was sich bewegen konnte: man stürzte sich auf Oudinot's vorgeschobene Posten, warf sie zurück und machte für einige Zeit die Straße frei. Bald aber brachte Oudinot seine übermächtigen Massen heran und fiel damit in die Flanke der abziehenden russischen Colonnen. Da wurde nach heftigem Streiten Korssakoff's Niederlage vollständig. Kaum die Hälfte seiner Mannschaft brachte er bei Eglisau über den Rhein hinüber; 3000 waren todt oder verwundet, 5000 gefangen, 10 Fahnen, 26 Geschütze, ein Theil der Kriegscasse, 400 Munitionskarren und Gepäckwagen in die Hand des Siegers gefallen. General Rimski-Korssakoff war für diesen Krieg abgefunden.

Wenig rühmlicher war in denselben Tagen das Schicksal der Oesterreicher an der Linth. Zunächst Hotze, welcher den untern Lauf des Flusses zwischen den beiden Seen vertheidigte, hatte hier den Grundfehler der ganzen Aufstellung im Einzelnen auf das Aergste wiederholt und von seinen elf Bataillonen nicht weniger als neun in kleinen Posten die ganze vier Meilen ausgedehnte Linie entlang verstreut, und nur zwei Bataillone als Reserve zur Verfügung. Auch an dieser Stelle hatten die Franzosen ihre Vorbereitungen zur Ueberschreitung des Flusses mit großer Umsicht getroffen und führten den Angriff an mehreren Punkten mit Energie und Kühnheit durch. Um das Maß des Unheils für die Oesterreicher zu füllen, fiel ihr tapferer Anführer Hotze gleich im Beginne des Gefechtes; die erwartete russische Verstärkung blieb, wir wissen aus welchem Grunde, aus; so fehlte es überall an Selbstvertrauen und Zusammenwirken, und das klägliche Ergebniß war, daß der neue Befehlshaber, General Petrasch, ein

bejahrter und schwacher Mann, beinahe die Hälfte seiner Mannschaft an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßte und in völliger Muthlosigkeit über St. Gallen und Rheineck sich am 27. September auf das rechte Rheinufer hinüber rettete. Die Franzosen verfolgten ihn mit mäßiger Eile, so daß die Division Soult erst am 28. St. Gallen erreichte. Immer fand sich jetzt auch Jellachich, der, am 25. von Sargans aus gegen Molitor's Brigade vordringend, bei Netstall einige Vortheile errungen hatte, zur Vorsicht bewogen; er ging zurück, woher er gekommen, und zog sich am 28. nach Wallenstadt, Sargans und Ragatz. Endlich hatte General Lincken am 23. seinen Vormarsch von Chur und Ems über die Panirer Höhe und die Gletscher des Segnis-passes nach Glarus begonnen, am 25. das Gebirge glücklich über-stiegen und beim Wichler Bade ein ganzes französisches Bataillon um-ringt und gefangen genommen. Er kämpfte dann gegen Molitor, der nach Jellachich's Abzug seine Truppen gegen den neuen Angreifer herum-geworfen hatte, am 26. bei Schwanden und drang am 27. bis nahe vor Glarus heran. Am 28. blieb er hier unter steter Plänkelei der Vorposten stehn, erfuhr darauf den Rückzug Jellachich's, empfing aber von Suworoff's Nähe nicht die geringste Kunde, und entschloß sich demnach am 30. ebenfalls zur Umkehr über den Panirer Paß in das Rheinthal. Die Franzosen, deren ganze Aufmerksamkeit jetzt auf Suworoff ge-richtet war, ließen ihn ruhig abziehn.

Dies waren die Nachrichten, welche den russischen Feldmarschall empfingen, als er vom Roßstock hinab am 28. September nach Mutten gelangte. In allen Theilen lag der herrliche Plan zur concentrischen Erdrückung Massena's in Scherben; statt der mitwirkenden Genossen sah man ringsum siegreiche Feinde vor sich, und es war eine äußerst ernste Frage, ob man selbst aus diesen Felsenketten noch einen freien Ausweg finden würde. Wohl hätte jetzt der Feldmarschall daran denken mögen, daß der von ihm ersonnene Angriffsplan ein von Grund aus verfehlter und verderblicher gewesen, daß er selbst durch eine Reihe verkehrter Entschlüsse die Gefahren desselben über alles Maß hinaus gesteigert, daß er nach dem Empfange der ersten kaiserlichen Ordre am 27. August eine volle Woche in nutzloser Eigenwilligkeit verzettelt, daß er in Taverne vor der Ersetzung der fehlenden Maulthiere durch die leeren Kosakenpferde fünf Tage verloren, daß er noch im letzten Augen-blicke besser gethan hätte, am 26. von Altdorf über den Urner Boden in das Linththal, anstatt über den Roßstock nach Schwyz zu ziehn. Denn dort hätte er sich am 27. mit Lincken vereinigt, hätte Molitor's

schwache Brigade vor sich hertreiben, Jellachich und Petrasch wieder an sich ziehn können; noch einmal wäre, da die französischen Heertheile gerade jetzt durch die Verfolgung ihrer Siege weit von einander getrennt waren, eine günstige Wendung des Feldzuges möglich gewesen. Nun aber war dies Alles unwiederbringlich vorbei, und Suworoff war auch so weit wie möglich von Vorstellungen solcher Art entfernt. Er hatte keinen Gedanken, als einen wüthenden Zorn gegen die Oesterreicher, welche ihn, wie er sagte, in dieses Elend gebracht, welche Korssakoff in Zürich verlassen und ihrerseits an der Linth schmählich Reißaus genommen hätten. Am 29. September, während der Zug seiner Truppen über den Roßstock noch immer fortdauerte, berief er den Großfürsten Constantin und alle Generale, jedoch mit Ausschluß des Oesterreichers Auffenberg, zu einem Kriegsrath. Er begann mit einem wilden Ergusse über die ränkevolle Politik des Wiener Hofes und steigerte seinen Grimm bis zur offenen Anklage auf Treulosigkeit und Verrath. Jetzt sind wir ringsum eingeschlossen, rief er. Zurückgehn ist schimpflich, Vorgehn auf Schwyz ist unmöglich, wir stehn am Rande des Verderbens. Es bleibt uns, setzte er hinzu, nur die Hoffnung auf den allmächtigen Gott und die Tapferkeit meiner Truppen. Dann stieß er plötzlich hervor: wir sind Russen, Gott mit uns, rettet die Ehre Rußlands und seines Zaren, rettet den Sohn unseres Kaisers! Bei diesen Worten warf er sich dem Großfürsten zu Füßen und brach in einen Thränenstrom aus. Die Generale waren bewegt. Derfelden nahm das Wort und bürgte für die unerschütterliche Hingebung der Truppen. Ja, rief Suworoff, wir sind Russen, mit Gottes Hülfe werden wir Alles überwinden. Nachdem er auf solche Art seine Hörer mit der Ueberzeugung erfüllt hatte, daß alles jetzt mögliche Unglück ausschließlich das Werk Oesterreichs sei, trat man in die Berathung der zur Rettung erforderlichen Maßregeln ein. Nach der Ansicht des Großfürsten wurde endlich, ohne Frage mit gutem Grunde, beschlossen, den Marsch auf Schwyz aufzugeben, und statt dessen sich rechts zu wenden, um über den Pragel und durch das Klönthal Glarus zu erreichen.

Bereits war auch dieser Marsch nicht mehr ohne erhebliche Schwierigkeit. Der stets rüstige Molitor, nachdem er zuerst mit Jellachich, dann mit Lincken sich erfolgreich geschlagen, hatte auf die erste Kunde von der Nähe Suworoff's seine zur Zeit auf höchstens 4000 Mann zusammengeschmolzene Brigade unerschrocken in das Klönthal hineingeführt, in dessen engen Defileen er auch einem vierfach

stärkeren Gegner den Weg zu verlegen hoffte. Auf der andern Seite hatte Massena gleich nach seinem Züricher Siege die Division Mortier, 8000 Mann, nach Schwyz entsandt, und war persönlich nach Altdorf geeilt, um von dort einen Theil der Division Loison (Lecourbe war so eben zum Führer der Rheinarmee ernannt worden) zu Wasser ebenfalls in den Canton Schwyz kommen zu lassen. Es war gewiß, daß er den Nachtrab der abziehenden Russen mit Ungestüm angreifen würde, während Molitor die Spitze des Zuges so lange wie möglich aufhielte. Suworoff ließ demnach schon am 29. September den General Auffenberg vorausgehn, um die Paßhöhe des Pragel zu besetzen, und ihm früh am 30. den russischen Vortrab unter dem Fürsten Bagration und die Division Schweikowsky folgen, um mit jenem vereint den Durchgang durch das Klönthal zu erzwingen. Dann sollte der gesammte Troß sich anschließen, und erst, wenn dieser vollständig passirt wäre, die zur Deckung gegen Massena unter Rosenberg's Befehl zurückgebliebene Abtheilung über den Pragel abziehn. Diese Disposition wurde denn auf jeder Seite mit glücklichem Erfolge ausgeführt. Auffenberg vertrieb noch am 29. die französischen Posten vom Pragel, stieß aber gleich am Eingange des Klönthals auf Molitor's Hauptmasse, und wurde am Morgen des 30. von diesem General ohne Weiteres aufgefordert, die Waffen zu strecken, da die Verbündeten auf allen Seiten rettungslos eingeschlossen seien. Auffenberg zog die Verhandlung hin, bis Bagration zu seiner Unterstützung herankam. Dann ging es mit Ungestüm vorwärts auf den Feind, der mit starkem Verluste geworfen und zum Rückzuge das Thal hinab gezwungen wurde. Erst am östlichen Ende des Klönthalsees faßte Molitor, der indeß den Rest seiner Brigade aus Glarus an sich gezogen hatte, in einer äußerst vortheilhaften Stellung zwischen Fels und See wieder festen Fuß und wies alle Angriffe Bagration's blutig zurück. Gegen Abend sammelte sich darauf hinter dessen arg gelichteten Bataillonen die allmählich anlangende Division Schweikowsky, bei der sich Suworoff selbst befand. Man war jetzt stark genug, um noch im Laufe der Nacht die steile Berglehne im Norden der Straße durch sechs Bataillone ersteigen zu lassen, welche dann beim ersten Morgengrauen mit französischen Beobachtungsposten in's Handgemenge kamen, und den somit in Flanke und Rücken bedrohten Molitor zum eiligen Abmarsch nach Glarus, und weiter unter scharfer Verfolgung durch den Ort hindurch, die Linth hinab nach Netstall zwangen. Auch hier jedoch war ihm Bagration bald auf den Fersen; die Franzosen wichen dann auf das rechte Ufer des Flusses

hinüber, sprengten die Brücke hinter sich in die Luft und machten mehrere Stunden lang dem Gegner den Uebergang streitig. Indessen schwammen einige Kosaken durch den reißenden Strom; eine Abtheilung russischen Fußvolks erreichte auf einer Bockbrücke das jenseitige Ufer, und unter stetem Geplänkel gelang es Bagration, rechts und links des Wassers bis zu den Orten Mollis und Näfels vorzudringen. Hier aber erhielt der hartbedrängte Molitor endlich Verstärkung durch einige Truppentheile der Division Soult, welche General Gazan eiligst heranführte, ein Reiterregiment, dann eine helvetische, zuletzt eine französische Halbbrigade. Da wurde denn Mollis wieder gewonnen, Näfels hart umstritten, bis am späten Abend ein Befehl Suworoff's aus Glarus seinen Vortrab nach Netstall zurückrief.

Unterdessen hatte Rosenberg im Muttenthal einen nicht minder schweren Stand gehabt. Am Morgen des 30. September begannen seine Vorposten mit Mortier's Truppen ein erstes Gefecht, dessen Lärm jedoch bald wieder verstummte. Erst als Massena selbst von Altdorf in Brunnen anlangte, kamen die französischen Schaaren gegen 2 Uhr Nachmittags in ernstliche Bewegung. Rosenberg hatte einstweilen nur 4000 Mann beisammen, da drei von den ihm bestimmten Regimentern noch im Marsche den Roßstock hinab begriffen waren; sein Vortrab aber nahm den Kampf gegen die feindliche Uebermacht unerschrocken auf und hielt sich unter Rehbinder's Führung in dem engen Thale zwei Stunden lang, bis die übrigen Bataillone unter Trommelschlag herankamen und mit frischer Kraft die feindliche Linie durchbrachen. Da am Ausgange des Thales die Bergwände sich immer näher rücken und der brausende Muottabach immer weniger Raum an seinen Ufern läßt, drängten sich die weichenden Franzosen in eine dichte und wirre Masse zusammen, in welcher das Feuer und das Bajonett der nachsetzenden Russen die schlimmste Verheerung anrichteten. Im Laufe der Nacht erhielten beide Theile Verstärkung, Rosenberg die drei vorher erwähnten Regimenter Infanterie mit zwei unberittenen Kosakenregimentern vom Roßstock her, so daß seine Gesammtstärke auf 8000 Mann stieg; Massena einige Bataillone Loison's von Altdorf, mit welchen er jetzt etwa 12,000 Mann zählen mochte. So erneuerte er am Vormittag des 1. October seinen Angriff, jedoch mit nicht besserem Glücke als am vorigen Tage. In dem schmalen Thalgrunde konnte er seine Uebermacht nicht zur Entfaltung bringen; als die Russen seine erste Linie mit einem heftigen Bajonettangriff überwältigten, stürzte sich diese in aufgelöster Flucht auf die folgenden Bataillone, riß dieselben in

wildem Getümmel mit sich fort, und wieder erneuerte sich das mörderische Gedränge am Ausgange des Defilee's, so daß der Rückzug sich über Schwyz hinaus bis Seewen am Lauerzer See fortsetzte und der russische Vortrab am Abend bis an die ersten Häuser von Schwyz gelangte. Die beiden Tage hatten den Franzosen einen Verlust von 3000 Mann gebracht. Am 2. October sandte Rosenberg den Einwohnern von Schwyz einen Befehl zu, auf den folgenden Tag Lebensmittel für 12,000 Russen bereit zu halten; er erzielte damit die gewünschte Wirkung, daß Massena in Erwartung dieses Vormarsches ruhig in seiner Stellung blieb, während sein Gegner unterdessen seinen Abzug über den Pragel nach dem Klönthal unangefochten bewerkstelligte. Hinter der langen Reihe der Packthiere her, durch frisch gefallenen Schnee und dichte Nebelwolken, ging der Marsch äußerst langsam vorwärts, so daß Rosenberg erst am 4. October bei Suworoff in Glarus eintreffen konnte. Massena, der eine Verfolgung des Feindes durch das Klönthal nicht für rathsam hielt, brach an diesem Tage von Schwyz auf, um in weitem Bogen über Einsiedeln sich mit den Vertheidigern des Linththales zu vereinigen.

Einstweilen hatte also Suworoff dort nur die Bataillone Gazan's und Molitor's sich gegenüber, höchstens 8000 Mann, während er selbst über mehr als die doppelte Stärke verfügte, wozu noch kam, daß Jellachich auf die Kunde von Suworoff's Ankunft in Glarus sogleich von Sargans wieder bis Wallenstadt und Kerenzen vorgegangen und auch Petrasch zur Unterstützung desselben auf eindringlichen Befehl des Erzherzogs nach Mayenfeld gerückt war. Nur wenige Meilen trennten auf der einen Seite die Russen, auf der andern die Oesterreicher von der französischen Stellung bei Näfels und Mollis; nichts war wahrscheinlicher, als daß ein entschlossener Vorstoß die Feinde zersprengt und die beiden Massen der Verbündeten in unmittelbare Verbindung gesetzt hätte. Die russischen Truppen, wenn auch theilweise durch Strapazen und kümmerliche Verpflegung heruntergekommen, hatten doch bis dahin bei jedem Zusammentreffen gesiegt und waren von Selbstvertrauen und Kampflust erfüllt. Drang man hier aber durch, was sehr viel leichter war als an der Teufelsbrücke, so hatte man den kürzesten Weg in das Rheinthal, zu den Magazinen von Feldkirch und zu der Vereinigung mit Korssakoff. So mahnte denn auch Suworoff's österreichischer Generalstabschef, Oberst Weirother, auf das Dringendste zum Angriff, und der Feldmarschall zeigte nicht übel Lust, den Befehl in diesem Sinne zu geben. Aber der Eifer der übrigen Generale war erschöpft; sie erklärten, auf jener Seite

sei kein Ende des Streitens abzusehen, die Munition aber gehe zur Neige und den Soldaten dürfe kein weiteres Opfer zugemuthet werden. Als dann auch Großfürst Constantin sich für den Rückzug südwärts durch das Sernftthal über den Panixer Paß, also für die vom Feinde unbesetzte Straße, auf welcher Lincken vor acht Tagen aus Graubünden gekommen und wieder zurückgekehrt war, ausgesprochen hatte, beeilte sich Suworoff, der Meinung des kaiserlichen Prinzen beizutreten und ließ sofort nach Rosenberg's Ankunft am 5. October die Truppen den, wie man hoffte, vor jeder Störung gesicherten Marsch antreten. Allein die Franzosen hielten gute Wacht und erreichten in eiligem Nachsetzen bei Schwanden den russischen Nachtrab; dort kam es zu einem hartnäckigen Gefechte, welches für die Russen um so verlustreicher wurde, als sie im Verlaufe desselben von einer über den Urner Boden anlangenden Abtheilung Loison's in der Flanke gefaßt wurden. Erst die Nacht machte dem blutigen Ringen ein Ende. Am 6. October ging es dann von Elm schon um zwei Uhr Morgens weiter zu der Höhe des Panixer Passes hinan. Im Sommer war dort der Uebergang leichter, als über den Roßstock; damals aber war der Weg durch andauernde Regengüsse fast ungangbar geworden, und weiter auf der Höhe mit zwei Fuß hohem weichem Schnee bedeckt, dessen Rinde auf dem südlichen Abhang am Tage geschmolzen und dann in der letzten Nacht gefroren und glatt geworden war, so daß der Auf- und Abstieg sich im höchsten Maße beschwerlich und gefahrvoll zeigte. Gegen Abend trat Sturm und Gewitter ein; die Hauptmasse mußte vor und auf dem Gipfel des Berges, wo ein Jeder sich eben befand, durchnäßt und durchfroren, ohne Nahrung noch Feuerung die Nacht zubringen. Eine Menge Menschen erfroren; mehrere Hundert stürzten auf dem eisigen Pfade in die Abgründe, der größte Theil der Lastthiere ging zu Grunde und alle noch übrigen Geschütze mußten zurückgelassen werden. Schwerlich wäre der Verlust bei einem frischen Kampfe um Näfels größer gewesen. Erst am 7. October erreichte man Mittags das Dorf Panix, am Abend Ilanz, am folgenden Tage Chur, wo zwei Rasttage die Körperkräfte und die Laune der Soldaten rasch wieder herstellten. Das Heer zählte noch 15,000 Combattanten; doch war es zweifelhaft, ob diese abgerissenen Menschenhaufen ohne Munition, ohne Geschütze, ohne Gepäck zur Zeit den Namen eines Heeres verdienten. Am 11. October endlich gelangten sie nach Feldkirch, wo sie zu etwas längerem Ausruhen ein Lager bezogen und sich wieder mit ihrer, durch Tyrol anlangenden Feld-Artillerie vereinigten.

Dies war das Ende von Suworoff's vielbesprochenem Alpenmarsch. Die Tapferkeit und Standhaftigkeit, welche die russischen Truppen während seiner ganzen Dauer bewiesen haben, kann gar nicht hoch genug gepriesen werden; sie machten ihnen um so mehr Ehre, je weniger diese Söhne des Flachlandes an Gebirgswanderung und Gebirgskrieg gewöhnt waren. Den Ruhm des Feldherrn aber, der ihn ersonnen, kann die unbefangene spätere Betrachtung nicht so hoch spannen, wie ihn vor den Augen der Zeitgenossen der Reiz des Ungewöhnlichen und die Besiegung der örtlichen Schwierigkeiten erhoben hat. Wir haben gesehn, wie mißlich gleich seine erste Anlage gewesen, wie vielfach die einzelnen Entschlüsse Suworoff's dann noch seine Gefahren gesteigert und endlich das gänzliche Mißlingen vollendet haben. Stellt man daneben die unglücklichen Maßregeln Thugut's unmittelbar vor dem Beginne des Zuges, so erscheint von Neuem das Ergebniß, daß von beiden Seiten alles Ersinnliche zum Verderben der eignen Sache geleistet worden ist, um dadurch dem Verbündeten Aerger und Schaden zu bereiten.

Immerhin wäre auch jetzt noch vielfache Aussicht gewesen, die erlittenen Nachtheile wieder gut zu machen. Erzherzog Carl hatte auf die erste Nachricht von Korssakoff's Mißgeschick den größeren Theil seiner Truppen, ungefähr 33,000 Mann, an verschiedene Punkte der Schweizer Grenze zurückbefehligt, und langte persönlich nach eiliger Fahrt am 30. September in Donaueschingen an, wo er sein Hauptquartier nahm. Korssakoff zog unterdeß die bisher zurückgebliebene Reiterei und Artillerie an sich, dazu drei Schweizer Regimenter, 2000 Baiern, die fünftausend Emigranten des Prinzen Condé, so daß er den bei Zürich erlittenen Verlust mehr als ersetzte. Da ein ansehnlicher Theil der französischen Streitmacht sich damals gegen Suworoff hatte wenden müssen, so bot sich günstige Gelegenheit zur Wiederaufnahme der Offensive; und es ist einleuchtend, welch ein Gewinn für die Ermuthigung der Truppen, welch ein Segen für die Befestigung der Coalition der kleinste gemeinsam errungene Vortheil auf dieser Seite gewesen wäre. Korssakoff aber schwankte zwischen entgegengesetzten Gefühlen, dem Wunsche, die schlimme Züricher Scharte auszuwetzen, der Sorge, den Feldmarschall durch längere Unthätigkeit in vernichtende Gefahr zu bringen, der Furcht, ohne neue Befehle Suworoff's durch eigne Entschließung sich nochmals Verluste zu holen. Und nicht viel entschiedener war die Gemüthsverfassung des Erzherzogs, der aus Wien endlich erfahren hatte, daß er nach dem wirklichen Willen des Kaisers die Schweiz nicht vor Suworoff's

Ankunft hätte verlassen sollen, der hiernach sich um so mehr zum Schutze der Schweiz verpflichtet hielt, leider aber mit seiner Hauptmacht doch immer für die Sicherheit der deutschen Lande verantwortlich blieb. Er kam also nicht zu dem Entschlusse eines selbständigen, entscheidenden Angriffs auf Massena, bot jedoch dem russischen General seine Unterstützung, wenn derselbe wieder auf das linke Rheinufer hinüber und wenigstens bis zur Thur vorwärts ginge. Während dies geschah, kam jedoch die Nachricht, daß Suworoff sich von Glarus südwärts nach Graubünden gewandt hatte; für dessen Rettung brauchte man also keine isolirte Bewegung mehr zu wagen und der Erzherzog stimmte deshalb jetzt für ruhiges Abwarten, bis Suworoff angelangt und seine weitern Pläne bekannt seien. So gingen Korssakoff's Truppen, unter zahlreichen Einzelgefechten, wobei sie hier und da Verluste erlitten, anderwärts aber mit erfrischter Kraft die Gegner warfen, am 8. October wieder über den Rhein zurück. Es standen jetzt zwischen Basel und Constanz 60,000 Verbündete gegen 45,000 Franzosen; dazu kamen oberhalb des Bodensees Petrasch und Jellachich und bald auch Suworoff's 15,000 Mann, welchen sich zur Zeit nur die einzige Division Mortier gegenüber befand. Bei solcher Ueberzahl ließ sich ohne Zweifel Bedeutendes erreichen: Alles hing, wie man sieht, von den Entschließungen Suworoff's ab.

Die ersten Nachrichten, welche von dem greisen Feldmarschall aus Graubünden einliefen, ließen das Beste erwarten. Gleich aus Panix schrieb er am 7. October dem Erzherzog, wenn die Oesterreicher ihn mit Proviant und Munition versehen würden, sei er bereit, gemeinsam mit Petrasch die Offensive gegen die Thur zu ergreifen. Am 11., auf dem Marsche von Chur nach Feldkirch, sandte er ein zweites Schreiben ab, worin er sich durch die österreichische Verpflegung befriedigt meldete und demnach seinen Angriffsplan im Einzelnen entwickelte: wenn Petrasch ihn mit 8000 Mann unterstütze, wolle er bei Meiringen am 17. über den Rhein gehn und über Altstetten auf St. Gallen und weiter vordringen; gleichzeitig solle Korssakoff, den er übrigens zur Zeit dem Oberbefehle des Erzherzogs unterstelle, von Constanz aus auf Winterthur rücken, so daß zwischen diesem Orte und St. Gallen die Vereinigung der beiden Heertheile erfolgen könne. Der Erzherzog empfing dieses Schreiben am 13. und fand den Inhalt äußerst bedenklich. Von Tage zu Tage hatte er sich immer gründlicher von Korssakoff's bodenloser Unfähigkeit überzeugt — so lange dieser Mensch das russische Corps befehligt, schrieb er damals nach Wien, ist dasselbe als nicht

vorhanden zu betrachten — er sah mit Bestimmtheit voraus, daß wenn Korssakoff für sich allein vorrücke, er vor der Vereinigung mit Suworoff sich von den Franzosen dreimal würde schlagen lassen. So benutzte er die ihm momentan von dem Feldmarschall gegebene Vollmacht und erließ an Korssakoff den Befehl, sofort mit allen seinen Truppen zu Suworoff aufzubrechen; zugleich wies er Petrasch an, mit 8000 Mann ebenfalls zu Suworoff zu stoßen und sandte diesem am 14. October den Vorschlag, mit dieser gesammten Heeresmacht, etwa 28,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Reiterei, etwas weiter südlich als der Brief vom 11. es angegeben, in zwei Colonnen bei Sargans und Grabs den Rhein zu überschreiten und auf St. Gallen zu marschiren. Von Constanz aus werde dann an Korssakoff's Stelle eine österreichische Colonne von 20,000 Mann über Winterthur sich mit dem Feldmarschall zu vereinigen suchen.

Wenn man diese Vorschläge mit Suworoff's ursprünglichem Plane vergleicht, so ergibt sich der Nachtheil, daß durch Korssakoff's weiten Marsch um den ganzen Bodensee herum der Angriff um drei bis vier Tage verzögert wurde. Durchaus überwiegend aber mußte andrerseits der Gewinn erscheinen, sämmtliche russische Streitkräfte in Suworoff's kräftiger Hand zu vereinigen und an Korssakoff's Stelle in Constanz ein ansehnliches österreichisches Corps zur Verstärkung des Gesammtangriffs treten zu lassen. Höchst wahrscheinlich wäre mit der Ausführung dieses Entwurfs wenigstens die frühere Stellung an der Linth und Limmat mit einem Schlage wieder gewonnen worden.

Allein in dem Augenblicke, als der Erzherzog sein Schreiben an Suworoff absandte, war in dessen Hauptquartier eine völlig andere Stimmung zur Herrschaft gekommen. Wenn der Feldmarschall es überhaupt mit der Erneuerung der Offensive ernst gemeint hatte, so mußte er jetzt erleben, daß der von ihm so reichlich ausgestreute Samen ihm selbst über das Haupt wuchs. Kaum nämlich war sein Plan bei den Truppen bekannt geworden, so erhob sich ein allgemeiner Sturm des Schreckens und der Entrüstung. Seine Officiere, seine Generale und Allen voran der Großfürst Constantin erklärten einstimmig, daß nach den überstandenen unerhörten Mühsalen an fernere Kämpfe und Strapazen nicht zu denken sei, daß in allen russischen Herzen nur der eine Wunsch auf sofortige Rückkehr in die geliebte Heimath lebe und daß vollends zur Unterstützung der verrätherischen Oesterreicher kein Tropfen russischen Blutes mehr vergossen werden dürfe. Suworoff, der hier den Widerhall seiner eignen frühern Reden und Berichte vernahm,

war nur zu geneigt, sich bestimmen zu lassen. Mehreres kam zusammen, den alten Groll gegen Oesterreich wieder in frische Gluth zu versetzen. Dort in Feldkirch empfing er endlich Korssakoff's amtlichen Bericht über die schmähliche Züricher Niederlage, welcher natürlich die eigne Rechtfertigung in Anklagen gegen die österreichischen Genossen suchte. Dann kam ein Schreiben des sardinischen Staatsmannes St. André aus Turin mit neuen Klagen über die österreichische Tyrannei in Piemont, mit neuer Anrufung der russischen Großmuth. Gleichzeitig lief ein Brief des russischen Gesandten in Wien ein, welcher die (erdichtete) Anwesenheit französischer Friedensunterhändler in Wien meldete und den Feldmarschall vor verrätherischen Umtrieben der angeblichen Alliirten auf der Hut zu sein warnte. Endlich erwiderte General Petrasch auf eine Anfrage über seine Mitwirkung bei der beabsichtigten Offensive, daß er ohne Befehl vom Erzherzog dazu außer Stande sei. Nichts war natürlicher als diese Antwort, aber sie genügte, um im russischen Lager den Ruf hervorzubringen, daß die Oesterreicher nach wie vor mit untergeschlagenen Armen den russischen Anstrengungen zusehn wollten. Suworoff meldete dies Alles schon am 13. October dem Grafen Rostopschin, erklärte, daß er jede Hoffnung auf den Erzherzog aufgegeben habe und deutete darauf hin, daß er ruhige Winterquartiere an der Donau aufzusuchen gedächte, nachdem die Russen leider aus Italien weggewiesen seien. Noch bestimmter berichtete er am 14. unmittelbar an den Kaiser, er habe die Absicht eines combinirten Unternehmens auf St. Gallen und Winterthur gehabt; inzwischen aber hätten viele Nachrichten ihm bestätigt, daß der Erzherzog Alles ablehne; demnach habe er sich jetzt entschlossen, auf dem nördlichen Ufer des Bodensees sich mit Korssakoff zu vereinigen, dessen Truppen seit der Züricher Schlacht sich in der jämmerlichsten Entblößung befänden; der Feind habe eine dreifache Uebermacht gegenüber den Russen; an Widerstand sei also nur bei einer Mitwirkung des Erzherzogs mit seiner ganzen Macht zu denken, und da hierzu nicht die geringste Aussicht vorhanden sei, so bleibe ihm nichts übrig, als die Schweiz zu verlassen und gute Winterquartiere an passendem Orte aufzusuchen.

Ebenfalls am 14. schrieb er dann auch dem Erzherzog, daß die körperliche Ermattung und Entblößung seiner Soldaten ihn an der Ausführung seines neulich übersandten Operationsplanes hindere; er werde also nordwärts vom Bodensee zu Korssakoff hinüber marschiren und dann nach genauer Besichtigung dieser Truppen seine weitere Entschließung fassen. Carl antwortete umgehend am 15., daß diese

Maßregel die allernachtheiligste sei, und er dringend bitte, Vorarlberg wenigstens nicht früher zu verlassen, als bis man im Stande gewesen, den allein dort zurückbleibenden Petrasch zu verstärken. Aber an demselben 15. früh hatte Suworoff seinen Marsch nach Norden bereits begonnen, so daß ihm Carl's beide Schreiben fast gleichzeitig am 16. in Lindau zu Händen kamen.

Nachdem er sie gelesen, schlug bei dem erregbaren Greise noch einmal die Meinung um, immer vorausgesetzt, daß diese Wandlungen wirklich echt und nicht bloß biedermännische Masken waren, um durch die wiederholte Bereitwilligkeit zum Handeln die sachliche Unmöglichkeit desselben der Welt einleuchtend zu machen. Umgehend erwiderte Suworoff dem Erzherzoge, daß er auf dessen Erbietungen hin die früher geäußerten Bedenken über die Erschöpfung seiner Soldaten fallen lasse, Carl's Vorschläge annehme, seinen Truppen Befehl zum Rückmarsch den Rhein hinauf behufs der von Carl vorgeschlagenen Operation gebe und mit festem Vertrauen auf Carl's Unterstützung rechne. So am 16. October. Diesem Schreiben folgte jedoch am 17. ein anderes mit der Meldung, daß der Feldmarschall gegenwärtig nicht im Stande sei, irgend eine Offensivbewegung zu unternehmen, sondern nur dafür Sorge tragen müsse, seinen Truppen eine wenn auch geringe Erholung zu verschaffen und sie dadurch möglichst bald wieder angriffsfähig zu machen. Also ein Aufschub, wenngleich hoffentlich nur kurzer Aufschub. Am 18. aber versammelte Suworoff einen Kriegsrath, um seinen Generalen zu erklären, daß er auf keine Erfolge weiter hoffe, auf die Mitwirkung des Erzherzogs nicht mehr rechne, von dessen Thätigkeit nichts als wirkungslose Demonstrationen erwarte. Nach seinem Antrage schloß der Kriegsrath einstimmig, daß man von den Oesterreichern keine Hülfe, sondern nur Verrath zu befahren habe, also die vorgeschlagene Offensive nicht in Ausführung bringen, sondern auf dem rechten Rheinufer stehn bleiben und für die Herstellung der Armee sorgen wolle. An demselben Tage beantwortete der Erzherzog den Brief vom 17. durch den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft in Stockach, um in mündlicher Erörterung zu gutem Einverständniß über den Operationsplan zu gelangen. Suworoff sagte darauf, der junge Demosthenes wolle ihn durch seine Beredtsamkeit bezaubern, und schrieb am 19. zurück, daß ihm seine Gesundheit die Reise nach Stockach nicht erlaube, er bäte aber dringend, daß der Erzherzog sich nicht bis Lindau bemühe, sondern ihm schriftlich seine Fragen vorlege. Zugleich erließ er eine amtliche Meldung an Kaiser Franz, daß seine Truppen zu jeder

Offensivoperation unfähig seien. Das letzte Wort sprach er dann am 22. October in einem Schreiben an den Erzherzog aus, worin er zunächst die Anklage erhob, daß dessen voreiliger Abzug aus der Schweiz Alles in Verwirrung gebracht, und dann weiter bemerkte, daß er, Suworoff, dennoch, stets siegend, sich durch die feindliche Uebermacht durchgeschlagen habe, daß er jetzt, um seinen Truppen sichere Erholung zu verschaffen, sich veranlaßt finde, sein Heer zehn Meilen weiter rückwärts in die Winterquartiere zu führen. Die Trennung der Armeen und die Zerreißung der Coalition war damit erklärt.

Für sich selbst hatte er die Summe seiner Gefühle damals in das Wort gefaßt, welches er in diesen Tagen wiederholt aussprach: soll ich den Österreichern wieder Vertrauen schenken, so muß der Erzherzog, dieser Held einer unglücklichen Defensive, mit seiner ganzen starken Armee zu einem entschlossenen Angriff auf die Schweiz übergehn; er kann, wenn er muthig und richtig verfährt, das Land in einem Monat erobern; dann würden meine Truppen ausgeruht sein, dann würde ich weiter helfen. Es war an sich eine übertriebene Zumuthung, diese Eroberung der Schweiz durch die Oesterreicher allein, unter müßigem Zuschauen der Russen; auch wußte Suworoff sehr gut, daß Carl unter allen Umständen einen Theil seines Heeres zur Deckung Deutschlands zu verwenden gezwungen war. Eben deshalb aber nahm Suworoff diese Stellung; eben weil er die Unmöglichkeit der Erfüllung vor Augen hatte, machte er sein Begehren zur Bedingung jeder weitern Mitwirkung. Seit dem 19. October ersparte er sich die Mühe, noch weiter, wie er es am 11. und am 16. gethan, seine Unthätigkeit durch kampflustige Worte und tapfere Angriffspläne zu beschönigen. An jenem Tage hatte ihm Graf Stakelberg aus Petersburg die kaiserlichen Antworten auf seine letzten italienischen Depeschen überbracht und Suworoff hatte daraus ersehen, daß es ihm gelungen war, die Seele seines Gebieters ganz und gar auf den ihn selbst erfüllenden Haß gegen Oesterreich zu stimmen. Er wußte sich seitdem des kaiserlichen Beifalls sicher, wenn er sich von jeder Gemeinschaft mit dem Erzherzog lossagte. Ja noch mehr. Wenn er aus Asti dem Kaiser Paul die Andeutung hingeworfen hatte, daß die Zurückberufung der russischen Truppen in ihre Heimath alle ehrsüchtigen Entwürfe Oesterreichs mit einem Schlage zerschmettern würde, so hatte er jetzt die Genugthung, in einem Schreiben Paul's vom 18. September die Worte zu lesen, es werde ihm hiermit Vollmacht ertheilt, sobald er Grund zum Argwohn wegen eines österreichisch-französischen Separatabkommens finde, nach seinem Ermessen entweder

den Krieg gegen Frankreich allein fortzusetzen oder die Armee nach Rußland zurückzuführen und die Treubrüchigen dem Gerichte Gottes zu überlassen. Darauf erklärte Großfürst Constantin dem Feldmarschall auf der Stelle: man habe jetzt nur noch die Antwort des Kaisers auf die von Feldkirch eingesandten Berichte zu erwarten, und bis dahin jede kriegerische Action sorgfältig zu vermeiden; unter diesen Umständen sei Suworoff für jeden Tropfen unnütz vergossenen russischen Blutes dem Kaiser verantwortlich. Suworoff war damit von ganzem Herzen einverstanden.

Drei Tage später vollzog sich die gleiche Entscheidung in St. Petersburg.

Paul's Verdruß und Ungeduld kannte bereits im August kaum noch eine Schranke. Sein Gesandter in Wien, Graf Rasumowsky, ein warmer Vertheidiger des Bündnisses mit Oesterreich, genügte ihm längst nicht mehr. Als er auf das stete Dringen des Kaisers, über Thugut's Eroberungspläne unterrichtet zu werden, die Meldung einsandte, daß Oesterreich keinen der italienischen Fürsten völlig entsetzen wolle, wohl aber einige sardinische und päpstliche Provinzen begehre, als er durch die ganze Haltung seines Berichtes erkennen ließ, daß er diesen Anspruch nicht für völlig unberechtigt halte, erklärte ihn Paul für ein dienstwilliges Werkzeug der Thugut'schen Intriguen, wie ihn auch Suworoff mehrmals charakterisirt hatte, rief ihn von seinem Posten ab und übertrug das Amt einem ausgesprochenen Gegner Thugut's, dem Herrn von Kolytscheff, der bisher in Wien als Geschäftsträger des Malteser Großmeisters beglaubigt gewesen. Dieser war es, welcher dem Feldmarschall nach Feldkirch die oben erwähnte Notiz über die Anwesenheit französischer Friedenscommissare in Wien zusandte und ihn damit in die Lage setzte, sich der kaiserlichen Vollmacht vom 18. September zu bedienen. Seine Berichte nach Petersburg machten vollends die Heilung der dortigen Gereiztheit unmöglich. Früher hatte Paul gelegentlich den Grafen Cobenzl durch eine Aeußerung bekümmert, daß er eine arge Vernachlässigung in dem langen Säumen des Erzherzogs Joseph finden müsse, die ihm verlobte Großfürstin Alexandra heimzuführen: so kam jetzt Thugut auf den Gedanken, daß Joseph's Ankunft in Petersburg vielleicht eine günstige Wendung herbeiführen könnte, und ließ ihn mit glänzendem Gefolge die Hochzeitsreise antreten. Aber die Maßregel kam zu spät. Zwar die Vermählung wurde endlich vollzogen, Joseph aber von dem erbitterten Schwiegervater auf das Gröbste behandelt. Mit schneidender Ironie bemerkte Cobenzl, Paul habe dem

Erzherzog gesagt, er sehe ihn an wie seinen eignen Sohn; in der That war Paul's Ungunst gegen den Großfürsten Alexander damals auf den höchsten Grad gestiegen und die Gleichstellung mit ihm wenig schmeichelhaft. Als Joseph einmal eine Klage wagte, fertigte ihn Paul mit dem kurzen Worte ab, er zürne ihm nicht, es sei seine Manier so. Auch hierauf hatte Suworoff im Voraus hingewirkt: Rostopschin schrieb ihm am 29. September, der Feldmarschall habe die Wiener Hochzeitsexpedition ohne Grund gefürchtet, sie werde völlig unverrichteter Dinge wieder abziehen. In der That, noch ehe Joseph mit seiner Gemahlin abgereist war, flog die Allianz der Kaiserhöfe in die Luft. Da kamen neue Klagen des sardinischen Königs, der die Zurücknahme der an ihn ergangenen Einladung in Cagliari nicht rechtzeitig empfangen hatte, sondern nach eiliger Abfahrt in Livorno gelandet war; dort aber hatte er die Reise nicht fortsetzen können, weil ein gemessener österreichischer Befehl ihm den Eintritt in das piemontesische Gebiet verbot. Es kam ein jammernder Bericht des sardinischen Commissars in Turin, St. André, dem im Auftrage des alten Melas General Zach rund heraus erklärt hatte, daß Oesterreich den mit Frankreich verbündeten König in Piemont nicht zulassen, sondern über das Land nach Eroberungsrecht verfügen würde. Es kam Thugut's Depesche vom 12. September über den von Paul beabsichtigten Petersburger Congreß, deren kategorischer Ton und stolze Unwiderleglichkeit den Zaren geradezu in Wuth und Raserei versetzte. Unterdessen hatte Kotschubei, seiner ohnmächtigen und doch täglich durch Paul's Ausbrüche geplagten Stellung müde, seinen Abschied genommen, und an seine Stelle trat der bisherige Botschafter in Berlin, Graf Panin, nicht gerade ein Feind Oesterreichs, aber doch von sehr kühler Stimmung gegen Thugut. Als dann sich immer wieder die sardinischen Klagen wiederholten, befahl Paul am 17. October dem Gesandten Kolytscheff, bestimmte Antwort auf die beiden Fragen zu verlangen, welche Gebietstheile Oesterreich in Italien für sich begehre und welche Absichten es mit dem König von Sardinien habe. Er solle dabei die Erklärung hinzufügen, daß, wenn die Antwort verzögert werden oder mit Paul's Ansichten nicht im Einklange stehen sollte, Rußland alle Beziehungen zu Oesterreich abbrechen und seine Truppen zurückrufen werde. Kaum war diese Depesche nach Wien abgegangen, so erschien den 21. October der Bericht Korssakoff's über die Niederlage bei Zürich. Suworoff hatte hinreichend vorgearbeitet, so daß auf der Stelle die Ueberzeugung fest stand, Oesterreich, und Oesterreich allein, trage die Schuld an diesem Unheil. Am 22. schrieb der Zar dem Kaiser Franz, daß

der übereilte Abmarsch des Erzherzogs und die falsche Hinterlist des Wiener Ministeriums die russischen Truppen in das Verderben gestürzt hätten; er verlasse also von diesem Augenblicke das österreichische Interesse und hebe jede Gemeinschaft mit Franz auf, um nicht der schlechten Sache einen Triumph zu bereiten. Abschrift von diesem Briefe ging gleichzeitig an Suworoff mit der Weisung, alle Anstalten zur Rückkehr zu treffen, wenn ihm die Ausführung der früheren Befehle (Herstellung des bourbonischen Königthums) jetzt unthunlich erscheine. Sie sollten einst, sagte Paul, die Monarchie retten; retten Sie jetzt die russischen Krieger und die Ehre Ihres Kaisers.

Die Coalition war damit aufgelöst. Von einem Angriffe auf Frankreich war nirgends die Rede mehr. Statt dessen erhielt Thugut in diesen Tagen ein Telegramm, daß General Bonaparte in Frejus gelandet und von der Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel empfangen worden sei.

Eine neue Epoche begann.

Achtes Capitel.

Letzte Monate des Directoriums.

Der Staatsstreich des 30. Prairial war, wie wir sahn, das Ergebniß einer Verbindung der jacobinischen und der constitutionellen Opposition, welcher das alte Directorium, mit Ausnahme des Ueberläufers Barras, fast ohne Widerstand erlag. Dabei war es unverkennbar, daß wenn in der taktischen Leitung des Angriffs die Führer der Constitutionellen, Boulay von der Meurthe, Lucien Bonaparte und Genossen, die Hauptrolle gespielt hatten, die treibende Kraft ganz vorwiegend bei den Jacobinern gewesen war. Ihr Werk waren die stürmischen Adressen aus dem Süden, während sonst die große Masse der Bevölkerung heute wie gestern in stumpfer Apathie verharrte; ihre Stimmenzahl im Rathe der Fünfhundert hatte durch die letzten Wahlen den entscheidenden Zuwachs erhalten; ihre Parteigenossen waren die im Augenblicke politisch hervortretenden Generale Jourdan und Augereau, Bernadotte und Championnet. So entschieden im Directorium Sieyès über seine jacobinischen Collegen persönlich hervorragte, so war doch für die ersten Wochen nach dem Staatsstreiche die jacobinische Strömung so überwiegend, daß Sieyès in einer Reihe der wichtigsten Punkte ihr nachgiebige Rechnung tragen mußte. Zunächst bei der Ernennung der neuen Minister, denn daß die verbrauchten Werkzeuge Rewbell's nicht bleiben durften, verstand sich von selbst. Wie Bernadotte zur Leitung des Kriegswesens berufen wurde, so erhielt der alte Montagnard Quinette das Ministerium des Innern; Polizeiminister wurde Bourguignon, ein Jacobiner von gleicher Rechtschaffenheit und Unfähigkeit wie Gohier, Militärcommandant von Paris an Joubert's Stelle General Marbot, eines der wenigen unbedingt jacobinischen Mitglieder des Rathes

der Alten. Längere Erwägung kostete die Besetzung des Finanzamtes, welches nicht in der Hand des verhaßten Ramel bleiben durfte, aber allerdings keinen Candidaten zur Uebernahme reizte; nach langen Verhandlungen ließ sich dazu einer der berufensten Männer der Schreckenszeit bestimmen, das Mitglied des blutigen Wohlfahrtsausschusses Robert Lindet. Wochen lang bestrebte sich dann Sieyès, an der Spitze des auswärtigen Amtes den kundigsten und geistreichsten aller damaligen Staatsmänner, Talleyrand zu erhalten; es war Alles vergebens; vor dem Zorne der Jacobiner mußte er weichen und Sieyès endlich zufrieden sein, ihm die Stelle für die Zukunft zu bewahren, durch die Ernennung des in der Sache tüchtigen, aber politisch farblosen und einflußlosen Reinhard. Der einzige unter den neuen Ministern, welcher ungefähr Sieyès Farbe trug, war Cambacérès in dem politisch wenig bedeutenden Zweige der Justiz. Für eine Aenderung der Verfassung im Sinne des neuen Directors boten diese Dinge äußerst geringe Aussichten.

Ein Gegenstand, welcher durch mehrere Wochen hindurch die Gemüther in höchst unerquicklicher Aufregung erhielt, war die Frage, ob eine peinliche Verfolgung der gestürzten Directoren und ihrer vornehmsten Agenten, Scherer's und Ramel's, Rapinat's und Trouvé's, stattfinden sollte. Wie wir erwähnten, hatte die gemäßigte Mehrheit den freiwilligen Rücktritt Merlin's und Larevellière's durch die Zusage gewonnen, auf jede Verfolgung zu verzichten; es bezeichnet also wieder die Stärke der jacobinischen Tendenz, daß man Scherer's Verhaftung bewirkte und eine lange Reihe von Sitzungen mit der Erörterung der Zulässigkeit einer Anklage gegen die Directoren verbrachte. Rewbell nahm davon Veranlassung, im Rathe der Alten das eine Mal für sich selbst, das andre Mal für seinen Schwager Rapinat geharnischte Reden zu halten, worin er die gegen sie Beide gehäuften Schmähungen mit einer Energie der Verachtung zurückwies, wie sie das reinste Gewissen nicht muthiger und glühender hätte aufbieten können. Das eigentlich bestimmende Wort aber sprach er am Schlusse seines ersten Vortrages in der Warnung aus, daß einst treffliche Männer wie Bailly und Condorcet durch den siegenden Parteihaß auf das Schaffot geschleppt worden seien, daß er, der zur Zeit Besiegte, mit Ruhe ein gleiches Schicksal erwarte, und daß der heutige Sieger, wenn die Reihe des Sturzes an ihn komme, hoffentlich gleiche Fassung bewähren werde. Er wurde von dem Rathe sehr wohl verstanden, mit unverkennbarer Gunst angehört und der Druck seiner Rede beschlossen. Draußen aber lärmten die

Jacobiner; unaufhörlich strömten die Adressen aus den Departements herein, mit immer neuen Anklagen auf Ungesetzlichkeiten, Gewaltthaten, Verschleuderungen; so weit das französische Volk noch eine Zunge zum Reden hatte, schien es mit einer Stimme die strenge Bestrafung der Vaterlandsverräther zu fordern. Woche um Woche verging, und die Fünfhundert vermochten zu keinem Entschlusse zu kommen.

Desto gründlichere und verhängnißvollere Erfolge feierten damals die Jacobiner in der Gesetzgebung, Erfolge, durch welche sie im höchsten Maße bekundeten, sowohl daß sie im ganzen Laufe der Revolution für jede Erfahrung unzugänglich geblieben, als daß ihr Radicalismus der schneidende Gegensatz zu aller Freiheit und Gerechtigkeit war. Nichts war natürlicher, als daß die republikanische Regierung auf Mittel Bedacht nahm, die fortdauernd wachsenden Regungen der Royalisten im Westen und Süden des Reiches zu unterdrücken. Aber was jetzt zu diesem Zwecke vorgekehrt wurde, war eine Maßregel von despotischem Parteifanatismus, wie 1793 nichts Schlimmeres hervorgebracht hatte, ein in jeder Hinsicht würdiges Seitenstück zu dem verabscheuten Gesetze über die Verdächtigen. Das frühere Directorium hatte mehrmals die Räthe aufgefordert, den royalistischen Banden ihren Boden dadurch zu entziehn, daß man die Gemeinden, wo sie ihren Unfug trieben, für den erlittenen Schaden verantwortlich mache und dadurch die Bevölkerung zu thätigem Widerstande gegen die Chouans ansporne. Schon eine solche Maßregel ist nicht gerade von gelindem Stoffe, da die Gemeinden nicht immer Mittel und Möglichkeit haben, die auferlegte Pflicht zu erfüllen, und dann ohne eigenes Verschulden büßen: aber einmal ist sie durch altes Herkommen bestätigt und vor Allem, sie trifft in geregelter Weise eine Gesammtheit auf Grund einer objectiv erkennbaren Unterlassung. Die Männer aber, welche am 30. Prairial die Tyrannei des alten Directoriums gestürzt hatten, waren nicht der Meinung, ihre patriotische Thätigkeit durch objective Rechtsbedenken bestimmen zu lassen. Sie hatten nur den einen Erwägungsgrund, daß die Freunde der Revolution zu schützen, die Feinde derselben zu drücken seien. So wurde am 10. Juli den Fünfhundert ein Gesetzentwurf vorgelegt, für die Missethaten der Chouans nicht die Gemeinden, sondern die dort wohnenden Gesinnungsgenossen der Royalisten, mithin vor Allem die frühern Edelleute, verantwortlich zu machen. Sobald durch ein Gesetz ein Bezirk als im Zustande bürgerlicher Wirren befindlich erklärt sei, sollten alle Adeligen desselben eingesperrt und nach jedem durch die Chouans begangenen Morde vier dieser Geißeln deportirt werden; wer sich nicht

zu der Einsperrung stellte oder sich derselben durch die Flucht entzöge, sollte auf die Emigrantenliste kommen, also zu Güterverlust und Hinrichtung verurtheilt sein. Gegen den Antrag erhoben sich zwei Redner, Rallier und Cambe, in scharfen Worten, erörterten die Härte, womit hier Schuldige und Unschuldige wegen ihrer Geburt gleichmäßig mißhandelt würden, wiesen auf die Gefahr, durch solche Grausamkeit zahlreiche Bürger in die Reihen der Rebellen erst hinein zu treiben und die Gegner zu gleich beklagenswerter Wiedervergeltung zu veranlassen: aber Berlier lehnte ihre Verbesserungsanträge mit kurzem Nachdruck ab, weil es sich um ein Kriegs- und Nothgesetz handele, und sämmtliche Artikel desselben wurden im Sturme angenommen. Der Rath der Alten, dessen Grundsätze ganz entgegengesetzter Art waren, wagte gerade an diesem Punkte sich nicht dem Verdachte royalistischer Neigungen auszusetzen und gab am 12. dem Beschlusse Gesetzeskraft. Der Eindruck auf die Bevölkerung war äußerst peinlich: die Bürger hatten die Wiederkehr aller Gräuel von 1793 vor Augen.

Sehr bald wurde diese Stimmung durch ein zweites Gesetz von gleichem Schlage und allgemeinerer Wirksamkeit gesteigert. Wie wir sahn, war am 28. Juni ein progressives Zwangsanlehn auf die Reichen von 100 Millionen im Princip beschlossen worden. Als man daran ging, im Einzelnen die gesetzlichen Anordnungen, die Höhe der Beiträge und die Art ihrer Feststellung auszuarbeiten, zeigte sich eine Menge von Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten. Manche Mitglieder hatten Bedenken, ob überhaupt eine solche Vermehrung der öffentlichen Lasten möglich sei; Andere erklärten den Grundsatz der progressiven Abgabe für unverträglich mit der Verfassung, da thatsächlich die Zwangsanleihe nichts als eine andre Form einer außerordentlichen Steuer sei, die Verfassung aber für alle Steuern das gleiche Verhältniß zu den Einkünften jedes Steuerpflichtigen vorschreibe. Endlich brachten die Fünfhundert einen Entwurf zu Stande, der jedoch im Rathe der Alten eine durchaus ungünstige Aufnahme fand. Am 29. Juli stellte die Commission desselben einstimmig den Antrag auf Ablehnung. „Wo wollt Ihr", fragte Barennes, „das anzuleihende Geld finden? Bei den Grundbesitzern? Aber ihre Lage ist beengter als die ihrer Tagelöhner. Bei den städtischen Hauseigenthümern? Sie sind durch das Papiergeld ruinirt. Bei den Kaufleuten? Wir haben keinen Handel mehr; eine Stadt, die sonst einen Jahresumsatz von 40 Millionen hatte, bringt es jetzt kaum auf vier. Durch Besteuerung des Luxus? Wer jetzt noch Diener, Wagen und Pferde hat, wird sie schleunig abschaffen.

Und bei solchen Verhältnissen redet zwar das Gesetz von hundert Millionen, aber seine Bestimmungen sind so weitgreifend, daß man auf Grund derselben vielleicht eine Milliarde abfordern könnte." Der Gesetzentwurf wurde zurückgewiesen.

Allein die Alten hatten sich hier einen äußerst ungünstigen Punkt zum Widerstande gegen die jacobinische Politik erwählt. Allerdings war es, wie wir gleich sehn werden, in diesen Tagen schon zu vielfachem Hader zwischen der Regierung und den Radicalen gekommen: aber wo es sich um Geld für die bedrängte Staatscasse handelte, war das Directorium mit einem Jeden verbündet, der irgend eine bereite Hülfsquelle zu eröffnen sich erbot, mochte er sonst Jacobiner oder Royalist sein. So brach am 30. Juli bei den Fünfhundert, nachdem Doche aus Lille die Noth des Kriegsministers und die Stockungen der Recrutirung bei fortdauerndem Geldmangel geschildert, ein allseitiges Hagelwetter von Verwünschungen über den Rath der Alten und über die unpatriotischen Millionäre herein, welche jetzt ihren Reichthum versteckten, um sich der Anleihe zu entziehn und sich heimlich auf ihrem Golde zu wälzen. Ohne Aufenthalt verfügte der Rath eine neue Ausarbeitung, welche dann am 5. August abgeschlossen und von der eingeschüchterten Majorität der Alten am 6. bestätigt wurde. Hier war denn freilich ein gutes Stück jacobinischer Arbeit geleistet worden, ein Gesetz, welches nicht bloß der Staatscasse viele Millionen in Aussicht stellte, sondern auch der Partei der Gleichheit alle Mittel zu geben schien, vielleicht die Armen reich, sicher aber die Reichen arm zu machen.

Es war darin bestimmt, daß in jedem Bezirk eine Commission von sechs bis zehn Mitgliedern gebildet werden sollte, die nicht in der Lage wären, zu der Anleihe beizusteuern. Diese würden dann die Anleihe auf ihre Mitbürger, zunächst nach Verhältniß der Grundsteuer umlegen. Wer weniger als 300 Franken Steuer zahlte, bliebe frei, bei einer Grundsteuer von 300 bis 400 Franken wären drei Zehntel dieses Betrages, bei 400 bis 500 vier Zehntel und so weiter steigend bis zu zwanzig Zehnteln bei einer Grundsteuer von 3000 bis 4000 Franken, auf die Anleihe einzuzahlen. Bei noch größeren Besitzungen könne die Commission bis zu drei Vierteln des Gesammteinkommens gehn. Außerdem habe sie die Bürger, die eine Personalsteuer über 100 Franken zahlen, so wie die Capitalien der Grundbesitzer, der Industriellen und Speculanten, die sonst nicht ausreichend getroffen würden, nach bestem Wissen und Gewissen heranzuziehn. In keinem Falle solle jedoch der Betrag der ganzen Jahreseinnahme überschritten werden,

ausgenommen bei den früheren Edelleuten und den Verwandten der Ausgewanderten. In jedem Departement gibt es eine weitere Commission zur Erledigung der Beschwerden wegen Uebereinschätzung, deren Mitglieder wieder aus der Classe der ärmeren, nicht anleihepflichtigen Bürger genommen werden. Wer die hier anerkannte Quote nicht binnen zehn Tagen bezahlt, unterliegt dem Personalarrest und sein Vermögen der Sequestration.

Um diese Anordnungen vollständig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß die Grundsteuer gesetzlich ein Fünftel der Jahreseinnahme betragen sollte. Da sie jedoch, wie wir wissen, von den Departements-Collegien umgelegt wurde, bei deren Erwählung die Masse der kleinen Leute die Entscheidung gab, so hatten diese auch auf die Umlage mit solchem Nachdruck eingewirkt, daß bei den Fünfhundert ohne Widerspruch die Thatsache festgestellt wurde, im Durchschnitt zahle der Großgrundbesitz die Hälfte, der mittlere ein Drittel, der kleine ein Sechstel seiner Rente. Wenn also nach diesem Maße ein mittlerer Besitzer bei 9000 Franken Einnahme 3000 Franken Grundsteuer entrichtete, so hatte er nach dem neuen Gesetze 6000 zum Anlehen beizutragen und behielt lediglich nichts übrig. Und selbst unter der Annahme, daß die Grundsteuer sich auf ein Fünftel der Rente beschränkte, lieferten die Vorschriften des neuen Gesetzes das ungeheuerliche Resultat, daß nach Abzug der Grundsteuer und der Anleihequote der Besitzer von 2000 Franken Grundrente 1480, der von 20,000 Franken Rente 8000, der von 40,000 Rente 2000 Franken übrig behielt, also beinahe auf den Vermögensstand seines Nachbarn von 2000 Franken Einkünften herunter nivellirt war: stets vorausgesetzt, daß keiner von ihnen zu der geächteten Adelskaste gehörte, in welchem Falle ihm die ganze Rente und darüber abgefordert werden konnte. Nicht minder erstaunlich zeigte sich eine weitere Folge des Gesetzes: je unfruchtbarer nämlich der Boden einer Landschaft war, desto höher stellte sich die Gesammtsumme ihrer Belastung durch das Anlehen. Denn dort konnte durchgängig der Boden nur in großer Cultur einigermaßen verwerthet werden, während die besseren Aecker anderer Provinzen eine Menge kleiner Eigenthümer ernährten. Da das Gesetz aber die Kleinen freiließ, um die Großen doppelt zu belasten, so erlebte man, daß das ödeste aller Departements, der Landes, mit zwei Dritteln, dagegen eines der fruchtbarsten, das der Vogesen, nur mit einem Dreizehntel seiner Grundsteuer zu der Anleihe herangezogen wurde. Nimmt man zu dem Allen die Kürze der Zahlungsfrist, die Härte der Executionsmittel und die unbeschränkte, den

besitzlosen Taxatoren eingeräumte Willkür, so wird man den Zorn und den Schrecken verstehen, welchen das Gesetz mit einem Schlage von einem Ende Frankreichs bis zum andern verbreitete. In unumwundener Deutlichkeit wurde hier noch einmal die reine Gesinnung von 1793 verkündet und von oben herab der ärmeren Classe die Losung zur gesetzlichen Ausplünderung der reicheren gegeben. Die Folgen werden wir bald genug zu schildern haben.

Unterdessen waren die Jacobiner nach allen Richtungen mit vollen Segeln vorwärts gegangen. Der neue Polizeiminister Bourguignon hatte ihnen dazu das tönende Signal durch ein Rundschreiben an die Departements gegeben, worin er den Behörden erklärte, daß die seit Jahren aus allen Aemtern verjagten Patrioten wieder in dieselben eintreten müßten, daß alle Energie der Republikaner aufzubieten sei, um die Preßfreiheit zu schützen, die Bildung freisinniger Volksgesellschaften zu befördern und die Aushebung der neuen Bataillone zu beschleunigen. Die Masse der Bürger wurde durch die hier eröffnete Aussicht auf gewaltthätige Clubs und jacobinische Beamte kaum weniger geängstigt und aufgeregt, als durch Geißelgesetz und Zwangsanleihe. Bald kam aus zahlreichen Städten Meldung an den gesetzgebenden Körper, daß die in Clubs vereinigten Jacobiner mit den Bürgern in hitzigem, zuweilen blutigem Hader lägen; besonders bemerkt wurden die Nachrichten aus der Normandie, wo gerade die Arbeiter sehr nachdrücklich Partei gegen die Jacobiner nahmen. Wie sich versteht, trat dieses Treiben nirgends massiver und wuchtiger auf, als in Paris selbst. Was noch von Genossen Babeuf's und der äußersten Linken des Conventes übrig war, drängte sich jetzt mit wildem Eifer an das Tageslicht. Es war der Flüchtling aus Babeuf's Processe, Drouet, welcher den ersten Anstoß zur Bildung eines Jacobiner-Clubs in Paris gab; in der ersten Woche des Juli eröffnete derselbe seine Versammlungen in dem alten Locale der Constituante, der königlichen Reitbahn, ganz in der Nähe der Tuilerien. Die Verhandlungen wurden durch den Gesang der Marseillaise eingeleitet, durch Trommelwirbel Schweigen geboten, trotz des ausdrücklichen Verbotes des Gesetzes Präsident und Secretäre ernannt, Commissionen eingesetzt, Briefwechsel mit den auswärtigen Clubs gepflogen. Noch in anderer Beziehung ging es tumultuarisch her; zahlreiche Abtheilungen der Clubisten durchzogen die besuchtesten Kaffeehäuser, befragten die Anwesenden über ihre politische Gesinnung und mißhandelten Jeden, der nicht in erwünschter Weise Auskunft gab. Gleich am 13. Juli entstand in Folge dessen eine große Prügelei in der nächsten

Umgebung der Tuilerien, unter dem Geschrei: nieder mit den Jacobinern, nieder mit den Chouans, wobei es zwei Todte und vielfache Verwundete gab. Die Unordnung wurde so arg, daß, wo der jacobinische Umzug erschien, die Kaufleute weit und breit ihre Läden schlossen. Was aber die Bevölkerung am meisten beunruhigte und auch der Regierung ernste Gedanken erweckte, war der Umstand, daß in der Reitbahn mit den berufensten Gestalten der Schreckenszeit, einem Drouet, Felix Lepelletier, dem Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses Prieur (Marne), dem früheren Kriegsminister Bouchotte, sich eine Menge der jetzigen Gesetzgeber und namhafte Generale zusammenfanden, daß ohne Beachtung der gesetzlichen Vorschrift nach einander die Abgeordneten Destrem und Moreau (Yonne) das Präsidium der Gesellschaft übernahmen, daß also Niemand die Befürchtung zurückweisen konnte, es werde wie zur Schreckenszeit die Leidenschaft eines blut- und habgierigen Pöbels durch alle Mittel der Regierungsgewalt zum Siege geführt werden. Am 13. Juli hielt die Gesellschaft einen patriotischen Schmaus, an welchem neben einer Anzahl jacobinischer Abgeordneten die Generale Jourdan, Augereau, Championnet und der Kriegsminister Bernadotte Theil nahmen und Jourdan unter rasendem Beifall auf die Auferstehung der Piken von 1792 trank. In den Sitzungen des Clubs drängten sich die Forderungen der Bestrafung der großen Verbrecher, der früheren Directoren, Minister und Lieferanten; die Zwangsanleihe müsse allein von den 200,000 selbstsüchtigen Millionären aufgebracht werden; da es noch immer nichtsnutzige Beamte und verrätherische Minister gebe, müsse das tugendhafte und patriotische Volk wieder Waffen erhalten. Dann folgten sich, wie in der guten Zeit des Terrorismus, die Massenanklagen und Verdächtigungen der reactionären Beamten im Kriegsministerium, der Muscadins, welche sich zum Fußdienst zu gut hielten und die Reiterregimenter mit ihren scheußlichen Gesinnungen vergifteten, der Verläumder auf der rechten Seite der Räthe, der sogenannten Gemäßigten, die nicht wissen wollten, daß Mäßigung in der Politik gleichbedeutend mit Feigheit im Heere sei. Noch war die Preßfreiheit nicht gesetzlich anerkannt, vielmehr verwarf der Rath der Alten Berlier's Preßgesetz wegen der übergroßen Gelindigkeit seiner Strafbestimmungen, und es dauerte dort bis zum 5. August, bis die Aufhebung der Censur die gesetzliche Sanction erhielt. Thatsächlich aber war seit dem 30. Prairial die Freiheit der Zeitungen unbeschränkt, und wie man sich denken kann, waren die Jacobiner nicht die Letzten, davon einen ausgiebigen Gebrauch zu machen. Ihre Blätter, der Demokrat, die Zeitung der freien Männer u. s. w.,

wetteiferten unter einander, die demokratischen Begehren des Clubs und die Gehässigkeit der persönlichen Angriffe noch zu überbieten.

An dem Ziele also, welches die Partei verfolgte, konnte kein verständiger Mensch einen Zweifel haben. Es galt, die goldnen Tage des städtischen Proletariats und seiner demagogischen Häupter, wie sie 1793 gesehn, wieder heraufzuführen; daraus ergab sich ganz von selbst die Forderung einer allmächtigen populären Dictatur, ohne welche ein solcher Zustand nimmermehr herzustellen war, also der Ausstattung der Volksvertretung und ihres leitenden Ausschusses mit allen Gewalten. So lebhaft damals die Jacobiner sich gegen die Anklage auf Verfassungssturz verwahrten, so sicher ist die Thatsache, daß ihre eingestandenen Zwecke mit der Fortdauer der vorhandenen Verfassung unverträglich waren. Hatte doch auch Robespierre einst jeden Gedanken an republikanische Staatsformen und den Sturz des Königthums mit verachtender Miene in Abrede gestellt. Die constitutionellen Reden der Jacobiner konnten also niemand beruhigen; zur Verminderung der Besorgnisse ließ sich höchstens die Behauptung aufstellen, daß der Lärm des Clubs keine ernsten Kräfte hinter sich habe, daß vielmehr die Bevölkerung, welche einst 1792 in frischem Freiheitseifer und patriotischem Kriegsmuth die Führung der Jacobiner angenommen, jetzt in schlaffer Apathie die ihr widerwärtigen Schreier höchstens gewähren lasse. Hierbei aber war das Schlimme, daß sie die gleiche Stumpfheit und Verdrossenheit auch den Gegnern der Jacobiner zeigte und eine conservative Regierung ebensowenig wie die revolutionären Clubisten auf eine feurige Unterstützung des Volkes rechnen konnte. Wer damals in Paris durch einen erfolgreichen Handstreich die Regierungsgewalt ergriff, war wenigstens für den Augenblick der Herr über ganz Frankreich. Es bildete unter diesen Umständen eine Partei, welche zwei Mitglieder des Directoriums, mehrere Inhaber der wichtigsten Ministerien, über ein Drittel der Volksvertretung und eine Anzahl hochgefeierter Generale zu ihren Mitgliedern zählte, in der That eine sehr ernste Gefahr für den geordneten Bestand des französischen Staates.

Sieyès und seine Freunde waren sich hierüber völlig klar, und so mißlich es erscheinen mochte, unmittelbar nach dem gemeinsamen Triumphe des 30. Prairial mit den bisherigen Bundesgenossen zu brechen, so wurde ihnen bei dem wilden Vorgehn der Jacobiner der Zustand doch binnen wenigen Wochen unleidlich. Den ersten Schritt zu offenem Widerstande that eine Botschaft des Directoriums am 25. Juli, welche auf die Verläumdungen der jacobinischen Presse gegen

Preußen, Batavien und Spanien und die daraus erwachsende Störung des guten Einverständnisses mit diesen Mächten hinwies und deshalb ein strenges Strafgesetz gegen solche Preßvergehn beantragte. Zu einem Preßgesetze, wie gesagt, kam es nicht; wohl aber blieb es seitdem ein Lieblingsthema der jacobinischen Zeitungen, von einer verrätherischen Conspiration zwischen Sieyès und dem Berliner Hofe zu reden, nach welcher die Republik gegen Rückgabe der Rheinlande in dem Herzog von Braunschweig einen trefflichen Monarchen erhalten sollte. Der Krieg war erklärt von beiden Seiten und wurde seitdem mit dem ganzen Grimme gebrochener Freundschaft geführt. Mit vollem Nachdrucke trat der Rath der Alten für die Regierung in den Streit ein: seine Saalinspectoren wiesen den Club aus der Reitbahn aus, was der Rath am 26. Juli ausdrücklich bestätigte; der Abgeordnete Courtois, einst der Berichterstatter über Robespierre's Verbrechen, erklärte im Laufe der Verhandlung, die Jacobiner beabsichtigten die Ermordung zweier Directoren (Sieyès und Ducos), die Absetzung der drei andern, die Alleinherrschaft des gesetzgebenden Körpers, die Aechtung aller politischen Gegner. Der Rath beauftragte hiernach eine Commission mit näherer Berichterstattung; diese erfolgte am 31. Juli durch den Abgeordneten Cornet, welcher aus den Veröffentlichungen des Clubs die unverholene Feindschaft desselben gegen das Directorium und die bestehende Verfassung nachwies. Das Ergebniß war eine Botschaft des Rathes an das Directorium, worin er dasselbe zu durchgreifendem Einschreiten gegen die Ruhestörer aufforderte.

Sieyès und Barras wünschten sich nichts Anderes und hatten die vorbereitenden Maßregeln bereits getroffen. Sie waren nicht der Meinung, wie einst der gute Ludwig XVI., gegen eine jacobinische Empörung sich durch jacobinische Beamte und Officiere vertheidigen zu lassen; sie hatten also an Marbot's Stelle den General Lefebvre, einen aller Politik fremden Haudegen, zum Commandanten von Paris gemacht und, was noch wichtiger war, aus dem Polizeiministerium den unbrauchbaren Bourguignon entfernt und dafür Barras' langjährigen Freund Fouché ernannt. Als diese beiden würdigen Genossen im Jahre 1793 die ärgsten hebertistischen Gräuel trieben, dachte niemand, daß wenige Jahre später der Eine den Andern als auserwähltes Werkzeug zur Bekämpfung der energischen Patrioten berufen würde: aber dies war nun einmal der Gang der Dinge, daß im Jahre 1793 die Terroristen, jetzt aber die Todfeinde derselben den Erfolg und die Zukunft für sich hatten; beide Männer erkannten dies mit praktischem Scharfblick

und hatten keinen andern Grundsatz, als ganz gewiß immer auf der Seite der Stärkeren zu sein. Was sie persönlich damals unterschied, war etwa der Gegensatz der größern Indolenz bei dem in seinen Genüssen abgelebten Barras zu der schlagfertigen Rührigkeit des noch bei Weitem nicht gesättigten Fouché. Diesen hatte, wie wir sahn, das frühere Directorium wegen seiner Mitschuld an Brune's jacobinischer Eigenmächtigkeit in Mailand auf die Seite geschoben; er galt also wie so viele Andere den am 30. Prairial siegenden Jacobinern als ein Opfer der directorialen Tyrannei und sollte deshalb durch einen schönen Botschafterposten für seine Leiden entschädigt werden. So von den Jacobinern emporgetragen, traute er eine dauernde Kraft der Partei doch keinen Augenblick zu, und war auf Barras' Anrufen sofort bereit, gegen die alten Kameraden den Kampf auf Leben und Tod zu eröffnen. Als Polizeiminister kam er an die von der Natur ihm angewiesene Stelle. Er hatte eine angeborene Witterung für alles Nichtsnutzige und Regelwidrige, einen unerhörten Scharfblick für die schwachen und schlechten Seiten der Menschen, eine gelassene Rücksichtslosigkeit in der Anwendung der schlimmsten Mittel, wenn sie nur zum Zwecke führten. Dabei im äußeren Auftreten eine freundliche Gutmüthigkeit gegen Untergebene, eine ironische Herablassung gegen Gleichgestellte, eine zähe Biegsamkeit gegen Uebergeordnete: genug, ein brauchbareres, wenn auch unzuverlässigeres Werkzeug für jede Gewaltherrschaft konnte es nicht geben.

Seine erste Arbeit war jetzt ein Bericht an das Directorium über die Clubs, der am 4. August dem Rathe der Alten zugesandt und von diesem an die Fünfhundert weiter gegeben wurde. Die Jacobiner, führte er unwiderleglich aus, brächen täglich das Gesetz durch Ernennung von Präsidenten, Secretären und Commissionen, durch Verbindung mit auswärtigen Gesellschaften und collective Maßregeln; dabei wären sie unermüdlich in persönlichen Angriffen und Verläumdungen und strebten neue Aechtungen und Verfolgungen herbeizuführen; es sei also eine strenge gesetzliche Regulirung erforderlich. Bei den Fünfhundert rief die Botschaft eine starke Aufregung hervor: das Volk, rief Grandmaison, wird sich dieses Mal nicht ohne Widerstand ermorden lassen. Der Bericht wurde endlich einer Commission überwiesen. Noch wilder, wie sich versteht, tobte die Erbitterung im Club. Fouché wurde mit einer Auswahl der schmutzigsten Ehrennamen bedacht, als gemeiner Lügner gebrandmarkt und zur Beschämung aller Verläumder eine Adresse an den gesetzgebenden Körper beschlossen, welche ein ausführliches Programm der Partei entwickelte. Aber auch die hier aufgestellten

Forderungen zeigten die Bestrebungen von 1793 im vollen Umfange. Herstellung des demokratischen Geistes in der Regierung, Garantien für die Freiheit der Volksgesellschaften, Aufhebung aller verfassungswidrigen Gesetze [1]), gleiche und gemeinsame Erziehung aller Kinder, Ausstattung der Soldaten mit Grundbesitz, öffentliche Werkstätten für die Armen, Tragung der Kriegskosten allein durch die Reichen, Ausnahmegerichte für die Diebe [2]), Beseitigung der durch das Directorium veranlaßten Mißbräuche, ein allgemeiner Bruderbund des Volkes: man sieht, eine vollständige Vereinigung aller demokratischen, socialistischen und terroristischen Forderungen der Schreckenszeit. Dazu regnete es immer hitzigere Anklagen gegen die früheren Machthaber, immer lärmendere Beschwerden über die Langsamkeit ihrer Verfolgung: das Volk, rief Fosse am 6. August, hat das heilige Recht des Widerstandes gegen Unterdrückung.

Unter solchen Umständen kam das Fest des 10. August, des Sturzes der Monarchie, heran. Der Tag war wie dazu geschaffen, die Hitze der Leidenschaft auf beiden Seiten weiter zu schüren. Sieyès hatte als Präsident des Directoriums die große Festrede zu halten; indem er nun die republikanische Freiheit pries, warnte er, sie nicht noch einmal durch Parteihader und Schrecken zerstören zu lassen; wir wissen, sagte er, daß ihre falschen Freunde, die sich jetzt wieder so lärmend hervordrängen, keinen andern Gedanken haben, als nochmals für sich die Regierung zu ergreifen; ihr aber, Franzosen, ihr wißt, wie sie regieren. Bei den Jacobinern redete in derselben Stunde ein gewisser Giraux, und kam zu dem muthigen Schlusse: wenn die Macht der Verbrecher die Gerechtigkeit der Gesetze zerstört, so bleibt den Patrioten die Erinnerung an den 10. August, an die Rechtspflege des Volkes und die Gerechtigkeit der Kanonen. Nach dieser offenen Aufforderung zur Empörung glaubte die Regierung nicht länger zaudern zu sollen: trotz des lebhaften Widerspruchs der Directoren Gohier und Moulins (die beiden Ehrenmänner blieben fest auf dem kindlichen Satze, daß alle guten Bürger in den Club eintreten müßten, um solche Ausschreitungen zu verhüten), ließ Fouché am 13. August die Versammlungen des Clubs verbieten und das Local desselben schließen. Als die Polizeibeamten die Verfügung vollstreckten, hatten die Jacobiner so eben ihre letzte That in einer Aufforderung an den gesetzgebenden Körper geleistet,

[1]) Gemeint war zunächst das Gesetz vom 22. Floreal VI., betreffend die Scissionen; seine Aufhebung hätte die Ausstoßung der damals gewählten Abgeordneten zur Folge gehabt.

[2]) Die früheren Directoren, Scherer, Ramel u. s. w.

derselbe solle, wie einst 1792 die Nationalversammlung es gethan, die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes aussprechen.

Es ist wahr, daß sich damals die Lage der Republik nicht in erfreulichem Lichte zeigte. Zwar ruhte in diesem Augenblick der auswärtige Krieg; es war die Zeit, in welcher Suworoff auf den Fall Mantua's und der Erzherzog auf die Ankunft Korssakoff's wartete; immer bedenklicher aber gestalteten sich die inneren Verhältnisse. Die Finanznoth wurde täglich schreiender; Robert Lindet wußte eben so wenig wie früher Ramel aus dem ausgesogenen Boden neue Goldquellen hervorzuzaubern. Die vielgepriesene Zwangsanleihe lieferte für's Erste fast keinen Ertrag; jeder Eingeschätzte erhob Berufung an die zweite Instanz, und wenn er hier abgewiesen war, fanden die Executoren leere Beutel, oder empfingen Renten- und Requisitionsscheine, welche für die Staatscasse todte Werthe waren. Sieyès war hier eben so rathlos wie seine völlig unfähigen Collegen, und wohin er sich um sachverständige Aushülfe wenden mochte, blieb das Ergebniß immer gleich trübselig. Der Abgeordnete Lebrun, der im praktischen Finanzdienste des alten Regime reiche Erfahrung gesammelt hatte, erklärte ihm, daß er zwar als Berichterstatter der Commission für die Anleihe gesprochen, aber am folgenden Tage gegen dieselbe gestimmt habe; einem andern Mitgliede der Fünfhundert, Gaudin, der eine ähnliche Vergangenheit wie Lebrun hatte, bot man sogar die Leitung der Finanzen an, er lehnte aber ab, weil bei der Schlaffheit und Unordnung der Verwaltung jeder Rettungsversuch vergeblich sei [1]. So lebte die Regierung aus der Hand in den Mund von den kümmerlich eingehenden Steuerbrocken. Wenn der Minister auf deren Erträge Wechsel ausstellte, so mußte er bei der Discontirung derselben 30 bis 50 Procent Einbuße bewilligen; er wandte sich deshalb an einige Pariser Bankiers mit der Bitte, den Credit dieser Papiere durch ihre Mitunterzeichnung zu heben. Einzeln wollte keiner von ihnen ein so gefährliches Geschäft auf sich nehmen; auf Lindet's Drängen bildeten sie endlich ein Consortium oder Syndicat, welches so freundlich war, den creditlosen Staat durch seine Unterschrift zu decken, worauf dann jene Wechsel eine Zeit lang nur dem gewöhnlichen Discont unterlagen und Lindet mit großer Erquickung solche Syndicatscheine bis zu 30 Millionen hinausgab. Kaum aber war die wahre Natur derselben an der Börse bekannt geworden, so wurde der Regierung das allgemeine Mißtrauen in wahrhaft

[1] Vgl. Bd. IV, 51.

brutaler Weise kund gegeben. Die Scheine verloren jetzt einen Discont von beinahe 1½ Procent täglich, oder von 23 Procent bei einer Verfallzeit von achtzehn Tagen. Die Verkommenheit dieses Staatswesens war grenzenlos.

Es war kein Wunder, wenn alle alten Widersacher desselben mit frischem Eifer und wachsendem Muthe ihr Haupt erhoben. Die so oft besiegten Royalisten zeigten sich stärker und kecker als jemals seit den Unglückstagen der großen Vendee. Das Directorium hatte allen Grund, in einer klagenden Botschaft den Räthen zuzurufen: es sind keine Banden mehr, es ist der Bürgerkrieg. Gleich nachdem Bernadotte einen ansehnlichen Theil der im Innern zurückgehaltenen Linientruppen aus dem Westen nach dem Rhein, aus dem Süden nach Ligurien gesandt hatte, wuchsen die Schaaren der Royalisten zu Heerhaufen an, welchen England mit ununterbrochener Fürsorge Geld und Waffen und Officiere aus der Emigration zusandte. Im Süden strömten die Insurgenten aus einem weiten Umkreise in dem Departement der obern Garonne zusammen, besetzten, 16,000 Mann stark, in drei Colonnen mehrere kleinere Städte, schlugen die ihnen entgegenziehenden Nationalgarden und bedrohten selbst das wichtige Toulouse. Erst nach mehreren Wochen gelang es dem General Aubugeois, mit einer Abtheilung eiligst zusammengeraffter Linientruppen die Fortschritte des Aufstandes einzudämmen und das royalistische Heer zu zerstreuen, ohne jedoch eine vollständige Beruhigung des Landes erreichen zu können. Im Westen waren alle Departements von der Loire bis zur belgischen Grenze durch den kleinen Krieg der Chouans beunruhigt, der Postverkehr mit Paris unterbrochen, Bürgergarden und Linientruppen durch stets überraschende Angriffe in Alarm gehalten. Die republikanischen Machthaber hatten keine anderen Mittel dagegen, als immer wiederholte Aufrufe an den Kampfeseifer der städtischen Republikaner und die Unterwerfung der rebellischen Landschaften unter das Geißelgesetz. Aber die Begeisterung der Patrioten blieb aus und die Tyrannei des Geißelgesetzes bewirkte nur eine gesteigerte Erbitterung der Royalisten.

Solche Hiobsposten konnten nicht verfehlen, auf die Verhandlungen der gesetzgebenden Räthe eine starke Wirkung auszuüben. Die Jacobiner wütheten, daß die Regierung nicht dieselbe volksthümliche Energie wie einst der blutige Wohlfahrtsausschuß entfalten, nicht zu Massenaufgebot, Einsperrung aller Verdächtigen, Vernichtung aller Freiheitsfeinde schreiten wolle. Am 15. August erklärte Chameau den Fünfhundert, daß die Republik in der höchsten Gefahr schwebe, daß das

Volk sich erheben müsse, wie einst am 14. Juli und am 10. August; er beantragte die Wahl einer Commission, welche Maßregeln zur Herstellung der innern Ordnung vorschlagen sollte. Die Gemäßigten sahn darin den ersten Schritt zur Bildung eines Wohlfahrtsausschusses und erhoben sich mit Nachdruck gegen den Antrag. Was soll, rief Chollet, die Berufung auf den Bastillesturm; wir haben eine verfassungsmäßige Regierung und wollen keine Maßregeln einer außerordentlichen Dictatur. Ein langer Tumult durchwogte die Versammlung, und sofort zeigte sich, wie unsicher bei ihrer jetzigen Zusammensetzung die Majorität war. Mit einer donnernden Rede riß zuerst Echasseriaux das Haus zur Genehmigung des Antrages fort; eine Commission von sieben Mitgliedern sollte gebildet werden. Dann aber setzten die Gemäßigten es durch, daß die Sieben nicht von dem Präsidenten, damals einem eifrigen Jacobiner, zu ernennen, sondern durch das Haus zu wählen seien, und erlangten endlich die Wahl von vier Freunden der Regierung und nur drei Jacobinern. So kam denn eine Commission zu Stande, welche ab und zu einen Antrag von tönendem Klange und praktischer Bedeutungslosigkeit einbrachte, sonst aber kein anderes Bestreben hatte, als möglichst vergessen zu werden.

Den Vortheil, welchen diese Abwehr des jacobinischen Angriffs geliefert hatte, verfolgte die gemäßigte Partei ohne Zaudern weiter, indem sie nach einer langen Reihe geheimer Sitzungen am 19. August den Beschluß erlangte, daß die frühern Directoren nicht in Anklagestand zu versetzen seien. Die Jacobiner waren außer sich vor Entrüstung; ihre Zeitungen strömten über von den geifernden Schmähungen gegen Sieyès, Barras und Fouché, diese gehässigen und schamlosen Royalisten, diese Landesverräther, die für ein Bündniß mit dem preußischen Tyrannen Batavien und Rheinland preisgeben wollten. Das Directorium begehrte darauf am 21. August von den Fünfhundert ein Preßgesetz mit strengen Strafbestimmungen, da keine Regierung sich halten könnte, deren Leiter sich täglicher Beschimpfung ausgesetzt sähen. Aber hier wie einst im Convente gab es eine matte und unentschlossene Mitte, die vor jeder kräftigen Maßregel, gleichviel ob für oder gegen die Regierung, zurückschreckte, welche bereits die Schließung des Clubs für sehr bedenklich gehalten hatte und gar eine Knebelung der hochheiligen Preßfreiheit mit stillem Grauen betrachtete. Zusammen mit den Jacobinern hatte sie die Mehrheit, und so wurde die Botschaft des Directoriums in der Commission begraben. Bei dieser Unthätigkeit des Rathes entschlossen sich Fouché und Sieyès auf eigene Hand vorzugehn.

In dem colossalen Arsenal der revolutionären Gesetzgebung ließen sich Rechtstitel oder doch Vorwände für jede polizeiliche Maßregel entdecken, und so meldete das Directorium den Räthen am 29. August, daß auf Grund der Fructidorgesetze 66, angeblich royalistisch gesinnte, Zeitungsschreiber nach der Insel Oleron deportirt, und am 2. September, daß kraft des Artikels 144 der Verfassung die Redacteure von acht der Republik gefährlichen Zeitungen verhaftet und die Pressen derselben versiegelt worden seien. Da gab es denn bei den Fünfhundert einen rasenden Sturm. Briot, der wenige Tage vorher die auswärtige Politik der bisherigen Regierungen schonungslos angegriffen, die Kriegserklärung gegen Oesterreich 1792 eine große Dummheit, die Abtretung Venetiens an den Kaiser ein schweres Unheil, die Expedition nach Aegypten einen heillosen Bruch des Völkerrechts genannt hatte, Briot verfluchte jetzt in noch schäfern Tönen das innere Treiben des Directoriums. Diese Verfolgung der Zeitungen sei eine gesetzwidrige, scheußliche Tyrannei; dieses Directorium des öffentlichen Unglücks sinne auf einen Staatsstreich; Sieyès habe eine neue Verfassung in der einen und einen eben so schmählichen Bundesvertrag in der andern Tasche; das ganze Volk müsse sich erheben und mit eigner Kraft die Republik erretten. Zunächst verlangte er, daß binnen drei Tagen die Commission über die verhängnißvolle Botschaft Bericht erstatte. Nun aber erging es ihm, wie acht Tage früher den Freunden des Directoriums. Dieselbe sanftmüthige Gruppe, welche damals keine Einschränkung der Preßfreiheit gewollt, mochte jetzt von keinen revolutionären Schritten gegen die Regierung hören, und der Commissionsbericht blieb in dem einen wie in dem andern Falle aus.

Es war ein trauriges Zeichen der allgemeinen Erschlaffung und des völligen Mangels an positiven Kräften, wenn sich auf solche Art nach jeder Seite der Satz bethätigte, daß die stärkere Stellung die des Verneinenden ist. Hatten es die Jacobiner bei ihrem Plane einer revolutionären Dictatur erlebt, so empfand es wieder die Regierung bei den begründetsten Forderungen ihrer Finanzpolitik. Die Jacobiner waren ganz so wie 1797 die Monarchisten fest entschlossen, den verhaßten Directoren keine noch so geringe Bewilligung zu machen und jeden Nachweis eines Deficits lediglich mit der Anklage auf Unordnung, Vergeudung und Unterschleif zu beantworten. Sie waren sicher, bei dieser Frage alle die furchtsamen Gemüther, welche neue Steuerlasten eben so wie Staatsstreiche und Barricaden verabscheuten, auf ihrer Seite zu haben. Für das kommende Finanzjahr (Herbst 1799 bis

Herbst 1800) begehrte die Regierung im Ganzen 800 Millionen, der Berichterstatter der Fünfhundert aber sprach die Ueberzeugung aus, daß bei gutem Haushalt 600 hinreichen und unter etwas günstigen Verhältnissen sagar einen ansehnlichen Ueberschuß gewähren würden. Nicht einmal dem Kriegsminister Bernadotte brachte auf diesem Gebiete seine demokratische Gesinnung irgend welchen Vortheil: das Haus strich ihm trotz aller Kriegsgefahren ein volles Drittel seiner Anträge. Noch viel schneidiger wurde ein schüchterner Versuch abgewiesen, welchen im Sinne der Regierung Creuzé=Latouche am 23. August auf eine Reform des Steuerwesens machte. Er führte aus, daß in Folge der Entwerthung der Ländereien und der Höhe des Zinsfußes wieder ein starker Ausfall in dem Ertrage der Grundsteuer zu erwarten sei. Erheblich verstärkt werde derselbe durch das Gesetz über die Zwangsanleihe. Bei dessen Erlaß hätten die Rückstände der Grundsteuer 177 Millionen betragen, während die Executionskosten auf 52 Millionen jährlich, also auf ein volles Viertel des Gesammtbetrags der Steuer, gestiegen wären. Es sei mithin klar, jede Steuer habe eine feste Grenze ihres Ertrags und diese sei mit dem einfachen Worte bezeichnet: Alles was möglich ist. Es sei unerläßlich, für das nächste Finanzjahr neue Hülfsquellen solcher Art zu eröffnen, daß sie nicht den Acker weiter belasten. Er beantragte, diese Gedanken der Commission vorzulegen.

Aber nicht eine Minute sollte er über die Stimmung der Mehrheit im Zweifel bleiben. Wie, rief ihm Delbrel entgegen, keine Grundsteuer mehr? also neue indirecte Steuern? also wohl wieder die längst verurtheilte Salzsteuer? Quirot erklärte kurz und rund: wenn wir die Nothwendigkeit neuer Steuern zugäben, so rechtfertigten wir die Directoren, die wir am 30. Prairial gestürzt haben; unsere Commission hat uns gezeigt, daß von einem Deficit keine Rede sein kann; es ist höchst überflüssig, sie mit Creuzé=Latouche's unnöthigen Sorgen zu behelligen. So wurde beschlossen und der Antrag durch einfache Tagesordnung beseitigt.

Der Rath der Fünfhundert blieb in dieser Haltung, obgleich drei Tage später die Botschaft von Joubert's Tod und der Schlacht bei Novi einlief und offenbar dadurch neue Rüstungskosten nöthig wurden. Zunächst wurde keine andere Wirkung sichtbar, als daß man mit geschärftem Eifer dem Directorium Ordnung und Sparsamkeit predigte, die Betrügereien der Lieferanten auf's Neue zur Sprache brachte und am 9. September nach einer mit Denunciationen aller Art erfüllten Verhandlung den Beschluß faßte, das Directorium habe allmonatlich

dem gesetzgebenden Körper Rechnung über seine Lieferungsverträge und deren Ausführung abzulegen. Viele Millionen, meinten die Jacobiner, würden jene Blutsauger dann der Republik zurückerstatten müssen. Dem später lebenden Betrachter macht es einen wunderlichen Eindruck, zu sehen, wie hier zwei gleichberechtigte, wesentlich sich bedingende Forderungen, Bewilligung der nöthigen Einnahmen und Regelung der bewilligten Ausgaben, von den beiden Parteien auseinander gerissen, und eine gegen die andere in das Feld geführt wurde. So müde die Nation des Parteihaders war, so dringend sie die für das Gemeinwohl nöthige Ordnung ersehnte, den Fünfhundert ging der Parteihaß doch über das Gemeinwohl; so war es allerdings kein Wunder, daß sie sich die Nation von Tage zu Tage mehr entfremdeten.

Am 10. September kam an die Räthe die Nachricht von der englisch-russischen Landung in Holland und dem Verluste der ganzen batavischen Flotte. Hier erschien denn eine ungleich nähere Gefahr als bei der Niederlage jenseit des Apennin. So eben erst hatte ein belgischer Abgeordneter die Willkürherrschaft der französischen Beamten in seiner Heimath und die tiefe Mißstimmung seiner Landsleute gegen das Pariser Regiment in lebhaften Farben geschildert: wer konnte nun dafür einstehen, ob nicht, wenn die Verbündeten durch Holland südwärts vordrängen, mit einem Schlage auch ganz Belgien in Flammen stehen und dann die alte französische Grenze den Feinden offen liegen würde? Die Regierung sammelte in höchster Eile zu Brune's Verstärkung an Truppen, was irgend erreichbar und verfügbar war, und scheute auch weitere Entsendungen aus den die Chouans bekämpfenden Brigaden nicht. Andere Gedanken aber erfüllten die Jacobiner. Jetzt oder niemals, meinten sie, sei die Zeit für ihre Pläne günstig. Womit sonst, als mit dem Angriffe des Auslandes, hatten die großen Meister von 1792 ihre revolutionären Maßregeln begründet und, was die Hauptsache war, die Volksmassen in stürmische Aufregung gejagt? Jetzt oder niemals heiße es, alle Hebel ansetzen, zugleich mit Zorn und Angst die Gemüther erfüllen und dadurch das Herz des Volkes in seinen Tiefen erschüttern.

So erhob sich, gleich nach der Verlesung der Unglücksbotschaft, Briot, um ganz nach der Weise von 1793 über den Verrath zu donnern, ohne welchen eine solche Niederlage undenkbar wäre. Er forderte die schnellsten, die schärfsten Maßregeln. Was hat bisher, rief er, die mit so vielem Pomp eingesetzte Commission der Sieben geleistet? Schöne Worte genug, an Thaten nicht das Geringste. So brauste der Strom

der Anklagen weiter, um dann in dem Doppelantrag zu enden, binnen drei Tagen solle das Directorium über die Lage des Landes berichten, binnen drei Tagen die Commission der Sieben energische Maßregeln vorschlagen. Die Mehrheit, aufgeregt wie der Redner selbst, verfügte nach seinem Vorschlag.

Indessen zeigte sich weder bei Sieyès noch bei der Commission eine große Bereitwilligkeit, auf die von Briot bezeichnete Bahn einzutreten. Die Jacobiner beschlossen also auf eigene Faust voranzugehen, und General Jourdan übernahm es, am 13. September den entscheidenden Antrag zu stellen. Der Sieger von Fleurus, von Natur ein ruhiger und gemäßigter Mann, war, wie wir wissen, in der schlimmsten Zeit des Schreckenregiments emporgekommen, und dadurch an Anschauungen, die unter andern Verhältnissen für das Gegentheil aller Mäßigung gegolten hätten, als an das Selbstverständliche und Pflichtmäßige gewöhnt worden. Seitdem war Vieles geschehen, seine Nerven zu reizen und seine verständige Besonnenheit zu stören. Seine geistige Kraft war der hohen Stellung, in welche ihn die Wogen der Revolution emporgetragen hatten, ohne Zweifel nicht gewachsen; er hatte 1794 die Oesterreicher aus Belgien hinausgedrängt, weil sie selbst aus Belgien hinwegdrängten; er war dann 1795 von Clerfait und 1796 von Erzherzog Carl auf das Gründlichste geschlagen worden, ohne in seinem gesteigerten Selbstgefühle irre zu werden, weil er Anlaß genug fand, die Schuld seiner Unfälle auf die Pariser Machthaber hinüber zu schieben. In noch höherem Grade war dies bei den Niederlagen des letzten Feldzugs der Fall; er war nach Paris zurückgeeilt, um das unfähige Directorium zu stürzen, und hatte mit seinen jacobinischen Freunden tapfer zu dem Triumphe des 30. Prairial mitgeholfen. Dann aber hatte er es erleben müssen, daß, während seine gleichgesinnten Kameraden, der Eine Kriegsminister, der Andere Feldherr des Alpenheeres, der Dritte General des italienischen Heeres wurden, er allein leer ausging und von Sieyès und Barras zu schmählicher Unthätigkeit verurtheilt wurde. Seitdem kannte sein Unwille keine Grenzen mehr; er warf sich in die äußerste Linke, in die niedrigste Schicht der jacobinischen Demagogie, die ihm wegen ihrer angeblichen Energie als die erhabenste erschien. In diesem Sinne redete er jetzt zu den Fünfhundert und forderte von ihnen die feierliche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei.

Wir erinnern uns der entsprechenden Vorgänge vom Juli 1792. Um den Thron Ludwig's XVI. durch die öffentliche Anklage des Königs

auf Landesverrath zu stürzen, hatte damals die Gironde den Beschluß erwirkt, daß in den Straßen jeder Gemeinde unter Trompetenschall die erschütternden Worte ausgerufen werden sollten: das Vaterland ist in Gefahr. Von diesem Augenblicke an würden alle Behörden in Permanenz, alle Nationalgarden zum Waffendienste aufgeboten, alle Armeen unter die Aufsicht von Commissaren der Nationalversammlung gestellt sein. Es war das Signal nicht bloß zum Widerstande gegen die Deutschen, sondern vor Allem zur Erhitzung der Volksmassen, zur Verfolgung der Landesverräther, zur Dictatur des Reichstags gewesen. Dieselbe Wirkung hatte jetzt auch Jourdan's Antrag zum Zwecke; so verstanden ihn die Gegner und die Freunde, so entwickelte ihn der Antragsteller selbst. Den Ausgangspunkt seiner Erörterung bildete die Anklage auf Landesverrath gegen die frühern Directoren, nach ihrem Benehmen in Italien, Batavien und dem „einst so glücklichen" Helvetien. Dann folgte der Hinweis auf die klägliche Lage im Innern, die Erhebung der Royalisten, die Unterdrückung der ächten Republikaner. Erwacht, rief er diesen zu, aus euerem Todesschlafe; nichts kann uns helfen als die Bestrafung der Verräther und Beutelschneider, die Niederwerfung der Freiheitsfeinde, die Entflammung der Patrioten. Auf alle trefflichen Vorschläge der letzteren, klagte der General, hat man immer nur mit dem Kriegsruf gegen die Jacobiner geantwortet. In ihrer Forderung strengen Strafgerichts gegen die Unterschleife sah man ein Streben nach Wiederaufrichtung der Schaffote von 1793, in ihrem Begehren festgeordneter Verwaltung den Drang nach einer revolutionären Regierung, in ihren Anklagen gegen die royalistische Verschwörung das Trachten nach dem Sturze der Verfassung. Dann verfolgt sie der Polizeiminister, dann läutet der Rath der Alten die Sturmglocke der Reaction. Verflucht sei jenes Schaukelsystem, womit das Directorium abwechselnd gegen die Feinde und die Freunde der Freiheit Front macht. Nur mit den letztern darf es zusammenstehn; aufhören muß die Verläumdung, daß einige Abgeordnete den Convent und die Schreckenszeit erneuern wollen. Verbündet euch wieder mit den energischen Republikanern, gebt ihnen die Aemter, gewährt den Clubs und der Presse ihre volle Freiheit, und ganz Frankreich wird sich erheben, die patriotischen Gaben werden herbeiströmen, Noth und Deficit wird verschwinden und die Coalition der Könige vor der siegstrahlenden Republik in den Staub sinken.

Die Bewegung, welche diese Rede in der Versammlung hervorrief, war unermeßlich. Die gemäßigte Partei hatte das lebhafte Gefühl,

daß der Antrag in den Mittelpunkt der Lage traf, und daß von dem Ausgang dieser Verhandlung die nächste Zukunft Frankreichs abhing. Sie bot alle Kräfte auf, um den großen Angriff gründlich zurückzuweisen. Bedeutenden Eindruck machte Lucien Bonaparte, indem er den Nothstand des Staates in vollem Umfange einräumte, dann aber mit unwiderleglicher Bündigkeit daraus den Schluß zog, daß nur eine Verstärkung der Regierungsgewalt Hülfe und Rettung schaffen könne: also, rief er den Jacobinern zu, gibt es kein Drittes, entweder müßt ihr dem Directorium erweiterte Befugnisse übertragen, oder ihr müßt es stürzen und eine andere Regierung an seine Stelle setzen; bleibt ihr dabei, dem Directorium alle Mittel zu versagen, so sind die Betheuerungen euerer Verfassungstreue ein lehrer Hohn. In gleicher Weise redeten Chenier und Daunou, deren republikanische Gesinnung kein Mensch anzuzweifeln vermochte; die Opposition tobte in entfesselter Leidenschaft; endlich bewirkte die Ermüdung des Hauses die Vertagung der Debatte auf den folgenden Tag.

Unterdessen waren auch die bedrohten Mitglieder des Directoriums thätig. Für den Fall eines gewaltsamen Ausbruchs hatten sie sich schon früher durch Fouché's und Lefebvre's Ernennung vorgesehn; sie beschlossen jetzt einen Personenwechsel an einer nicht minder wichtigen Stelle, in dem Amte des Kriegsministers. Wir sahn früher, wie nachdrücklich in diesen Tagen Massena gegen Bernadotte's technische Fähigkeit auftrat und das eigne Bleiben von Bernadotte's Entlassung abhängig machte. Das Directorium hatte eine Weile zwischen den beiden Generalen geschwankt; bei dem neuen Ansturm der Jacobiner aber fand es Siehès gerathen, den Handschuh offen aufzunehmen, durch verstärkte Energie den Gegner zu entmuthigen und vor Allem nicht länger einen Jacobiner an der Spitze des Heerwesens zu dulden. Ohne sich gegen Bernadotte etwas merken zu lassen, verwickelte der schlaue Priester den General in ein Gespräch, bei welchem Bernadotte arglos den Wunsch äußerte, demnächst einmal wieder an der Spitze einer Armee in den thätigen Kriegsdienst zurückzutreten; darauf benutzte Siehès am 14. August eine zufällige Abwesenheit Gohier's und Moulins', um vereint mit Barras und Ducos ein Schreiben des Directoriums an Bernadotte zu erlassen, worin ihm seine Bitte gewährt wurde, das Amt des Kriegsministers niederzulegen, um weiterhin einen Heerbefehl zu übernehmen. In höchster Entrüstung schrieb Bernadotte zurück: ihr bewilligt mir eine Entlassung, die ich nicht eingereicht habe — und veröffentlichte diesen erbaulichen Briefwechsel, während Gohier und Moulins mit nicht geringerem

Zorne dem verabschiedeten Minister in amtlichem Pompe ihre Beileidsbesuche machten. Der Parteihader in der höchsten Spitze der Regierung war nicht minder offen erklärt als in dem gesetzgebenden Körper.

Die Kunde von diesem Vorgange diente nicht dazu, der weitern Verhandlung über Jourdan's Antrag am 14. eine mildere Farbe zu geben. Frison begann sie mit der Anzeige, daß alle belgischen Festungen wehrlos und dadurch die Verrätherei der Regierung offenbar sei. Curée dagegen besorgte von der Annahme des Antrags eine allseitige Verwirrung und fragte, ob Jourdan es für klug halten würde, vor einem Schlachttage seinen Truppen zu melden, daß sie in gefährlicher Lage seien. Jourdan verwahrte sich heftig gegen eine solche Beleidigung, wußte aber in der Sache nichts zu antworten, als daß er und seine Freunde weit von dem Gedanken, die Regierung zu stürzen, entfernt seien, worauf Thiessé durch die Bemerkung, daß er dieser Versicherung bei ihm und vielen seiner Genossen (zorniger Zwischenruf: warum nicht allen?) Glauben schenke, einen langen Tumult und Ordnungsruf veranlaßte. Nach mehreren Erörterungen hinüber und herüber gab dann eine längere Rede Boulay's von der Meurthe den Ausschlag. Nachdem er zunächst festgestellt, daß Alles auf die Besiegung der auswärtigen Feinde ankomme, Jourdan's Antrag aber die Armeen nicht um einen einzigen Recruten verstärken würde, schleuderte er den Jacobinern den vernichtenden Vorwurf entgegen, daß gerade ihre Politik es gewesen, welche durch ihre maßlosen Forderungen die Coalition in das Leben gerufen hätte; es bedürfe nur der Erklärung, daß Frankreich unabhängig sein und allen andern Völkern ihre Unabhängigkeit lassen wolle, so würde die Coalition die Waffen niederlegen. Nichts kann für die geschichtliche Betrachtung der Revolution merkwürdiger sein als diese Geständnisse. Wenige Tage vorher hörten wir den Jacobiner Briot ein unumwundenes Verdammungsurtheil über die Angriffspolitik der Girondisten aussprechen; jetzt gab von rechtsher Boulay das gleiche Verdict den Jacobinern der directorialen Zeit zurück: durch das Unglück belehrt, waren jetzt alle Parteien der französischen Volksvertretung darüber einig, daß nicht die fremden Mächte, sondern die Revolution den Frieden Europa's gebrochen und damit Frankreich selbst am schwersten geschädigt habe. Nicht minder rückhaltlos redete darauf Boulay über die innere Politik von 1792, in welcher die Erklärung der Gefahr des Landes eine so bedeutende Stelle einnahm. Aus Brissot's Schriften und Vergniaud's Reden gab er den Nachweis, daß der wahre Zweck der Maßregel damals nicht so sehr die Vertheidigung

gegen den äußern Feind als der Sturz des Thrones gewesen; so kam er zu dem Schlusse: wenn ihr heute jene Erklärung wiederholt, so wird das Volk sie eben auch nicht anders verstehn, als daß die heutige Regierung gestürzt werden soll. Wie sehr sich damals die Jacobiner bereits auf die Defensive zurückgeworfen fühlten, zeigte der Ausruf eines ihrer Führer, Lamarque, daß er 1792 keineswegs an den Sturz der Monarchie gedacht habe, und die höhnische Antwort von rechts her: man hat sich dessen oft genug berühmt, und die Erklärung mehrerer gemäßigten Abgeordneten, sie hätten 1792 allerdings den Thron stürzen wollen.

In diesem Augenblick gelangte die erste Nachricht von Bernadotte's Absetzung in das Haus zu großer Erschütterung der Jacobiner. Während wir schwatzen, rief Levallois, wird Bernadotte verjagt. Noch einmal ergriff Jourdan das Wort. „Der patriotische Bernadotte ist abgesetzt. (Zwischenruf: was geht uns das an?) Wenn dies den Beginn eines Staatsstreichs bedeutet, so laßt uns schwören, daß nur der Tod uns hindern soll, unsere Pflicht zu erfüllen. Ich beantrage die Permanenz der Sitzung". Auf dieses Wort brach die Ordnung des Hauses in einem wilden Getümmel vollständig zusammen. Es dauerte lange, bis unter dem verwirrten Schreien und Streiten ein Redner sich wieder verständlich machen konnte. Dann erschien Garrau auf der Tribüne, um mit dröhnender Stimme seinen Genossen zuzurufen: kräftige Republikaner, flüchtet euch, wenn man euch verfolgt, unter den Schutz der Gesetze; helfen euch aber diese nicht, wohlan, so habt ihr Arme und Schwerter. Ein neuer Tumult hinderte die Fortsetzung seiner Rede, und Lucien Bonaparte erklärte: erinnert euch doch, daß ihr ein Gesetz habt, welches jeden in die Acht erklärt, welcher die Hand gegen die Volksvertretung zu erheben wagt: niemand denkt an einen Staatsstreich. Endlich kam es zur Abstimmung und eine Mehrheit von 245 Stimmen gegen 171 verwarf den Antrag Jourdan's.

Die Niederlage der Jacobiner war entschieden. Ihre Freunde im Directorium hatten sich ohnmächtig gezeigt, Bernadotte's Absetzung hatte sich ohne Schwierigkeit vollzogen und sein Nachfolger, Dubois-Crancé, ein so eifriger Montagnard er sonst gewesen, hütete sich wohl, der Regierung durch jacobinische Bestrebungen Anstoß zu geben. Wenn sodann der Partei die Feindschaft des Rathes der Alten längst erklärt war, so hatte jetzt ihr stürmisches Auftreten auch bei den Fünfhundert jene unselbständigen Mitglieder von ihnen hinweggeschreckt, deren Dienstwilligkeit ihnen bisher so oft die Mehrheit gesichert hatte. Noch übler

für sie war der Eindruck ihres Vorgehens draußen im Lande. Sie hatten es gewagt, zwar nicht an die Herrschaft Robespierre's, aber doch an die erste Einleitung der Schreckenszeit zu erinnern, und Alles, was auch nur entfernt nach dieser Seite zielte, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag die Nerven von Millionen. Wohl am demüthigendsten war für die Partei die Erfahrung, daß sich seit Babeuf's Zeiten auch die arbeitende Classe von ihr abgewandt hatte. In der That hatte die Schreckenszeit und ihre Folgen der ärmeren Bevölkerung hinreichendes Material zu der Erkenntniß geliefert, daß bei allgemeinem Sinken des Wohlstandes niemand früher und empfindlicher leidet, als der auf den täglichen Ertrag seiner Beschäftigung angewiesene Arbeiter. Neuerlich hatte die Zwangsanleihe diese Wahrheit den kleinen Leuten auf schmerzhafte Weise in das Gedächtniß zurückgerufen. Die excessiven Bestimmungen des Gesetzes, nach welchen kein Privateigenthum eines wohlhabenden Bürgers vor der Beschlagnahme gesichert erschien, hatte einen panischen Schrecken durch das ganze Land verbreitet, Beseitigung jedes Luxus, Unterlassen jedes Ankaufs, Verstecken jedes Besitzes zur Folge gehabt. Eine allgemeine Verkehrsstockung war entstanden; kein Fabrikant erhielt eine Bestellung; vergebens erwarteten die Kaufleute ihre Kunden; die große Mehrzahl der Arbeiter wurde beschäftigungs- und brodlos. Die unglücklichen Leute wütheten über die Urheber ihrer Bedrängniß; es ereignete sich die beispiellose Thatsache, daß in Lyon die Fabrikarbeiter, nicht pflichtig zur Zwangsanleihe wie sie waren, freiwillig und in Masse sich zu Beiträgen meldeten, um ihre Fabrikherren zu erleichtern und zur Wiederaufnahme der eingestellten Fabrikation zu ermuthigen. Die Gesinnung war ganz dieselbe in Paris: auch ohne die Schließung des Clubs hätten die Jacobiner nicht mehr wagen dürfen, wie es im Juni geschehen, mit lärmenden Aufzügen die Straßen zu beunruhigen und in den Wirthshäusern die Gäste wegen ihren politischen Ansichten zu bedrohen. Das Volk in blauen Kitteln hätte sie todtgeschlagen. Auf langehin war es vorbei in Frankreich mit der Gefahr einer jacobinischen Umwälzung.

Auch der Druck des auswärtigen Krieges begann sich, wie wir wissen, Ende September zu erleichtern. Paris erhielt die Kunde von Brune's glücklichem Treffen bei Bergen, und bald nachher von Massena's durchschlagendem Siege bei Zürich, und wieder eine Woche später von glänzenden Gefechten Bonaparte's gegen die Türken. Man athmete einigermaßen auf; man sah, daß man wieder etwas freie Zeit zur Herstellung vor sich hatte, daß Paris weder tolle Ausbrüche

der unverbesserlichen Demagogen, noch den Einzug Suworoff's und seiner Kosaken mehr zu besorgen brauchte. Nichtsdestoweniger blieben Sieyès und seine Freunde bei der Ueberzeugung, daß der vorhandene Zustand abscheulich und daß unter der Herrschaft der jetzigen Verfassung eine gründliche Besserung nicht erreichbar sei. Nicht anders war die Ansicht von neun Zehnteln der Bevölkerung, so weit die Stürme der Revolution bei den Menschen überhaupt eine positive Ansicht neben dem tiefen Gefühle stagnirender Trost- und Hoffnungslosigkeit noch übrig gelassen hatten. Im Lande herrschte nur die eine Sehnsucht, daß endlich Ordnung und festes Regiment, daß Sicherheit für Person und Eigenthum, für Handel und Wandel hergestellt werde. Die leitenden Staatsmänner sagten in demselben Sinne: was uns fehlt, ist eine starke Regierung. Aber wer wollte es wagen, den gewohnten Freiheitsphrasen zum Trotze, die Schöpfung derselben zu unternehmen? Sieyès meinte: wir bedürfen statt all der Schwätzer einen Kopf und einen Degen. Kurz zuvor war Moreau nach Paris gekommen, in Folge jenes Gedankens, ihm den Oberbefehl im Norden der Alpen zu übertragen, der einstweilen aber nach Massena's Siegen keine Folge gehabt hatte. Sieyès sondirte jetzt den General, ob er zur Rettung des Landes die Dictatur ergreifen wolle; der stets bedächtige und unentschlossene Moreau aber wies eine solche Verantwortlichkeit weit hinweg. Darauf veranlaßte Sieyès die Brüder Bonaparte, einen gewandten Griechen, Namens Bourbaki, nach Aegypten mit der dringenden Aufforderung an Napoleon zur Rückkehr zu senden [1]). Einstweilen blieb die Zukunft dunkel, die Gegenwart aber, wenn nicht bald eine rettende Wendung erschiene, unerträglich in jeder Beziehung. Trotz der letzten auswärtigen Siege drohte die große Republik jede Stunde in innerer Kraftlosigkeit und Erschöpfung zusammenzusinken.

Wir haben früher wahrgenommen [2]), wie traurig es beim Beginne der directorialen Verfassung mit allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, mit aller Pflege der materiellen Interessen, mit aller Fürsorge für die geistige Cultur beschaffen war, in wie kläglichen Verhältnissen Ackerbau, Industrie und Handel dahinsiechten, wie zerrüttet der Haushalt der Communen, die Festigkeit der Familienbande, die Rechtssicherheit jedes

---

[1]) Ausdrücklich sagt Joseph Bonaparte in seinen Memoiren, daß die Sendung erst nach der Schlacht von Zürich erfolgt sei. Ebenso Miot de Melito I, 240. Napoleon hatte damals Aegypten längst verlassen.

[2]) Band IV, Seite 1 ff.

französischen Bürgers war. An dieser Stelle können wir den Zustand mit einem Worte dahin charakterisiren: von all jenen Leiden war keines geheilt, von all jenen Uebelständen keiner beseitigt, von allen Sünden der ersten jacobinischen Generation durch ihre Nachfolger keine gut gemacht. Vor uns liegt eine lange Reihe von amtlichen Berichten, abgestattet ein Jahr nach dem Eintritt eines neuen Systems, erfüllt also mit Wahrnehmungen eines Zustandes, über den bereits eine beträchtliche Zeit der Besserung und Herstellung hinübergegangen war[1]). Sie alle bilden ein erschreckendes Verzeichniß allseitigen unabsehbaren Elends. Unter den Beobachtern finden sich alte Jacobiner, Männer des gemäßigten Republikanismus, frühere Opfer des 18. Fructidor, Vertreter demnach von allen damals vorhandenen politischen Schattirungen. Sie durchreisen alle Theile der Republik, die Abhänge der Alpen und der Pyrenäen, die Ebenen der Picardie und des Niederrheins, die Gestade des Oceans und des Mittelmeers. Sie berichten an eine Regierung, die sich selbst zu keiner jener Parteien bekannt hat, wohl aber mit eiserner Strenge von ihren Organen genaue Wahrnehmung und gewissenhafte Mittheilung begehrt. Und bei ihnen sämmtlich ist das Bild der Zustände dasselbe: aller Orten Hunger und Kummer, Verfall und Verödung, Unordnung und Verwilderung und in Folge davon gleichgültige Stumpfheit der Bevölkerung gegenüber den zum leeren Schall gewordenen Worten, mit denen sonst eine Nation ihre höchsten idealen Schätze bezeichnet, Ruhm, Freiheit, Vaterlandsliebe. Kein anderer Gedanke als der Wunsch zu leben, in Sicherheit und Ruhe das Dasein fortzuführen, Haus und Acker und die Früchte der Arbeit wieder sein Eigen zu nennen, eine Schule für die Kinder, eine Kirche für den Trost des Gewissens zu haben. Wer diese elementaren Güter des Daseins dem Volke wieder erstattete, möchte er Steuern und Recruten, oder das Opfer aller politischen Rechte begehren, er würde von Millionen als willkommener Retter begrüßt werden.

Gehn wir die einzelnen Lebensverhältnisse durch, so war die Aechtung der Emigranten und die Verfolgung der Priester noch immer Landesgesetz und damit die persönliche Sicherheit jedes Bürgers der Willkür der Staatsgewalt preisgegeben. Das bürgerliche Gesetzbuch war nicht zu Stande gekommen, die Heiligkeit der Ehe nicht hergestellt, die Freiheit der Testamente nicht anerkannt. Unter welchen Lasten der Grundbesitz erlag, haben wir mehrfach zu bemerken Gelegenheit gehabt;

---

[1]) Rocquain l'état de la France au 18 brumaire.

noch jene spätern Berichte wissen aus vielen Departements zu melden, daß eine zugleich schlaffe und regellose Steuererhebung dem Einen ein Zwölftel, dem Andern drei Viertel des Einkommens fortnahm, daß in zahlreichen Fällen die Steuer das Einkommen überstieg und der Eigenthümer seine Ländereien dem Steuerempfänger überließ, daß er den Betrag seiner Forderung selbst heraus wirthschafte. Die Industrie stand immer noch tief unter der Stufe der Entwicklung von 1788. In Lyon arbeiteten 4000 Webstühle, anstatt der 9000 der alten Zeit. Die Papierfabriken der Charente waren zur Hälfte eingegangen, die Tuchfabriken der Eure, die Leinenmanufacturen der Bretagne, die Spitzenklöppeleien von Valenciennes und der Normandie existirten nicht mehr. Die Webereien der Aube, einst auf einen Jahresertrag von beinahe 10 Millionen geschätzt, waren auf ein Drittel desselben gesunken; und so in trauriger Reihe weiter. Der Handel lag in unausbleiblicher Wechselwirkung darnieder wie die Industrie. Der englische Krieg hatte die See gesperrt und den Verkehr mit den Colonien abgeschnitten, und damit die Küstenplätze in die traurigste Lage gebracht. Marseille hatte vor der Revolution jährlich eine Ausfuhr von mindestens 80, und noch im Jahre 1791 von 66 Millionen gehabt; zehn Jahre später erklärte François de Nantes, daß die Stadt in einem Jahre nicht so viel umsetze, wie sonst in vierzehn Tagen. An den Gestaden der Bretagne, der Normandie, des Norddepartements war für die halbe Bevölkerung die einzige Nahrungsquelle, Schifffahrt und Fischerei, zerstört; ein Drittel der Einwohner lebte von den Almosen und Armensteuern der beiden andern; in den Häfen trieben sich Fischer und Matrosen hungernd, bettelnd und fluchend zu Hunderten müßig umher. Dabei sahen diese Landschaften in Folge der steten Finanznoth des Staates ihr ganzes Dasein in Frage gestellt, da alle Deich- und Uferbauten eine langjährige Unterbrechung erfahren hatten. Die Häfen versandeten, die Kanäle wurden unbrauchbar, die flachen Uferstriche der Flüsse versumpften; halb Flandern zitterte bei jedem Weststurm, ob der große Deich von Blankenberghe in seinem verfallenen Zustande noch einmal den herantreibenden Wogenschwall aushalten würde. Gleich gewichtige Klagen, wie die Küstenbezirke, erhob das Binnenland. Hier stockte der Verkehr durch die stets fortgeschrittene Verkommenheit der Straßen. Löcher von mehreren Fuß Breite und Tiefe waren gewöhnliche Vorkommnisse; bei Regenwetter verwandelten sich ganze Strecken in breite Moräste; oft verließen die Posten die Kunststraße und suchten ihren Weg durch die Aecker, wo man vielleicht stecken bleiben, aber nicht wohl

den Hals brechen konnte. Das Directorium hatte jetzt wie früher kein Geld zum Straßenbau, und wir bemerkten, wie lange es dauerte, ehe nur die ersten Einrichtungen zur Erhebung eines Chausseegeldes zu Stande kamen. In nicht geringerem Maße hatte ein anderes Uebel zugenommen, die Unsicherheit des Verkehrs durch die Banden der Wegelagerer. Am schlimmsten war diese Landplage in den Bezirken, wo sie sich mit politischen Kämpfen verschmelzen konnte; in der Bretagne rotteten sich Uebelthäter aller Art zusammen, um heute als Chouans eine republikanische Staatscasse und morgen als mobile Colonne einen royalistischen Edelmann zu brandschatzen. Leider verstärkte der Verfall der Staatsgewalt ihren Zuzug von allen Seiten her. Jene brodlosen Seeleute ließen sich nicht lange bitten, auch einmal zu Lande einen Piratenstreich zu machen; bei der massenhaften Desertion der Linientruppen gab es aller Orten junge Bursche, die sich zu Hause nicht mehr sicher fühlten und auf der Landstraße bei Mondschein ihren Lebensunterhalt suchten, und da bei der Mittellosigkeit der Regierung die Bataillone selbst im regulären Dienste von Requisitionen leben mußten, so zogen nicht selten kleine Abtheilungen auf eigene Faust im Lande zu freien Erpressungen umher. Um das Unheil zu steigern, gingen manche Officiere und Generale mit dem bösesten Beispiele voran, requirirten große Summen für angebliche Dienstausgaben ohne alle gesetzliche Vollmacht aus der nächsten Bezirkscasse, und waren sehr unbefangen der Meinung, daß dem Tapferen die Welt gehöre. Ueberhaupt waren durch den langen Kriegszustand und mehr noch durch die jacobinische Schreckensherrschaft die Begriffe von Mein und Dein in arge Verwirrung gerathen. Eine schwere Klage der Forstverwaltung war es, daß namentlich im Süden die Bürger den Staatswald als ihr Gemeingut ansahn, und in großen Schaaren mit langen Wagenreihen gewaltige Holzmassen nach freiem Belieben herausholten. Bei solchen Gesinnungen wurde natürlich die Ausrottung des Räuberunwesens in hohem Maße erschwert. Theils aus schlaffer Gutmüthigkeit, theils aus Furcht vor der Rache der Banditen ließen sich die Zeugen zu keiner Aussage herbei, weigerten die Geschworenen das verurtheilende Verdict, verschleppten die Richter die Vollstreckung der erkannten Strafen. Ein großer Bruchtheil der Nation lebte geradezu außerhalb aller Gesetze.

Wenden wir den Blick auf die Verwaltung der städtischen Gemeinden, so begegnen wir gleich trüben Erscheinungen. Das Unterrichtswesen stand genau auf demselben Punkte, wo wir es bei dem

Beginne der Directorialregierung antrafen, treffliche Gesetze auf dem Papier, völliger Verfall in der Wirklichkeit In vielen Departements konnten 90 Procent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. In Paris hätten nach dem Gesetze mehr als 20,000 Kinder die Schule besuchen müssen; im Jahre 1797 fand man ihrer 1100 darin. In den Departements war nur ein geringer Theil der vorgeschriebenen Schulen eröffnet, aber auch diese wurden gar nicht oder nur unregelmäßig besucht. Allgemein wurde über die Unwissenheit, nicht selten über die Rohheit und Trunksucht der Lehrer geklagt. Nur die Centralschulen hatten etwas festeren Bestand gewonnen; traurig bezeichnend für die Richtung der Geister aber war es, daß durchgängig allein die Lehrer der technischen Wissenschaften Schüler fanden, welche hier die Vorbereitung zu schnellem Eintritt in gutbezahlte industrielle Stellen suchten. Die Studien der Philosophie, der Sprachen, der Geschichte blieben verlassen; die allgemeine geistige Cultur war im Absterben begriffen. Wie mit den Schulen, stand es mit den Hospitälern, 1799 nicht anders als 1795. Die Revolution hatte ihnen die Güter genommen, Einiges zurückgegeben, spärliche Geldentschädigung angewiesen, im Durchschnitt aber sie kaum auf die Hälfte der frühern Einkünfte gebracht. So war die Lage der dort verpflegten Kranken und Greise eine erbärmliche; sie hatten kaum ausreichende Nahrung, zerlumpte Kleidung, dürftige und schmutzige Betten. Den dunkelsten Flecken aber in diesem düstern Bilde gab die Lage der Findelkinder. Schon die Zahl derselben lieferte ein schauerliches Symptom des socialen Zustandes jener Zeit. Eine umfassende amtliche Aufzeichnung darüber gab es nicht. Aber in einer Reihe von Departements erschienen ihre Ziffern von 2000, 1600, 2600 u. s. w., und daneben die entsetzliche Angabe, daß wegen unzulänglicher Ernährung neunzehn Zwanzigstel derselben wegstarben, und die weitere Berechnung, daß der Staat, wenn er die Rückstände der budgetmäßigen Kosten nur zur Hälfte nachzahlen wollte, mit einer Summe von 25 Millionen kaum ausreichen würde. Um einigermaßen zu helfen, griffen viele Gemeinden zur Erneuerung der einst so thörichter Weise abgeschafften indirecten Abgaben, und richteten, wie damals der Ausdruck lautete, Octrois der Wohlthätigkeit ein. Aber einmal brachten diese bei der allgemeinen Verarmung nicht immer den erhofften Ertrag, und sodann fand nur zu häufig die Commune, daß einzelne sonstige Bedürfnisse doch noch drängender seien als der Unterhalt der Hospitäler, wenn etwa der Regen durch das schadhafte Rathhausdach den Sitzungssaal überschwemmte oder sonst ein National=

gebäude nach siebenjähriger Vernachlässigung aller Reparaturen den Einsturz drohte, oder beim Heranrücken der Chouans sich herausstellte, daß alle Waffen der Bürgergarde unterschlagen und verkauft worden waren. Die alten Klagen über die Unthätigkeit und Unfähigkeit der meisten Gemeinde- und Bezirksbeamten dauerten fort. Zwar waren die Jacobiner des 18. Fructidor in vielen Gegenden seit der Reaction des folgenden Jahres wieder aus den Stellen vertrieben worden; da aber bei der allseitigen Finanznoth die Gehaltszahlung äußerst unregelmäßig und unvollständig erfolgte, so fehlte es bald in zahlreichen Orten an Candidaten für die einst so eifrig umworbenen Stellen. Man freute sich, wenn irgend ein begüterter Bürger die Last als Ehrenamt übernahm, war dann aber auch zufrieden mit Allem, was er leistete oder nicht leistete. Nicht besser ging es bei den Gerichten zu. Manche Tribunale, die seit anderthalb Jahren keinen Sou Besoldung erhalten hatten, stellten ihre Thätigkeit ganz ein; der Pariser Cassationshof selbst zeigte dem Rathe der Fünfhundert beschwerend an, daß seine seit vier Monaten unbezahlt gelassenen Mitglieder am Hungertuche nagten. Mit einem Worte, jene Botschaft des neuen Directoriums, daß in Ermangelung schleuniger Hülfe die allgemeine Auflösung des Gemeinwesens dicht bevorstehe, sagte in jeder Hinsicht die schreckenvolle Wahrheit.

Das war die Schlußrechnung des Zustandes, zu welchem die Männer der regellosen Freiheit und der erzwungenen Gleichheit binnen zehnjährigen Convulsionen Frankreich heruntergebracht hatten. Die Begeisterung für die Republik, die Achtung vor dem Gesetz, die Theilnahme am Gemeinwesen war verschwunden; die Obrigkeit war verachtet, der Bürgersinn in träge Gleichgültigkeit umgeschlagen; die Reichen waren verarmt und die Armen elend geworden. Die einzigen Erscheinungen, die noch von innerer Lebenskraft in dem französischen Volke Kunde gaben, waren auf der einen Seite der bei aller Zuchtlosigkeit unverwüstliche Kern von Heldenmuth und Ehrgeiz in den Armeen, und auf der andern der durch alle Verfolgung gestählte religiöse Sinn, der weit und breit im Lande Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete aus der unendlichen irdischen Noth heraus um seine Altäre sammelte. Ein Usurpator, sagte Boulay von der Meurthe zu großer Aufregung der Fünfhundert, welcher diese Stimmung ausbeutete, würde damit eine höchst bedenkliche Macht gewinnen.

Achtes Buch.

Das Consulat.



Unsere Erzählung nähert sich dem Abschluß. Wir haben die Revolution beobachtet, wie sie in mächtigem Ausbruch den alten Staat in Scherben schlug, den bisherigen Zustand der französischen Gesellschaft zertrümmerte und eine von Grund aus umgeformte Denk- und Lebensweise mit jedem Mittel der Gewalt zuerst in Frankreich und dann in allen Nachbarländern zur Herrschaft zu bringen suchte.

Wir haben gesehn, wie ihr der Neubau im eignen Lande und in ihren Vasallenstaaten mißlang. Die Willkür anstatt der Freiheit, die Gleichheit anstatt der Gerechtigkeit, auf diesen Grundlagen gab es kein anderes Ergebniß als den Wechsel von Anarchie und Tyrannei, kein anderes Mittel gegen die Zersetzung als den Staatsstreich. Nach zehnjährigen Erschütterungen hatte die von der Revolution geschaffene Staatsgewalt in allen Stücken abgewirthschaftet. Mit Mühe widerstand man noch den auswärtigen Gegnern und durfte von Glück sagen, daß im feindlichen Lager die Verwirrung und Ohnmacht ebenso groß wie im französischen war.

Die erste große Coalition der Jahre 1792 und 1793 war, wie wir wissen, durchaus nicht das Werk einer angriffslustigen Reaction gewesen. Beunruhigt durch die Hülferufe Ludwig's XVI., aber erst auf die Kriegserklärung der Gironde widerwillig unter die Waffen getreten, hatten die Mächte damals nur den Gedanken gehabt, den aufgenöthigten Streit zur eignen Vergrößerung zu benutzen. Weil sie dann bei diesem Streit unter einander in Hader geriethen, unterlagen sie den französischen Heeresmassen. Erst im Jahre 1798 erhob der Kaiser Paul das Banner der Gegenrevolution und verkündete als einzigen Zweck des Bündnisses den uneigennützigen Principienkampf, den Verzicht der Mächte auf eignen Erwerb und die Ausrottung jeder revolutionären Gesinnung und Schöpfung. Wir haben es zu Anfang schon bemerkt: ein solches

Programm war ein todtgeborenes Kind. Die territorialen Ansprüche der einzelnen Mächte ließen sich ebenso wenig beseitigen, wie die stumpfe Restauration des alten Staates in der neuen Welt ermöglichen. Nachdem man sechs Monate lang aller Orten gesiegt, war am Ende des siebenten auch dieses Bündniß in offener Zwietracht zerfallen und an der entscheidenden Stelle geschlagen. Wie die Revolution, so war auch die Gegenrevolution bei dem völligen Bankerotte angelangt.

Wir sehen Mißlingen, Erschöpfung, Entmuthigung auf allen Seiten. Dahin ist in dem alten Europa jede Möglichkeit zu neuer Eintracht, zu weiterer Machtentfaltung; denn obgleich man noch scheinbar ungeschädigt die Hebel der alten Staatsmaschine besitzt, so verglimmt doch im letzten Erlöschen die treibende Kraft; überall sind die idealen Gefühle abgestorben, welche einst die feudale Monarchie beseelt und lebensfähig gemacht haben. Dahin ist aber auch in Frankreich jedes Vertrauen zu sich selbst und zu der eigenen Sache, zu den bisherigen Führern und zu den einst so heiß erstrebten Zielen. Und doch ist die gegenwärtige Lage unerträglich von Grund aus, und ebenso unermeßlich die Sehnsucht, endlich, endlich festen Boden zu gewinnen und von so beispiellosen Opfern und Anstrengungen einige Frucht zu sehen. Wer hier einträte mit dem errettenden Worte, stark genug, die positiven Errungenschaften der Revolution ordnend zusammen zu fassen, der Masse des Volkes die Ruhe und das Behagen des bürgerlichen Daseins zu sichern, und dann den thätigen Kräften des Landes ruhmvolle Bahnen zu eröffnen: die ganze Nation würde zu seinen Füßen liegen, und Europa könnte besondere Erfahrungen machen über Frankreichs unerschöpfliche Lebenskraft. Wohl hatte das Land seit zehn Jahren alle Leiden erduldet, welche die Zerrüttung der staatlichen Ordnung über ein Volk verhängen kann. Mehr als eine Million seiner kräftigsten Männer war in den blutigen Kämpfen des äußern und in den schlimmern Freveln des innern Krieges zu Grunde gegangen; mehr als eine Milliarde seines nationalen Vermögens war in dem communistischen Schreckensregiment und während der directorialen Anarchie vernichtet worden. Aber es bestand die unermüdliche Fruchtbarkeit des französischen Bodens, so wie die nicht minder unermüdliche Elasticität des französischen Geistes, und bei aller Verzweiflung in den innern Fragen war man den Fremden gegenüber von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt, welches nur nach dem tüchtigen Führer und Lenker rief, um dann der Ueberlegenheit über jeden Widersacher sicher zu sein. Und wenn ein solcher Herrschergeist sich erhob, so hatte die Revolution bei all ihren

Verheerungen ihm zwei Vortheile geschaffen, welchen kein anderer der damaligen Staaten etwas Gleichwerthiges entgegensetzen konnte. Sie hatte sämmtliche Besonderheiten, Privilegien, Corporationen vertilgt, welche im alten Frankreich den Willen des Herrschers beschränkend umgaben: wer heute die Staatsgewalt zu ergreifen vermochte, wurde damit der Gebieter über alle Kräfte des französischen Volkes. Und weiter hatte die Revolution so entsetzlich auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens gehaust, daß für den Augenblick Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst mit Noth um ihr Dasein rangen, und somit alle jugendfrische, starke und ehrgeizige Elemente der Nation sich der einzigen noch hoffnungsreichen Stelle zudrängten, dem militärischen Treiben des Heeres. Fand sich der Mann, der sie um sich zu sammeln vermochte, so stand ein ungeheurer Umschwung für Frankreich und Europa bevor.

Diesen Mann aber führten günstigere Sterne, als sie jemals einem andern Sterblichen geleuchtet hatten, eben damals auf den Boden Frankreichs zurück.

Erstes Capitel.

Rückkehr Bonaparte's.

Seit der Seeschlacht von Abukir war die Behauptung Aegyptens für Bonaparte eine Sache günstiger Zufälle, und also im Grunde hoffnungslos geworden. Ohne bleibend offne Verbindung mit der Heimath ließ sich der Zusammenbruch mit gleicher Sicherheit vorausberechnen wie der Todestag eines schwindsüchtigen Mannes. Denn das kleine Heer erlitt täglichen Verlust an Menschen und an Material durch Gefechte, Strapazen, Krankheiten; man that, was man irgend konnte, um sich im Lande selbst Ersatz zu schaffen, das Alles aber blieb unzulänglich, und die baldige Unhaltbarkeit der Colonie, wenn die Beihülfe des Mutterlandes weiter ausblieb, lag mit voller Deutlichkeit zu Tage. So waren denn die Gedanken des Generals unaufhörlich in Europa. Nicht als ob er sogleich an der Rettung der Colonie verzweifelt oder den Besitz derselben gering geschätzt hätte: im Gegentheil, er war überzeugt, daß die Beherrschung Aegyptens auch für Indien entscheidend sei, daß wenn Frankreich Aegypten behalte, England auf die Dauer in Indien nicht Herr bleiben würde. Und ebenso hielt er es für möglich, daß bei richtiger Verwendung aller Streitkräfte die französische Regierung wieder das Uebergewicht im Mittelmeer gewinnen könnte, sei es, daß sie durch einen glücklichen Angriff auf Irland den Feind zur Abberufung seiner Flotte aus dem Mittelmeer nöthige, sei es, daß sie durch plötzliche Vereinigung aller ihrer Geschwader dort wenigstens für eine Zeit lang eine erdrückende Uebermacht in Bewegung setze. Dann würde man Aegypten auf lange hin verstärken und sichern; man würde die Türken zugleich durch eine Landung in Morea und durch das Erscheinen einer starken Flotte vor Constantinopel zum Frieden zwingen.

Freilich eine andere Frage war es, ob die Fähigkeit und die Mittel des Directoriums zu so großen Operationen ausreichten, und eine nicht minder entscheidende, ob die gesammte Lage Europa's dergleichen verstatten würde. So entwickelte Bonaparte zwei Monate nach Abukir, am 7. October 1798, dem Directorium jene maritimen Pläne und legte die Dringlichkeit dar, welche die Ausführung derselben für ihn und Aegypten hatte. Seit dem 17. Juli war er ohne alle Nachricht aus Europa; er hatte nicht einmal bestimmte Kunde über die Entschließungen der Türkei. Er hatte gleich nach seiner Ankunft an den Großwesier und den Statthalter von Syrien, Djezzar-Pascha, geschrieben, und sie der großen Freundschaft Frankreichs versichert, welches nicht den Sultan bekriegen, sondern nur die Störungen des französischen Handels durch die Mameluken bestrafen wolle: eine Antwort aber hatte er nicht erhalten, sondern statt dessen erfahren, daß in der ganzen Türkei die französischen Consuln verhaftet und eifrige Rüstungen im Gange seien. So mußte er auf einen doppelten Angriff von der Land- und Seeseite her gefaßt sein, und gab dem Directorium anheim, falls es nicht wirksame Hülfe senden könne, die Räumung Aegyptens zum Preise eines für Frankreich ruhmvollen Friedens mit England zu machen und dann mit gesammelter Macht alle in Rastadt erhobenen Forderungen gegen Deutschland durchzusetzen. Uebrigens schloß er seinen Brief mit der Bemerkung, sobald er über die Absichten der Türken im Klaren und die Organisation der Colonie einigermaßen vorgerückt sei, was nicht lange mehr dauern würde, denke er nach Europa zurückzukehren, besonders wenn die nächsten Berichte ihm den Friedensstand des Continents bedroht zeigten.

Wir sehn wieder, wie der angebliche Entwurf eines orientalischen Weltreichs bei ihm nur ein flüchtiges Phantasiebild erregter Augenblicke, sein wirkliches, ernstes Denken und Handeln aber fortdauernd auf Europa gerichtet war. Allerdings, noch auf lange hin blieben die Berichte ebenso wie die Verstärkungen aus Frankreich aus, und er mußte alle Kräfte seines rastlos arbeitenden Geistes aufbieten, um sich und seinen Genossen in jenem abgeschiedenen Winkel des Morgenlandes das Dasein zu fristen. Das Land war jetzt beinahe vollständig im militärischen Besitze der Eroberer, nachdem General Desaix, den Nilstrom aufwärts dringend, den tapfern Murad Bey in mehreren Gefechten besiegt, an den Rand der Wüste zurückgedrängt und Oberägypten bis zu den Katarakten unterworfen hatte. Die Landesverwaltung war wenigstens in den ersten Anfängen skizzirt, ein höherer Officier an der

Spitze jeder Provinz mit den weitesten Vollmachten, unterstützt durch einen Divan friedfertig gesinnter Notabeln der Provinz, neben ihm ein französischer Agent, welcher durch koptische Intendanten die Steuererhebung in der bisherigen Weise betreiben ließ, so weit dieselbe neben den fortdauernd nöthigen Contributionen und Requisitionen in regelmäßigen Gang kommen wollte. Eine Hauptsorge war die möglichst gründliche Entwaffnung der einheimischen Bevölkerung, die bei den Fellahs ohne große Schwierigkeit sich durchführen ließ, aber bei den nicht immer fest angesiedelten Arabern — Bonaparte schätzte deren Zahl im ganzen Lande auf 62,000 streitbare Männer — schlechterdings nicht erreichbar war. Böses Blut machte dann ferner die von Bonaparte auf das Nachdrücklichste betriebene Pferdeaushebung in allen Provinzen, die für die Reiterei des Heeres unerläßlich war, stets aber einem zähen Widerstand begegnete. Sodann war verfügt worden, daß alle Güter der Mameluken als Staatseigenthum betrachtet und für die französische Republik eingezogen werden sollten. Sie bildeten einen sehr ansehnlichen Theil des Areals, waren aber früher in mannichfaltiger Weise benutzt und gegen verschiedene Leistungen an Vasallen und Erbpächter ausgethan worden, so daß ihre Confiscation eine Menge privater Beziehungen und Interessen auf das Empfindlichste verletzte. Dazu kam die militärische Derbheit, womit Officiere und Soldaten nur zu häufig gegen die Eingeborenen auftraten, das willkürliche Verfahren vieler höherer Beamten und Officiere, die Erpressungen und Unterschleife, welche hier wie einst in Rom und Mailand an der Tagesordnung waren, zum Schaden der Armee und zum Leiden des Volks: genug, es fehlte nicht am Stoffe zur Unzufriedenheit und Gährung, wie nachdrücklich auch Bonaparte seine Verehrung für den Propheten Muhammed verkünden und jeden Empörer mit dem Zorne Allah's bedrohn mochte. Am 21. October, ohne irgend eine besondere Veranlassung, erhob sich plötzlich das Volk Cairo's, unterstützt von vielen Tausenden in die Stadt hereinströmender Bauern, zu einem wilden Aufstande gegen die Franzosen. Zugleich rührte sich die Empörung in allen Theilen des Landes; kleine Garnisonen wurden angegriffen, einzelne Abtheilungen auf dem Marsche überfallen, und die englischen Kriegsschiffe eröffneten ein Bombardement gegen Alexandrien und Abukir. Es war kein Zweifel, daß man es mit einer planmäßig vorbereiteten, allgemeinen Erhebung zu thun hatte. Nun richteten zwar die Rebellen im Einzelnen manches Unheil an, bald aber wurde die französische Kriegszucht und Bewaffnung der ungeordneten Schwärme wieder Meister, und ein entsetzliches

Strafgericht erfolgte. Bonaparte hatte, wie er dem General Menou schrieb, eine Zeit lang geglaubt, durch Milde auf die Bevölkerung wirken zu können; jetzt erklärte er, daß hier im Orient der Gehorsam nur durch Furcht zu erzwingen sei, und unaufhörlich folgten sich die Befehle an seine Officiere, ein Exempel zu statuiren, oder eine gute Lection zu geben, d. h. eine Anzahl Köpfe abzuschlagen, einige Dörfer zu verbrennen, einen Beduinenstamm mit Stumpf und Stiel auszurotten. „Verkündet dem Volk“, befahl er dem Divan von Cairo, „daß wer sich muthwillig gegen mich erhebt, nicht in dieser noch in jener Welt Rettung finden wird. Ist jemand so blind, nicht zu sehen, daß das Schicksal alle meine Schritte leitet? Oder ist jemand so ungläubig, zu bezweifeln, daß Alles in diesem Weltall der Herrschaft des Schicksals unterworfen ist? Ich könnte Rechenschaft von den geheimsten Gedanken eines Jeden fordern, denn ich weiß Alles. Aber die Zeit wird kommen, wo es Jedem klar wird, daß ich höhern Befehlen folge, und daß keine menschliche Anstrengung etwas gegen mich vermag.“

Es war nicht bloße Nachahmung islamitischer Redewendung, in der er sich hier erging; die Vorstellung, daß über ihm ein besonderes Fatum walte, war längst in ihm vorhanden: es war kein Glück für ihn, noch für Frankreich und Europa, daß sie sich hier in der geistigen Atmosphäre des orientalischen Despotismus zu voller Klarheit entwickeln durfte.

So kam man in leidlicher Ruhe, ohne besondere Ereignisse, über die Wintermonate hinweg. Bonaparte benutzte die Zeit unter Anderem Ende December 1798 zu einem Ausflug nach Suez, wo er den Spuren des alten Canals zwischen beiden Meeren nachging und Forschungen über die Möglichkeit einer Herstellung desselben anbefahl. Bald aber wurde er wieder durch dringendere Sorgen der Gegenwart in Anspruch genommen. Noch in Suez selbst, als er eben von einem Ausflug zu den Quellen des Moses am jenseitigen Meeresufer zurückkam, empfing er die Nachricht, daß eine von Djezzar-Pascha abgesandte Schaar von Syrien durch die Wüste nach Aegypten eingedrungen sei und das Grenzfort Elarisch besetzt habe. Es war die thatsächliche Antwort auf all seine schmeichelnden Briefe an Djezzar und den Großwesir; seit Monaten hatte er auf sichere Nachricht gewartet, ob die Pforte der französischen Republik den Krieg erklärt habe oder nicht; jetzt brachte ihm der Krieg selbst die Erklärung. Wie gewöhnlich, war sein Entschluß auf der Stelle gefaßt: er wollte den Angriff des Gegners nicht in Aegypten erwarten, sondern ihm mit einem Offensivstoß auf Syrien zuvorkommen.

Vom ersten Tage an und mit verdoppeltem Eifer seit der Rebellion des October hatte er alle größeren oder strategisch wichtigen Orte Aegyptens mit starken Festungswerken umgeben, Geißeln von allen verdächtigen Stämmen und Dörfern in der Citadelle von Cairo eingeschlossen, bewaffnete Fahrzeuge auf dem Nil und den Seen des Delta aufgestellt. Demnach glaubte er auch mit geringer Mannschaft das langgestreckte Nilthal im Zaume halten zu können, und gedachte persönlich mit etwas mehr als 12,000 Mann dem alten Djezzar auf den Leib zu gehen. Er eilte nach Cairo zurück, um von dort aus alle Vorbereitungen zu treffen. Es galt, Lebensmittel, Geld, Kameele zusammen zu bringen, aus den Resten der Flotte ein kleines Geschwader zum Transporte des schweren Geschützes zu bilden, die letzte Hand an die Befestigung des Innern zu legen. Anfang Februar 1799 war Alles vollendet, und General Reynier erhielt den Befehl, mit seiner Division den Marsch auf Elarisch zu eröffnen. Die Divisionen Kleber, Bon, Lannes, so wie eine Reiterreserve unter Murat sollten sich unmittelbar anschließen. Am 9. Februar, nach dreitägigem, durch Hitze und Durst äußerst mühseligem Marsche durch die Wüste langte der Vortrab vor Elarisch an.

Bonaparte war im Begriff gewesen, von Cairo eben dorthin abzugehen, als er aus Alexandrien die Nachricht erhielt, ein mit Wein beladenes Schiff aus Ragusa sei glücklich in den Hafen gelangt und bringe Depeschen für den General aus Europa mit. Mit wahrem Heißhunger erwartete er jetzt deren Ankunft, die ersten Nachrichten aus der Heimath seit sieben Monaten. Ein französischer Passagier des Fahrzeugs, Hamelin, überbrachte sie ihm am 8. Februar, es war ein Brief des französischen Consuls in Ancona vom 1. November und einige Zeitungen vom September und October. Bonaparte erfuhr daraus, daß bis zu diesem Zeitpunkte in Europa der Friede fortgedauert, in Rastadt allerdings nichts abgeschlossen und die Lage unter allseitigen Rüstungen eine gespannte sei. Zugleich aber erzählte ihm Hamelin, daß er unterwegs durch Schiffer verschiedener Nationen Kunde von der neapolitanischen Kriegserklärung gegen Frankreich und dem Vorgehn der Neapolitaner gegen Rom erhalten habe, und Bonaparte dünkte es sofort sehr wahrscheinlich, daß dieser Funke schnell genug einen größern Brand entzünden würde. Er war entrüstet über die Lässigkeit des Directoriums, welches ihn über so wichtige Ereignisse ohne Nachrichten ließ, da vor Allem im Laufe des Winters die englische Blokade unmöglich jede Mittheilung, wenn sie wiederholt und mit den richtigen

Vorkehrungen abgesandt wurde, verhindern konnte. Hatte er doch von Hamelin vernommen, daß seine Depeschen nach Paris fast sämmtlich hinüber gekommen waren. In dieser Stimmung meldete er am 10. Februar seiner Regierung den bevorstehenden Zug nach Syrien. Er habe dabei, sagte er, drei Zwecke, zunächst die definitive Sicherung Aegyptens durch den Bau eines festen Platzes jenseit der Wüste, womit die Türken so weit von Aegypten entfernt würden, daß sie mit keinem europäischen Heere, welches eine Landung versuchte, zusammenwirken könnten — sodann unmittelbare Einwirkung auf die Pforte und Unterstützung der diplomatischen Schritte, die ohne Zweifel von Paris aus geschehn seien — endlich Abschneiden der Verpflegung, welche die englischen Kreuzer bisher aus Syrien bezogen hatten, indem er in den nächsten Monaten diese ganze Küste durch die Waffen oder durch Unterhandlungen zu einer befreundeten mache. Indem er dann in kurzen Worten den Umfang und die Schwierigkeit seiner Stellung bezeichnete, betonte er mit bündiger Schärfe die Nothwendigkeit baldiger Verstärkung, da die Armee täglich Verluste habe, und schließt dann: wenn im Laufe des März sich Hamelin's Berichte bestätigen und die Republik gegen die Könige unter den Waffen steht, so kehre ich nach Frankreich zurück; sonst erlaube ich mir keine Reflexion über die dortige Lage, da ich seit so langer Zeit ohne Nachrichten bin; wir vertrauen Alle auf die Weisheit und Kraft euerer Entschließungen.

Er eilte darauf zu dem neuen Unternehmen hinüber und langte am 17. Februar vor Elarisch an. Reynier und Kleber hatten bereits die 1200 Mann starken Feinde in das Schloß zurückgedrängt und hielten sie eng blokirt; eine Mamelukenschaar, die zu ihrer Hülfe von Gaza herüber kam, wurde durch einen nächtlichen Ueberfall beinahe aufgerieben. Bonaparte ließ sofort die Laufgräben gegen das Schloß eröffnen, und erzwang am 20. die Uebergabe; die Besatzung erhielt freien Abzug gegen das Versprechen, nicht in Djezzar's Heer gegen die Franzosen zu dienen; 500 Mogrebiner ließen sich in die französischen Bataillone einreihen. Dann ging es, am 22., vorwärts nach Palästina, dessen erster Ort, Kanjunes, am 24. erreicht wurde. Die Truppen jubelten, als sie hier, dem heißen Wüstensande entronnen, wieder frisches Grün, weite Wiesen und Laubwälder erblickten und durch kühlen Regen erfrischt wurden. Freilich als ein Unwetter dem andern folgte, die leichten baumwollenen Uniformen durchnäßt und alle Straßen unwegsam wurden, gab es Marodeure und Kranke in Menge, zumal die Verpflegung äußerst spärlich war. So wurde vielfach geplündert und

verwüstet, am Abend ganze Olivenwälder in Brand gesteckt, um die nassen Glieder zu trocknen, oder die Hütten in den Dörfern zerstört, um die Balken als Brennholz zu verwenden. Um die Neigung der von Djezzar-Pascha bisher mit roher Brutalität beherrschten Eingebornen zu gewinnen, war dies Verhalten nicht besonders geeignet. Um so mehr drängte Bonaparte vorwärts. Gaza und Aidod wurden nach geringem Widerstand besetzt, in Gaza und Ramla große, durch die Mameluken aufgehäufte Vorräthe an Lebensmitteln, 300,000 Rationen Zwieback und eine noch größere Masse Gerste erbeutet, und am 4. März der befestigte Hafenplatz Jaffa eingeschlossen. Nachdem trotz der Eröffnung der Laufgräben der Befehlshaber die Uebergabe verweigert und statt dessen den Unterhändler hatte köpfen lassen, begann am 7. Morgens das Feuer der Breschbatterien; nach fünf Stunden wurde die Bresche für gangbar erklärt und die Stadt mit stürmender Hand genommen. Die Truppen machten nieder, wen sie antrafen, Soldaten und Einwohner, überließen sich allen denkbaren Ausschweifungen, plünderten, tranken, zerstörten, bis die Müdigkeit den Greueln ein Ziel setzte. Von der 4000 Mann starken Besatzung war ein großer Theil im Kampfe gefallen, die Uebrigen, mehr als 3000 Mann, hatten sich in die Moscheen und ein Caravanserei geflüchtet und streckten dort die Waffen. Bonaparte ließ aber am folgenden Tage auch diese, nachdem er die Ansichten seiner Generale eingeholt, hinaus auf das Meeresufer führen und dort unter großem Widerstreben der eignen Soldaten truppweise erschießen. Als Gründe dieser scheußlichen Metzelei wurden angeführt, einmal, daß man keine Lebensmittel gehabt, um so viele Gefangene zu ernähren, sodann, daß sich unter denselben auch die Besatzung von Elarisch befunden habe, die unter dem Versprechen, nicht mehr gegen die Franzosen zu kämpfen, entlassen worden war; sie hätte also das Leben verwirkt und zudem bewiesen, daß überall auf türkische Eidschwüre nicht zu bauen sei. Der entlassene Rest jener Besatzung betrug aber, wie wir sahn, nur 700 Mann; deren Wortbruch konnte also den Mord von 2000 Andern nicht rechtfertigen. Was die Lebensmittel betraf, so hatte man nach Bonaparte's eignem Bericht in Jaffa 400,000 Rationen Zwieback und 200,000 Centner Reis vorgefunden; dazu besaß man die Beute von Gaza und Ramla, hatte demnach Vorrath genug, um neben den 12,000 Franzosen 3000 Gefangene eine geraume Weile hindurch zu beköstigen. Man wird also sagen müssen, daß die sogenannten Gründe nur Vorwände waren: Bonaparte hielt es für gut, nach der dem General Menou gepredigten Lehre den Gehorsam durch

Furcht zu erzwingen und hier an der Schwelle Syriens den Schrecken in großem Style zu verbreiten. In demselben Sinne rief er damals in einem Manifeste den Behörden in Jerusalem und Nablus zu: ich bin gnädig und barmherzig gegen das Volk und meine Freunde, und furchtbar wie das Feuer des Himmels meinen Feinden. Und dem französischen Directorium berichtete er, daß er milde gegen die Einwohner von Jaffa gewesen, aber strenge gegen die Besatzung, die sich mit den Waffen in der Hand hätte gefangen nehmen lassen. Er hatte dem geplünderten und mißhandelten Reste des Volkes, so weit es nicht beim Sturme niedergemacht war, das arme Leben gelassen; den Truppen des Sultans aber, die im Kampfe gegen ihn ihre Soldatenpflicht thaten, rechnete er den Widerstand als todeswürdige Empörung an.

Nachdem die nöthigsten Einrichtungen zur Sicherung der eroberten Stadt und Ausbeutung der Umgegend getroffen waren, setzte das Heer am 14. März seinen Vormarsch gegen St. Jean d'Acre, den damaligen Wohnsitz Djezzar-Pascha's, fort. Man bestand unterwegs blutige Scharmützel mit Djezzar's Reitern und den Nablusinern, bei welchen Bonaparte's Manifest nur verstärkte Erbitterung hervorgerufen hatte, und langte am 18. vor Acre an, auf derselben weit gestreckten Ebene, auf welcher sechshundert Jahre früher der Kampf der Kreuzfahrer gegen Saladin die Streitkräfte des ganzen christlichen Abendlandes versammelt hatte. Bonaparte hatte nach Jaffa's Fall den feindseligen Pascha noch einmal zu Friedensverhandlungen aufgefordert: wenn Djezzar, wie wohl erzählt wird, einen Augenblick geschwankt hat, so war er durch eine höchst willkommene Verstärkung schnell wieder umgestimmt worden; es war nämlich am 14. März der unter Nelson's Oberbefehl stehende Commodore Sir Sidney Smith mit zwei Linienschiffen und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge auf der Rhede erschienen, hatte einen ausgewanderten französischen Genieofficier Phelipeaux zur Ausbesserung der Festungswerke in die Stadt gesandt und dem Pascha allen sonst thunlichen Beistand zugesichert. So blieb Bonaparte's Schreiben unbeantwortet, und auf's Neue mußte die Gewalt der Waffen entscheiden. Der schnelle Fall von Jaffa hatte den Uebermuth der Sieger gesteigert; die Mauern und Thürme Acre's nahmen sich nicht viel anders aus als jene von Jaffa, und Bonaparte beschloß, in gleicher Weise summarisch vorzugehn. Obgleich das sehnlich erwartete Belagerungsgeschütz noch immer nicht angekommen war, wurde nach einer oberflächlichen Recognoscirung der Angriffspunkt bestimmt, und die Eröffnung der Laufgräben

begonnen. Ein besonderer Umstand kam hinzu, um Bonaparte's Ungeduld zu steigern. Am 25. März erhielt er endlich amtliche Nachrichten aus Paris, Depeschen des Directoriums aus dem November und December, in welchen ihm der Ausbruch und der glückliche Verlauf des Krieges mit Neapel gemeldet wurde. Der von ihm vorausgesehene Fall war also eingetreten; er hielt weitere Verwicklungen in Europa für gewiß, und war demnach entschlossen, so bald wie möglich nach Frankreich zurückzukehren. Allerdings mußte er wünschen, nicht als Besiegter dort aufzutreten und drängte also mit verdoppelter Hast auf die Einnahme St. Jean d'Acres. Wenn es gelang, den alten Djezzar und dessen Streitmacht dort zu vernichten, so hoffte er auf die widerstandlose Unterwerfung von Damascus und Jerusalem; er erschien dann in Frankreich als glorreicher Eroberer von ganz Aegypten, Syrien und Palästina; mit einem kleinen Heere hätte er binnen Jahresfrist geleistet, was alle Kräfte des mittelalterlichen Europa während zweier Jahrhunderte vergeblich erstrebt hatten: wer hätte ihm bei solchem Siegesglanze die erste Stelle in der Republik noch streitig machen dürfen?

So gab er, nachdem seine drei Zwölfpfünder ein Stück des Mauerwerks in Trümmer gelegt hatten, am 28. März den Befehl zum Sturme. Die Truppen stürzten mit gewohnter Furie durch den Graben auf die sogenannte Bresche: da fanden sie sich durch rückwärtsliegende Schanzen gehemmt, erlitten durch das türkische Feuer schweren Verlust und wichen endlich in völliger Auflösung zurück. Es war klar, daß man die Schwierigkeit der Aufgabe erheblich unterschätzt hatte; man mußte sich auf eine regelrechte Belagerung und längern Aufenthalt gefaßt machen. Da war es denn höchst willkommen, daß sich in der nächsten Umgegend eine zahlreiche christliche Bevölkerung vorfand, die den französischen Waffen alles Heil wünschte und gerne bereit war, den Markt des Lagers zu versorgen. Auch die Drusen im benachbarten Gebirge und den arabischen Stamm der Matualis gelang es, nach ihrem Hasse gegen Djezzar-Pascha, zu gewinnen, so weit nämlich, daß sie keine Feindseligkeit verübten, einzelne Franzosen freundlich aufnahmen und Nachrichten über türkische Truppenmärsche lieferten. Daß sie aber für die Franzosen die Waffen ergriffen, hielt Bonaparte selbst mit gutem Grunde für zweifelhaft [1]). Immer war es unschätzbar, ein nach Außen einigermaßen gesichertes Dasein zu haben, zumal die berannte Festung

[1]) An Murat 13. April.

den Belagerern ihrerseits täglich mehr zu schaffen machte. Das Selbstvertrauen der Türken war seit dem mißlungenen Sturme auf den höchsten Grad gestiegen; unaufhörlich alarmirten ihre Ausfälle die französischen Linien. Sir Sidney lieferte ihnen Kriegsmaterial aller Art und setzte eine große Zahl seiner Kanoniere an das Land, deren Tüchtigkeit sich durch die gesteigerte Wirkung der türkischen Geschütze den Franzosen sehr fühlbar machte. Einige Versuche Bonaparte's, durch Minen die Bresche zu erweitern, erzielten keine Wirkung; trotz empfindlicher Verluste an Menschen und Pulver verging Woche um Woche ohne irgend einen Erfolg. Dazu kamen drohende Nachrichten über ein zahlreiches, von Damascus her sich näherndes Entsatzheer, so daß Bonaparte die Division Kleber und zwei kleinere Abtheilungen unter Junot und Murat nach Osten bis an den Jordan zur Deckung vorschob. In der That waren auf jener Seite außer den Janitscharen des Pascha von Damascus große Reitermassen, Syrer, Anatolier, Kurden, Mameluken, Beduinen, in Bewegung, zahllos, sagten die Eingeborenen, wie die Sterne des Himmels und die Sandkörner des Meeres, kampf- und raublustige Schwärme ohne Ordnung noch Disciplin. Es erging ihnen denn auch genau so wie Murad Bey bei den Pyramiden. Am 8. April trieb Junot mit 500 Mann Fußvolk und einigen Dragonern ihren Vortrab bei Nazareth in aufgelöste Flucht; am 9. hatte Kleber, 2000 Mann stark, ein erstes Feuergefecht gegen die Hauptmasse bei Cana; auf seine Berichte eilte Bonaparte selbst am 14. mit der Division Bon zu seiner Unterstützung herbei, und fand am 16. Morgens am Fuße des Berges Tabor Kleber im heftigsten Kampf. Von seinem Hügelrücken hinunter erblickte der Feldherr in der Ebene vor sich zunächst die feindlichen Reiterhaufen, dann weiter nach Osten die von diesen umgebene Division Kleber, in ein einziges Viereck zusammengeschlossen, welches von den wilden und bunten Schaaren auf allen Seiten umschwärmt und bestürmt wurde, aber in unerschütterlicher Haltung jeden Anprall durch den tödtlichen Hagel seiner Geschosse zurückwies. Bonaparte's Entschluß war schnell gefaßt. Durch den lang sich hinstreckenden Abhang gedeckt, ließ er seine beiden Brigaden in verschiedener Richtung vorgehn, bis sie endlich mit Kleber's Division die Spitzen eines Dreiecks bildeten, in dessen Mitte sich jetzt der Feind befand. Dann plötzlich ein Kanonenschuß als Signal, und sofort ein verheerendes Feuer von allen Seiten her auf den völlig überraschten Gegner, dessen Haufen in panischem Schrecken und toller Verwirrung auseinander stoben und den Siegern eine reiche Beute zurückließen. Zwei Tage später warf

Murat etwas weiter nordwärts bei Safed eine letzte türkische Reiterabtheilung durch einen kecken Bajonettangriff die steilen Abhänge des Jordanufers hinab in und über den Strom zurück. Das Entsatzheer existirte nicht mehr, und die Division Bon beeilte sich, wieder in dem Lager von Acre ihre alte Stellung zu beziehn.

In diesen Tagen langte dort endlich eine Anzahl Achtzehn- und bald nachher auch Vierundzwanzigpfünder an, welche, von Aegypten zur See nach Jaffa geschickt, den englischen Kreuzern glücklich entgangen waren. Bonaparte zweifelte jetzt nicht mehr an der Einnahme der Festung. Am 14. April schrieb er dem General Marmont in Alexandrien und am 19. dem General Dugua in Cairo, so wie dem General Desaix in Oberägypten, binnen sechs Tagen werde Acre fallen und er unmittelbar nachher abreisen, um im Laufe des Mai wieder in Cairo einzutreffen, wohin zu kommen, bemerkte er in einem gleichzeitigen Briefe an den Commissar Fourier, er dieselbe Ungeduld habe, mit der man ihn dort erwarte. Aber so ungeduldig er war, diese Prophezeiungen schlugen gründlich fehl. Der Thurm, gegen den man von Anfang an die Breschbatterien gerichtet, wurde jetzt vollständig zerstört; dann aber zeigte sich bei wiederholten blutigen Stürmen, daß die Belagerten in der Lage gewesen waren, durch neue, hinter demselben angelegte Festungswerke den Zugang in die Stadt völlig abzusperren. Man beschloß endlich, eine andere Stelle der Mauer als Angriffspunkt zu nehmen; das Ergebniß war nicht besser; bei jedem Sturme gelangten die Franzosen in die Bresche, einige Male selbst darüber hinaus bis an die ersten Häuser der Stadt, wurden dann aber, ehe weitere Verstärkung herankommen vermochte, durch Türken und Engländer von allen Seiten beschossen und was am Leben blieb, durch die Bresche zurückgetrieben. Dabei zeigte sich im Lager die Pest, die Vorräthe an Pulver und Geschossen ging zur Neige, die Stimmung der Truppe wurde schwankend und hoffnungslos. Aber nur um so krampfhafter suchte sich Bonaparte an die einmal gepackte Beute festzuklammern. An diesem Neste, rief er dem General Murat zu, hängt das Schicksal des Orients. Den 7. Mai erschien ein türkisches Geschwader und begann am Abend ansehnliche Verstärkungen zu landen; Bonaparte sah damit die letzte Hoffnung schwinden und befahl in der Nacht auf den 8. noch einmal einen großen Sturm, um vielleicht durchzudringen, ehe die Neuangekommenen eingreifen könnten. Es war wieder vergebens. Der General, der fortdauernd seinen Officieren eine feste Siegesgewißheit zeigte und jede kleinmüthige Aeußerung scharf zurückwies, war selbst im innersten Herzen

aufgeregt. Je unsicherer das Gelingen wurde, desto mehr suchte er die Wichtigkeit des Unternehmens und damit die Berechtigung seiner Entwürfe seiner Umgebung in glänzendes Licht zu rücken. „Die hiesige Bevölkerung", sagte er nach dem mißlungenen Sturme des 8. Mai seinem Secretär Bourrienne, „betet zu Gott für unsern Sieg; die Drusen zeigen uns lebhafte Zuneigung; die Stadt Damascus hat mir bereits ihre Schlüssel senden wollen. Wenn Acre fällt, wie ich hoffe, so finde ich in der Stadt die Schätze des Pascha und Waffen für 300,000 Mann. Dann rufe ich ganz Syrien zur Erhebung, bewaffne das Volk, besetze Damascus und Aleppo, verstärke im Vordringen mein Heer mit allen Mißvergnügten, verheiße dem Volke die Befreiung von der Mißregierung der Pascha's, lange mit bewaffneten Massen in Constantinopel an, stürze die türkische Herrschaft, gründe im Orient ein neues großes Reich, welches meine Stelle in der Weltgeschichte sichert, und vielleicht kehre ich nach Paris zurück über Adrianopel und Wien, indem ich Europa im Rücken fasse und das Haus Oesterreich vernichte. So gilt es, einen letzten Versuch zu machen; wenn ich Acre nehme, so verwandele ich das Bild der Welt." Er malte sich aus, was alles Großes sich thun ließe, wenn gewisse, leider nicht vorhandene Voraussetzungen einträten. Drei Jahre früher, beim ersten Anblick des Adriatischen Meeres, hatte er solchen Gedanken als fernen Möglichkeiten Raum gegeben; jetzt waren es nur noch tönende Worte, mit denen er sich und seinen Genossen ein fehlgeschlagenes Unternehmen zu beschönigen suchte. Jetzt, wo er inmitten des wirklichen fanatischen Orientes stand, wo er seit zehn Monaten vergeblich strebte, durch Coransprüche und Freiheitsrufe die Muhammedaner zu sich herüber zu locken, wo seit seiner Entfernung in Aegypten ein Tumult nach dem andern losgebrochen war, wo die beiden Schiffe Sir Sidney's völlig ausreichten, ihm die Eroberung Constantinopels zu verbieten: jetzt sollte ein Geist von der unerbittlichen Klarheit des seinigen im Ernste daran denken, mit kaum 9000 Franzosen die Welt des Islam aus den Angeln zu heben? Allerdings hat er selbst es noch auf St. Helena versichert; wie vor Acre seine Umgebung, wollte er im Exil die Welt durch die Riesenhaftigkeit seiner Entwürfe blenden, und man ist verwundert, zu sehn, wie richtig er das Publicum geschätzt, wie viele ernste Männer ihm bewundernden Glauben geschenkt haben. Hätte er damals die Wahrheit gesprochen, hätte er wirklich in Syrien solche Pläne verfolgt, so wäre er weder ein Held noch ein Genie, sondern ein Abenteurer gewesen. Die Wahrheit aber war am 8. Mai 1799 dieselbe, wie er sie am 19. April seinen Stellvertretern in Cairo und

Fanum geschrieben: er wünschte sich vor Acre den Sieg, nicht um dann auf Constantinopel zu marschiren, sondern um günstige Chancen für die Rückkehr nach Aegypten und Europa zu gewinnen.

Also noch einen, den letzten Versuch. Von seinen Divisionen hatte eine, die des Generals Kleber, zwar am Tabor gekämpft, aber den Wällen Acre's noch nicht ihre Blutsteuer entrichtet. Sie wurde jetzt vom Jordan zurückgerufen und unternahm am 10. Mai den Sturm. Der Ausgang war stets derselbe. Die Bresche wurde erklettert, weiter kam man keinen Schritt. Wohl oder übel, Bonaparte mußte sich zum Rückzug entschließen. In den nächsten Tagen ließ er Acre noch mit einem Regen von Kugeln überschütten, sandte die Verwundeten und Kranken voraus und hob am 20. die Belagerung auf. Der Marsch ging, dieses Mal in glühender Sonnenhitze, von den türkischen Reitern unablässig belästigt, nach Jaffa, wo man am 24. anlangte, nachdem man bei Tentura das schwere Geschütz in das Meer geworfen hatte, um Pferde für den Krankentransport zu gewinnen. Die Pest hatte immer weiter um sich gegriffen, die Stimmung der Truppen war in gleichem Maße niedergeschlagener geworden. In Jaffa lagen wieder eine Anzahl Verwundeter und Kranker, die um jeden Preis fortgeschafft werden mußten, weil die dicht folgenden Türken jeden Gefangenen ohne Barmherzigkeit niedermachten. Bonaparte ließ den größten Theil der Pferde der Cavallerie und des Generalstabs zu diesem Zwecke verwenden; nach dreitägiger Anstrengung war endlich Alles in Marsch gesetzt[1]): nur fünfzehn Sterbende, welche Doctor Larray für schlechthin unfähig zum Transport erklärte, ließ man mit blutendem Herzen zurück[2]). So bewegte sich der trübselige Zug am 29. Mai weiter der Wüste entgegen. Um dem türkischen Heere den Angriff auf Aegypten zu erschweren, wurden alle Ortschaften geplündert, die Häuser und Waldungen in Brand gesteckt, das Vieh fortgetrieben, die Aecker, so weit man reichen konnte, verwüstet. Von Kanjunes an folgte der neuntägige Marsch durch das öde, schatten- und wasserlose Sandmeer, wo die Hitze der Luft auf 34, die des Bodens auf 42 Grad stieg. So kamen endlich die Bataillone decimirt, abgerissen und erschöpft im Juni auf den Boden Aegyptens zurück. Der unglückliche syrische Zug hatte ein Drittel des Heeres, mehr als 4000 Mann, gekostet und sehr dürftige Lorbeeren geliefert. Keiner der ursprünglichen Zwecke Bonaparte's

---

[1]) Nach Bonaparte's Ordres etwas mehr als 1000 Kranke und Verwundete.

[2]) Mémoires du prince Eugène I. 64. Daß die Legende von ihrer Vergiftung unglaubwürdig ist, hat auch Lanfrey anerkannt.

war erreicht. Die Pforte war weder gewonnen noch gedemüthigt; die syrische Küste war den Engländern nicht verschlossen, den Franzosen nicht befreundet, und wenn man Djezzar's Angriff zuvorgekommen war, so blieb es immer zweifelhaft, ob man ihn nicht mit viel geringeren Opfern diesseit der Wüste hätte abwehren können.

An eine sofortige Rückkehr nach Europa war unter diesen Umständen für Bonaparte nicht zu denken. So rühmend er in seinen Berichten über die Beschießung Acre's und die Zerstörung von Djezzar's Palast zu reden wußte, so blieb doch die trockne Thatsache, daß die Einnahme der Stadt und die Behauptung Syriens mißlungen war; und ein Besiegter konnte sich der französischen Nation nicht als Retter und Herrscher darstellen. Auch war der Hochsommer mit seinen festen Nordwestwinden jetzt eingetreten, die Jahreszeit also, welche einen englisch-türkischen Angriff von der Seeseite her begünstigte. Wie Bonaparte seither die Unordnung und Zuchtlosigkeit der türkischen Truppen kennen gelernt hatte, sah er einer solchen Landung nicht bloß ohne Sorge, sondern mit begieriger Erwartung eines leichten und glänzenden Triumphs entgegen. Einstweilen vergingen die Wochen unter unablässiger Thätigkeit für die Herstellung und Erfrischung der Truppe, (zu ihrer Verstärkung dachte er damals dem Sultan von Darfur einige tausend kräftige Negersclaven abzukaufen), für bessere Befestigung der wichtigern Städte, für Einziehung der Steuern und Aushebung von Pferden, und vor Allem für die Unterdrückung der stets sich erneuernden Aufstände der Araber. Ich bin, schrieb er am 23. Juni an Kleber, im Kriege fast mit allen Arabern; ich habe alle frühern Verträge cassirt; ich fordere Geißeln von allen. Es gab keine Provinz ohne Tumulte, Gefechte, blutige Executionen; in Oberägypten hielt Murad Bey, obgleich bei jedem Zusammentreffen geschlagen und kaum noch von 600 Mameluken begleitet, das Land in steter Aufregung; von einem ruhigen Besitz war Bonaparte noch ebenso weit entfernt wie das Jahr zuvor. Am 28. Juni sandte er dem Directorium einen Bericht, daß der Bestand seines Heeres um 5344 Mann gesunken sei, daß er im kommenden Jahre nach weiteren unvermeidlichen Einbußen außer 3000 Nichtcombattanten nur noch 12,000 Mann unter der Fahne haben werde, daß, wenn man ihm einige zwanzigtausend Mann Verstärkung sende, er überallhin, selbst bis Constantinopel vordringen könne, daß aber, wenn man nicht ausreichenden Ersatz zu schicken vermöge, nichts übrig bleibe, als Frieden zu schließen. Alle unsere Gedanken, sagte er, weilen in Frankreich; wenn die Könige es angriffen, hättet ihr Mittel genug, sie zu züchtigen;

unser schönster Tag würde es sein, wenn wir die Stiftung der ersten Republik in Deutschland erführen. Wenige Tage später empfing er die Nachricht, daß Murad Bey aus Oberägypten verschwunden sei, bald nachher, daß er mit seinem Gefolge bei den Pyramiden von Sakkarah, also wenige Meilen von Cairo entfernt, verweile. Sofort wurden Murat und Junot mit aller zur Hand befindlichen Reiterei gegen diesen gefährlichsten Widersacher ausgesandt, und Bonaparte ging selbst hinüber nach Embabeh, um die Verfolgung in lebhaften Schwung zu setzen. Dort aber kamen weitere Botschaften Schlag auf Schlag: an der syrischen Grenze zeigte sich Ibrahim Bey mit seinen Reitern; Elarisch war durch einige englische Fahrzeuge beschossen worden, und vor Allem, am 12. Juli war eine große englisch-türkische Flotte mit zahlreichen Transportschiffen vor Alexandrien angelangt. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Bonaparte war längst darauf gefaßt. Unverzüglich ergingen seine Befehle mit gewohnter Raschheit und Genauigkeit nach allen Seiten, zur Deckung gegen die Mameluken, zur Sicherung Cairos, zur Vereinigung der für den Hauptkampf bestimmten Streitkräfte. Murad Bey wurde durch unablässige Verfolgung zur Flucht südwärts in die Wüste gezwungen; General Reynier erhielt den Auftrag, Ibrahim und die syrische Grenze zu beaufsichtigen; Desaix sollte sich bereit halten, stromabwärts aus Oberägypten nach Cairo zu eilen. Bonaparte selbst vereinigte dann in Ramanieh die Divisionen Lannes und Lanusse (früher Bon), einen Theil der Besatzung von Alexandrien unter Destaing und Murat's Reiterschaar, im Ganzen etwa 6000 Mann; Kleber, schleunigst von Damiette mit 2000 Mann heranziehend, sollte die Reserve bilden. Der General empfing hier die Kunde, daß Marmont mit seinen geringen Streitkräften nicht im Stande gewesen war, die Landung der Feinde bei Abukir zu hindern; in einer Stärke von 15,000 Mann nach den französischen, von 7000 nach den türkischen Berichten, hatten sie dort den französischen Posten überwältigt und das befestigte Dorf nebst einer vorliegenden Redoute besetzt. Bonaparte war darüber wenig bekümmert[1]; im Gegentheil, nichts hätte ihn mehr erfreut, als wenn die Türken aus der festen Stellung von Abukir hervorbrechend, sich in dünnem Gürtel um Alexandria umher gelegt hätten. Allein der Befehlshaber derselben,

[1] Irrig sagt Thiers, er habe Marmont deshalb einen gelinden Verweis gegeben: seine Briefe thun das Gegentheil dar.

Mustafa Pascha, war nicht so eilig; wahrscheinlich wollte er die Ankunft der Mamelukenbeys erwarten, und verschanzte sich weiter auf der schmalen Sandzunge, wo seine Linke durch den Landsee Madieh, seine Rechte durch das offne Meer und die Flotte gedeckt war. Am 24. Juli langte Bonaparte in Alexandrien an, besichtigte die städtischen Werke und die Stellung des Feindes, und beschloß, ohne auf Kleber's Ankunft zu warten, für den folgenden Tag den Angriff. Am Morgen des 25. begann das Gefecht mit der Zertrümmerung der ersten feindlichen Linie, wo Destaing die Rechte, Lannes die Linke beschäftigte, bis Murat's Reiter, das Centrum durchbrechend, im Rücken der Vertheidiger nach beiden Seiten einschwenkten, und was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Gewässer hineintrieben. Schwerer wurde die Blutarbeit, als die Truppen hierauf gegen die Hauptstellung der Türken vorgingen, deren Mittelpunkt die früher von den Franzosen angelegte Redoute bildete. Nach heftigem Ringen wurde ein französisches Bataillon, welches die Redoute in der Fronte zu stürmen versucht hatte, von der feindlichen Uebermacht zum Rückzug gezwungen; die Türken, durch den Siegesjubel fortgerissen, stürmten zur Verfolgung aus den Verschanzungen hervor; da ergriff General Lannes den Augenblick, um von der Seite und dem Rücken her in die Redoute hereinzubrechen, während Bonaparte's Verstärkungen das Vorgehn der Türken in der Fronte hemmten. Kaum bemerkte Murat, der mehrmals bei seinen Angriffen auf die feindliche Linke durch das Feuer der Redoute gehindert worden war, daß diese von Lannes' Bataillonen erstiegen wurde, als er mit rasender Energie auf's Neue vorging, die türkische Linie zerriß und zugleich den weichenden Vertheidigern der Redoute den Rückzug abschnitt. Da lösten sich die türkischen Reihen auf allen Seiten; überallher beschossen oder niedergehauen, flohen sie in dichten Massen zum Strande und warfen sich in die See, um sich auf die herankommenden Boote ihrer Flotte zu retten. Es geschah aber das Unglaubliche, daß diese selbst auf die Elenden Feuer gaben, in dem wahnsinnigen Bestreben, sie wieder in den Kampf zurückzutreiben. So drängten sich, von Freund und Feind beschossen, die Flüchtigen, bis an den Hals im Wasser stehend, ihrer Sechstausend heißt es, in Verzweiflung hin und her, bis auch der Letzte sein Leben durch die Kugeln oder die Wellen ausgehaucht hatte. Dreitausend waren vorher im Kampfe gefallen, Mustafa Pascha mit zweihundert gefangen, das gesammte Material des Heeres eine Beute des Siegers. Ungefähr 4000 hatten sich in das Fort von Abukir geworfen, wo sie sofort eingeschlossen, bombardirt und ausgehungert wurden, bis sie am

2. August die Waffen streckten[1]). Von dem ganzen Landungsheere war nicht ein Mann entronnen; ein Ergebniß, welches immerhin zum großen Theile dem elenden Verfall des türkischen Kriegswesens verdankt wurde, dem Sieger aber Stoff genug zur Verherrlichung der eignen Größe und der Trefflichkeit seiner Truppen gab. Mit Recht konnte Bonaparte im nächsten Tagesbefehle seinen Soldaten zurufen, daß der für Frankreich verhängnißvolle Name Abukir zu einem Titel des Ruhmes geworden; mit Grund durfte er annehmen, daß jetzt für ihn die Bahn zur Rückkehr breit und glänzend wieder eröffnet sei.

Dringender als jemals wünschte er genaue Nachrichten über den Zustand der Dinge in Europa zu haben. Er hatte bis dahin seinen Untergebenen alles Parlamentiren und Unterhandeln mit den Engländern strenge verboten; jetzt sandte er selbst einen Marineofficier, Descorches, einen jungen, gewandten, der englischen Sprache vollkommen mächtigen Mann, zu Sir Sidney Smith hinüber, um eine Erörterung über die Auswechselung der Gefangenen anzuknüpfen und bei dieser Gelegenheit nach europäischen Nachrichten zu forschen. Die Persönlichkeit des englischen Befehlshabers kam hierbei dem Abgesandten auf das Beste zu Statten. Sir Sidney war ein trefflicher Seemann, tapfer, umsichtig und unermüdlich, zugleich aber nicht bloß ehrgeizig, sondern auch eitel und renommistisch, stets von der Sucht geplagt, sich in's Licht zu setzen und von sich reden zu machen, so daß sein energischer Vorgesetzter, Lord Nelson, bei aller Anerkennung ihm schon mehrmals demüthigende Verweise hatte zukommen lassen. Vor Acre hatte er neben den großen Verdiensten, die er sich um die Vertheidigung erwarb, die auffälligsten Dinge ausgehn lassen, Aufrufe an die französischen Soldaten zur Fahnenflucht, eine höchst ärgerliche Correspondenz darüber mit Bonaparte, endlich eine mit Hohn abgelehnte persönliche Herausforderung. Als jetzt Descorches nach Erledigung des vorgeschützten Geschäftes einige Aeußerungen über europäische Politik hinwarf, versagte er es sich nicht, in stark aufgetragenen Farben die französischen Niederlagen in Italien und Deutschland zu schildern, gab dem Abgesandten ein schweres Paket Zeitungen vom Mai und Juni mit, und schloß mit der Bemerkung, Nelson habe ihm den Beschluß der französischen Regierung auf Rückberufung Bonaparte's mitgetheilt und ihn angewiesen, die Ueberfahrt des Generals zu hindern; sollte Bonaparte sie dennoch versuchen, so werde er bald von ihm hören. Nach dieser tapfern Erklärung hielt er sich über-

[1]) Diese einzelnen Zahlen natürlich nach den französischen Berichten.

zeugt, daß Bonaparte so bald sich nicht herauswagen würde, und da der Wasservorrath seiner Schiffe zu Ende ging, fuhr er einige Tage später nach Cypern hinüber, um nach eingenommener Erfrischung sich wieder doppelt wachsam auf die Lauer zu legen[1]).

Unterdessen verschlang Bonaparte die ersehnte Kunde über den Stand der französischen Angelegenheiten. „Die Elenden", rief er, „die Jammermenschen, wie haben sie es getrieben! Armes Frankreich!"[2]) Als er die Zeitungen durchflogen, stand sein Entschluß fest. Admiral Gantheaume erhielt den Befehl, in großer Stille und unter sonstigen Vorwänden die beiden noch vorhandenen Fregatten Carrere und Muiron segelfertig zu machen. „Ich gehe nach Frankreich zurück", sagte er seinem Gefährten Marmont. „Was wir mit Anstrengung und Blut erobert haben, ist eingebüßt; Gott weiß, wie weit die Feinde bis jetzt vorgedrungen sind. Was vermögen diese Unfähigen, die heute den Staat regieren? Alles ist Unwissenheit, Dummheit und Fäulniß bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen, ohne mich hätten sie niemals Dauer gewonnen; mit meiner Entfernung mußte Alles zusammenstürzen. Jetzt gilt es zu wagen; das Glück wird mich nicht verlassen. Man wird in Frankreich fast zu gleicher Zeit den Sieg von Abukir und meine Ankunft erfahren. Meine Gegenwart wird die Geister beleben, das Selbstgefühl der Truppen herstellen und den guten Bürgern Hoffnung auf eine bessere Zukunft eröffnen. Wir müssen versuchen hinzukommen, und wir werden hinkommen." Stets hatte er es geliebt, durch überraschende Schläge die Einbildungskraft der Menschen mit sich fortzureißen: so dachte er jetzt, nach Genua hinüberzufahren, plötzlich im französischen Lager aufzutreten, den Oberbefehl zu ergreifen und dem französischen Volke seine Ankunft in Europa durch einen errettenden großen Sieg über Suworoff anzukündigen.

Während Gantheaume die Ausrüstung und Bewaffnung der beiden Fregatten vervollständigte, ging Bonaparte noch einmal nach Cairo zurück, um die letzten Anordnungen zu treffen und doch keinen Gedanken an sein Vorhaben im Heere aufkommen zu lassen. Ohne Zweifel wäre sonst bei den Truppen die gefährlichste Aufregung entstanden; Heimweh hatten sie Alle ebenso stark wie Bonaparte, und trotz des letzten Sieges war und blieb die Lage so unsicher von Grund aus, daß sie in der Abreise des Generals die offne Erklärung des rettungslosen Verderbens

[1]) Marmont's Erzählung nach Sir Sidney's eignem Geständniß. Mémoires II. 31. 35.

[2]) Mémoires du prince Eugène.

sehn mußten. Der Mannschaftsstand war, wie es Bonaparte dem Directorium vorausgesagt hatte, auf kaum 15,000 Mann gesunken; es fehlte an Geld, an Kleidern, an Waffen; trotz der Niederlage von Abukir sammelte der Großwesier ein neues Angriffsheer in Syrien, und in Aegypten selbst war die einheimische Bevölkerung zwar unterworfen, aber so wenig gewonnen, wie am ersten Tage der französischen Herrschaft, sondern sah der Ankunft der türkischen Befreier mit derselben Sehnsucht entgegen, mit welcher Schweizer und Italiener auf die Siege der Austrorussen gehofft hatten. Ueber diese Sorgen aber ging Bonaparte mit dem einfachen Gedanken hinweg, daß die eben triumphirende Armee sich schon einige Monate würde behaupten können, und dann durch ihn als Beherrscher Frankreichs viel wirksamer von Paris als bisher von Cairo aus Unterstützung erhalten werde. Er sah vorwärts und nicht hinter sich, erschien plötzlich wieder in Alexandrien und schiffte sich in der Nacht des 22. August mit kleiner Begleitung ein. Den Oberbefehl in Aegypten übertrug er durch schriftliche Mittheilung dem General Kleber, einem in jeder Beziehung hervorragenden Officier, eine Anordnung, die er wohl nicht ohne eine gewisse ironische Stimmung vollzog, da Kleber der einzige seiner Generale war, dessen starke, gerade und scharfsichtige Natur von dem hinreißenden und unterjochenden Zauber in Bonaparte's Persönlichkeit unberührt blieb, so daß er den Feldherrn durch treffende Kritik einzelner Maßregeln und durch abschätziges Urtheil über die ganze ägyptische Expedition vielfach geärgert hatte. Nach dieser allgemeinen Stimmung war Kleber beim Empfang seiner Ernennung denn auch empört über die hoffnungslose Bürde, das heimliche Verfahren, die Preisgebung der Armee durch Bonaparte. Nachdem er alle jene Schäden und Mängel des Zustandes noch einmal im Einzelnen gemustert und festgestellt hatte, berichtete er darüber dem Directorium mit schonungsloser Schärfe, und bat um Erlaubniß, bei dem Großwesier eine Friedensunterhandlung zu eröffnen.

Eine solche Anklage aus solchem Munde, wäre sie rechtzeitig in die Hände des Directoriums gekommen, hätte für Bonaparte bedenkliche Folgen haben können. Allerdings war die Vollmacht, mit der er das Jahr zuvor Frankreich verlassen hatte, so unbeschränkt, daß er auch für seine Rückkehr nicht erst auf höhern Befehl zu warten brauchte: eben deshalb aber traf ihn auch die Verantwortung für jeden falschen Schritt, und ein solcher war offenbar seine Reise, wenn die Dinge in Aegypten mißlich lagen und er nicht mit strahlendem Siegesglanze umgeben in der Heimath anlangte. Aber auch gegen diese Gefahr schützte

ihn das damals ihm unwandelbar ergebene Glück. Kleber's Bericht wurde von den Engländern aufgefangen, Bonaparte's Fahrt dagegen ging freilich langsam, zuletzt aber ganz nach Wunsch von Statten. Indem man, vom Feinde unbehelligt, jedoch von widrigen Winden aufgehalten, die Küste von Afrika entlang arbeitete, brauchte man mehr als zwanzig Tage von Alexandrien bis auf die Höhe von Tunis. Hier ging man im Dunkel der Nacht mit ausgelöschten Lichtern unbemerkt an einem englischen Geschwader vorüber, passirte dann die Westspitze von Sicilien und die Westküste von Sardinien, und langte am 30. September im Hafen von Ajaccio an. Kaum war das Gerücht von der Anwesenheit Bonaparte's durch die Stadt geflogen, als sich die Schiffe, trotz aller Vorschriften der Quarantäne, mit freudigen Besuchern füllten, deren jeder irgend wie ein Vetter, ein Pathe, ein Freund des berühmten Feldherrn sein wollte. Mehrere Tage lang hielt ein feindlicher Nordwest die Schiffe in Ajaccio fest und Bonaparte konnte sich ausführlich über Trebbia, Novi, den 30. Prairial unterrichten. Er sah hier, daß auch für ihn ein glänzender Sieg in Italien mit den elend heruntergekommenen Streitkräften des dortigen Heeres nicht zu erreichen war; mit verdoppelter Ungeduld drängte er also vorwärts nach Paris. Endlich setzte der Wind um, und am 8. October Abends hatte man die französische Küste vor Augen. Da, dicht vor dem Hafen, sollte man noch einmal eine peinliche Gefahr bestehen und Bonaparte's Glück erproben. Die Wache vom Mastkorb meldete acht Segel westwärts, und nur zu deutlich erkannte man vor der untergehenden Sonne und dem beleuchteten Horizonte die englischen Linienschiffe. Gantheaume wollte nach Corsica umkehren, Bonaparte aber, auf seinen Stern vertrauend, befahl, voran zu segeln. Die Engländer hatten in der That das kleine vor dem bereits dunkeln und neblichen Osthimmel dahinfahrende Geschwader nicht bemerkt; als der Morgen des 9. October anbrach, waren sie außer Sicht, und die Reisenden erreichten bei Frejus die französische Küste. Hier wiederholte sich, was in Ajaccio geschehn: von Quarantäne war keine Rede; hunderte und wieder hunderte von Menschen drängten sich um und auf die Schiffe, grüßend, weinend, dankend, daß der Helfer, der Retter aus allen Nöthen erscheine. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht durch das Land. Noch an demselben Tage warf sich der General in den Wagen, um nach Paris zu eilen.

Es war so, wie er es Marmont vorausgesagt hatte. Die mährchenhafte Pracht des Morgenlandes schien in seinen Thaten sich auf's Neue zu entfalten; Memphis und Theben, Cana und Nazareth, die Palmen

und die Wüste, die Pharaonen und die Kreuzfahrer, aus all diesen Bildern und Erinnerungen erhob sich vor den entzückten Blicken Frankreichs eine leuchtende Fata Morgana, neben welcher selbst die frischen Siegesthaten Brune's und Massena's verblaßten. Vor Allem aber, dem General Bonaparte und keinem Andern flog das Gefühl des Volkes entgegen, daß er ein schlimmeres Unheil als die Kriegsnoth, daß er die innere Rathlosigkeit, Verwilderung und Zerstörung zu heilen vermöge. Wohin er kam, umgab ihn ein einziger Ausbruch unermeßlichen Jubels und glühender Begeisterung; Städter und Bauern, Soldaten und Bürger drängten sich mit nicht endenden Rufen um seinen Wagen, ihn zu sehn, zu grüßen, seine Hand zu berühren; oft wurde die Fahrt durch das Gewühl des heranstürzenden Volkes unterbrochen. Lyon war geradezu in einem Rausche des Enthusiasmus; die ganze Stadt war den Abend beleuchtet; Bonaparte mußte sich im Theater zeigen, wo er mit minutenlangem Jauchzen empfangen und durch ein schleunig improvisirtes Schauspiel: die Rückkehr des Helden, gefeiert wurde. In Paris erfuhr man seine Landung erst einige Tage nachher. Wie er es vermuthet hatte, war kurz zuvor, nach langer Pause, seine Depesche über Abukir angelangt und den beiden Räthen unter heftigem Beifallklatschen verkündet worden. Dann brachte der Moniteur einen ausführlichen Bericht Berthier's über alle Thaten des Orientheers in Syrien stückweise, Tag für Tag, und mitten in diese Veröffentlichungen fiel darauf die Kunde von der Ankunft des sieggekrönten Feldherrn. Als den Fünfhundert am 12. eine neue Botschaft des Directoriums angekündigt wurde, brach zugleich ein großer Haufe Volkes und Soldaten mit einem Musikcorps in den Saal herein; die Versammlung fuhr von den Sitzen in die Höhe, und kaum war nur erst der Name Bonaparte genannt, so brauste bereits ein donnerndes Lebehoch durch den Saal, und nun kam die Meldung, daß er endlich da sei, und neuer Jubelruf erscholl, die Musik fiel ein und draußen antwortete Kanonendonner, und durch die ganze gewaltige Stadt wogte das eine Gefühl, daß man nach allen entsetzlichen Stürmen den festen Hafen vor sich habe. Niemals hat eine große Nation sich mit unbedingterer Hingebung einem Einzigen in die Arme geworfen, als es hier geschah.

Zweites Capitel.

Der achtzehnte Brumaire.

So lebhaft die freudige Aufregung war, welche Bonaparte's Rückkehr bei der Masse der Bevölkerung hervorrief, so sehr lag es in der Natur der Dinge, daß bei den bisherigen Inhabern der Staatsgewalt sich auch Erwägungen andrer Art geltend machten. Obgleich sie Alle Bonaparte's Feldherrntalent schätzten, so war zur Zeit eine dringende Gefahr für Frankreichs Grenzen nicht mehr vorhanden, und bei dem offenkundigen Zerfalle der Coalition hätte man auch ohne ihn sich mit weitern Fortschritten in Italien und Deutschland geschmeichelt. Andrerseits war, wie sein militärisches Genie, so auch sein politischer Ehrgeiz Allen bekannt, und wo war für diesen bei der jetzigen Begeisterung der Nation noch eine Schranke erkennbar? Dabei wußte niemand, zu welcher Farbe er sich bekennen, welche Personen er begünstigen würde: während seiner Abwesenheit hatten sich die Verhältnisse so verschoben, daß er außerhalb aller Parteien stand, und nichts war wahrscheinlicher, als daß er über alle emporstreben würde. Er selbst verhielt sich eine Weile schweigsam, ließ sich aufsuchen und unterrichtete sich über Menschen und Dinge. Jeder Tag brachte ihm neues Zeugniß über die tiefe Zerrüttung und Auflösung des Staates, über die Sehnsucht der unermeßlichen Mehrheit des Volkes nach Ruhe, Sicherheit und Wohlstand, über den Abscheu der Masse gegen politische Bewegung und politische Kämpfe, über das unbedingte Vertrauen der Bürger und des Heeres in seine Kraft und Einsicht. Sein kleines Haus in der Siegesstraße wurde nicht leer von Besuchern aller Stände; Generale und Minister, Abgeordnete und Schriftsteller, Demokraten und Conservative, Alles drängte sich, mit ihm anzuknüpfen, ihn zu umwerben,

seine Pläne zu erfahren. Allmählich begann er die einzelnen Fractionen zu sondiren. Er hatte einst 1797 dem Abbé Sieyès einen bedeutungsvollen Schritt entgegen gethan, darauf aber keine Erwiederung gefunden und sich deshalb mit entschiedener Abneigung gegen den großen Theoretiker erfüllt. So wandte er sich jetzt zuerst an die Directoren Gohier und Moulins, indem er ihnen, die nichts mehr haßten, als ihren Collegen Sieyès, die Erklärung gab, daß ihm dieser hochmüthige Priester in der Seele zuwider sei, und daran die Frage knüpfte, ob er nicht an dessen Stelle in das Directorium eintreten könne. Aber die Verfassung schrieb vor, daß ein Director vierzig Jahre alt sein müsse, und Bonaparte zählte erst dreißig: damit war für den gewissenhaften Juristen Gohier die Frage entschieden, da selbst die beiden Räthe von einer Vorschrift der Verfassung nicht dispensiren könnten. Mit nicht besserem Erfolge erforschte Bonaparte die Stimmung und die Hülfsquellen der jacobinischen Generale. Beiderseits war man gleichmäßig von der Unfähigkeit der damaligen Regenten und von der Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung überzeugt. Aber über die künftige Gestaltung der Dinge gingen die Ansichten weit auseinander. Wir haben den damaligen Gedankenkreis Bernadotte's und Jourdan's sattsam kennen gelernt; Alles lief zuletzt auf ein unklares Bild von revolutionärer Energie hinaus, die zu gleicher Zeit alle Leidenschaften der Clubs entfesselte und das übrige Volk einer allmächtigen Säbelherrschaft unterwürfe. Sonst waren ihre politischen Vorstellungen ebenso dürftig wie ihre augenblicklichen Machtmittel gering; Bonaparte überzeugte sich schnell, daß sie ihm nichts zu bieten hatten, und konnte überhaupt nicht im Zweifel bleiben, daß ein Bündniß mit den Jacobinern seine ungeheuere Popularität mit einem Schlage vernichten würde. Bereits hatte er sich hierüber mit einer Anzahl der hervorragendsten Geister der damaligen politischen Kreise verständigt, mit Talleyrand, Cambacérès, Röderer, dem Admiral Bruix, vor Allem mit seinem Bruder Lucien, welchen damals die Fünfhundert auf ihren Präsidentensessel berufen hatten. Die Bevölkerung sei mit Ekel gegen das ewige parlamentarische Gerede erfüllt, habe mit Schrecken die Männer von 1793 wieder emportauchen sehn, wolle nicht mehr reden hören von politischer Freiheit, die ihr bisher nur die Zerstörung von Hab und Gut, von Handel und Verkehr, von Rechtsschutz und Credit gebracht habe. Alle jene Männer drängten ihn also zu einer Verständigung mit Sieyès und Roger Ducos. Damit würde er zwei Stimmen im Directorium, eine sichere Mehrheit im Rathe der Alten, einen ansehnlichen Theil des Rathes

der Fünfhundert, er würde eine große, bereits organisirte und lenksame Partei auf seiner Seite haben. Sie arbeiteten in gleichem Sinne drüben bei Sieyès. Auch dieser besann sich einige Tage lang; Bonaparte hatte ihn während einer Zusammenkunft bei Gohier keines Blickes gewürdigt, so daß der eitle Abbé in heller Wuth über den frechen Officier nach Hause kam: aber zu deutlich lag das gemeinsame Interesse vor Augen, und Sieyès erklärte sich zu dem Bündniß bereit, obwohl, setzte er hinzu, ich weiß, welch ein Schicksal mich erwartet; sobald er am Ziele steht, wird er mich und euch Alle auf die Seite werfen. Immer klopfte Bonaparte vorher auch einmal bei Barras an. So sehr er den verfaulten Menschen verachtete, so konnte doch die Stimme desselben, da sie im Directorium die Mehrheit entschied, von der größten Wichtigkeit werden. Barras aber, ohne sich gerade feindselig zu zeigen, lehnte jedes nähere Verständniß ab. Unmittelbar nach diesem Gespräche trat Bonaparte, am 30. October, bei Sieyès ein, erklärte ihm, daß er nur mit ihm zusammenwirken wolle, und gelangte noch an demselben Abend mit ihm zu dem Beschlusse, binnen acht Tagen den entscheidenden Schlag zu führen.

Begreiflicher Weise wünschte man dem Staatsstreiche so viel wie möglich die Form einer gesetzmäßigen Verfassungsänderung zu geben. Vollkommen sicher war man zu diesem Zwecke der großen Mehrheit des Rathes der Alten, wo die Ueberzeugung fest stand, daß selbst bei einem guten Einverständniß zwischen Directorium und Volksvertretung eine fünfköpfige, in sich gespaltene Regierung nichts tauge, eine Regierung, welche jedes Einflusses auf die Gesetzgebung entbehre und für die Landesverwaltung keine andern Organe als halb unabhängige und durchweg unbrauchbare Collegien besitze. Auf diese Männer konnte also Bonaparte unbedingt rechnen. Aber auch im Rathe der Fünfhundert war seit dem 14. September ein Umschwung eingetreten, welcher eine günstige Entschließung nicht mehr unmöglich erscheinen ließ. Seitdem die Mehrheit durch die Abweisung des Antrags Jourdan mit den Jacobinern offen gebrochen, hatten die Führer der Gemäßigten im Einverständniß mit Sieyès bedeutende Fortschritte zur Herstellung einer vernünftigen Staatsordnung durchsetzen können. Eben als Bonaparte in Paris ankam, hatte das Directorium wieder eine Botschaft über die Finanzen an die Fünfhundert gesandt, welche, in geradem Gegensatze zu den wiederholten Betheuerungen der Jacobiner, einen Ausfall von 250 Millionen in den Einnahmen des verflossenen Finanzjahres anmeldete, und die erforderlichen Maßregeln zur Deckung dieses Deficits

begehrte. Eine nähere Untersuchung ergab dann noch einen weiteren Umfang des Unheils. Das Directorium hatte in seiner Rechnung eine große Summe zurückgekommener Renten- und Requisitionsscheine mit in Anschlag gebracht, welche für den Schatz todte Werthe waren; ferner hatte man Erträge der letzten Monate erheblich zu hoch veranschlagt, der September z. B. hatte gegen 50 Millionen im Vorjahr nur 13 geliefert, so daß nach Einführung dieser Berichtigungen das Deficit sich auf nahe 400 Millionen, bei einem Etat von 725, stellte. Wohin waren die Zeiten, in welchen ein Deficit von 200 Millionen das alte Königthum in die Luft gesprengt, oder wo erst kürzlich ein angebliches Deficit von 67 den Staatsstreich des 30. Prairial veranlaßt hatte? Die bitteren Lehren der Erfahrung waren jetzt endlich durchgedrungen: auf die Botschaft vom 13. October antworteten die Fünfhundert nicht mit dem Umsturz der Regierung, sondern mit sehr ernsten Entschlüssen zur Hülfe. Schon am 15. berichtete Poulain-Grandpré (sonst ein heftiger Jacobiner, in den Finanzfragen aber besonnener als seine Parteigenossen) für die Finanzcommission über eine längst angeregte, äußerst wichtige Reform der Steuererhebung. Vor mehr als drei Monaten hatte Berlier darauf hingewiesen, daß unter dem alten Regime in den ständischen Provinzen sich eine Erhebungsweise der directen Steuern trefflich bewährt habe, gegründet auf den einfachen Gedanken, daß der Steuerempfänger für jeden Monatsbetrag der einzuhebenden Steuer als Schuldner des Staates constituirt werde, darüber einen Wechsel der Regierung ausstelle, für jeden Rückstand Zinsen entrichte, für jede Vorauszahlung Zinsen erhalte. Sogleich hatte das Directorium den Gedanken aufgegriffen und am 15. Juli die Fünfhundert aufgefordert, die Generalempfänger jedes Departements für die pünktliche Erhebung verantwortlich zu machen und sie zu diesem Behufe Obligationen mit festem Verfalltag unterschreiben zu lassen. Der Antrag ging an die Commission zur Berichterstattung; als dann aber der Kampf zwischen Sieyès und den Jacobinern ausbrach, war von solchen Reformen keine Rede mehr, und noch am 8. October erwähnte der Abgeordnete St. Horent, daß jenes System erst eingeführt werden könne, wenn die lang ersehnten Steuerrollen angefertigt seien. Jedoch kaum eine Woche später hatte die Commission beschlossen, nicht länger zu warten, und Poulain-Grandpré brachte den Antrag, das System ohne weitere Zögerung zu decretiren, indem er einerseits auf die entsetzlichen Executionskosten des bisherigen Verfahrens, andererseits auf den Wegfall vieler kostspieliger Steuerbehörden bei dem neuen Systeme hinwies.

Ehe es darüber zu einem Beschlusse kam, drängte die Finanznoth weiter. Zuerst im Rathe der Alten folgte eine geheime Sitzung der andern, um wirksame Gegenmittel zu entdecken; dann traten am 25. October auch die Fünfhundert zu einer ebenfalls geheimen Berathung zusammen, und hier wurde mit voller Entschiedenheit die Hand auf alle Schäden des Zustandes gelegt.

Creuzé-Latouche wies zunächst aus den ihm zur Verfügung gestellten Special-Etats des Finanzministeriums das reißende Sinken aller Einnahmezweige nach, und verbreitete sich dann über die Ursachen desselben. Seine Rede war eine fortlaufende, vernichtende Kritik der jacobinischen Gesetzgebung seit dem 30. Prairial, der Zwangsanleihe, des Geißelgesetzes, welche eine völlige Entwerthung des Grundbesitzes bewirkt und das Feuer des Bürgerkrieges zu immer weiterer Ausdehnung angefacht hätten. In der That waren im Süden, in den Departements Ardeche, Gers, Vaucluse wieder neue Unruhen ausgebrochen, und in sechszehn Departements des Westens rangen die republikanischen Behörden um ihr Dasein. Einzelne royalistische Führer, Graf Frotté, Bourmont, d'Hervé hatten Schaaren von 4000 Mann und darüber um ihr Banner gesammelt; ansehnliche Städte wie Mans und Angers wurden zeitweise von ihnen besetzt, ein Angriff auf Nantes mit Mühe abgewehrt. Die Proclamirung des Geißelgesetzes hatte keine andre Wirkung als Verstärkung ihrer Streitkräfte, indem eine Menge sonst ruheliebender Männer lieber neben den Chouans um ihre Freiheit kämpfen, als sich wehrlos dem Kerker und der Deportation überliefern wollten. Wie grimmig auch die jacobinische Minderheit die Faust in der Tasche ballen mochte, es wagte sich jetzt bei den Fünfhundert kein Widerspruch hervor, als der Beschluß durchging, eine Commission mit zweckmäßiger Aenderung des Geißelgesetzes zu beauftragen. Ein Gleiches wurde in Bezug auf das Zwangsanlehn verfügt; es kam das Unwesen der Delegationen an die Lieferanten zur Sprache, und mehrere Stimmen forderten, daß man jede Zahlung darauf bis nach genauer Prüfung der dafür gemachten Leistungen aussetzen solle; es wurde eine gründliche Umarbeitung der Gesetze über die Privatverträge aus der Zeit des Papiergeldes begehrt, welche die Rechtsunsicherheit im Geschäftsverkehr zu verewigen drohten: ja die Abwendung von den Tendenzen der ächten Revolutionsmänner ging so weit, daß man eine Commission niedersetzte zur Untersuchung der Mißbräuche bei der Eintragung in die Emigrantenliste und zur Beschleunigung der Streichungen aus derselben. Ganz in dem gleichen Sinne hatte in

diesen Tagen auch das Directorium den General Hedouville, einen einsichtigen und milden Officier, zum Oberbefehlshaber der gegen die Chouans im Felde stehenden Colonnen ernannt, und ihm Vollmacht zu Friedensunterhandlungen mit den bisher geächteten Insurgenten gegeben.

Im Verfolg der Beschlüsse vom 25. erstattete Thibaut am 31. October den Commissionsbericht über die Zwangsanleihe. Es war ein neuer zermalmender Schlag für die Jacobiner. Sie habe, erklärte er, eine allgemeine Verwüstung über das Land gebracht, durch zwei Dinge, die Progression des Steuersatzes und die Willkür der Einschätzung. Sie habe die Grundbesitzer erdrückt und damit den dürftigen Ertrag der Grundsteuer geschmälert. Sie habe den matten Geschäftsverkehr weiter gelähmt, und damit den Ertrag des Enregistrements verringert. Sie habe allen Luxus verscheucht, und damit der arbeitenden Classe den letzten Verdienst geraubt. Die Einschätzungscommissionen haben die unglaublichsten Schnitzer gemacht[1]), so daß die Prüfungscommissionen mit einer unendlichen Arbeit belastet seien. Und der Erfolg von dem Allen? Bis zum 27. October habe die Stadt Paris 200,000 Franken in Gold, 700,000 in Rentenscheinen, alle Departements zusammen 5 bis 6 Millionen geliefert. Er schloß mit dem Antrage, die Zwangsanleihe aufzugeben und statt ihrer von allen directen Steuern einen Zuschlag von fünfzig Procent zu erheben.

Schon während der Rede waren auf der Linken vielfache Unterbrechungen erfolgt; nach dem Schlusse erhob sie sich mit stürmischer Heftigkeit zu der Forderung, einen so freiheitsmörderischen Antrag auf der Stelle durch einfache Tagesordnung zu vernichten. Aber mit verdoppeltem Nachdruck warf sich ihnen Fabre entgegen. Euer Progressivsystem, rief er, zerquetscht gerade die arme Bevölkerung; die Anleihe aber wird höchstens 35 Millionen bringen, und an den sonstigen Steuern einen Ausfall von 150 bewirken. Wie die Linke auch toben mochte, eine große Mehrheit wies die Tagesordnung ab und beschloß, auf die Verhandlung einzutreten. Die Contrerevolution ist fertig, rief darauf ein jacobinischer Abgeordneter.

Am 2. November kam das Haus auf das System der Steuererhebung zurück, und Poulain-Grandpré empfahl seinen Antrag vor

---

[1]) Besonders unangenehm war die Bemerkung gewesen, daß in manchen Bezirken die Einschätzer mit besonderer Vorliebe die frühern Volksvertreter und Conventsmänner erdrückend hoch taxirt hatten.

Allem durch eine Ausführung, wie dringend es sei, dem Unwesen der Delegationen ein Ende zu machen, welches eine bisher beispiellose Entblößung des Staates verursacht habe. Die Inhaber der Delegationen nehmen die Staatseinkünfte dahin, unterlassen die verheißenen Leistungen und der Staat müsse dann von Requisitionen leben. Nach einigen Bedenken wurde darauf am 3. November der allgemeine Grundsatz beschlossen: jeder Generaleinnehmer hat monatlich eine Obligation für die richtige Ablieferung von einem Sechszehntel der jährlichen Steuer auszustellen. Vier Tage später begann zunächst die mit allgemeiner Spannung erwartete Erörterung des Thibaut'schen Antrags über die Zwangsanleihe. Wieder setzten die Jacobiner alle Kräfte für den bereits hoffnungslosen Kampf ein; es zeigte sich sogleich, daß die Verhandlung mehrere Tage dauern würde, über das schließliche Ergebniß aber bestand, vollends nachdem Thibaut den geforderten Steuerzuschlag von 50 auf 30 Procent ermäßigt hatte, bei keinem Menschen ein Zweifel mehr.

Nimmt man dies Alles zusammen, so erscheint die Thatsache in vollem Lichte, daß sich damals die Mehrheit der Fünfhundert ganz in derselben Richtung bewegte, in welcher Bonaparte bei seiner künftigen Herrschaft voranzugehn gedachte. Wie er, wollte auch diese Mehrheit die Rückkehr zu einem geordneten Staatswesen, zu einem soliden Staatscredit, zu einer einsichtigen Staatsverwaltung. Nur war allerdings das Eine unverkennbar, daß sie bei Weitem nicht aus so zuverlässigen, in sich einigen Elementen wie jene des Raths der Alten bestand. Neben den ein für alle Male entschlossenen Männern der Rechten wurde sie durch die Stimmen der schwankenden Mitte gebildet, welche seit dem 30. Prairial durchgängig dem herrischen Einfluß der Jacobiner gefolgt, erst in den letzten Wochen durch das festere Auftreten der Regierung mit fortgerissen worden waren, und vielleicht bei einem neuen Emporstreben der Jacobiner auf's Neue umschlugen. Wenn Bonaparte und Sieyès gegen eine solche Wendung gesichert sein wollten, so galt es vor Allem, gleich im ersten Augenblicke mit dem Gewichte einer siegessichern Uebermacht aufzutreten, oder mit andern Worten über die Zustimmung und Mitwirkung der Linientruppen von vorne herein zu verfügen. Bonaparte hatte denn in dieser Richtung schon sehr wesentliche Schritte gethan. Er hatte den bedeutendsten der anwesenden Generale, Moreau, leicht gewonnen; dieser, im höchsten Grade gegen das alte Directorium erbittert und auch von dem neuen wenig erbaut, war Bonaparte bei der ersten Andeutung bereitwillig entgegengekommen,

hatte sich ihm für die That unbedingt zur Verfügung gestellt und nur jede Theilnahme an der Berathung verbeten. Mehrere Andere, wie Macdonald und Beurnonville, folgten seinem Beispiel. Was die Truppen betraf, so gehörten verschiedene Regimenter der Garnison zu der italienischen Armee von 1796 und hatten ihrem siegreichen Führer eine schwärmerische Anhänglichkeit bewahrt; Bonaparte's ägyptische Begleiter, Murat, Lannes, Marmont, waren unablässig thätig, diese Gesinnung, ein Jeder bei seiner Waffe, weiter zu verbreiten. Nicht unwichtig war es, daß die Bataillonscommandeure und Adjutanten der Pariser Bürgerwehr ihre Stellen fast sämmtlich Bonaparte verdankten, der während seiner Verwaltung nach dem 13. Vendemiaire das Personal der Nationalgarde völlig neu organisirt hatte. Dazu kam, daß zwei der wichtigsten Anhänger des Directors Barras, der Polizeiminister Fouché und der Commissar bei der Verwaltung des Seine-Departements, Real, sich mit richtigem Urtheil der aufgehenden Sonne zuwandten, und ohne jeden Scrupel ihren bisherigen Patron im Stiche ließen: die Verschwörung konnte fortan nicht bloß ohne Gefährdung durch die Polizei, sondern mit eifriger Unterstützung derselben ihre Kräfte weiter entwickeln. Was sich vorbereitete, war also nicht ein Aufstand stürmischer Volksmassen gegen die bestehende Staatsordnung, sondern der Angriff einer Hälfte der herrschenden Gewalten gegen die andere, des Ministers gegen das Directorium, der Generale gegen die Civilgewalt, des Oberhauses gegen die Regierung.

Am 6. November fand ein großes Festmahl statt, welches viele Abgeordnete der beiden Räthe den Generalen Moreau und Bonaparte gaben. Die Mehrheit der Fünfhundert hatte zwar eine amtliche Ovation abgelehnt, immer aber einzeln in großer Anzahl sich bei dem Banket betheiligt. Etwa 750 Theilnehmer waren anwesend; den Vorsitz führte der Präsident des Rathes der Alten, Lemercier, neben welchem Gohier, der zeitige Präsident des Directoriums, und General Moreau saßen; dann folgte der Präsident der Fünfhundert und neben diesem General Bonaparte [1]). Der Moniteur berichtete nachher, bei dem Festmahl habe eine musterhafte Ordnung geherrscht; es ging eben äußerst schwül und still und gezwungen her. Bonaparte's Freunde hatten so viele Hunderte auf das kommende Ereigniß vorbereiten müssen, daß aller Welt die

---

[1]) Es ist charakteristisch für die bonapartistische Literatur, daß sie, so viel mir bekannt, ohne eine Ausnahme, unter völliger Verschweigung Moreau's das Fest allein zu Ehren Napoleon's stattfinden läßt.

Annäherung großer Dinge bekannt war; was aber und wann es geschehen, und wer es ausführen würde, darüber war das Geheimniß wohl bewahrt, und wenige Theilnehmer des Schmauses wußten, ob ihr Nachbar Genosse oder Todfeind sei. Bonaparte, der aus Furcht vor Vergiftung nichts aß noch trank, als was ihm seine Adjutanten mitgebracht hatten, verschwand mit Moreau gleich nach Erledigung der officiellen Trinksprüche, und eilte zu Sieyès, um die letzten Entschließungen zu treffen. Die Hauptsache war, den Oberbefehl über die bewaffnete Macht zu Paris irgendwie in Bonaparte's Hand zu bringen; dies erreicht, meinte der General jeden Widerstand hoffentlich verhüten, jedenfalls aber besiegen zu können. Nun gab die Verfassung dem Rathe der Alten die Befugniß, nach Umständen die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers in eine andere französische Gemeinde zu verlegen; man beschloß also ein Decret, welches wegen einer angeblichen jacobinischen Verschwörung zum Sitzungsort der beiden Räthe St. Cloud bestimmen sollte. Dies, wie gesagt, lag unzweifelhaft innerhalb der Befugnisse des Rathes der Alten; man knüpfte dann hieran die Folgerung, daß wer die Verlegung befehlen könne, auch Maßregeln zur Sicherung derselben treffen dürfe, und kam so zu dem Entschlusse, dem Decret höchst unbefangen den Zusatz zu geben, daß der Rath den General Bonaparte mit der Vollziehung desselben, und zu diesem Behufe mit dem Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht der 17. Division des Pariser Bezirks beauftrage. Es bedarf keiner Erörterung darüber, daß dieser Schritt ganz und gar über die Competenz des Rathes hinausging: glaubte derselbe, Sicherheitsmaßregeln zu bedürfen, so hatte er sich deshalb einfach an die Executivgewalt des Directoriums zu wenden. Hier galt es also für Bonaparte, seine Person einzusetzen, und zu sehen, wie weit die Ergebenheit der Truppen ihm folgen würde. In der Nacht vom 7. auf den 8. November versammelten sich darauf bei dem Präsidenten des Rathes der Alten zwanzig der einflußreichsten Mitglieder der beiden Räthe, um die erforderlichen Beschlüsse und Verfügungen im Einzelnen zu redigiren und die Rollen bei der bevorstehenden Action zu vertheilen. Von der künftig zu erlassenden Verfassung war hier wie früher kaum die Rede; Bonaparte pflegte jede Erörterung mit dem für Sieyès höchst schmeichelhaften Worte abzuschneiden, daß dafür dieser Meister in Verfassungsfragen ausreichend sorgen werde. Im Laufe des 8. erhielt man mehrfache Nachricht, daß die Jacobiner, alarmirt durch die Bewegung im feindlichen Lager, ebenfalls thätig seien, und beschloß demnach, ohne längeres Zaudern am nächsten Morgen, dem 18. Brumaire

nach republikanischem Calender, die neue Staatsrettung zu vollführen. Im Laufe des Abends und der Nacht wurden die Einladungen für die Mitglieder des Rathes der Alten, zur Sitzung den 18. Morgens 7 Uhr, geschrieben und um 5 Uhr versandt, wobei das besondere Versehen vorkam, daß die Karten erst drei Stunden später in die Hand der jacobinisch gesinnten Collegen gelangten. Real verfügte gleichzeitig die Suspension der zwölf Gemeinderäthe von Paris, von denen einige vielleicht bereit gewesen wären, sich zum Mittelpunkte eines jacobinischen Widerstandes zu machen, und Fouché ließ die städtischen Barrièren schließen, um jede Verbindung zwischen den jacobinischen Gesetzgebern in St. Cloud und ihren Pariser Genossen unmöglich zu machen. Seinerseits hatte Bonaparte die Generale der Garnison und die Officiere der Nationalgarde auf 6 Uhr Morgens in seine Wohnung bestellt, so wie einige Regimenter, als wenn er schon der Herr wäre, auf den Vormittag zur Revue befohlen. Um den nichts ahnenden Gohier in völlige Sicherheit zu wiegen, hatte er auf den 18. sich und seine Gemahlin höchst freundschaftlich bei demselben zum Mittagessen angesagt.

Nach so gründlicher Vorbereitung verliefen die Ereignisse des 18. Brumaire durchaus in der gewünschten Weise. Im Rathe der Alten passirte das Decret über Verlegung des gesetzgebenden Körpers und Ernennung Bonaparte's zum Befehlshaber in Paris fast ohne Verhandlung [1]; um 8 Uhr war es bereits in den Händen des Generals, welcher es den versammelten Officieren vorlas, mit Begeisterung angehört wurde, und von dem glänzenden Zuge begleitet, sich in den Rath der Alten begab, um dort in seiner neuen Stellung den Eid auf die Verfassung zu leisten, wobei er sich allerdings mit einem Schwure begnügte, stets die Freiheit und die Republik zu vertheidigen. Um 11 Uhr empfingen die Fünfhundert, eben im Begriffe, über die Zwangsanleihe zum Schlusse zu kommen, das Versetzungsdecret, waren erstaunt und befremdet, jedoch konnte der Präsident Lucien Bonaparte, dem Decrete entsprechend, jede Verhandlung bis zur Eröffnung der nächsten Sitzung in St. Cloud verbieten. Bonaparte nahm indeß sein Hauptquartier in den Tuilerien bei den Saalinspectoren des Rathes der Alten, wo sich sofort auch Sieyès und Roger Ducos einfanden.

---

[1]) Moniteur 19. Nov. gibt den berichtigten Sitzungsbericht. Nicht Cornet, sondern Regnier war Antragsteller. Der einzige Montmayou erhob sich dagegen, ohne eine andere Antwort, als Hinweisung auf die dringlichen Verhältnisse zu erhalten.

Von dort eilten Talleyrand und Bruix zu Barras, um diesem die Sachlage zu entwickeln, und ihm durch Verheißungen und Drohungen die Niederlegung seines Amtes abzupressen. In seiner haltungslosen Verkommenheit ließ er sich nicht lange bitten, und damit waren Gohier und Moulins zur Ohnmacht verurtheilt, da zu einem gültigen Beschlusse des Directoriums die Mitwirkung von drei Mitgliedern gehörte. Beide eilten noch einmal in die Tuilerien, um ihre Redekunst bei Bonaparte und Sieyès zu versuchen; es kam zwischen Gohier und dem General zu einem lebhaften Wortwechsel, der natürlich ohne Ergebniß blieb; als die Beiden darauf in das Luxembourg zurückgekehrt waren, beauftragte Bonaparte den General Moreau, den Palast mit seinen Posten zu umgeben und den beiden Directoren jeden Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden.

So weit war Alles ohne Schwierigkeit gelungen. Es kam jetzt darauf an, das letzte Wort zu sprechen, und am folgenden Tage in St. Cloud die Räthe zu einem Gesetze zu bestimmen, welches das Directorium auflöste, Bonaparte, Sieyès und Ducos als Consuln der Republik mit der provisorischen Regierung betraute und eine parlamentarische Commission mit dem Entwurfe einer verbesserten Verfassung beauftragte. Sieyès schlug vor, zur Sicherstellung des Ergebnisses etwa vierzig der hitzigsten Jacobiner unter den Abgeordneten verhaften zu lassen; Bonaparte aber, der sich die Möglichkeit eines Widerspruchs gegenüber der bewaffneten Macht nicht vorstellen konnte, erklärte die Maßregel für überflüssig. Er hielt es für ausreichend, daß er seinen alten Waffengefährten Serrurier mit einigen Regimentern nach St. Cloud hinübergeschickt hatte. Bald genug sollte er indessen die Erfahrung machen, daß bei politischen Kämpfen das Bajonett doch nicht die einzige gefährliche Waffe ist.

Die Sitzung des 19. Brumaire war für beide Räthe auf zwölf Uhr Mittags anberaumt in St. Cloud, für die Fünfhundert in der Orangerie, für die Alten in einem Saal des Palastes. Die Deputirten waren zeitig versammelt, zu der bestimmten Stunde aber die Einrichtung der Räume noch nicht fertig; so ging man gruppenweise im Garten umher, die Mitglieder beider Räthe untereinander gemischt; da wurden die Alten mit Fragen bedrängt, was die außerordentliche Maßregel bedeute, welche Gründe man habe, worauf man hinaus wolle; die Antworten fielen wenig befriedigend und beruhigend aus; bei den Fünfhundert begannen die Köpfe sich zu erhitzen, die jacobinischen Führer nahmen rasche Abrede; um keinen Preis sollte nochmals ein Staatsstreich

zugelassen werden. Endlich konnte die Sitzung beginnen. Dieselben Fragen erschienen jetzt bei den Fünfhundert in officieller Form, und als niemand eine Antwort wußte, erscholl der Ruf: keine Dictatur, nieder mit dem Dictator, und sofort drängten sich die Anträge, an den Rath der Alten zu senden, ihm die Constituirung der Versammlung zu melden, Aufklärung über Grund und Zweck der Verlegung zu fordern, das Directorium zu beschicken, ein Manifest an das Volk zu erlassen. Ehe es aber zu irgend einem Beschlusse kam, rief der immer eifrige Grandmaison: was helfen die allgemeinen Reden von Freiheit und Republik? wir wollen keine Republik nach der Weise Venedigs oder der Vereinigten Staaten; wir wollen unsere Verfassung; ich fordere, daß alle Mitglieder unter Namensaufruf den Eid auf Vertheidigung der Verfassung ablegen. Niemand wagte einen Widerspruch, und mit lautem Beifallrufen wurde hiernach decretirt. Wie viele Eide dieser Art waren seit 1789 geschworen und vergessen worden: die Thorheit, mit einer so völlig in Mißachtung gerathenen Cäremonie zwei bis drei Stunden zu verlieren, war augenfällig.

Auch war Bonaparte sofort entschlossen, die ihm hiermit gewährte Frist auf das Beste zu benutzen. Wir müssen endigen, sagte er seinen Begleitern, und trat ein bei dem Rathe der Alten, der im Augenblicke unbeschäftigt noch auf Nachricht von der Constituirung der Fünfhundert wartete. Hier kam es nun zu einer unvermutheten Scene. Die große Mehrheit der Versammlung war mit dem General einverstanden, immer aber gab es eine Minorität, die von einer Aenderung der Verfassung nichts wissen wollte, sich so eben bitter über die Nichteinladung zu der gestrigen Sitzung beschwert hatte, und die Erwähnung des jacobinischen Complotts mit der heftigen Aufforderung beantwortete, die Urheber, den Zweck und die Mittel dieses Complottes anzugeben. Die Freunde Bonaparte's wußten dagegen kein anderes Mittel als einstweilige Unterbrechung der Sitzung, bis die Fünfhundert constituirt seien. Bei dieser Lage der Dinge wurde Bonaparte bei seinem Eintritt mit sichtlicher Aufregung und Spannung empfangen; es erging ihm, wie es seitdem so manchem tapfern Kriegsmann ergangen ist: der Anblick der großen bewegten Versammlung versetzte ihm den Athem und nahm ihm die Geistesgegenwart, die ihm beim Schlachtendonner nur immer kälter und fester emporwuchs. Er begann stockend und stotternd mit kurzen und wenig zusammenhängenden Sätzen: ihr tagt nicht unter gewöhnlichen Verhältnissen, ihr steht auf einem Vulcan; laßt mich ohne Unterbrechung ausreden; ich war ruhig in Paris, als

der Rath mich berief; ich bin darauf mit meinen Waffengefährten gekommen, mit reinem uneigennützigem Sinne; zum Dank für meine gestrigen Bemühungen höre ich heute von einem Cäsar, einem Cromwell reden; man sagt, ich wollte eine Militärherrschaft gründen. Als er dieses Wort aussprach, war es, als ob sich daran die Flamme seines Ehrgeizes entzünde, so brach er jetzt heraus: hätte ich dies gewollt, so hätte ich nicht erst eure Befehle erwartet, mehr als einmal unter den günstigsten Verhältnissen hat man mich aufgefordert, die Gewalt zu ergreifen; ich wurde dazu aufgerufen durch den Wunsch der Nation, durch den Wunsch meiner Kameraden, durch den Wunsch der Soldaten, der seit meiner Entfernung so arg mißhandelten Soldaten, die man jetzt in der Vendée in einen scheußlichen Bürgerkrieg sendet; die Gefahren sind dringend, denkt nur an diese, rettet die Freiheit und Gleichheit — hier schrie ein Mitglied der Linken dazwischen: und die Verfassung? — bei dieser Unterbrechung riß Bonaparte's Ungeduld durch alle Schranken hindurch, und in vollem Zuge kehrte er den Grund seines Herzens heraus. Die Verfassung, rief er zurück, ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, am 22. Floreal, am 30. Prairial; die Verfassung, alle Parteien rufen sie an und alle Parteien haben sie gebrochen; sie kann das Land nicht retten, denn niemand hat noch Achtung vor ihr. Das Wort des Tages war ausgesprochen. Sicher nicht in parlamentarischer Weise, ohne Beweise oder überredende Kunst; was hätte er sagen wollen, wenn ihn jemand an seine Unterstützung des 18. Fructidor erinnert hätte? Darum aber blieb sein Satz nicht weniger wahr, und nur um so eindringlicher war die Wucht des militärischen Befehls. Aber noch war der Widerstand mit Nichten gebrochen. Wieder kam die Verhandlung auf das Complott zurück; die Gegner drängten auf Enthüllungen, um die Nichtigkeit des Vorwandes klar zu legen; die Freunde baten flehentlich um einiges Material, um den Schein der Gesetzlichkeit zu retten. Nochmals verschwand dem General bei der immer anschwellenden Verhandlung der Ueberblick; er verlor sich auf's Neue in unbestimmte und schreiend unwahre Angaben, daß Barras oder Moulins ihn zu dem Sturze der Verfassung aufgefordert hätten; freilich, sagte er nachher, ich kann ihnen keinen Vorwurf deshalb machen; wenn sie die Verfassung für unbrauchbar hielten, sprachen sie nur die Meinung Frankreichs aus. Dann erklärte er wieder, alle Factionen hätten an seine Thür geklopft, er aber hätte sie alle verschmäht, denn er gehöre zu der einen großen Partei des französischen Volkes. Bald aber war seine Geduld zum zweiten Male

erschöpft. „Auf euch", rief er, „rechne ich, allein auf euch, nicht auf die Fünfhundert, nicht auf jene Versammlung, wo die Männer sitzen, die alle Schrecken von 1793 erneuern wollen und eben Boten nach Paris zur Entflammung eines Aufstandes senden. Aber", setzte er hinzu, „fürchtet diese Umtriebe nicht; ich werde euch schützen; ich nehme meine Waffenbrüder zu Zeugen, deren Bajonette ich wahrnehme, und sollte ein Miethling des Auslandes es wagen, mir mit Aechtung zu drohn, er möge sich hüten, dies Urtheil auf sein eignes Haupt zu ziehn; ich würde euch aufrufen, meine tapfern Waffengefährten, euch, tapfere Soldaten, die ich so oft zum Siege geführt habe, ich würde mich euch anvertrauen, euch und meinem Sterne. Erinnert euch, daß mich überall der Gott des Sieges und der Gott des Glückes begleiten." Es war dasselbe Wort, das er ein Jahr früher dem Divan von Cairo zugerufen hatte. Damit schritt er hinaus, und die Abgeordneten hörten, wie er draußen von den Truppen mit lang anhaltenden Hochrufen empfangen wurde.

Der Eindruck seiner zusammenhanglosen Ergüsse auf die Versammlung war peinlich. Der dünne Schleier der Gesetzlichkeit, mit dem man den Staatsstreich zu verhüllen gesucht, war gründlich zerrissen; es war aller Welt deutlich, daß ein feindliches Complott nicht existirte, und die Verlegung nach St. Cloud jedes legalen Grundes entbehrte. In voller Nacktheit stand die Thatsache da, daß ein herrischer Soldat die bestehende Verfassung zu stürzen und jeden Widerstand mit Waffengewalt zu brechen entschlossen war. Die ihm befreundete Mehrheit war über diese Wendung tief betroffen: aber einmal war sie schon zu weit gegangen, um noch zurück zu können, und dann, so gerne sie ein glimpflicheres Verfahren gesehn hätte, ihre Ueberzeugung stand fest, daß die Erhaltung des bisherigen Zustandes mit dem Ruine Frankreichs gleichbedeutend sei. So blieb sie auf ihrem Wege, und zog nach Bonaparte's Abgang die Verhandlung mit nichtssagenden Förmlichkeiten hin.

Der General, erfrischt durch den Zuruf der Truppen, hatte sich darauf zu den Fünfhundert gewandt. Hier war unmittelbar nach der Beendigung des Eidschwurs ein Schreiben des Directors Barras eingelaufen, wodurch er seinen Rücktritt in das Privatleben anzeigte, und sogleich hatte sich ein Streit entsponnen, ob man ohne Aufenthalt die Liste zu einer Neuwahl aufstellen oder eine Untersuchung über die Freiwilligkeit der Abdankung anordnen sollte. Eben erging sich wieder Grandmaison in einer leidenschaftlichen Rede, als eine unruhige Be=

wegung an der Eingangsthüre entstand, und Bonaparte, von vier Grenadieren begleitet, sichtbar wurde. Bei dem Anblick der Bewaffneten erhob sich ein furchtbarer Tumult. Das Heiligthum der Gesetze ist entweiht, hinaus mit dem Tyrannen, Bonaparte hat seinen Ruhm befleckt: so dröhnten die Rufe durcheinander. Eine wilde Gruppe stürzte dem General entgegen und umgab ihn mit Schreien und Drohungen; nieder mit dem Dictator, tönte es von allen Seiten; Einzelne packten ihn am Kragen, um ihn zu verhaften oder zu Boden zu reißen, und von verschiedenen Seiten erscholl die Forderung: die Achterklärung über den Verräther. In dem unerwarteten Ansturm vergingen Bonaparte die Sinne; er sank einem der Grenadiere in die Arme; bei diesem Anblick drang der Commandant von Paris, General Lefebvre, mit mehreren Soldaten in den Saal und riß Bonaparte aus dem Getümmel hinaus in das Freie. Drinnen tobte der Lärm in immer wüthenderer Hitze weiter. Wie nach dem 30. Prairial waren die Jacobiner wieder an der Führung; die Andern waren theils eingeschüchtert durch die Heftigkeit des Getümmels, theils stimmten sie aus eigner Ueberzeugung für jede Maßregel zur Verhütung eines Staatsstreichs, zur Erhaltung der bestehenden Verfassung. Zum Worte aber ließ der Lärm der Jacobiner nur die eignen Gesinnungsgenossen kommen. Bertrand (Calvados) erklärte, der Rath der Alten habe das Recht zur Verlegung der Sitzung, aber nicht zur Ernennung Bonaparte's gehabt; Talot forderte, daß der Rath diesen von Bajonetten umgebenen Ort verlassen und sich in feierlichem Zuge nach Paris zurückbegeben möge; Destrem begehrte, daß der Rath die Permanenz seiner Sitzung verfüge; Blin beantragte, alle in Versailles befindlichen Truppen unter den Befehl der Saalinspectoren zu stellen. Dazwischen erneuerte sich fort und fort der Ruf nach der Aechtung Bonaparte's, und vergebens strengte sich Lucien an, das Erscheinen seines Bruders zu entschuldigen und an dessen kriegerische Verdienste zu erinnern. Endlich warf er die Abzeichen seiner Würde nieder und verließ den Präsidentensessel, um nicht selbst die Aechtung seines Bruders zur Abstimmung zu bringen. Darüber gab es neuen Sturm; man drang auf Lucien ein, ihn wieder in den Sessel zu nöthigen: als plötzlich ein Trupp Grenadiere in dem Saale erschien, Lucien in seine Mitte nahm, und ihn unter dem Rufe: auf Befehl des Generals, hinausbrachte. Auf dem Schloßhof fand Lucien seinen Bruder, einige Officiere und die Grenadiere von der Wache des gesetzgebenden Körpers. Der General war sehr entschlassen, Gewalt zu gebrauchen, war aber freilich nicht ganz sicher, ob die Anhänglichkeit der Soldaten

bis zum Angriff auf die Volksvertretung gehn würde, die sie vor allen Andern zu schützen beauftragt waren. Der graubärtige Serrurier schritt, den Säbel schwingend, an ihrer Fronte auf und nieder: Soldaten, rief er, die Schurken haben euern General ermorden wollen; aber rührt euch nicht, wartet auf Befehl. Und die Soldaten, mit einem Gehorsam, über den der Alte verzweifeln wollte, rührten sich auch ganz und gar nicht, und seitwärts standen Talleyrand, Röderer und einige andere Vertraute mit blassen Gesichtern und langen Mienen. Da faßte Lucien rasch seinen Entschluß. Er schwang sich zu Roß und ritt an die Fronte des Bataillons. Soldaten, sagte er, der Präsident des Rathes der Fünfhundert meldet euch, daß drinnen die Volksvertretung durch eine kleine, mit Dolchen bewaffnete Minderheit niedergehalten wird; es sind dieselben Verbrecher, welche so eben mit ihren Messern das Haupt eures Generals bedroht haben[1]); ich fordere euch auf, die Abgeordneten der französischen Nation mit euren Bajonetten vor den Dolchen der Verschwörer zu schützen, und dem Rathe der Fünfhundert seine Freiheit wieder zu geben. Die Truppen schwankten; ein drastisches Mittel mußte helfen. Lucien ergriff einen Degen, zückte ihn gegen seinen Bruder und schwur, daß er ihn niederstechen würde, wenn er etwas gegen die Freiheit unternähme. Dies entschied; ein kräftiges Hoch Bonaparte! ging durch die Reihen; General Murat führte eine Abtheilung unter Trommelschlag in den Saal. Die Zuschauer entflohn durch die Fenster; die Abgeordneten antworteten auf eine zweimalige Aufforderung zum Weichen nur mit dem Rufe: es lebe die Republik! Da ertönte der Befehl: fällt das Bajonett, vorwärts marsch, und in wirrem Getümmel stoben die Abgeordneten durch alle Ausgange aus dem Saale. Die Volksvertretung war gesprengt, die Regierung gestürzt, die Verfassung zertrümmert. Als einst ein unbestimmtes Gerücht dem armen Ludwig XVI. Absichten ähnlicher Art gegen die kaum constituirten Reichsstände, gegen die noch nicht geborene Verfassung zuschrieb, hatte sich die Hauptstadt in einer glühenden Begeisterung erhoben und acht Tage später das ganze Land die königliche Verwaltung in Trümmer geschlagen. Jetzt ging in Paris jedermann höchst unbekümmert seinen Geschäften oder Vergnügungen nach; an Widerstand dachte keine Seele; neun Zehntel der Bevölkerung freuten sich der Aus=

---

[1]) Bekanntlich wurde dies seitdem die officielle, auch von Napoleon stets bekräftigte Lesart. Irgend ein Beweis dafür ist nie geliefert worden, Eugen Beauharnais und Daunou haben die Thatsache entschieden in Abrede gestellt.

sicht, gleichviel ob gesetzlich oder gewaltsam, endlich eine verständige und kräftige Regierung zu erhalten. So weit hatte die Revolution in zehnjähriger blutiger Arbeit den Freiheitssinn des französischen Volkes verbraucht.

Bonaparte's Gegner waren in alle Winde verjagt; seine Genossen konnten jetzt unbehelligt dem Staatsstreiche nachträglich die gesetzliche Gewandung geben. Lucien suchte in den Gärten von St. Cloud dreißig oder fünfzig wohlgesinnte Abgeordnete zusammen, die sich spät Abends unter seinem Vorsitz als Mehrheit des Rathes der Fünfhundert constituirten und bei mattem Lampenlichte in der öden Halle zu den erforderlichen Beschlüssen schritten. Zunächst wurde eine Commission mit der formalen Ausarbeitung beauftragt; während sie diesem Geschäfte oblag, erfüllte Lucien die Stunden mit zornigen Declamationen gegen die Jacobiner, bis endlich gegen 11 Uhr Boulay von der Meurthe als Berichterstatter der Commission erschien. Ueber die Richtung seiner Anträge konnte nach der ganzen Lage der Dinge kein Zweifel sein; immer aber bleibt sein einleitender Vortrag höchst merkwürdig. Denn da er natürlich nicht bloß an das halbe Hundert seiner augenblicklichen Zuhörer, sondern an die ganze Nation gerichtet und deren Zustimmung zu gewinnen berechnet war[1]), so darf man ihn als dauerndes Denkmal der Bedürfnisse, Wünsche und Erwartungen betrachten, wegen deren damals das französische Volk das Emporsteigen Bonaparte's hoffnungsvoll begrüßte. Ein festerer Maßstab für die geschichtliche Beurtheilung der kommenden napoleonischen Herrschaft läßt sich nicht denken.

Boulay begann mit einer scharfen Beleuchtung der revolutionären Kriegspolitik gegen Europa. Kein Wunder, sagte er, daß der Convent den Friedensstand nicht herzustellen vermochte; eine Regierung, die sich selbst revolutionär nannte, die im Grunde nur die schwankende Herrschaft wechselnder Parteihäupter war, wie hätte sie nach irgend einer Seite sichere Garantien bieten können. Aber auch seit dem Bestehn der Verfassung, fuhr er fort, ist es nicht besser geworden. Einige Verträge haben wir abgeschlossen, aber sie haben nur den Anlaß zu noch blutigeren Kämpfen gegeben. Man kann als Ursache davon den bösen Willen unserer Feinde oder die Mißgriffe einiger unserer Machthaber bezeichnen. Aber die wahre Quelle des Unheils liegt tiefer.

---

[1]) Dies ist um so gewisser, als der Moniteur die Rede eine Woche später im Wortlaut brachte.

Welches andere Volk hätte größeres Recht und besseren Grund als das unsere, seinen Nachbarn zuzurufen: ich fordere volle Unabhängigkeit für meine innern Angelegenheiten und gewähre die gleiche Unabhängigkeit einem jeden Andern? Auf dieser Grundlage wäre eine feste und fruchtbare Politik möglich gewesen: aber wo gab es etwas Festes in unserer Verfassung? Vor dem 18. Fructidor wußte niemand, ob das Directorium am folgenden Tage noch bestehn würde; nach demselben war seine Macht unbeschränkt und das Ansehn der Volksvertretung vernichtet, und bald wurden die Verträge gebrochen und der Krieg nach allen Seiten getragen, ohne daß der gesetzgebende Körper befragt worden wäre. Und dieses selbe Directorium, welches Europa in Schrecken setzte und Throne nach seinem Belieben umstürzte, fiel dann wie weggeblasen am 30. Prairial, um neuen Männern von vielleicht entgegengesetztem Systeme Platz zu machen. Auf solche Art kann ein großes Reich nicht regiert werden.

Indem der Redner sich dann zur innern Politik wandte, wies er vor Allem die unzulängliche Gewähr der bürgerlichen Freiheit, den Mangel jedes Rechtsschutzes für Person und Eigenthum, die daraus folgende Stockung der Industrie und des Verkehrs, das allgemeine Elend der Volksmassen nach. Er entwickelte darauf die ungenügende Feststellung des Verhältnisses der gesetzgebenden zu der ausübenden Gewalt. Niemand kenne einen bestimmten Unterschied zwischen Gesetz und Verordnung; unaufhörlich erlasse die Volksvertretung sogenannte Gesetze, die ihrem Inhalte nach nichts als Verwaltungsvorschriften seien, also durchaus zum Wirkungskreise des Directoriums gehörten. Aber wenn auch die Grenze völlig klar bezeichnet wäre, so sähe man nicht, wer den gesetzgebenden Körper abhalten könnte, sie nach Belieben zu überschreiten; er allein habe das Recht, die Verfassung auszulegen, die eigene Competenz und die der Andern zu erklären, jede andere Behörde in Anklagestand zu versetzen. Die Unabhängigkeit der Gewalten, welche die Verfassung verkünde, sei also nicht gegenseitig, jedenfalls nicht fest verbürgt. Dazu komme der häufige Personenwechsel in den beiden höchsten Organen und die unzweckmäßige Art desselben: Alles sei wie darauf berechnet, Zusammenhang, Ordnung und Eintracht zu verhindern. Endlich die Landesverwaltung entbehre wieder aller Stätigkeit, aller Regelmäßigkeit; die Behörden wechseln und schwanken unaufhörlich in dem Kampfe der Parteien, und ihr wesentliches Augenmerk sei nur auf den Sieg in diesem Kampfe und nicht auf die Wohlfahrt des Landes gerichtet. So ergab sich dem Redner der Schluß: demnach

ist in Folge der bestehenden Verfassung unser Zustand ein Chaos; es gibt in Frankreich weder öffentliche noch persönliche Freiheit; jeder befiehlt, niemand gehorcht; wir haben nur das leere Schattenbild einer Regierung.

Dies war das Wort der Situation. Was uns fehlt, das ist eine starke und selbständige Regierung. Gewiß, fort und fort läßt sich Frankreich die schönen Lehren von 1789 gefallen, die Freiheit und Gleichheit, die Volkssouveränetät und die Volksvertretung. Aber vor Allem begehrt das Volk nach Außen Unabhängigkeit und Frieden, und Rechtsschutz und Wohlstand im Innern. Das Volk hat erkannt, daß ihm bisher diese höchsten Güter deshalb gefehlt haben, weil keine starke und selbständige Regierung vorhanden war. So bestimmt wie möglich ist in diesen Sätzen der Titel und die Aufgabe für Bonaparte's neue Herrschermacht bezeichnet. Vorausgesetzt, daß er der Nation Rechtsschutz und Frieden verschafft, so wird sie wenig einwenden, wenn er für sein Rettungswerk die Dictatur begehrt und die politische Freiheit des Volkes vernichtet. Aber der Retter wird zum Usurpator, sobald er sich andere Aufgaben setzt als Frieden und Rechtsschutz.

Schließlich kündigte Boulay an, daß der Rath nicht in einer Nacht die neue Verfassung zu improvisiren vermöge. Heute könne die Aufgabe nur sein, die für die Lösung dieser Aufgabe erforderlichen Organe zu bilden, und für die Zwischenzeit eine provisorische Regierung einzusetzen. Auf seinen Antrag faßte darauf die Versammlung einen Beschluß des Inhalts: es gibt kein Directorium mehr; zwei und sechzig namentlich bezeichnete Mitglieder der Linken sind wegen ihrer vielfachen Vergehungen aus dem gesetzgebenden Körper ausgestoßen; der gesetzgebende Körper ernennt eine provisorische Vollziehungs-Commission, bestehend aus den Exdirectoren Sieyès und Roger Ducos und dem General Bonaparte, welche den Titel Consuln der französischen Republik erhalten, alle Befugnisse des Directoriums ausüben, und vornehmlich für die Ordnung in der Verwaltung, die innere Sicherheit und die Erlangung eines ehrenhaften Friedens zu sorgen haben. Der gesetzgebende Körper vertagt sich bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800); es ernennt jedoch vorher jeder der beiden Räthe eine Commission von 25 Mitgliedern, welche auf Antrag der Consuln über jede dringende Angelegenheit der Polizei, der Finanzen und der Gesetzgebung beschließen und zugleich die Aenderung der erfahrungsgemäß unzulänglichen Verfassungsartikel vorbereiten. Der Rath der Alten beeilte sich, noch in derselben Nacht dem Beschlusse durch seine Bestätigung Gesetzeskraft zu ertheilen.

Den hier bezeichneten Männern war damit unbedingte Vollmacht zu einer umfassenden Neugestaltung des ganzen Staatswesens ertheilt. Allerdings sollten die Commissionen die Aenderungen der Verfassung nur vorbereiten, und die Räthe am 20. Februar ihre Sitzungen wieder aufnehmen, und ganz in diesem Sinne geschah es auch, daß, nachdem die Consuln den Beschluß der Räthe entgegen genommen, der Präsident sie mit den feierlichen Worten entließ: Bürger, nach drei Monaten erwartet Frankreich eure Leistungen. Aber wer wußte damals, ob nach drei Monaten noch irgend jemand an diese Räthe denken, und, wenn sie ja noch einmal zusammen kämen, ob man ihnen irgend eine Einwirkung auf die neue Verfassung gestatten würde? Sicher war nur das Eine: Frankreich hatte eine Regierung erhalten.

Drittes Capitel.

Die Consular-Verfassung.

Einige Tage nach dem Staatsstreiche bezog Bonaparte den Palast des Luxembourg, wo er seine beiden Collegen als ehemalige Directoren bereits vorfand. Das Gesetz des 10. Brumaire hatte unter den drei Consuln keine Unterscheidung gemacht; sie beschlossen demnach auch keinen festen Vorsitz einzuführen, sondern in der formellen Geschäftsleitung täglich zu wechseln, so daß jeden Morgen die Minister besondere Nachricht erhielten, wer der geschäftsführende Consul des Tages war. Ihre Botschaften und Erlasse wurden von allen Dreien in wechselnder Reihenfolge gezeichnet [1]). Das thatsächliche Verhältniß stellte sich übrigens sogleich nach der Natur der Personen fest. Roger Ducos war ohne Weiteres bereit, auf jedes selbständige Handeln zu verzichten. Sieyès war, wie ihn Talleyrand zutreffend bezeichnete, kein tiefer, sondern ein hohler Kopf, als philosophischer Politiker weit unter seinem Rufe und als Vorsteher einer Regierung geradezu unfähig. Glücklicher Weise war er ebenso arbeitsscheu wie ungeschickt, und sein Ehrgeiz hatte keine andern Ziele mehr im Auge, als seine Verfassungsträume verwirklicht zu sehn und dann für sich selbst möglichst viel Geld zu gewinnen. So ließ er sich denn herbei, mit einigen Mitgliedern der legislativen Commissionen den Entwurf der neuen Verfassung vorzubereiten, und war sehr zufrieden, daß Bonaparte mit durchgreifendem Eifer sich unterdessen sämmtlicher Regierungsgeschäfte bemächtigte. Hier gönnte denn

---

[1]) Ich erwähne dies Detail zur Kritik der mannigfaltigen Anekdoten, welche gleich am ersten Tage Bonaparte mit kühnem, so oder so geführtem Griffe sich des Vorsitzes bemeistern lassen.

der junge General weder sich noch den Andern eine müßige Stunde. Er war rastlos und ungeduldig, arbeitskräftig und arbeitseifrig bei Tag und bei Nacht. Von Natur mit allen Eigenschaften des Herrschers ausgerüstet, hatte er in Italien und Aegypten die Lenkung der Menschen und die Verwaltung der Dinge in großem Style geübt, Kenntnisse aller Art gesammelt, feste und umfassende Grundsätze für jegliches Thun gebildet. Mit Ueberraschung erlebte Sieyès, daß sein militärischer College über alle Zweige der Verwaltung, über alle Fragen der Politik sehr bestimmte Ansichten besaß, daß er dieselben mit kräftiger und gedrungener Logik vertheidigte und sehr schwer zu widerlegen, sehr schwer von seinem Wege abzubringen war. Wir haben einen Herrn, sagte der Abbé, er kann Alles, weiß Alles, will Alles.

Seit Jahren stand das Bild der innern Staatsverwaltung, bis in alle Einzelnheiten ebenso klar durchgearbeitet wie die Ziele seiner auswärtigen Politik, in Bonaparte's Geiste fest. Alles was er that und was er sagte, jeder Befehl an die Minister, und jeder Antrag bei den Commissionen, jede sachliche Erörterung und jeder leidenschaftliche Ausbruch, Alles kam aus demselben Grundgedanken und traf zu demselben Zweck. Allerdings war für den Anfang von einer systematischen Ordnung der Geschäfte nicht viel zu spüren; ehe man sich förmlich einrichten konnte, galt es zu leben, und die directoriale Wirthschaft hatte es ihren Nachfolgern schwer gemacht, dem Hungertode zu entrinnen. Das Erste war, daß Bonaparte die beiden Quellen der materiellen Macht, das Kriegs- und das Finanzministerium, in zuverlässige Hände legte. Die Geschäfte des ersteren übernahm er thatsächlich selbst, indem er seinen Generalstabschef Berthier zum Minister ernannte, einen Mann, der sein Leben lang nur Eine Fähigkeit, diese aber in vollendetem Maße bekundet hat, die nämlich, die Befehle seines Meisters in musterhafter Weise zum Vollzug zu bringen. Finanzminister wurde Gaudin, welcher jetzt, im Vertrauen auf Bonaparte's Kraft, die dornige Ehre nicht mehr zurückwies. Aber so gut er schon früher über die Finanznoth unterrichtet gewesen, so groß war doch sein Schrecken, als er jetzt selbst berufen wurde, das sinkende Staatsschiff über Wasser zu halten. In dem Schatze der großen Nation fand er einen Baarbestand von 167,000 Franken vor, den Rest eines Vorschusses, welchen gestern ein reicher Mann dem armen Staate geleistet hatte, sonst nichts als Scheine aller Art über bereits verzehrte Einkünfte oder Anweisungen an Lieferanten auf demnächst bevorstehende Steuereinnahmen. Es war gerade der erste Wochentag, an welchem die Ausgabeordres aller Minister

für die ganze Woche einliefen, wie sich versteht, im Betrage vieler Millionen. Bisher war es der Brauch gewesen, diese Ordres in Ermangelung baaren Geldes an Speculanten zu verkaufen, mit einem Discont von 20 oder 30 Procent, und damit den Ministern wenigstens einen Theil ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, unter einer drückenden Mehrbelastung der Zukunft. Diesem Unfug machte Gaudin auf der Stelle ein Ende, gab den Ministern was er hatte, und ließ sie im Uebrigen trotz aller Klagen und Beschwerden warten. Alles kam darauf an, so schnell wie irgend möglich Ordnung in die Steuererhebung und zu diesem Zwecke Disciplin in die Verwaltung zu bringen; aber bei der denkbar höchsten Eile und Energie mußten Monate vergehn, ehe baare Ergebnisse sichtbar werden konnten, und es galt mithin für den Augenblick, sich Credit zu schaffen und von geborgtem Gelde zu leben wie das Directorium, nur hoffentlich in weniger tumultuarischer, nicht die ganze Zukunft zerstörender Weise.

Daß Bonaparte's Persönlichkeit ein besseres Vertrauen als die der frühern Regenten einflößte, dafür hatte man einen durchaus bündigen Beweis in dem Stande der fünfprocentigen Rente, die in der letzten Zeit des Directoriums auf 7 gesunken war, seit dem Staatsstreiche aber binnen drei Tagen auf 12 stieg, also ihren Werth beinahe verdoppelte. Es galt diese günstige Stimmung zu halten und zu heben. Zu diesem Behufe verschmähte Bonaparte kein Mittel und zog neben wichtigen Schritten hoher Politik die windigste Reclame heran. Die Zeitungen strotzten damals von fabelhaften Kriegs- und Siegsberichten: Massena, hieß es, überschwemme mit seinen triumphirenden Schaaren die nördliche Lombardei, das Rheinheer marschire gegen die Ems (bei welcher Kunde, wie es fast scheint, der Fluß dieses Namens mit dem Badeorte verwechselt wurde), die Infanterie des Heeres von Italien habe 3000 österreichische Reiter ersäuft. Dazwischen kamen schauerliche Schilderungen der jacobinischen Verschwörung, vor welcher Bonaparte's rettendes Auftreten das Vaterland bewahrt habe; die Absicht sei gewesen, die jetzigen Consuln und die Saalinspectoren der Räthe köpfen zu lassen; Jourdan und Santerre hätten die Vorstadt St. Anton unter die Waffen rufen sollen; man würde die Sitzungssäle der Räthe umringt und dreihundert Abgeordnete in die Seine geworfen haben. Auf die abschreckenden folgten dann wieder lockende Bilder. Hatte es schon früher der gebildeten Bevölkerung wohl gefallen, daß Bonaparte seinen Titel als Mitglied der Akademie dem militärischen bei jeder Unterschrift voransetzte, so wurde dieser günstige Eindruck weiter gesteigert

durch die Ernennung des großen Astronomen Laplace zum Minister des Innern, der freilich für diese Thätigkeit weder Neigung noch Talent entwickelte und bald durch Lucien Bonaparte ersetzt werden mußte. So verging kein Tag, wo nicht auf eine oder die andere Weise Bonaparte's Ruhm und der glückliche Contrast zwischen der neuen und der frühern Zeit auf Aller Lippen war.

Glücklicher Weise war man in der Lage, auch durch solidere Mittel dem Staate und seinem Oberhaupte Gunst und Credit ohne langen Aufenthalt zu stärken. Wir haben gesehn, wie eifrig der Rath der Fünfhundert in seinen letzten Lebenswochen an der Herstellung der finanziellen Ordnung gearbeitet, mit welchem Nachdruck seine Mehrheit die Beseitigung der selbstmörderischen Gewaltschritte der Jacobiner angestrebt hatte. Die betreffenden Gesetzentwürfe lagen fertig bei den Protokollen des Rathes; man brauchte nur hineinzugreifen und die Documente mit den Unterschriften der neuen Machthaber zu versehn, und eine erquickende Aussicht nach der andern in eine bessere Zukunft wurde eröffnet[1]). Schon am 13. November war auf Antrag der Consuln das verhaßte Geißelgesetz durch die Commissionen der beiden Räthe aufgehoben, und die Freilassung aller auf Grund desselben verhafteten Personen befohlen worden. Am 14. erging eine Botschaft der Consuln an die Räthe, die Zurücknahme der Zwangsanleihe und Ersetzung derselben durch einen Zuschlag von 25 Procent auf die directen Steuern zu beschließen. Es war für die augenblickliche Finanzlage der bei Weitem wichtigste Schritt. Außer den allgemeinen, von uns früher erwähnten Uebelständen der Progressivsteuer hob bei dieser Verhandlung Mirabeau's Freund Cabanis noch den besondern Umstand hervor, daß seit der Verheerung aller Privatindustrie durch den Krieg, die Schreckenszeit und die Assignaten das große Geschäft sich fast ausschließlich auf die Lieferungen an den Staat beschränke, diese aber nach der Natur der Sache durchgängig sich in Paris vollzögen; so könne es nichts Schlimmeres geben als eine Panik in Paris, wie sie eben durch das Zwangsanlehn und das damit verbundene Geschrei der Jacobiner gegen die großen Beutelschneider veranlaßt worden. Dann zögen sich die Capitalisten scheu zurück; die von ihnen beschäftigten Arbeiter verlören ihre Nahrung und die Regierung habe kein Existenzmittel mehr als die Naturalrequisitionen, welche binnen drei Monaten die ganze Jahres-

[1]) Auch hier pflegt die bonapartistische Geschichtsschreibung zu übertreiben, indem sie die gleich aufzuführenden Organisationen als Erfindungen der consularen Aera preist.

einnahme verzehrten und jede geordnete Rechnung unmöglich machten. Dies Alles war unleugbar und die Commissionen beeilten sich dann auch, binnen drei Tagen den Antrag zum Gesetze zu erheben. Mit der Beseitigung des Zwangsanlehns verzichtete man, wie wir wissen, in Wahrheit nicht auf große Summen; allerdings gab der dafür verfügte Zuschlag auch nicht gerade Hoffnung auf bedeutende Erträge. Immerhin aber durfte man Einiges erwarten; es ist wahr, eine Menge französischer Bürger hatte bisher nicht einmal die ursprüngliche Steuer geleistet, dafür aber zahlte jetzt vielleicht eine andere Masse den Zuschlag neben der Steuer, und sollte jener nicht wie veranschlagt 75 sondern nur 10 oder 7 Millionen hereinbringen, so war man eben in der Lage, auch für das geringste Scherflein dem Himmel dankbar zu sein. Die Hauptsache war und blieb aber die Aufhebung des Zwangsanlehns, mit welcher der gesammten Bevölkerung ein Alp von der Brust genommen und der Friede zwischen der Regierung und der Pariser Finanzwelt hergestellt war. Bonaparte ließ auf der Stelle eine Anzahl dieser Börsenherren zu sich bescheiden und erwirkte durch seine eindringliche Beredsamkeit einen patriotischen Vorschuß von 12 Millionen. Freilich, als sie nicht mehr unter dem Banne seiner Augen standen, wurde es den Geldmännern doch etwas bedenklich um das Herz, und Gaudin erhielt die schmerzliche Meldung, baar aufzutreiben seien zur Zeit nur drei Millionen; zur Sammlung des Restes proponire man die Einrichtung einer Lotterie — mit welchem Erfolge, wissen wir nicht zu sagen. Aber man hatte doch drei Millionen, und war gedeckt für eine Woche, was damals viel bedeuten wollte.

Bereits war Gaudin weiter vorangeschritten. Am 16. November beantragten die Consuln bei den Commissionen die Einrichtung der neuen, bei den Fünfhundert so oft besprochenen Generaldirection der directen Steuern, in jedem Departement aus einem Director, einem Inspector und acht bis zehn Aufsehern bestehend, die Alle von der Regierung ernannt, absetzbare Untergebene des Finanzministers, und vor Allem mit der schleunigsten Vollendung der Steuerrollen für das letzte Finanzjahr beauftragt, welche dann ohne Weiteres auch für das laufende gelten sollten. Es war auch dies zunächst wieder der Nothbehelf einer hungernden Dictatur. Mehrfach haben wir bemerkt, wie schreiend ungleich und willkürlich, von einem Dreizehntel bis zu drei Vierteln der Einnahme, die bisherige Steuerumlage gewesen; die Fortsetzung und Fixirung derselben für das neue Jahr mußte also in hohem Grade gehässig, der Mangel jeder Gewähr gegen Ueberbürdung in dem

neuen Gesetze äußerst niederdrückend erscheinen. In gesunden Zuständen hätte die Gesetzgebung solche Hauptpunkte gründlicher Erwägung unterzogen; damals aber war man in pressender Eile, und nahm es um so weniger mit den Einzelheiten genau, als in der Hauptsache das Gesetz in der That die Axt an die Wurzel der finanziellen Anarchie legte. War diese Grundlage für eine geregelte Steuererhebung erst einmal gelegt, so mochte man später auf die Besserung der einzelnen Unbilligkeiten denken. Die Revolution hatte die Bürger an schlimmere Härten gewöhnt. Wohl nur um die Freiheit der parlamentarischen Rede zu bekunden, wies einer der Getreuesten, Cornudet, auf jene Mängel des Antrags hin; es verstand sich aber, daß ohne jede Gegenrede die Commissionen den Entwurf zum Gesetz erhoben.

Eine neue Botschaft der Consuln erschien gleich am folgenden Tage, der Vorschlag jener von Berlier im Juli angeregten Maßregel, jeden Steuerempfänger monatlich eine Obligation auf baare Einzahlung eines Zwölftels der jährlich zu erhebenden Steuern, vier Monat nach ihrem Datum zahlbar, ausstellen zu lassen. Zum ersten Male sollten diese Scheine am 1. Germinal (20. März 1800) der Regierung überliefert werden, welche es dann in der Hand hätte, den Betrag derselben schon vor dem Verfalltag zu discontiren. Die Einrichtung war bei geordneten Verhältnissen sehr zweckmäßig, leider aber kein Mittel, um ungeordnete Finanzzustände zu bessern. So lange das bisherige Unwesen fortdauerte, bei dem in der Regel kaum ein Drittel der gesetzlichen Steuern einging, konnten natürlich die Einnehmer ihre Verschreibung am Verfalltag auch nur zu einem Drittel honoriren, und wenn die Regierung dieselbe früher verkaufen wollte, mußte sie auf einen entsprechenden Verlust gefaßt sein. Deshalb fügte Gaudin seinem Gesetze noch den Zusatz hinzu: jeder Generaleinnehmer eines Departements soll ein Zwanzigstel des zu erwartenden jährlichen Steuerbetrags als Caution einzahlen — es wären in runder Summe ungefähr 12 Millionen gewesen — mit diesen Geldern wird eine Tilgungscasse gegründet, welche in erster Linie für die volle Deckung jener Obligationen haftet, und im Uebrigen zur Verminderung der Staatsschuld bestimmt ist. Wie die Dinge lagen, war der letzte Satz damals nur zur Erfrischung der öffentlichen Meinung hinzugefügt; die Ankündigung einer künftigen Schuldentilgung war dieses Mal nichts als ein Mittel, neues Schuldenmachen zu erleichtern; zunächst hatte die Forderung von Cautionen lediglich den Zweck, ein weiteres Stückchen baaren Geldes für die pressenden Bedürfnisse der Gegenwart zu gewinnen.

Zu demselben Behufe warf Gaudin seinen Blick auch auf die große Quelle der revolutionären Finanzpolitik, die Nationalgüter. Wir wissen, wie unregelmäßig in der Zeit der Assignaten und der directorialen Anarchie der Verkauf derselben betrieben worden, wie viel von dem Verkaufspreise rückständig geblieben war. Neuerlich erst hatte das Directorium den säumigen Zahlern mit Rücknahme der Güter gedroht: Gaudin aber kam es jetzt nicht auf unverkäufliche Aecker, sondern auf verfügbares Geld an, und so erwirkte er bei den Commissionen ein Gesetz, welches den Käufern neuen Ausstand gab und mehrfache Erleichterungen für die Zahlung bewilligte, wenn sie für gewisse Theile der schuldigen Summe Wechsel auf monatliche Sicht ausstellen wollten. Er hoffte auf beinahe 70 Millionen im Gesammtertrage, der, wie kaum erst bemerkt zu werden braucht, dann durch schleuniges, wenn auch verlustreiches Discontiren der Wechsel für die Staatscasse anticipirt werden sollte. Dies war nun einmal das letzte Wort bei jeder finanziellen Maßregel; bis die Verwaltungsbehörden eine kräftigere Organisation erhalten hätten, mußte man sich mit Borgen, Börsenspiel und Requisitionen weiter fristen; einstweilen schickte Bonaparte in die Departements außerordentliche Commissare, welche die Beamten zu straffem und wirksamem Dienste antreiben, die trägen und widerwilligen suspendiren, und, was die Hauptsache war, nach Möglichkeit der Centralcasse Geldmittel zuführen sollten.

Von dem Wenigen, was sich mit diesen Hülfsmitteln zur Zeit herbeischaffen ließ, überwies er den bei Weitem ansehnlichsten Theil den Heeren. Was hier geschehen sollte, mußte ungefähr auf gutes Glück bemessen werden, denn Dubois-Crancé konnte seinem Nachfolger weder Etats über die Stärke noch über die Standquartiere der Truppentheile im Innern oder im Auslande überliefern, und antwortete auf die Frage über Besoldung, Ernährung, Bekleidung der Truppen mit der einfachen Erklärung, daß das Directorium längst keine Mittel gehabt habe, sich um diese Dinge zu bekümmern. Hier wie bei den Finanzen war also die Organisation ganz von vorne zu beginnen. Für jetzt galt es, die pressendsten Bedürfnisse einigermaßen zu befriedigen. Nun hatten Massena und Brune nach ihren Siegen sich selbst geholfen, und von Helvetien und Batavien, zu großer Entrüstung der dortigen und zu nicht geringerer Befriedigung der französischen Regierung, mehrere Millionen in der Form von Zwangsanlehn erpreßt. Das Rheinheer machte ab und zu ergiebige Razzien in den schwäbischen Vorlanden und lebte sonst auf Kosten der linksrheinischen Departements. Aber das

italienische Heer hatte seit der Niederlage von Novi für seine Verpflegung nur den unfruchtbaren Apennin und den gründlich ausgesogenen ligurischen Küstensaum: hier war das Elend über alles Maß entsetzlich, so daß die hungernden und zerlumpten Soldaten schaarenweise desertirten und endlich ganze Regimenter in aufgelösten Schwärmen heimwärts zogen. Hier war neben der materiellen Unterstützung eine kräftige Führerhand unerläßlich, und Bonaparte ernannte also dorthin den bewährtesten der damaligen Generale, den Sieger von Zürich, den auf dem italienischen Kriegstheater seit Jahren vollkommen heimischen Massena. Dadurch wurde dann auch das helvetische Commando frei, und Bonaparte konnte dem am 18. Brumaire so hülfreich gewordenen Moreau die ihm gebührende große Stellung als Chef der schweizer und der Rheinarmee anweisen. Die Waffen ruhten damals fast auf allen Kriegstheatern, nachdem Melas einen Angriff Championnet's bei Genola abgewiesen hatte und dieser bald nachher gestorben war; um so emsiger war Berthier bemüht, diese Muße für die Durchführung der Recrutirung, die Vervollständigung der Bataillone, die Herstellung eines ausreichenden Materials zu benutzen. Auch bei den Royalisten des Westens blieb Hedouville's Unterhandlung nicht ohne Erfolge: Bonaparte warnte ihn, sich nicht durch trügerische Verheißungen täuschen zu lassen, that jedoch selbst das Mögliche, um auch auf dieser Seite die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er in den Zeitungen die bevorstehende Schließung der Emigrantenliste anregen ließ, eine Menge verhafteter Priester in Freiheit setzte, und fortfuhr, sich als scharfen Gegner der Jacobiner zu zeigen. Am 16. November brachte der Moniteur einen Beschluß der Consuln, welcher über 38 mehr oder weniger namhafte Jacobiner die Deportation nach Cayenne, und über 19 andere, unter diesen den General Jourdan, die Einsperrung in La Rochelle verhängte. Die Maßregel war nicht ganz so grausam gemeint, wie sie sich ankündigte; bald vernahm man, daß Jourdan von der Liste gestrichen, dann, daß anstatt der Deportation und Einsperrung die Stellung unter polizeiliche Aufsicht verfügt sei. Die gewünschte Wirkung aber wurde in vollem Umfange erzielt. Jourdan und mehrere der bedrohten Abgeordneten hatten ihre Unterwerfung eingereicht; die gefürchtete Partei war auf lange hin politisch vernichtet.

Während auf solche Art General Bonaparte unermüdlich auf allen Seiten, so weit die Mittel eben reichten, in dem aufgelösten Staatswesen wieder die Autorität der Regierung zur Geltung brachte, legte Sieyès in langsamer Erwägung die wesentlichen Sätze einer neuen

Verfassung den beiden legislativen Commissionen vor. Es waren in speciellerer Ausarbeitung dieselben, die wir ihn 1795 dem Convente unter allgemeiner Mißbilligung seiner damaligen Zuhörer mittheilen hörten. Zunächst entwickelte er seine Gedanken über das politische Wahlrecht der Bürger. Er fand es unerlaubt, daß man, wie 1795 geschehen, irgend einen Besitz, irgend eine Steuerzahlung zur Bedingung dieses Rechtes mache; er forderte für alle Großjährigen das allgemeine gleiche Stimmrecht. Aber so demokratisch dies klang, so gründlich wußte er, nicht anders als fünfzig Jahre später Napoleon III., den Gefahren des allgemeinen Stimmrechts zu begegnen, indem er die Wirksamkeit desselben beschränkte. In seiner lehrhaften Weise stellte er den Grundsatz auf: von unten kommt das Vertrauen, aber die Macht kommt von oben. Demnach sollte in seinem Systeme die Volkswahl nur ausdrücken, daß der ernannte Candidat nach der Ansicht seiner Mitbürger so viel Vertrauen verdiene, um von oben herab die Ernennung zum Abgeordneten oder Beamten erhalten zu können, keineswegs aber selbst die Berufung zu einer solchen Stelle in sich schließen. Vielmehr sollten die großjährigen Bürger eines Departements (in ganz Frankreich ungefähr fünf Millionen) aus ihrer Zahl ein Zehntel als communale Notabeln auswählen, welche dann allein berechtigt wären, das Amt eines Communalbeamten zu erhalten. Diese Notabeln würden darauf wieder ein Zehntel ihrer Gesammtheit als Notabeln des Departements ausscheiden, und aus deren Masse, in allen Departements zusammen etwa 50,000, die höhern Beamten des Departements genommen werden. Und endlich wieder ein Zehntel dieser Gruppe, mithin in runder Zahl 5000 Männer, würden die Notabeln der Nation bilden, unter welchen die höchste Staatsleitung die Mitglieder der Regierung und Volksvertretung zu ernennen hätte. Bemerkenswerth war noch die Bestimmung, daß alle Abgeordneten und Beamten der letzten zehn Jahre geborene Mitglieder der Notabelnliste sein sollten, eine Maßregel ganz ähnlich jenen berufenen Decreten des Convents, um den leitenden Männern der Revolutionszeit die Fortdauer ihrer Herrschaft trotz der Abneigung des Volkes gegen sie zu sichern.

Es bedarf keines Beweises, daß hiemit der unmittelbare Einfluß des Volkes und der öffentlichen Meinung auf die Auswahl der Volksvertreter ungefähr auf Null heruntergebracht war. Das allgemeine Stimmrecht war vorhanden als Anerkennung des großen Grundsatzes der Gleichheit, aber von irgend einer Bethätigung der Freiheit war in diesem Systeme keine Rede mehr. Es stimmte also trefflich zu Bonaparte's

Auffassung, dessen Lieblingswort es damals war, daß in geradem Gegensatze zu den Engländern die Franzosen die Gleichheit viel höher als die Freiheit schätzten. In der That fand Sieyès' Erfindung weit und breit den Beifall des Publikums, welches das jährlich wiederkehrende, mit Streit und Gährung erfüllte Wahlgetümmel gründlich verabscheute.

In den nächstfolgenden Commissionssitzungen machte Sieyès seine Vorschläge über die Einrichtung der gesetzgebenden Gewalt, deren Verfahren er ganz wie 1795 nach der Weise eines gerichtlichen Processes einzurichten gedachte. Im Auftrage der Regierung sollte ein Staatsrath, innerhalb der Volksvertretung aber eine Kammer, das Tribunat genannt, das ausschließliche Recht des Gesetzesantrages haben. Jeder Antrag würde zuerst von dem Tribunat durch drei Redner des Staatsraths von der einen und durch drei Redner der Kammer von der andern Seite erörtert, und hierauf die Ansicht der Kammer durch schweigende Abstimmung festgestellt. Darauf würde dieselbe Verhandlung durch je drei Redner der beiden Collegien vor der zweiten Kammer, dem Senate, wiederholt, und dann von diesem, ebenfalls ohne weitere Reden, der Richterspruch über Annahme oder Verwerfung des Gesetzes gefällt werden. Wieder springt es in die Augen, wie hier die Bedeutung der Volksvertreter, nicht anders als vorher die Bedeutung der Wähler, ausgelöscht war, in beiden Fällen auf dieselbe Weise: durch Theilung der Arbeit; dort durch Uebertragung der weitern und engern Wahl an verschiedene Behörden, hier durch Ertheilung der nicht entscheidenden Rede an die eine und der nicht redenden Entscheidung an die andere Kammer. Wer sollte sich für das Tribunat und dessen bedeutungsloses Sprechen, wer für den schweigend abstimmenden Senat interessiren?

Solch einem Parlamente gegenüber mußte, wie es scheint, die Regierung allmächtig sein. Sieyès hatte es allerdings empfunden, und deshalb zur Herstellung des Gleichgewichts für eine gleich schwache Regierung, wieder durch dasselbe Verfahren: dnrch Theilung der Arbeit, gesorgt. An die Spitze des Ganzen stellte er einen sogenannten Großwähler, mit allem Glanze monarchischer Repräsentation, einer Wohnung in dem alten Königspalaste, einer reichen Civilliste, der Verkündung der Gesetze und Staatsverträge, was aber praktische Befugnisse betraf, mit dem einzigen Rechte, die höchsten Regierungsbeamten zu ernennen und zu entlassen, ohne irgend eine anerkannte Einwirkung auf ihre Thätigkeit. Dieser Großwähler also würde zwei Consuln bezeichnen, den einen, wie es hieß, für den Krieg, den andern für den Frieden, jenen als selbständiges Oberhaupt für die Ministerien des Auswärtigen, des

Kriegs, der Marine, diesen als ebenso selbständigen Lenker der übrigen Ministerien. Die Consuln hätten dann, ein Jeder in seinem Kreise, die Minister und alle Beamten der betreffenden Dienstzweige zu ernennen, insbesondere würde zum Behufe der Landesverwaltung das Reich in 25 Bezirke zerfallen, deren jeder einen von dem Consul eingesetzten und diesem untergebenen Präfecten an der Spitze haben sollte. Sehr unverdienter Weise hat man[1]) dieser Erfindung die Ehre erwiesen, sie mit Englands parlamentarischem Königthum zu vergleichen. Die einzige Aehnlichkeit bestand in der Beschränkung des Großwählers auf die Ernennung und Entlassung der Consuln, ganz so wie der englische König die thätigen Träger der Gewalt, die Minister, ernennt, dann aber diesen die Führung der einzelnen Geschäfte überläßt. Allein wie fundamental ist neben diesem Scheine der wirkliche Gegensatz! Hier waren die Consuln gesetzlich unabhängig von dem Großwähler gedacht, und höchstens factisch durch die Drohung der Entlassung von ihm zu beeinflussen; gerade umgekehrt sind in England die Minister gesetzlich die Diener des Königs, so weit derselbe factisch die Kraft zur Ausübung der Herrschaft hat. Sodann fehlte bei Sieyès vollständig der Hauptvorzug des englischen, auf parlamentarischer Grundlage ruhenden Ministeriums, die innere Einheit. Durch die Selbständigkeit der beiden Consuln war der Organismus der Staatsgewalt in zwei Hälften zerrissen und hierdurch ebenso zur Ohnmacht verurtheilt, wie die Volksvertretung durch die Trennung von Rede und Urtheil.

Damit aber nicht genug. Auch diese halbschlächtigen Regenten hätten ja ungesetzliche oder mißliebige Dinge vornehmen, auch jene schwachseligen Kammern hätten verfassungswidrige Gesetze erlassen mögen. Zur Abwendung dieser Gefahr setzte Sieyès eine Art von Cassationshof, eine constitutionelle Jury, wie er sagte, ein. Er bestimmte dazu eine Versammlung von achtzig Personen, auf Lebenszeit ernannt, die sich selbst ergänzten und schlechterdings kein anderes Amt bekleiden dürften. Diese Jury würde aus der Liste der nationalen Notabeln die Volksvertreter und den Großwähler ernennen, ein verfassungswidriges Gesetz für nichtig erklären und einen der Freiheit gefährlichen Beamten zu ihrem Mitglied, also unfähig zur ferneren Bekleidung eines Amtes machen. Es leuchtet ein, daß mit diesen Bestimmungen das Schwergewicht der ganzen Verfassung in die constitutionelle Jury fiel. Vermöge ihres Rechtes, die Verfassung zu interpretiren, die Gesetzgeber zu er-

[1]) Thiers im ersten Buche seiner Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

nennen, jedes dennoch erscheinende unliebsame Gesetz abzuschaffen und jeden ihr widerwärtigen Beamten unthätig zu stellen, vereinigte sie alle Befugnisse der unumschränkten Souveränetät. Da die erste Ernennung der später sich selbst ergänzenden Jury ohne Zweifel durch die augenblicklichen Machthaber erfolgen würde, war hiemit vollends der fortgesetzten Herrschaft eines dem französischen Volke abscheulich gewordenen Menschenhaufens die letzte Sanction ertheilt. Die Hochmögenden der gemäßigten Revolutionsmänner, der Thermidorianer und Independenten, hätten als festgeschlossene Oligarchie das französische Staatswesen für sich in Beschlag gelegt[1]).

Bonaparte, durch die Regierungssorgen gründlich in Anspruch genommen, ließ mehrere Wochen hindurch diese scharfsinnigen Constructionen vollständig links liegen. Begreiflicher Weise hatte er wenig einzuwenden, wenn Siehès die Einwirkung der Wähler und der Volksvertreter entmannte. Als er dann aber von den Vorschlägen über den Großwähler und die beiden selbständigen Consuln vernahm, horchte er hoch auf. In scharfer Weise sprach er seinen Spott über die unreife Weisheit des alten Philsophen aus, so daß der hochmüthige Abbé sich schwer gekränkt meldete und die beiderseitigen Vertrauten Mühe hatten, ein offenes Zerwürfniß zu verhindern. Immer aber nahm seitdem Bonaparte die Leitung auch der Verfassungsfrage in seine Hand. Jeden Abend um 9 Uhr versammelte er die Consuln und die Abgeordneten in seinem Salon, und meistens dauerte die Berathung sechs Stunden lang in die Morgenfrühe hinein, so daß endlich auch Bonaparte's elastischzähe Körperkraft für diese Nachtwachen bei so schwerer Tagesarbeit versagte. Die Notabilitätslisten und die Zusammensetzung der gesetzgebenden Gewalt ließ er beifällig passiren; als man aber zur Besprechung der Executive gelangte, schlug er mit eiserner Faust das von seinem Collegen gezimmerte Gerüst in Trümmer. „Dieser Großwähler", rief er, „mit seinen Millionen ist ein königlicher Müßiggänger, und deren Zeit ist vorbei; welcher Mann von Ehre würde sich heute dazu hergeben, ein solches Mastschwein zu sein? Oder umgekehrt", setzte er hinzu, „nach dieser Verfassung soll der Großwähler nicht selbst regieren, wohl aber kann er jeden Consul jeder Zeit absetzen; nun denn, ange-

[1]) Diese Angaben über Siehès' ersten Entwurf gibt außer Lucien Bonaparte in den Memoiren und Boulay's Abhandlung über Siehès' Verfassungsgedanken auch der Moniteur vom 10. Frimaire und Miot in den Memoiren I, 269 nach Regnauld de St. Jean-Angely's Mittheilungen. Auch Napoleon (bei Gourgaud I, 136) stimmt dazu, wenngleich er über die Chronologie abweichende Angaben hat.

nommen, ich wäre der Großwähler, ich würde den Consuln jeden Schritt vorschreiben, bei Strafe der sofortigen Absetzung. Und wenn das nicht geschähe", fragte er weiter, „welch ein Schicksal würde das Land ereilen, falls der eine Consul eine Kriegsrüstung für unerläßlich hielte und der andre ihm das Geld dazu verweigerte? Nimmermehr! Endlich: könnte eine Regierung wirksam sein, deren Oberhaupt jeden Tag der Gefahr der Einverleibung in die constitutionelle Jury unterläge? Dieses ganze System ist unbrauchbar." Was war gegen seine Erörterung einzuwenden? und wer in jener Versammlung hätte Neigung gehabt, sich einem so energisch hervortretenden Willen des gewaltigen Menschen entgegen zu stemmen? Der Großwähler wurde ohne Widerspruch beseitigt und an seine Stelle ein erster Consul als vollgewaltiges Haupt der Regierung gesetzt. Seit diesem Tage verstummte Sieyès, wie er einst in der Constituante nach der Abschaffung der Zehnten, und im Convente nach dem Sturze der Gironde verstummt war. Dieses Mal aber fand sich kein Mirabeau, welcher das Schweigen des Abbé ein öffentliches Unheil genannt hätte.

Nach dieser Zerschlagung eines Grundpfeilers des Verfassungsgebäudes schleppte sich die Berathung einige Tage mühsam und ergebnißlos in allerlei Einzelnfragen weiter. In Paris flogen die Gerüchte umher, daß Bonaparte die provisorische Dictatur in das Unendliche zu verlängern denke; seinerseits erwog der Consul, zu dessen Tugenden die abwartende Geduld nicht gehörte, daß man eilen müsse, wenn man vor dem 20. Februar, vor dem Wiederzusammentritt der Räthe, an das Ziel gelangen wollte: denn diesen gedachte er schlechterdings keinen Einfluß auf die neue Verfassung zu erlauben. So forderte er eines Abends den Abgeordneten Röderer plötzlich auf, bis zum folgenden Tage einen neuen Verfassungsentwurf fertig zu stellen, und richtete, als dieser mit Schrecken eine solche Leistung ablehnte, dasselbe Ansinnen an den stets arbeitsbereiten Daunou. Dieser tüchtige Mann war, wie wir wissen, einer der Schöpfer der Verfassung von 1795, hatte dann in seinem klaren und redlichen Geiste sich neuerlich wohl von der Unhaltbarkeit des ganzen Zustandes überzeugt, glaubte deshalb aber noch nicht, wie damals die Masse seiner Landsleute, Frankreich zu jeder Art der Freiheit unfähig halten zu müssen. Er war gerne bereit, an die Stelle des schattenhaften Großwählers einen starken Ersten Consul zu setzen, wollte dann aber in entsprechendem Verhältniß auch die blutleeren Kammern des Abbé Sieyès auf die Höhe einer wahren Volksvertretung erheben und den Freiheitsrechten der Bürger eine feste Garantie verschaffen.

So brachte er seine Arbeit äußerlich in den von Siéyès gelieferten und einmal angenommenen Rahmen, aber schob an jedem Punkte liberale Zusätze oder Correcturen ein. Sein Text verbot die Verbindung der Clubs und alle Gesammt- und Sturmpetitionen, sprach aber dafür die Garantie der Preßfreiheit aus, über welche bisher völliges Schweigen geherrscht hatte. Er setzte den Befugnissen der constitutionellen Jury, welcher er den Namen des erhaltenden Senates gab, sehr bestimmte Schranken, verbot ihr jede Einmischung in die Regierung, Gesetzgebung oder Justizpflege, so wie jede Aenderung der Verfassung, und gab für den Fall einer Ueberschreitung dem Tribunate das Recht einer sofort wirksamen Verwahrung. Er verfügte sodann anstatt der Notabilitätslisten die Wahl der Bezirksräthe durch sämmtliche Bürger, und ließ sämmtliche Bezirksräthe eines Departements alle zwei Jahre zur Wahl der Departementsräthe, der höhern Gerichtsbeamten und der Abgeordneten zusammentreten. Die Abgeordneten bildeten zwei Räthe, der Zweihundert und der Fünfhundert; die Letzteren sollten zehn ihrer Mitglieder zu Tribunen erwählen und kein Gesetz und kein Amendement einzubringen sein, als durch die Regierung oder durch die Tribunen. Ueber jedes Gesetz würden drei Staatsräthe und drei Tribunen reden, nach ihnen aber jedes Mitglied des Rathes das Wort ergreifen können. Dies Alles war offenbar das Werk eines höchst gemäßigten Sinnes: allgemeines Stimmrecht bei den Urwahlen, aber Ernennung der Abgeordneten durch die praktisch bewährten Mitglieder der Bezirksräthe; eine Stellung des Senats, die ihn befähigte, Staatsstreiche zu verhüten und ihn hinderte, selbst einen solchen zu machen; eine starke Schmälerung der parlamentarischen Initiative, immer aber eine freie, die Entscheidung bestimmende und dadurch die öffentliche Meinung beherrschende Rednerbühne. Was endlich die Regierung betraf, so stellte Daunou an die Spitze der Gemeinde-, Bezirks- und Departementsräthe nicht wie bisher beaufsichtigende Regierungs-Commissare, sondern dirigirende, von dem Ersten Consul ernannte und absetzbare Beamte, die Maires, Unterpräfecten und Präfecten. Ueberhaupt erhielt der Erste Consul die Ernennung der Staatsbeamten, der Minister, Gesandten, Staatsanwälte und aller Land- und Seeofficiere. Die übrigen Handlungen der Vollziehungsgewalt sollten von den drei Consuln nach collegialer Entscheidung vollzogen werden. Dann war noch vorgesehn, daß nach zehnjähriger Amtsführung der Erste Consul nicht wieder wählbar sei, und wenn er während seiner Herrschaft einmal einen Heerbefehl übernähme, für die Dauer dieser militärischen Thätigkeit seine

Consularbefugnisse verlieren sollte[1]). Zu einiger Entschädigung hatte Daunou das Recht des Senats, den Consul beliebig durch Einverleibung abzusetzen, gestrichen.

Bonaparte ließ sich diesen Entwurf als Grundlage der weiteren Berathung gefallen, fest entschlossen, ihn im Einzelnen nach seinem Sinne umzugestalten, und sehr sicher, bei den Commissionen jede nachdrücklich aufgestellte Forderung durchzusetzen. So geschah es denn Schritt auf Schritt in der noch ungefähr eine Woche fortdauernden Verhandlung. Wenn es sich um die Preßfreiheit, die Notabilitätslisten, die Ernennung der Volksvertreter handelte, so zeigte Bonaparte große Ehrfurcht vor Sieyès' bewundernswerthen Erfindungen; von Daunou's Aenderungen wurde nur die Benennung des erhaltenden Senats genehmigt, die beiden Räthe aber Tribunat (hundert Mitglieder) und gesetzgebender Körper (dreihundert Mitglieder) getauft. Sonst blieb es bei allen Vorkehrungen des Abbé, unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts eine völlig bedeutungslose Volksvertretung zu erzielen. Das Recht des Gesetzantrages wurde ausschließlich den Consuln vorbehalten, dem Tribunate nur die Befugniß der Rede ohne Votum[2]) und dem gesetzgebenden Körper die des Votums ohne Rede gegeben. Als man dann aber zu der Erörterung der Vollziehungsgewalt kam, änderte sich das Verhältniß und Bonaparte unterschied sich von Daunou nur dadurch, daß er sich noch weiter als dieser von Sieyès entfernte. Zunächst wurde das Wort Vollziehungsgewalt beseitigt und die Träger derselben als die Regierung der Republik bezeichnet. Der Erste Consul wurde dann der Alleinherrscher in jeder Hinsicht; seine beiden Collegen erhielten bei der Ernennung der Beamten gar keine, bei den übrigen Geschäften nur eine berathende Stimme. Alle drei Consuln waren nach Ablauf ihres Amtes wieder wählbar. Der Erste Consul hatte nicht bloß die von Daunou bezeichneten Beamten, sondern auch alle Mitglieder der Localverwaltung und alle Richter mit Ausnahme der Friedensrichter und des Cassationshofs zu ernennen. So war er der unbedingte Herr und Gebieter des französischen Volkes, in erheblich weiterem Maße, als es Ludwig XIV. oder sonst ein König der monarchischen Zeit gewesen. Er verfügte über die Heere und die Flotten, die Verwaltung und die Justiz, die innere und die auswärtige Politik; die

---

[1]) Documents biographiques sur Daunou p. 174 ff.

[2]) Das Tribunat beschloß nur darüber, ob seine Redner vor dem gesetzgebenden Körper für oder gegen das Gesetz sprechen sollten. Die Entscheidung stand allein bei dem stummen gesetzgebenden Körper.

Volksvertretung durfte nur über die Dinge verhandeln, die er ihnen vorlegte; die öffentliche Meinung behielt nur die Organe, die er ihr verstatten wollte. Die mächtigen Corporationen des Clerus und des Adels, der Provinzialstände und der Parlamente, welche die alte Monarchie so oft in ihrem Wirken gehindert hatten, waren durch die Revolution ausgetilgt; eine weite widerstandslose Fläche nach allen Seiten beherrschend, erhob sich jetzt der neue Thron des republikanischen Dictators. Sieyès, sagte damals Bonaparte zu dem nach Frankreich zurückgekehrten Lafayette, Sieyès hatte überall nur Schatten eingesetzt; irgendwo mußte Substanz sein, und wahrhaftig, ich habe sie an die richtige Stelle gebracht.

Um dies Ergebniß vollständig zu sichern, bedurfte es nur noch zwei leicht erreichbarer Maßregeln. So ohnmächtig alle hier entworfenen Behörden gegenüber dem Ersten Consul waren, so blieb es immer wünschenswerth, sich wenigstens für den Anfang bei ihrer Besetzung ein möglichst dienstwilliges Personal zu sichern. Man vereinbarte nun, daß die Verfassungsurkunde selbst den General Bonaparte als Ersten Consul, und als seine Collegen den bisherigen Justizminister Cambacérès und den Abgeordneten Lebrun bezeichnen sollte. Die Absicht war ursprünglich dahin gegangen, die drei Namen durch eine Abstimmung der Commissionen feststellen zu lassen; als dann aber die Zettel gesammelt waren, erklärte plötzlich Bonaparte, der unterdessen vernommen hatte, daß mehrere Mitglieder den von ihm sehr geachteten, aber wenig geliebten Daunou zum Dritten Consul haben wollten, Sieyès verstehe diese Sache besser als alle Andern, warf die Zettel uneröffnet in das Kaminfeuer und ließ durch den Abbé die drei verabredeten Namen verkünden. Sieyès selbst, wenig eifrig, Regierungslasten auf sich zu nehmen, sollte Präsident des Senats und mit einem schönen Landgute als Nationaldank ausgestattet werden. Er und Ducos, vereint mit Cambacérès und Lebrun, würden die Mehrheit des künftigen Senats und diese dann die übrigen Mitglieder ihrer Körperschaft ernennen. Weiter würde die Verfassung festsetzen, daß für dieses Mal, noch vor der Anfertigung der Notabilitätslisten, der Senat in freier Verfügung die Mitglieder des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers berufen würde. Da die drei Genossen des Abbé überall an Bonaparte's Augen hingen, so hatte thatsächlich dieser über die Besetzung der parlamentarischen Körperschaften ebenso unumschränkt wie über die der künftigen Präfekturen und deren Unterämter zu verfügen. Mehrere tausend der bedeutendsten Bürger erwarteten von seinen Winken Macht, Einfluß und Reichthum.

Denn auch die parlamentarischen Sitze waren in äußerlicher Beziehung glänzend bedacht: der Senator erhielt dasselbe Gehalt wie der Staatsrath, 25,000 Franken, der Tribun 20,000, der Gesetzgeber 15,000 Franken jährlich. Es war auch dies wieder ein charakteristischer Zug des demokratischen Staatswesens. Damit der Grundsatz der Gleichheit sich vollständig bethätigen und jeder Besitzlose in die herrschenden Stellen aufstreben könne, vervielfältigte der Staat auf jedem Felde die Zahl und den Betrag seiner Gehälter: daß die Freiheit des Volkes ein Interesse daran haben könnte, den auf eigenem Boden unabhängigen Männern politischen Einfluß zu sichern, daran dachte in dem damaligen Frankreich kein Mensch.

Es galt dann weiter, die so abgerundete Verfassung ohne fernere Weitläufigkeit und parlamentarische Einzelnberathung als vollendete Thatsache in die Wirklichkeit zu führen. Den Weg dazu hatten die frühern revolutionären Gewalten mehr als einmal gewiesen: er hieß Abstimmung durch das souveräne Volk. Dies war die höchste aller denkbaren Instanzen, gegen deren Entscheidung kein Volksvertreter sich auflehnen durfte. Zugleich aber war es auch die harmloseste aller Einrichtungen, weil bei ihr jede Erwägung der Einzelnheiten und jeder Verbesserungsantrag fortfiel. An dem Ergebniß war kein Zweifel möglich, da die Ablehnung völlige Regierungslosigkeit bedeutet hätte, und Frankreich damals keine heißere Sehnsucht als die nach einer kräftigen Regierung hatte. So beschlossen am 13. December die Commissionen der beiden Räthe das Verfassungswerk, welches unter Anderen auch ihre Auftraggeber der politischen Nichtigkeit zurückgab, und die Consuln ließen in allen Gemeinden des Reichs die Abstimmungslisten auflegen, indem sie in einem stolzen Manifest den Bürgern zuriefen, daß die Revolution hiemit zu den Grundsätzen ihres Entstehens zurückgekehrt und abgeschlossen sei. Den feierlichen Willensact der Volkssouveränetät betrachtete übrigens Bonaparte selbst so unumwunden als ein leeres Gaukelspiel, daß er in seiner steten Rastlosigkeit bereits am 22. December, als in einer großen Zahl der Departements die Abstimmung noch gar nicht eröffnet war, die Verfassung als das geltende Grundgesetz der Nation verkündete und nach ihren Bestimmungen alle Behörden der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung zu organisiren begann. So unausgesetzt, so ungestüm drängte er vorwärts, daß binnen zwei Mal vier und zwanzig Stunden sechszig Senatoren, hundert Tribunen, dreihundert Gesetzgeber ernannt und sämmtliche Sectionen des Staatsraths besetzt waren, und am 25. December alle diese Collegien ihre Sitzungen

eröffnen und damit Frankreich in die neue Aera einführen konnten. Für den gesetzgebenden Körper hatte man eine Auswahl unter den farblosen und dienstwilligen Mitgliedern aus dem Sumpfe des Convents und der Fünfhundert getroffen; nicht ein Name von Ruf und Bedeutung fand sich darunter. In dem machtlosen und nach Bonaparte's Meinung höchst überflüssigen Tribunate saßen eine Anzahl redebegabter Männer, von deren guter Gesinnung man bequemes Eingehen auf die Wünsche der Regierung hoffte. Berühmtere Personen von bedeutender Vergangenheit gelangten in den Senat, wenn sie mehr Anspruch auf die Belohnung früherer Dienste als auf die Berufung zu weiterer Thätigkeit machten; die noch emporstrebenden Talente, die verheißenden Arbeitskräfte, die wirksamen Sachverständigen wurden in dem Staatsrathe, dem von Bonaparte unbedingt abhängigen Organe der Regierung, versammelt. Auf die frühere Parteistellung der Einzelnen nahm Bonaparte wenig Rücksicht, sondern blieb bei seinem Satze, daß er keiner Partei, daß er Frankreich angehöre, daß, wer Frankreich liebe und ihm folgen wolle, von seiner Partei sei. Alles war darauf berechnet, daß eben ganz Frankreich ihm folgen sollte. Welcher Republikaner könnte an mir zweifeln, sagte er damals, wenn Fouché mein Polizeiminister ist, welcher alte Edelmann hätte Grund zum Mißtrauen, wenn er Talleyrand als Lenker der auswärtigen Angelegenheiten sieht? Ich eröffne eine breite Bahn, auf der für jeden Franzosen Raum ist; wehe dem, welcher nach Links oder nach Rechts abweichen wollte.

An demselben Tage, an welchem der General seine Regierung als Erster Consul antrat, am 25. December, verkündete er dem französischen Volke in mehreren feierlichen Acten das politische Programm, als dessen Träger er betrachtet zu werden wünschte. Zunächst erschienen zwei Briefe ganz besonderer Art, der eine an den König von England, der andere an den römischen Kaiser gerichtet, beide von demselben Inhalt wie im Frühling 1797 sein philosophisches Schreiben an den Erzherzog Carl, eine Reihe nämlich menschenfreundlicher Fragen, ob man nicht dem beklagenswerthen Blutvergießen ein Ende machen sollte. Er wußte sehr genau, daß auf solche Weise eine ernstliche Friedensverhandlung sich nicht einleiten ließ; für die Befestigung seiner neuen Stellung hielt er im Gegentheil glänzende Kriegserfolge für unerläßlich [1]; bei jenen Briefen hatte er nur das französische Volk und dessen augenblickliches

[1] Wenige Tage später schrieb er seinem Bruder Lucien: si la guerre ne m'était nécessaire, je commencerais la prospérité de la France par les communes.

Friedensbedürfniß im Sinne, und wollte hier sich den Schein der Mäßigung und Menschlichkeit geben. Dagegen rief er an demselben 25. December den französischen Soldaten die waffendröhnenden Worte zu: „Indem ich Frankreich den Frieden versprach, war ich euer Organ; ich kenne euere Tapferkeit. Nicht mehr unsere Grenzen gilt es zu vertheidigen, sondern in die feindlichen Staaten einzubrechen. Zur rechten Zeit werde ich in euerer Mitte sein, und Europa wird es erfahren, daß ihr einem Heldengeschlechte angehört." An die Nation richtete er gleichzeitig ein Manifest über die Ziele seiner innern Politik, in welchem er es als seine Aufgabe bezeichnete, der Republik durch Ordnung, Gerechtigkeit und Mäßigung die Liebe der Bürger, so wie durch Vertragstreue und Achtung fremder Unabhängigkeit die Ehrfurcht des Auslandes zu erwerben und sie durch starke Heere, lebhaften Corpsgeist der Soldaten und gesicherte Beförderung der Officiere den Feinden furchtbar zu machen. Die Worte Freiheit und Gleichheit kamen in dem Actenstück nicht vor. Desto freigebiger spendete er dieselben, immer am 25. December, den Negern von St. Domingo. Er war fest entschlossen, die Insel durch Waffengewalt dem Mutterlande wieder zu unterwerfen und dann auch die Sclaverei dort auf's Neue herrschend zu machen: einstweilen aber sperrten die Engländer die See, und so galt es ihm, wie 1797 die Genuesen, so jetzt die Neger einzuschläfern, bis die Stunde des Erwachens schlüge. Demnach verkündete er ihnen eine neue Verfassung, bei welcher die heiligen Grundrechte der Freiheit und Gleichheit für immer gewährleistet sein würden; den feindseligen Einflüsterungen Englands gegenüber stellte er den Befehl, daß die Fahne jedes Bataillons der dominicanischen Nationalgarde in goldnen Buchstaben die Inschrift tragen sollte: „Tapfere Neger, erinnert euch, daß allein das französische Volk euere Freiheit und Gleichheit anerkennt". Aufrichtiger, aber um so nachdrücklicher redete er endlich drei Tage später die Bewohner der aufständischen Westprovinzen an. Wenn sie sich ohne Zögern der republikanischen Regierung unterwärfen, bot er ihnen volles Vergeben und Vergessen, verhieß die unbedingte Freiheit des Gottesdienstes, und rief unter der Versicherung seines kräftigen Schutzes die Priester auf, die verirrte Bevölkerung zur Gesetzlichkeit und Vaterlandsliebe zurückzuführen. Zugleich aber erklärte er vernichtende Strenge gegen jeden weitern Widerstand, und hatte bereits alle Anstalten getroffen, der Drohung die That folgen zu lassen. Den bereits im Westen befindlichen Truppen, dem sogenannten Heere von England, 32,000 Mann, sandte er Verstärkung von allen Seiten, fast die ganze Garnison von

Paris und einen ansehnlichen Theil der Vertheidiger Bataviens, und übertrug anstatt des milden Hedouville den Oberbefehl dem alten Terroristen Brune. Ungefähr 60,000 Mann standen dort zum Losschlagen bereit; Brune hatte Vollmacht, beim ersten Schusse alle Verfassungsrechte in den empörten Provinzen zu suspendiren und gegen die Rebellen den Krieg der Vertilgung zu beginnen.

So kündigte der junge Imperator mit stolzer Entschlossenheit der Welt den Beginn seiner Regierung an, Frieden und Mäßigung auf den Lippen, Kampf und Sieg in allen Gedanken. Ohne Rast und ohne Hast arbeitete er weiter, gleichzeitig auf innere und äußere Politik bedacht, täglich und stündlich mit Kriegsrüstung und Finanzen, Verwaltung und kirchlichen Fragen beschäftigt, jeder Aufgabe gewachsen, jedem Mitarbeiter überlegen. Vor Allem galt es, nach den in der Verfassung festgestellten Grundsätzen, alle organischen Einrichtungen des nationalen Gemeinwesens neu zu gestalten; er ließ also ohne Aufenthalt das Tribunat und den gesetzgebenden Körper ihre Arbeiten beginnen. In beiden hatte die große Mehrheit keinen andern Wunsch, als jedem Winke des Ersten Consuls nachzukommen; etwa zwanzig Mitglieder fanden sich im Tribunate, welche sich hier und da einen Tadel gegen einzelne Gesetzentwürfe verstatteten, damit aber bei ihren Amtsgenossen und bei der Bevölkerung draußen nicht den geringsten Anklang fanden, und nur Bonaparte's empfindliche Nerven in heftige Aufregung versetzten. Abgesehn von einigen Finanzfragen kam es ein einziges Mal vor, daß der gesetzgebende Körper einen Antrag der Regierung ablehnte: es handelte sich um einen Gesetzentwurf, welcher dem Cassationshofe das Recht übertrug, Amtsvergehn der richterlichen Beamten zu verfolgen; er wurde zurückgewiesen, bald nachher aber in verbesserter Form ohne Widerspruch genehmigt. Sonst aber wurden alle Vorlagen der Regierung nach kurzer Besprechung durch die Tribunen im gesetzgebenden Körper eilfertig angenommen. Am 7. Februar brachte Staatsrath Röderer das große Gesetz über die neue Einrichtung der Verwaltung ein, den genauen Gegensatz der Anordnungen von 1790, ebenso extrem in der Beseitigung jeder Theilnahme des Volkes, wie diese extrem in der Vernichtung des Einflusses der Staatsgewalt auf die Verwaltung gewesen war. Ein Maire an der Spitze jeder Gemeinde, ein Unterpräfect als Vorstand jedes Arrondissements, ein Präfect als Beherrscher jedes Departements, sie Alle von dem Ersten Consul ernannt, mit voller Gewalt über die Untergebenen gerüstet, zu unbedingtem Gehorsam gegen den Vorgesetzten verpflichtet, jeder an seiner Stelle, wie Bonaparte

sagte, ein Erster Consul im Kleinen. Auch darin vollzog sich die Vergleichung weiter, daß ein Jeder an seiner Stelle eine machtlose Volksvertretung mit berathender Stimme neben sich hatte, einen Gemeinde- oder einen Departementsrath, dessen Mitglieder ebenfalls von dem Ersten Consul ernannt waren, wie die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers durch des Consuls Senat. Das System zeugte nicht gerade von einer positiven Erfindungsgabe; es war in seinen wesentlichen Punkten nichts als die Herstellung der Intendanten und Unterdelegirten des alten Regime, verstärkt durch den Wegfall aller ständischen und corporativen Privilegien, welche unter Ludwig XVI. die Allmacht dieser Behörden eingeschränkt hatten. Es war die Durchführung der Consularverfassung, ihr Abschluß zur schlechthin unbegrenzten Dictatur. Für den Augenblick entsprach sie den schreienden Bedürfnissen des Landes unter den entsetzlichen Nachwehn der Schreckenszeit und der directorialen Anarchie; hier war der Uebergang zu gesunden Zuständen nur durch die Einheit und Unbeschränktheit eines herrschenden und schöpferischen Willens zu vollziehn. Das System hat dann unter Bonaparte's genialer Herrscherhand eine Schule einsichtiger und zweckmäßiger Administration gebildet, deren materielle Verdienste durch mehr als zwei Menschenalter hindurch bei der großen Mehrheit des französischen Volkes das System populär und unerschütterlich gemacht haben. Bonaparte's Wort, daß Frankreich die Freiheit geringer achte als die Gleichheit, hat sich auch hier bewahrheitet.

Unmittelbar auf diese Centralisation der Verwaltungsbehörden folgte eine nicht minder umfassende Umgestaltung der Gerichtsverfassung. Es wiederholte sich hier, was wir bei den entsprechenden Gesetzen von 1790 bemerkten: eine wichtige Reihe technischer Verbesserungen wurde erreicht, aber die große politische Aufgabe, die Unabhängigkeit der Gerichte, wurde auf's Neue zur Seite geschoben, nur, wie sich versteht, in anderer Richtung als vor zehn Jahren. Indem die Constituante alle Richter auf kurze Zeit von den Bürgern wählen ließ, hatte sie die Rechtspflege jeder Strömung des aufgeregten Parteigeistes preisgegeben: die neue Verfassung ließ die Richter von dem Ersten Consul, die Geschworenen von den Präfecten ernennen, verlieh zwar jenen die Unabsetzbarkeit, stellte aber ihre Beförderung oder Versetzung ohne irgend welche feste Regel in das Ermessen der Regierung und verlieh dieser somit kräftige Hebel zur Einwirkung auf das persönliche Interesse auch der Justizbeamten. Die Rechtspflege war, wenn nicht unter die Herrschaft, doch unter einen überwältigenden Einfluß der Staatsregierung gestellt.

Bereits that Bonaparte, mit diesen Organen der Staatsgewalt noch nicht zufrieden, Schritt auf Schritt, um sich eine dritte starke Handhabe zur Lenkung der Geister in Frankreich zu bilden. Er war entschlossen, seinen Frieden mit der katholischen Kirche, und dadurch die Hierarchie derselben seinen Herrscherzwecken dienstbar zu machen. Diese wohlwollende Gesinnung gegen die Kirche bethätigte er seit dem ersten Tage seiner Regierung; sein scharfes Auge hatte längst erkannt, wie vielen Millionen seiner Unterthanen er dadurch das tiefste Seelenbedürfniß befriedigte und den Segen seiner Herrschaft anschaulich machte. Papst Pius VI. war in der Gefangenschaft zu Valence in Dauphiné gestorben; seine Leiche stand seitdem unbeachtet in der Sacristei der dortigen Hauptkirche, Bonaparte aber befahl am 30. December, sie mit allen gewohnten Ehren zu bestatten und das Grab mit einem stattlichen Denkmal zu schmücken. Er verfügte die Freilassung aller verhafteten und gefangenen Priester, sobald sie das Versprechen ablegten, der Verfassung keinen Widerstand zu leisten. Er gab den katholischen Gemeinden die kirchlichen Gebäude zurück, so weit sie nicht als Nationalgüter veräußert waren, und verstattete ihnen, gegen den Antrag mehrerer Localbehörden, unter Nichtachtung des republikanischen Kalenders, am Sonntag ihren Gottesdienst zu feiern. Als dann die Frage angeregt wurde, ob diese Wohlthaten außer den constitutionellen, auch den eidweigernden Priestern (im Sinne der Civilconstitution von 1790) zu Gute kommen sollten, ließ er durch den Polizeiminister Fouché sehr nachdrücklich erklären, daß es Zeit sei, diesen langen, ebenso thörichten wie verderblichen Zänkereien ein Ziel zu setzen, und einem jeden Bürger Seelsorge und Gottesdienst nach seiner Weise zu gestatten. Nach zehnjähriger schwerer Verfolgung athmete der Clerus auf bei diesen befreienden Beschlüssen. Noch ging Bonaparte nicht weiter; noch war keine Rede von Staatskirche und Staatsgehalten; noch blieb die republikanische Woche die amtliche, und die Führung der Civilstandsbücher Sache der bürgerlichen Behörden. Aber mit richtigem Blicke erkannte der Clerus bei dem Ersten Consul die tiefe Geistesverwandtschaft mit den eignen Tendenzen, die gemeinsame Richtung auf vollständige Beherrschung der Menschen, und war in seiner großen Mehrheit bereit, das so lange vertheidigte Lilienbanner zu verlassen, und dem neuen Cäsar zu huldigen, welcher hoffentlich bald ein neuer Constantin werden würde. Die Zeit war nahe, wo Bonaparte sagen durfte: mit meinen Präfecten, meinen Gensdarmen und meinen Priestern thue ich in Frankreich was ich will.

Enge zusammen mit dieser Gewährung der Kirchenfreiheit hing eine andere große Maßregel der Herstellung und Heilung, welche der Erste Consul damals zur gesetzlichen Durchführung brachte, das Ende der grauenvollen Verfolgung der Emigranten. In seinem Streben, alle Franzosen um seine Fahne zu sammeln, hatte er gleich in den ersten Tagen seines Regiments eine große Zahl verbannter oder deportirter Männer zurückberufen, die Opfer des 18. Fructidor mit wenigen Ausnahmen, ebenso wie einige Genossen der Babeuf'schen Verschwörung; er hatte sodann es ruhig zugelassen, daß eine Menge Auswanderer royalistischer oder constitutioneller Gesinnung zur Betreibung ihrer Wiederaufnahme nach Frankreich zurückkehrten. Nun schien es allerdings äußerst sonderbar, daß auf der einen Seite der Polizeiminister Fouché in einem Rundschreiben an die Präfecten gegen die Vatermörder donnerte, gegen die Franzosen, welche im Dienste der Fremden Frankreich bekämpft hatten und ewige Ausstoßung verdienten, während auf der andern der Minister des Innern alle Franzosen zur Bruderliebe aufforderte, gleichviel, welcher Partei sie angehört hätten, und zum Vergessen aller Uebel und Wechselfälle der Revolution ermahnte. Der Widerspruch löste sich jedoch sehr einfach in dem Gedanken des Ersten Consuls, die Emigrantenliste zwar zu schließen und für die Zukunft den Franzosen die Reisen in das Ausland wieder zu gestatten, für die bisher Verurtheilten aber nicht die allgemeine Herstellung durch Gesetz, sondern Begnadigung im einzelnen Fall durch die Regierungsbehörde eintreten zu lassen, und damit alle die Tausende in vollständige Abhängigkeit von seinem Willen zu versetzen. Nach diesen Gesichtspunkten war das Gesetz entworfen, welches er im März 1800 der Volksvertretung vorlegen ließ. Die Streichung aus der verhängnißvollen Liste sollte auf Betreiben des einzelnen Emigranten nach dem Belieben der Regierung erfolgen. Auf seine confiscirten Güter hatte der Begnadigte gar keinen Anspruch, wenn sie bereits als Nationalgut verkauft waren; befanden sie sich noch im Besitze des Staats, so war es wieder in das Belieben der Regierung gestellt, ob und wann und wie viel sie davon dem frühern Eigenthümer herausgeben wollte. Dieselbe Gesinnung sprach sich weiter in den Maßregeln gegen die Eltern und Verwandten der Ausgewanderten aus. Jenes Gesetz des 3. Brumaire, welches dieselben für unfähig zu öffentlichen Aemtern erklärte, hatten die Consuln als unverträglich mit den Grundsätzen der neuen Verfassung aufgehoben: aber völlig vereinbar damit erschien ihnen jene abscheuliche Anordnung der Schreckenszeit, welche den Eltern des Ausgewanderten

das künftige Erbtheil desselben entzog, und von deren gründlicher Ausführung die geldbedürftige Republik für das laufende Jahr eine Einnahme von 30 Millionen erwartete.

Die unermeßliche Umwälzung aller Besitzverhältnisse, welche die Revolution vollzogen hatte, blieb also in Kraft, nicht anders, als die Beseitigung der Privilegien und Standesvorrechte, als die demokratische Neugestaltung der französischen Gesellschaft. Die Besiegten mußten sich fügen, glücklich genug, daß die blutige Aechtung von ihren Häuptern genommen, und ihnen die Heimkehr in das geliebte Vaterland gestattet war. Trotz aller seiner Beschränkungen entlastete also das neue Gesetz Millionen französischer Bürger von einer Fülle erdrückenden Elends: der Erste Consul sollte sofort die Früchte seines wohlberechneten Verhaltens ernten.

Wie wir sahn, hatte General Hedouville mit den Royalisten des Westens einen Waffenstillstand abgeschlossen, während dessen Verhandlungen über einen definitiven Frieden stattfinden würden. Bonaparte hatte selbst Unterredungen mit einigen der royalistischen Häupter; sie drückten ihm die Hoffnung aus, daß er, der Besieger der Jacobiner, den rechtmäßigen König auf seinen Thron zurückführen werde, und zogen sich schweigend zurück, als er in scharfen Worten die Thorheit einer solchen Vorstellung aussprach. Der General traf demnach seit den ersten Tagen des Januar alle Anordnungen zur Unterwerfung der empörten Landschaften durch Waffengewalt. Er befahl, mit gründlicher Strenge die Einwohner des Landes zu entwaffnen, jeden Widerstand mit dem Tode zu bestrafen, meuterische Dörfer niederzubrennen, jeden Einwohner und jede Gemeinde, die den Rebellen Aufnahme gewähre, nach Kriegsrecht zu behandeln. Es waren genau dieselben Maßregeln, welche er in Aegypten über die unruhigen Araber verhängt hatte. Unzeitige Milde, schrieb er, würde den Kampf verlängern, und wäre also das Gegentheil wahrer Menschlichkeit. Als er den General Brune zum Oberbefehlshaber ernannte, gab er ihm den Auftrag mit, den Stillstand längstens bis zum 26. Januar dauern zu lassen, dann aber mit unwiderstehlichem Nachdruck vorzugehn. Unterdessen hatte Hedouville seine Verhandlungen fortgesetzt, und in der Vendee bei dem einflußreichen Pfarrer Bernier entscheidende Unterstützung gefunden. Als dieser seine Amtsgenossen gewonnen, als darauf Hedouville für etwa vierzig hervorragende Royalisten die Streichung von der Emigrantenliste erlangt hatte, streckten am 18. und 20. Januar sämmtliche Banden der Vendee und der beiden Loireufer ohne Kampf die Waffen. Es blieben

nur noch drei größere Rottirungen übrig: unter dem jungen Grafen Frotté in der Normandie, unter Bourmont in der obern, unter Georges Cadoudal in der niedern Bretagne, und deren Ueberwältigung war für Brune's gewaltige Heeresmassen ein leichtes Werk. Nach zwei nachtheiligen Gefechten capitulirte Bourmont am 26., Georges am 27. Januar. Einige Wochen länger kämpfte Graf Frotté; Bonaparte war in solchem Maße über den kecken Widersacher entrüstet, daß er einen Preis von 20,000 Franken auf dessen Kopf setzte. Endlich begehrte auch Frotté zu unterhandeln, wurde aber, als er zu diesem Behufe bei dem republikanischen General erschien, festgehalten und am 18. Februar standrechtlich erschossen. Bis zum Ende des Monats war aller Orten die Ruhe hergestellt, die Bevölkerung entwaffnet, die republikanische Regierung anerkannt. Dank dem Zusammenwirken einer einsichtigen Politik und einer schlechthin übermächtigen Kampfesweise war der Bürgerkrieg mit einigen raschen Schlägen und ohne erhebliche Opfer beendigt. Der größte Theil der Truppen, der ihn geführt hatte, setzte sich auf der Stelle nach Paris zu einer weitern, glänzendern Bestimmung in Marsch.

Bonaparte, der vor Ungeduld brannte, nach der Besiegung der innern mit möglichster Schnelligkeit die auswärtigen Feinde zu treffen, beeilte sich jetzt, die Sitzung des gesetzgebenden Körpers zum Abschluß zu bringen. So eben hatte er die bürgerliche Freiheit durch ein Gesetz über Erweiterung der Befugniß zu letztwilligen Verfügungen gekräftigt, dafür aber den politischen Volksrechten eine neue massive Schranke durch die Unterdrückung aller Pariser Zeitungen bis auf dreizehn begünstigte Blätter gesetzt. Er beauftragte jetzt den Minister Gaudin, das Budget des kommenden Jahres durch die Volksvertreter vollziehn zu lassen. Diese sonst nicht ganz unwichtige Function zeigte sich einstweilen als eine leere Formalität, da es bei der tiefen Zerrüttung des Staatshaushalts ungefähr gleichgültig war, welche Ziffern man in die Columnen des Etats hineinschrieb. Es war eben unmöglich, irgend wie begründete Vermuthungen über die Beträge der einzelnen Posten zu bilden; ganz sicher war nur das Eine, daß man weder in diesem noch im nächsten Jahre aus dem ordentlichen Staatshaushalt das Deficit würde verbannen können. So brachte man denn, um sich im Lande den Ruhm einer wohlfeilen Regierung zu sichern, einen Voranschlag für das künftige Jahr, welcher, abgesehn von außerordentlichen Kriegsbedürfnissen, in Einnahme und Ausgabe mit 427 Millionen abschloß. Die Gesetzgeber waren erstaunt. So viel hatten sie denn doch

in den Nöthen der directorialen Zeit gelernt, daß die bestehenden Steuersätze, wenn sie richtig beigetrieben wurden, mehr als 600 Millionen ergeben mußten, und daß die nöthigsten Ausgaben auch eines Friedensjahres mit diesem Betrage kaum zu bestreiten waren. Es war nur zu deutlich, daß ein Voranschlag, wie er hier geliefert wurde, keine andere Wirkung als die Lossprechung der Regierung von jeder finanziellen Aufsicht der Volksvertretung haben konnte, und bei aller sonstigen Willfährigkeit wagten einige Tribunen doch eine Kritik jener aus der Luft gegriffenen Budgetsätze. Sie wurden halb lächelnd mit der Bemerkung abgefertigt, es sei häufig vorgekommen, daß eine Kammer die finanziellen Lasten des Volkes zu mindern strebe, aber daß sie der Regierung größere Summen, als diese begehre, aufnöthigen wolle, das sei ein Vorgang ohne Beispiel in der Geschichte der Parlamente. Das Budget wurde genehmigt.

In Wahrheit wirthschaftete nun damals das Consulat trotz seiner Steuerbeamten und Präfecten noch ganz in derselben Weise, wie früher das Directorium, für den Augenblick aus dem einfachen Grunde, weil es andere Mittel nicht hatte. Es ist sehr wahr, daß Bonaparte in diesem, wie in jedem andern Zweige des Staatswesens, den Grund einer neuen Ordnung gelegt hat, aber es ist eine den Thatsachen in das Gesicht schlagende Uebertreibung, wenn viele seiner Bewunderer dem 18. Brumaire eine Reichthum und Ueberfluß plötzlich erschaffende Zauberkraft beilegen. Nach wie vielen, wie kümmerlichen, wie bedenklichen Hülfsquellen schaute Anfangs 1800 Gaudin nicht aus? Wie viele sah er nicht gleich nach der Eröffnung spurlos wieder im Sande verrinnen? Da zeigte sich nach den ersten vier Monaten des Finanzjahres, daß jeder derselben etwa 15 Millionen directer Steuern geliefert hatte, was eine Jahreseinnahme von 180 oder mit ungefähr 40 Millionen Natural-Requisitionen im Ganzen von 220 Millionen in Aussicht stellte, während das letztvergangene Finanzjahr noch 330 geliefert hatte, also ein Sinken der französischen Finanzkraft um die Hälfte zum Vorschein kam. Als Bonaparte im Februar dem General Moreau zwei Millionen zuschicken wollte, mußte zur Sicherstellung dieses geringfügigen Betrages Gaudin die zweimonatliche Einnahme von einem Drittel der Militärbezirke des Reiches reserviren. Um überhaupt baares Geld in die Hand zu bekommen, hatte er, der noch im vorigen Jahre so nachdrücklich die Finanzpolitik der Jacobiner bekämpft, eine Hauptforderung derselben sich angeeignet, und am 5. Januar allen Cassen den Befehl gegeben, auf keinen Delegationsschein eines Lieferanten

Zahlung zu leisten. Er erläuterte es durch die von den Jacobinern so heftig geltend gemachte Erwägung der Masse von Betrug und Unterschleif, welche bei den Lieferungen vorgekommen sei. Immer war das Recht der Delegatäre durch wiederholte Gesetze anerkannt; die Maßregel war und blieb ein Staatsbankerott von 70 Millionen, welcher ohne Zuziehung des gesetzgebenden Körpers, also mit einem Bruche auch der neuen Verfassung, durch einen einfachen Befehl der Regierung vollzogen wurde. So von einer schweren Ausgabe befreit, warf Gaudin weitere Blicke umher, zur Entdeckung neuer Einnahmen. Er gedachte der im Jahre 1793 aufgehobenen Grundrenten, von welchen dem Staate ein ansehnlicher Theil zugestanden hatte, und meinte, daß man die Käufer der betreffenden Domänen vielleicht bestimmen könnte, jene Renten etwa zum fünfzehnfachen Betrage abzulösen; die Regierung hätte daraus ungefähr fünfzig Millionen bezogen. Leider standen der Verwirklichung des Planes erhebliche Hindernisse entgegen, zunächst ein rechtliches, denn das Gesetz von 1793 hatte den Käufern der Nationalgüter völlige Freiheit derselben von Schulden und Renten zugesichert. Und dann mußte es in jedem Falle ungeheuerlich erscheinen, diesen Leuten die Zahlung des fünfzehnfachen Betrages ihrer Rente vorzuschlagen, während die fünfprocentige Rente des Staats damals auf 17 stand, also für ihren 3½fachen Betrag anzukaufen war. Der Vertreter der Staatsregierung meinte indessen, die Bauern seien in den Rechnungen der Börse zu unerfahren, um auf eine solche Parallele zu kommen; da man aber doch auf diese Unschuld in Geldsachen nicht allzu sicher baute, so brachte die Regierung eine Vorkehrung zu indirecter Erzwingung der Ablösung in Antrag, mußte hier jedoch erleben, daß selbst die Willfährigkeit ihrer Gesetzgeber eine Schranke hatte und ihr Vorschlag mit großer Mehrheit abgelehnt wurde. Damit war der ganze schöne Plan begraben.

In seiner Noth griff dann Gaudin auf eine Maßregel zurück, die ihm bereits einige Millionen geliefert hatte und zu weiterer Fruchtbarkeit nur noch weiterer Ausdehnung bedurfte. Er hatte, wie wir sahen, die Steuerempfänger zur Stellung einer Caution verpflichtet: er erwirkte sich jetzt ein Gesetz, welches dieselbe Leistung den Beamten des Schatzes, der Forstverwaltung, der Lotterie, der Posten, der Zölle auferlegte, und auf die Hälfte ihres Jahresgehaltes, im Ganzen 15 Millionen, feststellte, und einmal im Zuge, fügte er dann noch den so belasteten Beamten die Notare, Gerichtsschreiber, Gerichtsvollzieher und sogar die Advokaten hinzu, in der Hoffnung, hier ungefähr 9 Millionen

zusammen zu bringen. Verbunden mit den Cautionen der Steuerempfänger bildeten diese Zahlungen eine Zwangsanleihe von 36 Millionen, von der es freilich bei der damaligen Geschäftsstockung und Verarmung sehr zweifelhaft war, ob auch nur die Hälfte in klingender Münze einkommen würde. Aber auch ein so geringfügiger Gewinn von 12 oder 15 Millionen war eine höchst unverächtliche Zubuße für einen Finanzminister, dessen ordentliche Monatseinnahme auf 15 Millionen gesunken war. Nicht minder erfreulich für die Staatscasse war daneben die politische Erwägung Bonaparte's, welche die Begnadigung jedes Emigranten in das Belieben der Staatsregierung gestellt hatte: es entspann sich sofort, wie Lafayette berichtet, ein schamloser Handel um diese Gnadenacte, wo der Meistbietende jedes Mal am Schnellsten zum Ziele kam.

Wurden auf solche Art die französischen Unterthanen auf ordentliche, außerordentliche und unordentliche Weise zur Ernährung des hungernden Staates herangezogen, so lag nichts näher als ein Rückblick auf die auswärtigen Einnahmen, deren Zufluß drei Jahre lang das Leben des Directoriums gefristet, deren Ausbleiben im vierten ihm die Wurzeln des Daseins abgeschnitten hatte. Leider waren sie durch das Mißgeschick des letzten Feldzugs in hohem Grade beschränkt. Die Schweiz war bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt, und die französische Heeresmacht aus dem größten Theile Italiens und Deutschlands verdrängt; anstatt der schwelgerischen Ueppigkeit von 1796 war man auf das Auflesen einiger noch erreichbarer Brosamen angewiesen. Die Stadt Hamburg war durch die vereinigte Forderung von Oesterreich, England und Rußland gezwungen worden, zwei dorthin geflüchtete irische Rebellen mit französischen Officierspatenten den Engländern auszuliefern; auf ihre demüthige Entschuldigung antwortete Bonaparte, dem immer noch die Bilder seines afrikanischen Aufenthaltes vor der Seele schwebten, daß nichts auf der Welt einen solchen Bruch der Gastfreundschaft rechtfertigen könnte, daß die Araber der Wüste sich empört von einer solchen Frevelthat abwenden würden. Er hatte schon vorher, um Preußen sich günstig zu stimmen, in Berlin die Andeutung hingeworfen, daß bei der künftigen Einrichtung Deutschlands Hamburg vielleicht preußisch werden könnte: jetzt beauftragte er den Minister Talleyrand, dem zitternden Hamburger Senate das Anerbieten guter Freundschaft nach einer Zahlung von vier bis sechs Millionen zu machen; in diesem Falle werde Frankreich die Stadt vor den bereits hervortretenden Einverleibungsgelüsten einer benachbarten Macht beschützen. Nicht besser

als Hamburg war es Genua ergangen. Dort waren neue Männer an die Regierung gekommen; Bonaparte befahl, sie als solche anzuerkennen, wenn sie binnen einem Monate zwei Millionen zahlten; übrigens, bemerkte er, müsse das Anerkennungsschreiben so gefaßt sein, daß es die Möglichkeit offen lasse, im kommenden Frühling Genua der französischen Republik zu annectiren. Am 13. Januar forderte er sodann den Minister auf, ihm über die Friedensverhandlungen mit Portugal (im Jahre 1797) Bericht zu erstatten und insbesondere die Frage zu erörtern, ob man dieselben wieder anknüpfen und bei dieser Gelegenheit 8 bis 9 Millionen erlangen könne. Das würde, bemerkte er, uns die Eroberung Italiens sichern; wir würden dann 8000 Zugpferde für die Belagerungsgeschütze anschaffen, für die wir jetzt den Kaufpreis nicht auftreiben können. Um so erfreulicher war ihm der Besitz des reichen batavischen Landes, welches vier Jahre lang keinen Feind auf seinem Boden gesehn hatte und jetzt auf das Wuchtigste von Frankreichs Anforderungen heimgesucht wurde. Batavien war verpflichtet, die französischen Besatzungen seiner Plätze zu besolden und zu ernähren; jetzt hatte Bonaparte 18,000 Mann derselben aus Holland nach der Vendee gezogen, begehrte aber die Fortdauer ihrer Verpflegung durch die Holländer, und selbst große Vorschüsse darauf, weil jene Brigaden auch am Rheine (wohin sie freilich niemals gelangten) für die Sicherheit Bataviens kämpfen würden. Zugleich faßte er den Gedanken, den Holländern Vliessingen zurückzugeben, wo nach dem Vertrage von 1795 Frankreich Besatzungsrecht hatte, gegen Zahlung von 12 Millionen im April, Entrichtung von 18 Millionen im September und 10 bis 15 im Laufe des nächsten Jahres. Endlich aber schickte er seinen Adjutanten Marmont nach Amsterdam, um mit den dortigen Börsenherren ein Anlehn abzuschließen, im Nothfall gegen Verpfändung französischer Krondiamanten. Solche Geschäfte aber lagen außerhalb des Kreises der Begabung des jungen und talentvollen Artillerie-Officiers: nach mehrwöchentlicher Verhandlung kam Marmont mit leeren Händen zurück.

Ueberblicken wir dieses halb bettelhafte, halb räuberische Finanzwesen, so ist nichts deutlicher, als daß das französische Volk in noch höherem Maße als beim Schlusse des Convents der Ruhe und des Friedens bedurfte, um seine Kräfte herzustellen, den Staatshaushalt zu ordnen, und damit zu neuem Wohlstande und gesundem Verfassungsleben zu gelangen. Auch wäre nach dem Bruche zwischen Oesterreich und Rußland und nach den Katastrophen von Zürich und Castricum an jedem

Tage ein Friede erreichbar gewesen, welcher den Franzosen Belgien, Luxemburg, das linke Rheinufer wenigstens von Mainz bis Basel, und dazu Savoyen mit Nizza, mithin eine gewaltige Grenzerweiterung im Vergleiche mit dem Zustande vor 1789, überlassen hätte. Aber was dem französischen Volke eine mit Jubel begrüßte Wohlthat gewesen wäre, das war eine Unmöglichkeit für seinen jetzigen Beherrscher. Er, der einst Italien eingenommen, Helvetien zur Unterwerfung gebracht, das ganze linke Rheinufer gefordert, Malta und Aegypten erobert, er hätte sich selbst aufgegeben, wenn er ohne Schwertstreich auf diese Riesenbeute verzichtet und sich mit einem Friedensgewinne gewöhnlichen Schlages begnügt hätte. Nicht bloß die noch colossaleren Träume der Weltbeherrschung, die ihm seit Jahren vertraut waren, hätte er aus seiner Phantasie verscheuchen müssen: eingeengt auf die Werke des Friedens, angewiesen auf die knappste und dürftigste Sparsamkeit, entblößt von jedem Mittel zu glänzen und zu blenden, wie lange hätte er bei dem erregungsdurstigen Volke die Unbeschränktheit der Macht, ohne die ihm das Dasein nichts galt, behauptet? Nein, er wollte hinaus in den Sturm der Schlachten, welcher die Lebensluft seines Geistes war. Er wollte sich selbst und Frankreich hoch über jede bisher erreichte Größe hinausheben; wenn er siegte, so lag nicht blos Frankreich, sondern auch Europa zu seinen Füßen, und der Tribut der unterworfenen Völker führte mit einem Schlage Reichthum und Ueberfluß in die erschöpften Gauen der triumphirenden Nation zurück. So war er zum Kampfe entschlossen, zu einem Kampfe, wie ihn Europa bisher noch nicht gesehn, wie auch er selbst ihn bei keinem seiner frühern Feldzüge gewagt hatte. Mehrmals haben wir die Umsicht und Vorsicht der Berechnung beobachtet, die bisher stets mit der immer weiter ausgreifenden Kühnheit seiner Entwürfe gepaart war. Mit welcher Entschlossenheit der Geduld hatte er 1796 an der Etsch den rechten Augenblick zu Abwehr und Gegenstoß abzuwarten, mit welcher Bedachtsamkeit 1797 bei dem wagehalsigen Einbruch in Oesterreich sich Flanken und Rücken zu decken gewußt! Und das scheinbar so ganz phantastische Abenteuer des ägyptischen Zuges, wie so ganz und gar als streng durchdachte Combination zu einem besonnen gewählten Ziele hat es sich uns bei näherem Einblick gezeigt. Jetzt aber, zum ersten Male, mochte ihm nun im Oriente die Zuversicht auf seinen Glücksstern gewachsen, mochte durch die pressende Noth der Verhältnisse ihm das Bedürfniß überraschender und betäubender Erfolge gesteigert sein, jetzt war er der Meinung, mit verwegenem Spiele seine ganze Existenz auf eine Karte

zu setzen, und die Möglichkeit des Mißlingens verachtend, an einem Tage sich an die Spitze Europa's zu schwingen.

Seine die Welt befremdenden Briefe an die Monarchen von England und Oesterreich hatten diesen Plänen trefflich vorgearbeitet. Als der eine derselben in London anlangte, hatte man dort so eben höchst günstige Kunde aus dem Mittelmeer erhalten: Malta, durch die Blokade in peinlichen Mangel versetzt, schien in naher Frist zur Uebergabe gezwungen, und Aegypten wurde durch einen übermächtigen Angriff des türkischen Großwesiers bedroht. Hiernach meinte Pitt, obwohl ebenso friedliebend, wie vor zwei Jahren, doch in diesem Augenblick auf eine Unterhandlung mit Bonaparte nicht eintreten zu sollen. Er hatte am 17. December an Lord Keith die Weisung geschickt, bei der bevorstehenden Capitulation von Malta und Aegypten auf Kriegsgefangenschaft der französischen Truppen zu bestehen; er hielt Bonaparte's Brief lediglich für einen Ausdruck des Wunsches, noch vor solchen Niederlagen zu einem vortheilhafteren Abkommen zu gelangen. Außerdem überschätzte er sowohl die militärische Erschöpfung, als die politische Unsicherheit in Frankreich, und glaubte, daß Bonaparte's neue Gewalt sich noch schneller als jene des Directoriums verbrauchen, und dann die Herstellung des Bourbonischen Königthums ohne Schwierigkeit gelingen würde. Demnach schrieb Lord Grenville eine mit ungeschickter Plumpheit abgefaßte, in jeder Hinsicht ablehnende Antwort an Talleyrand. Diesem Fehler folgte die Strafe auf dem Fuße, zunächst in Gestalt einer höchst unerwarteten Verkettung der Ereignisse in Aegypten. General Kleber, der die Erhaltung der Colonie, wie wir wissen, für hoffnungslos und demnach weitere Kämpfe für ein verbrecherisches Blutopfer hielt, trat bei dem Anmarsche des türkischen Heeres mit dem Großwesier und Sir Sidney Smith in Verhandlung, und dieser, auf diplomatische Lorbeeren damals eben so wie früher erpicht, schloß am 28. Januar 1800 einen Vertrag, nach welchem die Franzosen Aegypten räumen und in freiem Abzug auf englischen Schiffen nach Toulon gebracht werden sollten. Leider aber kam gleich nachher durch Lord Keith der Londoner Befehl an den Commodore, auf unbedingter Waffenstreckung zu bestehen, und mit tiefem Bedauern mußte Sir Sidney dem französischen General die Nichtigkeit des eben geschlossenen Vertrages melden: worauf dann Kleber mit heldenmüthigem Entschlusse alle Kräfte zusammenraffte, die vierfach zahlreicheren Banden des Großwesiers bei Heliopolis zersprengte und wie Spreu vor dem Winde aus dem Lande trieb. Indessen die allgemeine Auffassung der französischen Zustände wurde dadurch wenig

berührt, und in London blieb man bei dem Entschlusse, vor der Wiedereinnahme Aegyptens keinen Frieden zu schließen. In Wien war Thugut zunächst der Ansicht, daß Bonaparte's Friedensliebe wenig zu trauen sei; wie sein englischer College beantwortete er den Brief des Consuls nicht durch ein kaiserliches Handschreiben, sondern durch eine ministerielle Note, welche zwar höflicher in der Form als die englische war, aber in der Sache eben so zurückhaltend blieb und auf die völlige Inhaltlosigkeit des französischen Briefes hinwies. Bonaparte gab bei alledem die einmal angenommene Haltung nicht auf, welche in Frankreich den Schein echter Friedensliebe hervorrief und im Ausland die Vorstellung militärischer Schwäche erweckte. Eins war ihm eben so erwünscht, wie das Andre: er spann also den angeknüpften Faden weiter und ließ durch Talleyrand den Vertrag von Campo Formio als Grundlage für den neuen Frieden anbieten. Als darauf Thugut erwiderte, daß von diesem, durch Frankreich längst gebrochenen Vertrage nicht mehr die Rede sein könne, behielt Bonaparte standhaft seine nachgiebige Miene bei und erklärte sein Einverständniß, daß nach den Erfolgen des letzten Feldzugs Oesterreichs Loos in Italien über die Linie von Campo Formio hinaus Verbesserung erhalte. Bei einem solchen Zurückweichen des einst so siegessichern Eroberers glaubte draußen kaum jemand mehr an die Möglichkeit einer französischen Offensive; nur Thugut beurtheilte den Charakter des französischen Machthabers vollkommen richtig und war in steter Sorge wegen eines unvermutheten Angriffs. Sonst war die Ansicht allgemein, daß das vergangene Jahr die militärischen Mittel Frankreichs erschöpft habe, und bei allem Talente Bonaparte's höchstens eine zähe Grenzvertheidigung zu erwarten sei. Es war die günstigste Vorbereitung für Bonaparte's Streben, von völlig überraschender Seite her den Stoß in's Herz des verblendeten Gegners zu führen.

Viertes Capitel.

Marengo.

Während in Frankreich ein gewaltiger Wille alle Kräfte der Nation mit festem Griffe zusammenfaßte, um binnen kurzer Frist jeden Gegner mit niederschmetternder Wucht zu Boden zu schlagen, setzte sich bei der großen Coalition die innere Auflösung und Erbitterung in immer wachsendem Maße fort.

Nachdem Kaiser Paul im October 1799 seine Truppen von dem Schweizer Kriegsschauplatze abgerufen hatte, wurde sein ruheloser Geist noch längere Zeit durch wechselnde Eindrücke hin- und hergeworfen. Bald ergoß er seinen Zorn gegen Oesterreich und Thugut in heftigen Befehlen an Suworoff auf Beschleunigung des Rückmarsches, bald gewann der alte Haß gegen die Revolution wieder die Oberhand, er meinte einige Besserung beim Wiener Hofe wahrzunehmen, ließ seine Truppen Halt machen und erwog neue Kriegspläne gegen die Jacobiner. Gleich nach dem ersten Ausbruche hatte er der preußischen Regierung die gefährliche Habgier Oesterreichs geschildert und ihr ein Vertheidigungsbündniß vorgeschlagen, welchem alle wohlgesinnten Staaten des Nordens zum Schutze des bedrohten Gleichgewichts von Europa beitreten könnten; er hatte dann denselben Gedanken einer großen nordischen Allianz auch nach London hinüber gesandt, und das englische Cabinet für sein conservatives Programm zu gewinnen gesucht. In Berlin aber erlangte er bei der Friedensliebe des Königs für's Erste nur schöne Worte, und Lord Grenville ermahnte ihn dringend, das allzustreng verurtheilte Oesterreich nicht aus seinem großen Systeme auszuschließen. Der englische Geschäftsträger Wickham besuchte unterdessen den Feldmarschall Suworoff in Augsburg, wo dieser einstweilen Winter-

quartiere bezogen hatte, fand den alten Kämpen wieder ganz streitlustig und ließ sich von ihm einen Kriegsplan für den kommenden Feldzug entwerfen, nach welchem 80,000 Russen gemeinsam mit den Oesterreichern in Italien und der Schweiz operiren sollten. Das englische Ministerium hoffte den Kaiser Paul in die beste Stimmung zu versetzen, wenn es Suworoff's Gedanken sich unbedingt aneignete, den Plan desselben in Wien und Petersburg befürwortete und die Kosten der dabei vorausgesetzten Verstärkung des russischen Heeres zu übernehmen verhieß. So viel erreichte damit Lord Grenville, daß Paul einstweilen den Rückmarsch seiner Truppen unterbrach und Suworoff's Antrag genehmigte, dieselben zur Zeit, wo sie gerade standen, in Böhmen und Oesterreich, Halt machen zu lassen.

Aber diese Aussichten verschwanden ebenso schnell, wie sie sich eröffnet hatten. Aus einigen höflichen Redewendungen, womit Kaiser Franz und Thugut die Anzeige von Suworoff's Abmarsch aufgenommen, hatte Paul den Schluß gezogen, daß in ganz Wien jetzt eitel Reue und Zerknirschung herrsche, und demnach seinen Gesandten Kolytscheff beauftragt, die Erwartung auszusprechen, daß Franz den böswilligen Thugut von den Geschäften entfernen und auf jede Vergrößerung in Italien verzichten werde. Es war nun nicht möglich, den wirklichen Stand der Dinge stärker zu verkennen. Kaiser Franz hegte hinter seiner trocknen und gemüthlichen Miene einen ebenso festen Stolz, wie sein hochmüthig polternder College, und warf den russischen Befehl, seinen ersten Minister zu entlassen, verächtlich schweigend unter den Tisch. Thugut aber nahm seine Stellung mit schneidenderer Schärfe als jemals. Zu lebhafter Genugthuung hatte ihm die Wahrnehmung gereicht, daß die russischen Ausstreuungen über heimliche Verständnisse zwischen Wien und Paris schwere Besorgniß in England erregt, dort aber keine andere Folge als verdoppelte Betheuerungen des besten Willens gehabt hatten. Um den gefürchteten Separatfrieden Oesterreichs zu verhindern, zeigte Lord Grenville jetzt größere Bereitwilligkeit zur Erfüllung der österreichischen Wünsche, als bei irgend einem früheren Abschnitte des Krieges. Dieses Rückhalts sicher, gab Thugut den Russen die runde Erklärung, daß Oesterreich ein für alle Male auf der Erwerbung der ehemals päpstlichen Legationen, der Rücknahme Mailands und der Annexion zwar nicht des ganzen Piemont, wohl aber des früher österreichischen Novarese mit Tortona und Alessandria bestehe. Und während Paul geglaubt hatte, durch das Verbleiben seiner Truppen in Böhmen einen Act herablassender Großmuth zu vollziehn, überraschte ihn jetzt Thugut durch eine bittere

Beschwerde über die Lasten und Kosten, welche diese Maßregel dem erschöpften Lande machte und die dringende Aufforderung, die Regimenter möglichst rasch aus Oesterreich zu entfernen. Auch jenen Suworoff-schen Feldzugsplan verwarf Thugut ganz und gar. Es wäre sehr schön, meinte er, wenn Suworoff vom Niederrheine her gegen Belgien und Paris operirte; aber eine Vermischung russischer und österreichischer Heertheile sei nach den Erfahrungen dieses Jahres völlig unstatthaft, und demnach das süddeutsche, schweizerische und italienische Kriegstheater den österreichischen Streitkräften allein zu überlassen. Der Kaiser denke dort 230,000 Mann aufzustellen; wenn Rußland dazu das vertragsmäßige Hülfscorps von 12,000 Mann, natürlich unter österreichischem Oberbefehl, hinzufügen wolle, so werde man dies dankbar erkennen, auf weitere Anstrengungen Rußlands aber in jenen Landschaften verzichten. Es war ganz das Seitenstück zu den Erörterungen, womit Thugut 1794 die Hülfe der preußischen Truppen zur Vertheidigung Belgiens verbeten hatte.

Schon dies würde bei Paul hingereicht haben, die Aussöhnung unmöglich zu machen. Dazu kamen aber noch weitere Nachrichten aus Mittelitalien, welche seine Erbitterung bis dicht an die Drohung offenen Krieges steigerten. Wir erinnern uns jener Weisung Thugut's, welche den General Fröhlich mit 10,000 Mann nach Toscana befehligte, um dort Oesterreichs Interessen gegen die Umtriebe der getreuen Alliirten mit Nachdruck wahrzunehmen, jener verhängnißvollen Weisung, welche Suworoff zu dem verrätherischen Verzichte auf die Besetzung des damals wehrlosen Genua veranlaßt hatte. Fröhlich hatte sich zunächst gegen Rom gewandt, wo er aber um wenige Tage zu spät anlangte, da Commodore Troubridge, eben um den Russen und Oesterreichern zuvorzukommen, durch Zugestehen der vortheilhaftesten Bedingungen den General Garnier zur Capitulation, und zwar zur Ueberlieferung Roms an die Neapolitaner und Civita Vecchia's an die Engländer, vermocht hatte. Fröhlich, nicht wenig erzürnt über dieses Verfahren, wandte sich bald darauf nach Ancona, welcher Platz durch General Monnier mit unerschrockener Ausdauer gegen Lahoz's Landsturm und ein russisches Geschwader unter dem Grafen Woinowitsch vertheidigt wurde. Ganz nach Troubridge's Muster eröffnete er dann mit dem Gegner eine Unterhandlung und bewirkte durch Bewilligung ehrenvollen Abzugs am 14. November die Uebergabe. Da geschah denn, daß Woinowitsch vom Hafen aus eine kleine Abtheilung an das Land setzte, und an einigen Punkten der Stadt die russische Fahne aufstecken ließ, Fröhlich aber auf

der Stelle die Alliirten aus der Stadt hinauswies und die russischen Fahnen wieder entfernte. Die Kunde von diesem Vorgange setzte den Grimm des Zaren vollends in Gluth. Er rief jetzt seine Truppen definitiv in die Heimath zurück, und brach alle diplomatischen Beziehungen mit Oesterreich ab, bis General Fröhlich exemplarisch bestraft und der russischen Flagge eine glänzende Genugthuung gegeben wäre.

Thugut ließ sich dies zunächst wenig kümmern. Die 40,000 halb mobilen Russen, welche Suworoff jetzt nach Hause führte, glaubte er leicht durch deutsche Contingente ersetzen zu können, wenn England für diesen Zweck die nöthige Geldhülfe leisten wollte, und mit dem Londoner Ministerium stellte sich sein Verhältniß damals auf besseren Fuß, als seit langen Jahren. Als Thugut endlich bestimmten Aufschluß über seine Eroberungspläne gegeben, erfreute ihn Lord Minto umgehend durch die Erklärung, daß England dagegen keine Einwendung erhebe, und fast mehr noch durch die Mittheilung, daß die Absicht Lord Grenville's zur Zeit nicht darauf gehe, Belgien zur preußischen Provinz zu machen. Hierdurch erfrischt, bequemte sich Thugut endlich, jenes elende Hinderniß gegen englische Geldunterstützung zu beseitigen und die Bestätigung des Stahremberg'schen Anleihevertrags von 1797 zuzusagen. Nach vierjährigem Zanke war damit der Weg zu ehrlichem Einverständniß beider Mächte und zur Erlangung einer starken englischen Subsidie frei geworden, und das lähmende Hinderniß der bisherigen Kriegführung, die Geldnoth, beseitigt. Thugut war in der besten Stimmung. Nicht bloß von Suworoff's Eigenwilligkeit war er erlöst; auch der österreichische Feldherr, welcher dem Minister gegenüber so häufig die Dinge hatte besser verstehen wollen, der Erzherzog Carl, schied im December aus dem activen Dienste aus [1]. Die schwere Gemüthsbewegung, in welcher Carl seit dem ihm auferlegten Abmarsch aus der Schweiz, seit den von ihm vorausgesagten unseligen Folgen desselben sich befunden, hatte neue epileptische Anfälle bei ihm bewirkt, so daß er gleich sehr durch Körperschwäche und Seelenschmerz getrieben, dem Oberbefehl definitiv entsagte. Sein großer russischer Waffengenosse Suworoff erfuhr zu derselben Zeit kein besseres Geschick. Der hochbejahrte Mann erkrankte auf der weiten Reise, wurde unterwegs durch kaiserliche Gnadenbezeugungen erquickt, empfing aber bei seiner Ankunft in Petersburg einen Brief seines Monarchen, worin er, wie ein junger Fähnrich, wegen eines vor einem

[1] Damals bewilligte Franz sein Abschiedsgesuch. Carl blieb noch drei Monate bei der Armee bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

halben Jahre begangenen Fehlers im Dienste abgekanzelt wurde: er hatte nämlich während kurzer Zeit einem seiner Begleiter den Titel eines Major-du-Jour beigelegt, welche Würde nur die Adjutanten des Kaisers erhalten durften. Dem alten und gebrechlichen Helden war diese Behandlung tödtlich; seine Krankheit verschlimmerte sich rasch; er starb wenige Tage nach seiner Ankunft in St. Petersburg. Daß an seine Stelle in Italien der matte und langsame Melas trat, daß in Deutschland der tapfere aber geistig beschränkte Kray der Nachfolger des Erzherzogs Carl wurde, das gehörte auch zu den Fügungen, welche damals dem emporstrebenden corsischen Welteroberer die Bahn eröffneten.

Die engere Annäherung, welche in diesen Wintermonaten zwischen England und Oesterreich zu Stande kam, wurde übrigens für Kaiser Paul das Signal zur gründlichen Lösung der bisherigen Freundschaft auch mit dem Londoner Hofe. Seit dem unglücklichen Verlaufe des holländischen Unternehmens war Paul überhaupt nicht eben erbaut von dem Benehmen seines englischen Bundesgenossen. Die Verpflegung der nach England zurückgesegelten russischen Truppen ließ viel zu wünschen übrig; bei ihrem Erscheinen an der englischen Küste erfuhren sie, daß man sie dort nicht landen lassen, sondern nach Jersey und Guernsey überführen wollte; dann aber waren lange Zeit die nöthigen Transportschiffe, und bei der Ankunft in Jersey die erforderlichen Lebensmittel und Baracken nicht vorhanden; genug, die Leute hatten schlimme Strapazen zu überstehn, und Paul wüthete über die beleidigende Vernachlässigung seiner herrlichen Armee. Dann gab es Irrungen über die Berechnung der englischen Subsidien; die Engländer wollten nur für die wirklich vorhandene, und nicht für die im Vertrage zugesicherte Truppenstärke Zahlung leisten, und Paul war durch diese Knickerei um so mehr verletzt, je weniger er den Grund derselben bestreiten oder wegläugnen konnte. Noch verhandelte man über den Plan einer weitern gemeinsamen Landung an der französischen Küste; es kam aber zu keiner Verständigung über den auszuwählenden Angriffspunkt, und Paul verwarf in hitziger Weise die englische Ansicht, daß für das Gelingen der Operation die Einheit des Oberbefehls, also die Führung beider Geschwader durch einen englischen Admiral, unerläßlich sei. Als nach all diesen Verdrießlichkeiten Paul endlich erfuhr, daß Lord Grenville auf die politischen Gesichtspunkte des verhaßten Thugut eingetreten sei, war das Maß des Unmuths gefüllt; im März 1800 gab der Zar auch diesen Streitkräften den Befehl zur Rückkehr, brach den diplomatischen Verkehr

auch mit England ab, und erklärte endgiltig seine Absicht an dem Kriege gegen Frankreich weder zu Lande noch zu Wasser irgend welchen Antheil weiter zu nehmen.

Thugut, wie gesagt, hatte dagegen nichts zu erinnern, zumal England sich sogleich bereit erklärte, die Gelder, die es bisher den Russen gezahlt hatte, auf den deutschen Krieg zu verwenden, und in der That kamen Subsidienverträge mit Baiern, Würtemberg und Mainz zu Stande, welche bei gewissenhafter Ausführung einen erheblichen Theil der durch Paul's Rücktritt verursachten Lücke hätten füllen können. Sonst sah es, wie immer, im heiligen römischen Reiche kümmerlich aus: bei der Reichskriegscasse waren von den vorjährigen Einnahmen noch über sechs Millionen im Rückstande, was denn eine wenig erfreuliche Aussicht auf das neue Finanzjahr eröffnete. Auch in Oesterreich entwickelte Thugut zwar großen Eifer für die Rüstungen, hatte aber nicht weniger als in den frühern Kriegsjahren über die Langsamkeit und Unordnung der Verwaltung zu klagen. Am 3. Januar drängte er den Grafen Colloredo um ein kaiserliches Handschreiben zur Beschleunigung der ungarischen Recrutirungen: kein Augenblick, schrieb er, ist zu verlieren; es ist höchst wahrscheinlich, daß die Franzosen auf uns losschlagen werden, wenn wir es am Wenigsten erwarten. Alles, was ich aus Paris vernehme, wiederholte er am 10., befestigt mich in der Ansicht, daß die Franzosen angestrengt rüsten, um uns mit großer Stärke anzugreifen, ehe wir darauf gefaßt sind; nun sollte uns Ungarn für dieses Jahr 25,000 Recruten liefern, statt dessen fehlen noch 6000 an der vorigjährigen Aushebung. So wurde denn auch die früher von ihm erwähnte Heeresstärke von 230,000 Mann nicht völlig erreicht. In Italien verfügte Melas über etwas mehr als 100,000 Mann, wovon rund 30,000 für die Festungen in Oberitalien und für eine kleine Entsendung nach Toscana abgingen, also 75,000 für die Operationen im Felde übrig blieben. Das deutsche Heer war von ziemlich gleicher Stärke, und davon 24,000 Mann in Graubünden und Tyrol, also nach dem uns bekannten strategischen Aberglauben an wirkungsloser Stelle, und 80,000 im Schwarzwalde und an den Ufern des Oberrheins von Schaaffhausen bis Heidelberg vertheilt. In Wien hatte man seit den letzten Unfällen die Wichtigkeit der Schweiz besser als im vorigen Jahre schätzen gelernt, und dem General Kray ein umfassendes Unternehmen zur Eroberung des Landes vorgeschlagen. Kray erklärte jedoch, daß für das Gelingen desselben die Mitwirkung eines Theils der italienischen Armee von mindestens 25,000 Mann unerläßlich sei,

und am 24. Februar entschied nach Thugut's Vorschlag Kaiser Franz, daß er dies billige, übrigens aber wünsche, daß Melas vorher die genuesische Riviera besetze, was bei der Schwäche und Zerrüttung der dorthin geflüchteten Franzosen kaum große Schwierigkeiten haben könne; dies erreicht, sollte Melas dann sofort die beantragte Absendung nach Wallis machen, und Kray gleichzeitig von Norden her in Helvetien eindringen. Einstweilen, bemerkte der Kaiser, möge Kray einige Vorstöße in den Elsaß versuchen, um den Muth der royalistischen Partei in Frankreich zu erfrischen und ihren Kampf in der Bretagne zu erleichtern [1]).

Wären diese Anordnungen mit rascher Energie ausgeführt worden, so hätte ein höchst bedeutendes Ergebniß erzielt werden können. Denn Ende Februar 1800 war Massena trotz aller Anstrengungen Bonaparte's noch sehr ungenügend gerüstet, hatte kaum nennenswerthe Verstärkung erhalten, und seine Truppen litten fortdauernd Mangel an allem Nothwendigen: bei dem größten Heldenmuth hätte Massena schwerlich mit diesen darbenden und zuchtlosen Banden einer doppelten feindlichen Uebermacht damals ernsten Widerstand entgegensetzen können. Etwas besser stand es um Moreau's Schaaren in der Schweiz, aber auch dieser erklärte, wie wir sehen werden, noch in erheblich späterer Zeit seiner Regierung, daß für ihn bei der Entblößung und mangelhaften Ausrüstung seines Heeres ein siegreiches Vorgehen undenkbar sei. Es war also für Oesterreich der Augenblick auf jeder Seite günstig. Aber allerdings, es war auch der letzte. Denn eben jetzt, Ende Februar, waren, wie wir wissen, die Royalisten in der Bretagne überwältigt, und Bonaparte's Hände wurden frei, um alle Kräfte Frankreichs gegen den auswärtigen Feind zu wenden. Die vier Wochen, welche seit der kaiserlichen Ordre vom 24. Februar General Melas über kleinen laufenden Geschäften bis zum Beginne seines Angriffs verzettelte, entschieden das Schicksal seines Staates. Sie gaben dem Ersten Consul die Möglichkeit, Massena's Streitkräfte wenigstens für eine zähe Defensive auszurüsten, und damit seinerseits Zeit und Mittel für seine zermalmenden Angriffsschläge zu gewinnen.

Was den französischen Feldzugsplan für den kommenden Sommer anging, so war im Geiste des Ersten Consuls längst kein Zweifel mehr. Vor Allem verstand es sich, daß er selbst und er allein den ersten wuchtigen und glänzenden Schlag zu führen hätte, da er nur durch

[1]) Wiener Kriegsarchiv.

einen großen kriegerischen Triumph der Befestigung seiner Herrscher-macht sicher zu werden meinte. Nun war, seitdem er Moreau an die Spitze des Rheinheeres gestellt hatte, die kürzeste Straße nach Wien, über den Rhein und die Donau hinab, seiner persönlichen Thätigkeit verschlossen, da er wußte, daß Moreau nicht unter ihm dienen wollte, und einen Bruch mit dem wichtigen Manne herbeizuführen, ihm noch nicht rathsam erschien. So blieb für Bonaparte nur der italienische Kriegsschauplatz übrig, und wir dürfen glauben, daß er damit nicht unzufrieden war. Hier waren es eben seine Eroberungen, seine Gründungen, welche das Ungeschick des Directoriums dem Feinde preisgegeben hatte, welche wieder zu gewinnen und herzustellen ihm als besonders nahe und lockende Pflicht erschien. Nun hätte es ohne Zweifel jeder Andere für die nächste Aufgabe gehalten, so schnell wie möglich Massena's 30,000 Mann auf die doppelte oder dreifache Stärke zu bringen, und von Genua aus mit gesammelter Kraft sich in ähnlicher Weise wie 1796 auf die Lombardei zu werfen. Bonaparte aber dünkte jetzt ein solches Verfahren nicht überraschend, nicht glänzend genug, und so hatte er sich einen Entwurf ganz anderer Art gebildet. Auch ihm war es unzweifelhaft, daß die Oesterreicher sobald wie möglich gegen Massena die Offensive ergreifen würden; bei ihrer so oft erprobten Bedächtigkeit und Langsamkeit hoffte er aber im Stande zu sein, vorher auf allen Seiten die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Massena würde bis dahin seine Truppen wieder so weit gekräftigt haben, um die österreichische Hauptmacht in ausdauerndem Widerstande zu beschäftigen und immer größere Massen des Gegners auf sich zu ziehen. Dann gedachte Bonaparte ein neugebildetes Heer nicht nach Ligurien, sondern durch die Schweiz und über den St. Gotthard in die Lombardei und damit in den Rücken der Oesterreicher zu führen, dem Feinde alle Verpflegungs- und Verbindungslinien abzuschneiden, und ihn so, vielleicht ohne blutige Kämpfe, vielleicht mit einem großen Schlachttage, zur Waffenstreckung zu zwingen. Wenn dies Alles gelang, so war es ohne Frage ein Erfolg, welcher den persönlichen Ruhm Bonaparte's zu unvergleichlicher Höhe erheben mußte; der Erste Consul war des entzückten Jubels von ganz Frankreich, des betäubten Erstaunens von ganz Europa sicher. Daß bei seinen damaligen Streitkräften das Spiel ebenso gefährlich wie aussichtsreich war, hielt ihn nicht einen Augenblick zurück; er ging seines Weges in stolzem Vertrauen auf die Unfähigkeit der Gegner und die Festigkeit seines Glückes. Schon am 6. December 1799 gab er den ersten Befehl zu der Ansammlung neuer Truppenformationen in Lyon;

am 25. Januar 1800 erhielt der Kriegsminister die Weisung, ein Reserveheer von 50- bis 60,000 Mann zu bilden, dessen Abtheilungen zunächst bei Lyon, Dijon und Chalons sur Marne Aufstellung nehmen und unter den unmittelbaren Befehl des Ersten Consuls treten würden. Der gesetzgebende Körper hatte ohne Schwierigkeit eine Aushebung von 100,000 Recruten bewilligt, aus deren Zahl man die Ersatzmannschaften für die 1799 leer gewordenen Cadres zu nehmen gedachte. Bonaparte rief davon zunächst 30,000 unter die Waffen; es stellte sich aber nach dem Brauche der Directorialzeit kaum ein Drittel derselben, und mit diesen füllte man denn im Februar und März die Cadres einiger Depotbataillone, und ließ sie in Dijon unter halbinvaliden Officieren die ersten Uebungen durchmachen. In die Wirklichkeit aber trat das Reserveheer erst in der zweiten Hälfte des März, als nach der Unterdrückung des royalistischen Aufstandes im Westen etwa die Hälfte der dort beschäftigten Truppen verfügbar, und ohne Zögern nach Dijon dirigirt wurde. Da Bonaparte damals noch durch hundertfache Regierungssorgen in Paris zurückgehalten war, ernannte er einstweilen seinen getreuen Berthier zum Führer der neuen Armee, und übertrug das Kriegsministerium dem kürzlich nach Paris zurückgekehrten Carnot; es dünkte ihm nebenbei ein erheblicher politischer Gewinn, daß der große Republikaner sich in seine Beamtenschaft einreihen ließ.

Eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des großen Planes war für Bonaparte die völlige Sicherstellung der Schweiz, dieses vorgeschobenen Bollwerks, aus dessen Bastionen hervorbrechend das Reserveheer die Oesterreicher in Italien umringen sollte. Sein Wunsch ging also dahin, daß Anfang April zuerst General Moreau, dessen Heer auf 120,000 Mann verstärkt worden war, den Feldzug durch einen energischen Angriff auf Kray eröffnen, den Rhein bei Schaffhausen in Kray's linker Flanke überschreiten, und damit den Gegner nordostwärts an die Donau etwa bis Ulm zurückdrängen sollte. Hierdurch würde den Oesterreichern jede Möglichkeit abgeschnitten, aus Deutschland her Truppen zur Sperrung des Gotthardpasses oder zur Unterstützung des Generals Melas abzusenden: vielmehr sollte Moreau seinerseits gleich nach Erreichung der Donaulinie eine Abtheilung von 25,000 Mann in Eilmärschen zur Verstärkung des Reserveheers an den Gotthard abrücken lassen, so daß Bonaparte dann etwa Ende April mit einer überwältigenden Masse von 80,000 Mann zur Vernichtung der Oesterreicher in Italien erscheinen könnte. Aber eine so glatte Durchführung seines Entwurfes war dieses Mal dem Ersten Cosul nicht bestimmt.

Es war, wie bemerkt, nicht gerade die Gewohnheit der Oesterreicher, in Schnelligkeit der Bewegungen den Franzosen zuvorzukommen. Aber so wenig sich Melas beeilt hatte, den Wiener Anordnungen zu folgen, immer erschien er dieses Mal zwar einen Monat später, als Thugut gewünscht, aber einen Monat früher, als Bonaparte angenommen hatte, im Felde, indem er am 4. April mit ungefähr 70,000 Mann den Angriff auf Massena's weit ausgedehnte Vertheidigungslinie eröffnete. Obgleich dieser jetzt bei seinen Truppen mit fester Hand wieder Zucht und Ordnung und Selbstvertrauen hergestellt hatte, und durch die Kraft seines Widerstandes dem Feinde schwere Verluste beibrachte, wurde endlich doch seine Aufstellung im Gebirge durchbrochen, er selbst mit der Division Soult, 15,000 Mann, gezwungen, sich nach Genua hinein zu werfen, und die ungefähr ebenso starke Division Suchet aus der Riviera hinaus und über den Var zurückgedrängt. Melas ließ darauf Genua durch die eine Hälfte seines Heeres unter General Ott auf das Engste einschließen, hielt selbst einen triumphirenden Einzug in Nizza, und schickte von dort den General Elsnitz mit 17,000 Mann gegen Suchet vor, um wo möglich den Var zu überschreiten und dann in der Provence die französischen Royalisten zu den Waffen zu rufen. Indessen behauptete sich Suchet unerschütterlich, und Massena machte durch kräftige Ausfälle dem General Ott gewaltig zu schaffen, so daß für den Augenblick die österreichische Armee auf beiden Punkten vollständig in Anspruch genommen war. Freilich war auch Massena's Lage auf die Dauer eine äußerst peinliche, da Genua, wie er am 23. April dem Ersten Consul berichtete, höchstens bis Ende Mai mit Lebensmitteln versehen war, und also nur schleunige Hülfe eine schwere Katastrophe abwenden konnte.

Davon war denn Bonaparte seit der ersten Kunde über die österreichische Offensive durchdrungen gewesen und hatte Alles aufgeboten, um sowohl Moreau als Berthier so schnell wie möglich in Bewegung zu bringen. Aber wie er auch treiben mochte, an keiner Stelle war er im Stande, die Entwicklung entsprechend der eignen Ungeduld in Fluß zu bringen. Nach der langen Mißwirthschaft des Directoriums fehlte es aller Orten an allen Stücken; man hatte Geschütze ohne Bespannung, Patronen ohne Kugeln, Pferde ohne Sättel; hier war Mangel an Kleidern und Schuhen, dort an Lebensmitteln und Arzneien; der Sold der Truppen war seit acht Monaten im Rückstand. Mit Moreau wurde Wochen lang über die Einzelnheiten des Feldzugsplanes unterhandelt, bis ihm endlich Bonaparte unbedingte Vollmacht gab, nach

eigenem Ermessen zu verfahren, und nur auf dem festen Versprechen bestand, so bald wie möglich die Entsendung zum St. Gotthard zu machen. So verging der größte Theil des April; Massena's Noth wurde dringend, und Bonaparte beschloß, nicht erst auf Moreau's Erfolge zu warten, sondern gleichzeitig mit ihm auch das Reserveheer sein gefährliches Unternehmen beginnen zu lassen. Daraus ergab sich zunächst, daß der Alpenübergang weiter westlich versucht werden mußte, da der Gotthard zur Zeit noch vor einem österreichischen Angriffe nicht geschützt war; der Erste Consul wählte also jetzt den großen St. Bernhard, der völlig außerhalb des feindlichen Wirkungskreises, nicht weit vom Genfer See, und demnach bequemer für den Anmarsch aus Dijon, so wie für rasche Unterstützung Massena's gelegen war. Ferner mußte man das Abenteuer auf die Gefahr hin wagen, daß Moreau's Entsendung ausbleibe; ja es zeigte sich, daß ansehnliche Theile des Reserveheeres selbst noch nicht marsch- und schlagfertig waren. Aber Bonaparte's Zuversicht war nicht zu erschüttern. Er befahl den Aufbruch, zunächst mit 32,000 Mann, welche hoffentlich bald Verstärkung in gleichem Betrage erhalten würden; „die Oesterreicher", schrieb er an Berthier, „werden gegen Euch kaum 25,000 Mann verfügbar haben; mit Euern Streitkräften werdet Ihr der Herr von ganz Italien sein." Am 6. Mai reiste er selbst von Paris nach Genf ab, nachdem er eben die hoffnungsvolle Nachricht erhalten, daß Moreau seine Operationen mit glücklichen Gefechten eröffnet hatte. Die Colonnen des Reserveheeres waren bereits in vollem Marsche den See hinauf über Lausanne nach Martigny am Fuße des großen Bernhard; noch war vieles vorzukehren und zu beschaffen, indessen Bonaparte's feurige Thätigkeit theilte sich rasch allen Elementen des kleinen Heeres mit, und am 14. Mai begann der Vortrab unter General Lannes die Ersteigung des durch Hannibal's Zug berühmten Alpenpasses. Täglich folgte ihm eine Division; die Pferde wurden am Zügel geführt, die Kanonen, in ausgehöhlte Baumstämme gepackt, von den Soldaten hinaufgezogen, das sonstige Material durch Maulthiere getragen. Kein feindlicher Widerstand hinderte den Marsch; das Wetter war ununterbrochen schön, und bei aller Mühseligkeit des Kletterns und Schleppens war die Schwierigkeit des Zuges, von Hannibal's Nöthen und Gefahren ganz zu schweigen, auch mit den vorigjährigen Alpenmärschen Lecourbe's, Lincken's und Suworoff's gar nicht vergleichbar. Das kleine Fort Bard, das am Südabhange des Gebirgs das obere Thal der Dora-Baltea sperrte, wurde mit Geschick und Glück umgangen; darauf stürmte Lannes das völlig überraschte

Ivrea, besiegte an der Chiusella eine kleine feindliche Schaar unter General Haddik, und eröffnete so dem Heere den breiten Zugang in die piemontesische Ebene. Unaufhaltsam ergossen sich die französischen Schaaren über das schöne Land, wo sich überall nur schwache feindliche Posten ihren Streichen bloßstellten; der nächste Gedanke wäre gewesen, gerades Weges auf Turin zu stoßen, wo sich damals Melas persönlich mit sehr geringen Kräften befand, und nach dessen sicherer Niederlage sofort zum Entsatze Genua's und zur Vereinigung mit Massena zu schreiten. Indessen, mochte nun Bonaparte glauben, Genua würde sich noch eine Weile länger halten, oder umgekehrt, es möchte schon jetzt zum Entsatze zu spät sein, er beschloß ostwärts einzuschwenken und zunächst sich zum Herrn der ganzen Lombardei zu machen. Da wurde denn der Uebergang über den Tessin gegen das schwache Beobachtungscorps des Generals Vukassowich in stürmendem Andrang erzwungen; am 2. Juni zog Bonaparte mit glänzendem Gepränge in Mailand ein, wo er einstweilen sein Hauptquartier nahm, die Herstellung der cisalpinischen Republik verkündigte, und durch mehrere Streifpartien die Lombardei bis zum Mincio von den österreichischen Posten reinigte. Da unterdessen auch Moreau siegreich geblieben und das verheißene Detachement wenigstens in einer Stärke von 15,000 Mann so eben den Gotthard überstiegen hatte, so sah sich Bonaparte jetzt an der Spitze von ungefähr 50,000 Mann, im Rücken des Feindes, im Besitze aller österreichischen Magazine, Waffenvorräthe und Hülfsquellen des Landes; er meinte, die Verwirklichung seines großen Entwurfes bereits in Händen zu haben, und war nur darauf bedacht, dem Gegner den letzten entscheidenden Schlag zu versetzen. Etwas über ein Drittel seiner Streitkräfte beobachtete die feindlichen Besatzungen in der Citadelle von Mailand, Crema, Turin, so wie das nördliche Ufer des obern Po bei Chivasso und Umgegend; es blieben für die Schlacht verfügbar 36,000 Mann, mit welchen Bonaparte den Po bei Piacenza überschreiten und dann gerades Weges auf Alessandria gegen Melas vorgehn wollte. Am 5. Juni ließ er den Vortrab unter Murat und Lannes diese Bewegung beginnen.

Durch diesen reißenden Einbruch, der wie ein angeschwollener Bergstrom plötzlich das ganze Flachland, so weit die Blicke reichen mochten, überschwemmte, war Melas in der That in eine höchst bedenkliche Lage gekommen. Er hatte seinen Angriff auf Massena, wie wir sahn, zu einer Zeit begonnen, wo das französische Reserveheer erst in den Anfängen seiner Bildung begriffen war, seine Kundschafter ihm also,

gerade wenn sie gut beobachteten, nichts Bedenkliches melden konnten. Dann hatte Massena's Energie seine Kräfte in vollem Maße in Anspruch genommen, und wenn er jetzt von dem Anwachsen des Reserveheeres vernahm, so lag kein Gedanke näher, als Alles aufzubieten, um vor dem Eintreffen neuer französischer Streitkräfte Massena und Genua vollends zu überwältigen. Ganz kindisch ist eine Erörterung, wie sie sich bei Thiers und Andern findet, daß seine Regierung versäumt hätte, ihn über die Existenz des Reserveheeres aufzuklären, ja ihm geradezu gemeldet hätte, dergleichen gäbe es ganz und gar nicht. Sollte denn etwa nicht der Feldherr, der an der feindlichen Grenze stand, sondern der Minister, der hundert Meilen davon entfernt war, den Kundschafterdienst besorgen? Sollte Melas auf Wiener Nachrichten über die Truppen in Dijon warten? Zum Ueberflusse liegt die Thatsache vor, daß in den ersten Tagen des Mai der Minister Thugut, und folglich ganz sicher auch der General Melas, bestimmte Kunde über das Reserveheer hatte, ja daß Thugut daraufhin den Feldzugsplan Bonaparte's zum großen Theile errieth, und sowohl an Kray, wie an Melas den 7. Mai in diesem Sinne schrieb. Aus Moreau's plötzlichem Uebergang über den Rhein zog er den Schluß, daß dadurch der Marsch französischer Verstärkungen durch die Schweiz nach Italien maskirt werden sollte, und forderte Kray auf, durch eine kräftige Offensive gegen Helvetien dies zu verhindern; es scheint, sagte er, nach Massena's zähem Widerstande, daß dieser eine solche Hülfe erwartet; wenn in der That das französische Reserveheer dieselbe leistete und in Italien eindringen könnte, so müßten dort die Dinge eine für Oesterreich wenig günstige Wendung nehmen. Als Melas diese Zuschrift erhielt, war es allerdings zu durchgreifenden Maßregeln zu spät, denn damals stiegen bereits Bonaparte's Colonnen den großen Bernhard hinan. Ganz ohne Besorgniß nach dieser Seite war übrigens auch Melas nicht gewesen, und hatte an den Ausgang eines jeden der großen Alpenpässe, des Mont Cenis, des Bernhard, des Simplon, des Gotthard eine Abtheilung von je 3000 Mann im Durchschnitt aufgestellt: hätte er statt dessen alle diese kleinen Schaaren in einer centralen Stellung, etwa bei Novara, vereinigt, durch Detachirung aus einigen festen Plätzen auf 20,000 Mann verstärkt und durch Wachposten auf der Nordseite der Pässe zur rechten Zeit über die Annäherung des Feindes unterrichten lassen: schwerlich wäre dem Ersten Consul der Durchbruch rascher gelungen, ehe Melas zur Hülfe hätte herankommen können. Aber Bonaparte hatte Recht: es stand damals in den Sternen geschrieben, daß jeder seiner Pläne

gelingen sollte, wenn nicht durch die eigene Trefflichkeit, dann durch die Fehler der Gegner.

So viel Melas bisher versäumt hatte, so entschlossen ergriff er jetzt seine Maßregeln gegen das drohende Unheil. Zunächst begab er sich selbst von Nizza nach Turin, und sammelte dort allmählich eine Schaar von 10,000 Mann; zugleich erließ er dringende Befehle an Ott und Elsnitz, von Genua und Nizza abzulassen, und so schnell wie möglich zu ihrem Oberfeldherrn in Alessandria zu stoßen. Er hoffte, dadurch in wenigen Tagen mehr als 40,000 Mann auf einem Punkte zu vereinigen, und mit solchen Kräften den kecken Eindringling für sein Wagestück gründlich zu bestrafen. Aber allerdings, diese Aussichten wurden bald und stark herabgestimmt. Als Elsnitz seinen Rückzug vom Var antrat, verfolgte ihn Suchet mit solchem Eifer und Geschick, daß er ihm einen Bergpaß nach dem andern verlegte, einen Verlust nach dem andern beibrachte, und Elsnitz endlich statt mit 17,000, die er gegen den Var geführt, nur noch mit 7000 kampffähigen Streitern in Alessandria anlangte. Scheinbar glücklicher verliefen die Dinge auf der genuesischen Seite. Als General Ott am 1. Juni die Weisung seines Vorgesetzten erhielt, hatte so eben Massena, durch den Hunger auf das Aeußerste gebracht, einen Parlamentär hinausgeschickt, um über die Uebergabe des Platzes zu unterhandeln. Bei dieser Lage der Dinge glaubte Ott den Befehl des Oberfeldherrn nicht buchstäblich nehmen zu dürfen, sondern brachte zunächst die Capitulation Genua's zum Abschluß, besetzte darauf die Stadt mit 16 Bataillonen, und zog erst am 5. Juni, nach allen Einbußen der bisherigen Kämpfe und nach Hinterlassung jener Garnison nur noch 14,000 Mann stark, nach Norden ab. Unterwegs holte er sich dann noch am 9. eine schwere Schlappe bei Montebello, in einem Zusammenstoße mit Bonaparte's Vortrab, und brachte am 11. Juni kaum noch 10,000 Mann nach Alessandria.

Denn unterdessen war Bonaparte nicht eine Stunde müßig geblieben. Alles Land im Norden des Po war in seiner Hand; er drängte jetzt so rasch wie möglich auf das südliche Ufer des Stromes, um dort dem Gegner den Gnadenstoß zu geben [1]). Am 6. Juni kam Murat mit

---

[1]) Ich folge, wie sich versteht, nicht seinen spätern Bulletins und Relationen, sondern seiner Correspondenz, so wie den Rapporten seiner Generale, wie sie in den Werken der Herzöge von Belluno und Valmy vorliegen. Marmont's Erzählung stimmt damit im Wesentlichen überein, hat aber im Einzelnen manche Ungenauigkeit. Thiers' Darstellung ist ganz und gar auf jene Bulletins gebaut und vollkommen unbrauchbar.

einer kleinen Abtheilung hinüber und besetzte die Stadt Piacenza, während die Oesterreicher die Citadelle einstweilen behaupteten; gleichzeitig führte Lannes einige Stunden weiter aufwärts seine Division über den Strom und trieb ein österreichisches Detachement nach Casteggio zurück; am 7. und 8. Juni folgte ihm eine Division von Victor's Heertheil. Hiemit waren ungefähr 9000 Franzosen auf der Südseite des Flusses; da trat unerwartet eine gewaltige Hochfluth ein, die alle Brücken zerriß und den übrigen Divisionen den Uebergang unmöglich machte. Diese ausgesetzte Lage Victor's und Lannes' gab dem General Ott zu dem eben erwähnten Gefechte Veranlassung; er glaubte die vereinzelten Gegner leicht überwältigen zu können, mußte aber, wie gesagt, mit hartem Verluste abziehn. Bonaparte, der unterdessen durch aufgefangene österreichische Depeschen über die Verhältnisse in Alessandria und Melas' verminderte Streitkräfte genau unterrichtet war, lebte der Ueberzeugung, daß der kaiserliche Feldherr frühstens am 14. Juni sich in Bewegung setzen würde; er kam am 9. über Pavia selbst zur Armee, schaffte am 11. und 12. die noch übrigen Divisionen glücklich über den Strom, und nachdem er die Division Loison, 5300 Mann, zur Beobachtung der Citadelle von Piacenza zurückgelassen, erreichte er mit den übrigen 30,800 Mann das an der Scrivia gelegene Tortona. Von dort dehnt sich zwei Meilen weit bis zur Bormida, auf deren westlichem Ufer Alessandria liegt, eine weite mit Kornfeldern und Weinpflanzungen bedeckte Ebene aus; die Straße von Tortona passirt zuerst das stattliche Dorf St. Giuliano, erreicht eine Meile weiter den kleinen Flecken Marengo, übersetzt hier einen tiefen und sumpfigen Bach, den Fontanone, und gelangt dann nach einer halben Stunde zu den nach Alessandria führenden Brücken der Bormida. Ging die Absicht des österreichischen Generals, wie Bonaparte nach jenen Depeschen annahm, auf einen baldigen Vormarsch nach Osten, so mußten Truppentheile seines Heeres in den Dörfern dieses Geländes zu vermuthen sein: Bonaparte schickte also am 13. Juni Victor und Lannes zu einer großen Recognoscirung in die Ebene vor, und folgte ihnen selbst mit Murat's Reitern. Aber wohin man kam, lag Alles in tiefer Stille; die Bewohner waren geflohn und kein kaiserlicher Soldat zu erblicken. Erst am Nachmittage fand man in Marengo einen schwachen österreichischen Posten, der jedoch auch nach kurzem Gefechte das Dorf räumte und über die Bormida zurückging. Je wichtiger der Ort wegen des Uebergangs über den Fontanone für eine österreichische Offensive war, desto auffallender dünkte dem Ersten Consul dieses fast widerstandslose Aufgeben desselben. Er begann in seiner Auffassung zu schwanken.

Ein Kundschafter hatte die Meldung gebracht, die Oesterreicher wollten gegen Norden ausweichen, über den Po hinüber, um dann über den Tessin die augenblicklich schwach besetzte Lombardei zu erreichen. Indessen kam am Abend ein Bericht der französischen Posten am obern Po, daß dort nicht die geringste feindliche Bewegung sichtbar sei. Also Ruhe im Norden, Ruhe hier vor der Front: bei Bonaparte stieg der Gedanke auf, ob Melas vielleicht sich südwärts über Novi nach Genua zu wenden gedenke, um hinter dessen unangreifbaren Bergcastellen, durch die englische Flotte seiner Verpflegung stets versichert, den Krieg in die Länge zu ziehn, die besten Kräfte des Gegners in endlosem Festungskampfe zu beschäftigen und so seiner Regierung die Muße zu weiteren Rüstungen zu verschaffen. Auf jeden Fall mußte dies verhindert werden. Bonaparte ließ also Victor und Lannes mit 14,000 Mann zur Beobachtung in und um Marengo und etwas hinter ihnen Murat mit 2000 Reitern in der Ebene stehn, schickte den eben aus Aegypten angekommenen General Desaix mit 5300 Mann von Tortona nach Rivalta zur Recognoscirung der Straße von Novi vor, und blieb selbst dicht an der Scrivia in Torre di Garofolo, gleich weit von beiden Heertheilen entfernt, mit einer Reserve, gebildet aus der Division Monnier 3600 Mann, zwei Reiterregimentern und der damals 1200 Mann starken Consulargarde. Ja, in solchem Maße schien ihm jetzt ein Ausweichen der Oesterreicher wahrscheinlich, daß er am Morgen des 14., als schon an der Bormida der Kanonendonner dröhnte, die zwei Stunden weit zurückstehende Division Lapoype, 3400 Mann, nicht zur Armee heranzog, sondern für alle Fälle auf das nördliche Ufer des Po zurückgehn ließ[1]). So meinte er gedeckt nach jeder Seite zu sein; in Wahrheit setzte er sich durch diese Zersplitterung seiner Kräfte einer tödtlichen Gefahr aus.

Denn niemals, wie gesagt, hatte Melas, der bei aller Greisenhaftigkeit ein ehrliebender Soldat war, einen Plan auf Ausweichen nach Rechts oder Links, sondern immer nur den einen Gedanken des Drauf und Durch gehabt. Er hatte ungefähr 32,000 Mann vor Alessandria beisammen, und wollte sich nicht durch fluchtähnliche Märsche, sondern durch scharfe Hiebe den Weg eröffnen. Am 14. Juni Morgens gegen 8 Uhr zogen seine Heersäulen über die Brücken der Bormida, entwickelten sich nach beiden Seiten, und drangen auf die Stellungen

---

[1]) Die Situation der französischen Armee am 14. Juni, abgedruckt in den Mémoires du duc de Bellune S. 403.

Victor's und Lannes' bei Marengo ein. Die Gefahr für die Franzosen war groß; es galt, eine doppelte Uebermacht zu bestehn, die allerdings dem Teperamente ihres Feldherrn entsprechend, zunächst nur bedächtig zum Angriffe schritt. Auf der andern Seite zeigte sich, mit welcher siegessichern Entschlossenheit Bonaparte's Führung seine Truppen erfüllt hatte; in blutigen, unaufhörlich hin und her wogenden Gefechten behaupteten die Franzosen das Dorf sechs Stunden lang, bis endlich die feindlichen Massen ihre beiden Flanken bedrohten, die Munition zu fehlen begann und der Rückzug angetreten werden mußte. Er vollzog sich in fester Haltung, unter stetem Feuer und starkem Verlust; da nahte gegen drei Uhr in eiligem Marsche eine erste Hülfe, die Division Monnier, und unmittelbar ihr folgend der Erste Consul mit der kleinen Schaar seiner Garde. Bonaparte hatte anfangs an den Ernst des feindlichen Vorstoßes nicht glauben und seine Reserven nicht aufbrechen lassen wollen, bis er eine Meldung Desaix's erhalten hätte. Endlich kam von diesem der Bericht, daß bei Novi schlechterdings keine Spur vom Feinde zu entdecken sei: da setzte der Erste Consul denn Monnier in Marsch und sandte Boten zu Desaix, so schnell wie möglich die gleiche Richtung zu nehmen. Mit Monnier's Eintreffen kam der Kampf wieder zum Stehn; Bonaparte befahl ihm, auf der äußersten rechten Flanke den kleinen Ort Castel-Ceriolo zu besetzen und so von der Seite her das Vordringen der Oesterreicher zu hemmen. Kaum aber war es geschehn, so schlug General Ott den neuen Gegner mit starker Ueberzahl aus dem Orte wieder heraus und trieb die Brigaden desselben in aufgelöste Flucht; zugleich verstärkte sich der österreichische Angriff im Centrum, wo das Bataillon der Garden lange Zeit hindurch dem Feuer der feindlichen Batterien wie den Stürmen der feindlichen Reiterei eine felsenfeste Unerschütterlichkeit entgegensetzte, endlich aber auch zum Weichen gezwungen wurde: und nun warf sich Alles zum zweiten Male in entschiedenen Rückzug und fast ohne Widerstand ging die ganze Linie der Oesterreicher vorwärts. Melas, leicht verwundet und körperlich ganz ermattet, sah den Tag gewonnen und ritt zur Ruhe und Pflege nach Alessandria zurück, nachdem er den General Zach mit der Verfolgung beauftragt hatte. Seine Bataillone, ebenso siegesfroh wie er selbst, setzten sich aus der Gefechtsordnung in Marschcolonne; ja eine Menge Soldaten verließen die Glieder, um die zahlreich umher liegenden Todten zu plündern. Drüben war Bonaparte im Begriffe, sich mit einem Entschlusse der Verzweiflung persönlich auf den Feind zu werfen und dadurch seine Truppen vorwärts zu reißen oder zu sterben; da eilte in

vollem Rosseslaufe ein Officier heran, um die Ankunft der Division Desaix zu melden. Bonaparte rief seinen Generalen zu, die letzte Kraft aufzubieten, um den Rückzug zu hemmen, und sprengte dem Helfer in der Noth bis zu dem Dorfe San Giuliano entgegen. Eine kurze und rasche Berathung erfolgte; Desaix erklärte die Sache für sehr bedenklich, meinte aber, mit einem starken Geschützfeuer lasse sich vielleicht ein glücklicher Angriff seiner Division einleiten[1]), und Bonaparte gab den Befehl, den Versuch zu wagen. Murat's, Victor's und Lannes' Abtheilungen waren im Verlaufe des Tages auf 9000 Mann geschmolzen, so daß man im Ganzen nur noch 19,000 Mann Infanterie und 1200 Mann Reiterei zur Verfügung hatte, wovon immerhin 5000 Mann völlig frische Truppen waren. Desaix's Erscheinen hatte übrigens auch den Muth der übrigen Heertheile wieder gehoben; es gelang, sie überall zum Stehn und dann ohne Aufenthalt zum frischen Angriff zu bringen. Die Oesterreicher, die in halber Unordnung und großer Siegesgewißheit herankamen, wurden durch das unerwartete Feuer ganz und gar überrascht; daß eine ihrer ersten Kugeln den General Desaix niederstreckte, hatte nur die Wirkung, dessen Truppen zu wüthender Rache zu entflammen; in wildem Anrennen stürzten sie sich mit dem Bajonett auf die Grenadiere des Generals Lattermann, und ein blutiges Handgemenge erfolgte. Diesen Augenblick nahm raschen Blickes General Kellermann wahr und fiel mit drei Dragoner-Schwadronen den feindlichen Grenadieren, Alles vor sich niederschmetternd, in die Flanke. Da wiederholte sich, was einst General Alvinzy bei Rivoli erlebt hatte: ein panischer Schrecken kam über die bis dahin so tapfern und siegreichen Männer; vor der Handvoll Reiter streckten die Einen die Waffen, die Andern warfen sich in unordentliche Flucht und verbreiteten rasch die Auflösung über alle Schaaren der Armee. Als die Dämmerung hereinbrach, war die Niederlage vollständig; jede Ordnung hatte aufgehört; Fußvolk und Reiter drängten sich in hastigem Gewirre über die Bormida unter die schützenden Wälle Alessandrias. Mehr als 9000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück. Den Franzosen hatte der Sieg ungefähr 7000 Mann gekostet.

Bonaparte's Vertrauen auf seinen guten Stern hatte ihn dieses Mal nicht getäuscht. Mehr als einmal hing das Geschick des Tages an einem Haar. Wenn die Division Monnier, wenn nachher General Desaix nur um eine halbe Stande in ihrem Anmarsche aufgehalten

---

[1]) So nach der Erzählung des Augenzeugen Marmont.

worden, oder wenn Melas, was er gekonnt und gesollt, 10,000 Mann mehr aus den piemontesischen Festungen zu seiner Armee herangezogen hätte: so war der Sieg den Kaiserlichen gewiß, und Bonaparte's genialer Feldzugsplan zum Gespötte Europa's geworden. Jetzt aber, Dank den Fehlern des Gegners, Dank der Festigkeit seiner Truppen, war ein beispielloser Erfolg und unsterblicher Ruhm gewonnen. Melas, jetzt völlig hoffnungslos, sandte am 15. Juni einen Unterhändler in das französische Hauptquartier, und nach einigem Hin- und Herreden wurde eine Convention unterzeichnet, welche den Oesterreichern den Abzug hinter den Mincio verstattete, alles Land westlich von diesem Flusse mit sämmtlichen Festungen dem Sieger überlieferte und nur Toscana und Ancona in der Hand der Kaiserlichen beließ. So waren mit einem Schlachttage alle Früchte der Siege Suworoff's für Frankreich zurückerobert. Was die kühnste Phantasie der andern Menschen nicht zu träumen gewagt hätte, Bonaparte hatte es binnen wenigen Wochen verwirklicht. Seine Persönlichkeit strahlte in einem Glanze, an welchen in der damaligen Welt die Bedeutung keines andern Namens auch nur entfernt hinanreichte. Der österreichische General Graf St. Julien überbrachte die verhängnißvolle Abkunft dem Kaiser Franz, mit einem neuen Schreiben des Ersten Consuls, worin dieser nochmals in glühenden Worten die Menschenliebe des Kaisers zu baldigem Friedensschlusse ermahnte.

Er glaubte um so mehr an einen nachhaltigen Eindruck dieser Actenstücke, als in Deutschland das Waffenglück sich den Oesterreichern ebenso ungünstig wie in Italien zeigte. Gleich nach ihrem Rheinübergange hatten Moreau's Divisionen in den ersten Tagen des Mai die Oesterreicher, die durch Moreau's wohlberechnete Schachzüge gründlich getäuscht worden waren, in blutigen Gefechten bei Stockach, Engen und Möskirch besiegt, die dort aufgehäuften Magazine derselben genommen, und den Gegner zum Rückzug in ein befestigtes Lager unter den Kanonen von Ulm gezwungen. Darauf war eine längere Pause in den Operationen gefolgt. Moreau mußte damals, wie wir sahen, 15,000 Mann über den St. Gotthard nach Italien, und ein anderes Detachement rückwärts an den Mittelrhein gegen den von dem Mainzer Kanzler Albini zusammengebrachten Landsturm rücken lassen, überhaupt aber Bonaparte's Erfolge abwarten, da möglicher Weise noch weitere Truppensendungen nach Italien nöthig werden konnten. Im kaiserlichen Lager aber hatte man mittlerer Weile alle Hände voll zu thun, um die Folgen des bisherigen Mißgeschicks einiger Maßen auszugleichen, mußte

jedoch bei aller Geschäftigkeit nur geringes Ergebniß zu bewirken. In der schlimmsten Weise trat die Unzulänglichkeit des Oberfeldherrn hervor, der ein tapferer Degen, aber zur höchsten Leitung schlechterdings unfähig war. Weder bei den Truppen, welche den geliebten Erzherzog Carl mit Kummer hatten scheiden sehen, noch bei den Officieren, deren Disciplin eben so locker wie 1796 war, vermochte er sich in Ansehen zu setzen. In seinem Generalstabe lagen der kecke Chasteler und der bedächtige Schmidt bei jedem Gefechtsplan im Streite, und der arme Kray gab immer dem zuletzt Sprechenden Recht, erließ Befehl und Gegenbefehl, und duldete die offen zur Schau getragene Verachtung seiner Corpsführer, unter denen sich besonders General Sztarray durch grobe Widerspenstigkeit und Eigenwilligkeit hervorthat. So war es kein Wunder, daß bei jeder Operation die Heertheile auseinander kamen, die Soldaten von Tage zu Tage mehr erschlafften und die Armee keine andere Stimmung als Friedenssehnsucht kannte. Moreau hoffte ohne Erfolg, durch die Besetzung Augsburgs die Oesterreicher aus ihrer festen Stellung vor Ulm hinaus zu locken; Kray machte nicht minder vergebliche Versuche, feindliche, bei diesen Bewegungen vereinzelte Corps zu erdrücken. Endlich, als Bonaparte die Alpen passirt hatte und damit Moreau die Möglichkeit erhielt, sich weiter von der Schweiz zu entfernen, wandte er sich nordwärts und begann unterhalb Ulm die Donau bei Blenheim zu überschreiten. Da er hiemit dem kaiserlichen Heere die Verbindung mit den Erblanden gänzlich abschnitt, sandte Kray eine Schaar nach der andern zur Zurückwerfung der Franzosen; es geschah dies aber mit einer so schwankenden Unsicherheit, daß immer erst nach der Niederlage der einen Abtheilung die andere herankam, und so am Abend des 19. Juni auf dem einst durch Eugen und Marlborough geweihten Schlachtfelde von Höchstädt aus einer Reihe kleiner Gefechte den Franzosen ein glänzender Sieg erwachsen war. Kray warf sich darauf in eiligen Rückzug, in weitem Bogen über Neresheim und Nördlingen nach Neuburg, wo er glücklich vor den Franzosen die Donau wieder erreichte und seine Verbindung mit den Erblanden herstellte. Aber an ein Gutmachen der bisherigen Verluste war nicht mehr zu denken. Beide Heere gingen bald wieder auf das rechte Donauufer zurück; Moreau besetzte München und nöthigte endlich den Gegner zum Rückzug gegen den Inn. Am 9. Juli kam dann auch hier ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit in Parsdorf zum Abschluß. Das österreichische Heer war durch seine Einbußen an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Kranken von 76,000 auf einen Bestand von 46,000 Mann herunter

gekommen; 21,000 standen in den Festungen Ulm, Philippsburg und Ingolstadt, beinahe 20,000 stets unthätig in Tyrol. Noch schlimmer als die materiellen Verluste war hier die moralische Zerrüttung; Muthlosigkeit und Ermattung war allgemein; das Vertrauen auf die Führer war vollständig geschwunden.

Wie anders stand es auf der französischen Seite! Bonaparte war gleich nach dem Abschlusse des Vertrags von Alessandria nach Mailand zurückgegangen, um die gewonnene Stellung nach allen Richtungen auszubeuten. Er übertrug dem General Massena die Führung der jetzt vereinigten Heere der Reserve und von Italien, und befahl die Schleifung aller in Piemont gegen Frankreich aufgeführten Festungen. Er organisirte mit raschen Befehlen die neue Verwaltung der Cisalpina, welche wieder dem Namen nach ein unabhängiger Staat werden, aber unbedingt seinem Herrscherwillen unterworfen bleiben sollte. Er ernannte den General Brune zum Leiter der provisorischen Verwaltung des wieder gewonnenen Piemont; das Schicksal dieses Landes blieb aus diplomatischen Rücksichten einstweilen unbestimmt, bei Bonaparte aber stand längst der Entschluß fest, es demnächst ebenso wie Genua dem französischen Reiche einzuverleiben. Er sorgte weiter für die finanzielle Verwerthung des Sieges. Das befreite Italien machte ganz dieselben Erfahrungen wie 1796. Die Cisalpina mußte monatlich zwei Millionen, Piemont anderthalb Millionen zahlen; Domänen und Klostergüter wurden eingezogen, die französischen Soldaten auf Kosten des Landes verpflegt. Zu gleichem Verfahren wurde Moreau in Deutschland angewiesen, und wegen seiner schlaffen Milde hart getadelt, daß er außer der vollständigen Ernährung seiner Truppen, außer vielen Tausend requirirter Pferde und neuer Bekleidung der ganzen Armee nur vierzig Millionen an baarem Gelde erhoben hatte. Daneben machten Officiere, Agenten und Commissare für die eigne Tasche eben so große Erpressungen wie bei den frühern Feldzügen, so daß die Cisalpiner und Piemontesen jammervolle Klagen an den Ersten Consul gelangen ließen, und der auch dieses Mal wieder äußerst habgierige Massena schon im August sein Commando an General Brune abgeben mußte. Immer aber wurde das französische Budget von seiner schwersten Last, den Ausgaben für das Heerwesen, befreit, und man erkennt wieder die Tiefe der finanziellen Zerrüttung, wenn man sieht, daß nach aller dieser colossalen Beute am Schlusse des Etatsjahres immer noch ein Deficit von 200 Millionen übrig blieb.

Inmitten dieser weltlichen Geschäfte that Bonaparte in Mailand wesentliche und charakteristische Schritte auch auf seinen kirchenpolitischen

Wegen vorwärts. Gleich nach dem ersten Einzuge hatte er dem versammelten Clerus in feierlicher Anrede seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die römisch-katholische Religion die einzige sei, die einem großen Gemeinwesen Festigkeit und Gesundheit verschaffen könne. Nach dem Tage von Marengo wohnte er einem glänzenden Tedeum in der Kathedrale bei: auf einer Tribüne, schrieb er nach Paris, auf der in alter Zeit die ersten Magistrate und Kaiser des Occidents Platz genommen hatten. Es war das erste Mal, daß er eine so unverhüllte Andeutung über den riesenhaften Umfang seines Ehrgeizes gab. Nun war im März, nach einem langen und viel bewegten Conclave, in Venedig der sanfte, für jede Freundlichkeit empfängliche Cardinal Chiaramonti als Pius VII. zum Papste gewählt worden, und ganz im Stillen sandte jetzt der Erste Consul, seit 1797 sehr wohl wissend, daß bei der römischen Curie die Sorge um den Kirchenstaat schwerer wog, als jede andere Rücksicht, einen zuverlässigen Prälaten an das neue Kirchenhaupt mit der Ankündigung, daß er weder die römische noch die parthenopäische Republik, wohl aber in Frankreich den Frieden zwischen Staat und Kirche herzustellen und deßhalb die baldige Abordnung eines päpstlichen Unterhändlers nach Paris wünsche. Diese Botschaft war Wohlklang in doppelter Hinsicht für das Ohr des Papstes, und Bonaparte war fortan sicher, daß in Frankreich wie in Italien der Clerus nicht mehr ein Widersacher, sondern eine Stütze seiner Herrschaft sein würde. Darauf kam es ihm an; mochten die Pariser Atheisten, wie er sagte, brummen, so viel sie wollten.

Nach all diesen Einrichtungen und Vorkehrungen beeilte Bonaparte seine Rückkehr nach Frankreich, wo er begreiflicher Weise mit unermeßlichem Jubel bewillkommnet wurde. Es war deutlich, daß fortan seine Herrschaft auf unerschütterlichem Fundamente ruhte, daß es auf keiner Seite mehr für seinen Willen eine Schranke gab. Wohl konnte es noch vorkommen, daß diese oder jene Maßregel mit größerer oder geringerer Freude aufgenommen wurde, daß z. B. seine Freundschaft mit dem Clerus das Befremden des an Voltaire und Rousseau gewöhnten Geschlechtes erweckte, daß eine heimlich von ihm veranlaßte Flugschrift über die Trefflichkeit der erblichen Monarchie die eifrigen Republikaner mit Verdruß und Zorn erfüllte. Aber gleichviel, ob einige Gruppen der gebildeten Gesellschaft sich freuten oder ärgerten, die Masse des Volkes war mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt; der nationale Ruhm strahlte herrlicher als jemals früher, und durch die Siege des Ersten Consuls schien das Ziel der höchsten Sehnsucht, das Ende des Krieges,

in unmittelbare Nähe gerückt. Bonaparte kannte diese populäre Stimmung und war sehr entschlossen, sie zu befriedigen, d. h. den feindlichen Mächten so schnell wie möglich Bedingungen aufzuzwingen, welche ihm, wenn nicht die unmittelbare Herrschaft, so doch den entscheidenden Einfluß in ganz Europa verbürgten. In Erwartung der österreichischen Antwort auf seinen erneuerten Friedensantrag setzte er seine Rüstungen unablässig fort. Er bildete, da ihm jetzt seine Präfecten die straffe Durchführung der Recrutirung sicherten, ein neues Reserveheer in Dijon, welches im Kriegsfall über den Splügen in Italien vorgehn sollte; zugleich preßte er den Holländern 8000 Mann ab, vereinigte sie mit ebenso vielen Franzosen, und sandte Augereau mit diesem Corps zur Unterstützung Moreau's einstweilen nach Mainz. Noch wichtigere diplomatische Maßregeln ergriff er am ersten Tage nach seiner Ankunft in Paris. An Preußen, welches sich ihm gleich nach dem 18. Brumaire sehr freundlich bezeigt, seine Vermittlung für einen französisch-russischen Frieden angeboten, dabei aber strenge seine neutrale Stellung festgehalten und immer wieder von der Integrität des deutschen Reiches geredet hatte, erging eine sehr höfliche und sehr bestimmte Aufforderung, Frankreichs Begehren des linken Rheinufers unumwunden anzuerkennen und zugleich sich über seine eignen Wünsche offen auszusprechen. Um aber ferner nicht mehr von dem guten Willen des immer schwankenden Berliner Hofes abhängig zu bleiben, beschloß der Erste Consul, einen Versuch zu unmittelbarer Anknüpfung mit dem Kaiser von Rußland selbst zu machen. Auf dessen reizbare Eitelkeit war gleich ein erster Schritt vortrefflich berechnet: der Erste Consul, nach dem Wunsche, seiner Hochachtung für die Person des Zaren und die Tapferkeit der russischen Truppen Ausdruck zu geben, verfügte die Freilassung aller bei Zürich und Castricum gefangenen russischen Officiere und Soldaten unter der nicht minder einschlagenden Bemerkung, daß Oesterreich und England, die sogenannten Alliirten Rußlands, die Auswechselung dieser Braven gegen ihre französischen Kriegsgefangenen abgelehnt hätten. Noch wirksamer aber und entscheidender traf ein Zweites zum Ziele. Bonaparte mußte damals, bei dem tiefen Verfalle der französischen Marine, seine orientalischen Hoffnungen stark herabstimmen. Keiner seiner Admirale wagte den Versuch, zur Unterstützung der dortigen Colonien auszulaufen, und ohne solche Hülfe wurde die Lage derselben täglich hoffnungsloser. In Aegypten war der in jedem Betrachte tüchtige Kleber zu derselben Stunde, in welcher sein Freund Desaix bei Marengo fiel, von einem türkischen Fanatiker ermordet worden, und der Officier, der ihm nach

dem Dienstalter im Oberbefehl folgte, General Menou, war von schreiender Unfähigkeit als Soldat wie als Verwalter. In Malta aber war die Blokade La Valette's unverbrüchlich, und die Capitulation des Platzes in Folge des Hungers in naher Frist vorauszusehn. So bot Bonaparte dem Kaiser Paul als Großmeister des Malteser-Ordens die Rückgabe der Insel an die Ritter an. Wir wissen, welchen Werth der Zar auf diese Erwerbung legte. Kaum hatte er Bonaparte's Mittheilung erhalten, so war er hingerissen von Entzücken und Bewunderung. Bereits hatte ihm nach seinem frischen Hasse gegen Oesterreich der Sieg von Marengo eine grimmige Freude gemacht; jetzt entdeckte er in Bonaparte den Bändiger der Revolution, den Hersteller der Staatsordnung und Autorität, den wahren Freund Rußlands. Mit Freude nahm er die französischen Eröffnungen auf, und beschloß, einen seiner Generale nach Paris zu senden, um die 6800 befreiten Russen, welche Bonaparte indeß neu hatte kleiden und bewaffnen lassen, zu übernehmen und als Besatzung nach Malta hinüber zu führen. Sollte England dagegen Einwendungen zu erheben wagen, so würde nicht blos das russisch-englische Bündniß zu Ende, sondern offener Krieg gegen Englands tyrannische Seeherrschaft die sichere Folge sein.

Unter so glänzenden Aussichten empfing Bonaparte die Antwort aus Wien.

Nachdem im Januar 1800 das früher erzählte Einverständniß über den Anleihevertrag von 1797 zwischen Oesterreich und England erzielt und im Februar beiderseits ratificirt worden war, trat man in die Verhandlung eines förmlichen Bundes- und Subsidienvertrags zwischen beiden Höfen ein. Obgleich in der Hauptsache auf keiner Seite Zweifel noch Bedenken existirten, so gingen doch erst Ende März bestimmte Vorschläge von London ab; zweimal wurde darüber hin und her geschrieben, worüber immer mehrere Wochen verstrichen; es dauerte demnach bis zum Juni, ehe alle Bestimmungen des Vertrages geregelt waren. Die Hauptsache war, daß England unter der Form einer Anleihe eine Subsidie von $2\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Sterling bewilligte, und Oesterreich dafür die Verpflichtung einging, bis Ende Februar 1801 keinen Sonderfrieden mit Frankreich ohne englische Zustimmung zu schließen. Es traf sich, daß die förmliche Unterzeichnung des Vertrages gerade an demselben Tage, dem 20. Juni, in Wien geschehn war, an welchem Graf St. Julien die Unglückspost von Marengo und den friedliebenden Brief des Ersten Consuls überbrachte. Es war kein günstiges Zusammentreffen für die Absichten Bonaparte's; es kostete Thugut keine Mühe, mit dem

Wortlaute des englischen Vertrags den Kaiser auf der Linie einer standhaften Politik festzuhalten. Immer war es unter den augenblicklichen Umständen wünschenswerth, Zeit zu gewinnen, und so wurde Graf St. Julien am 5. Juli an Bonaparte zurückgesandt, dieses Mal mit einem Antwortschreiben des Kaisers selbst, in welchem derselbe bemerkte, daß Oesterreich nur zur Vertheidigung seiner bedrohten Erblande und des hart bedrängten deutschen Reiches, Frankreich dagegen nur zur Behauptung der von dem Directorium gemachten Eroberungen Krieg führe, daß also Frankreich es in seiner Hand habe, ohne eigene Gefährdung den Frieden in jedem Augenblicke herzustellen. Uebrigens sei der Kaiser ganz und gar erfüllt von dem Wunsche, den Leiden des Krieges ein Ende zu machen; er habe also den Grafen St. Julien mit Instruction versehen, den Ersten Consul darauf hinzuweisen, wie wesentlich es sei, zu förmlichen und feierlichen Unterhandlungen erst dann zu schreiten, wenn es erhelle, daß die Friedensgrundlagen, welche Bonaparte vorschlagen wolle, Aussicht auf guten Erfolg geben. Der Vertrag von Campo Formio sei nach des Kaisers Ansicht dazu nicht geeignet; würden andere zweckmäßigere Grundlagen vorgelegt, so würde der Kaiser mit Freude darauf eingehen. St. Julien also sollte Bonaparte's Anträge hören und dann zum Berichte derselben nach Wien zurückkehren. Ein voller Monat konnte damit gewonnen werden.

Hier war nun dem kaiserlichen Cabinet eine besondere Ueberraschung vorbehalten.

Als der Graf nach ziemlich langsamer Reise in Paris anlangte, fand er den wärmsten Empfang, und Bonaparte ließ ihm gleich durch Talleyrand erklären, mit welcher Freude er aus des Kaisers Brief ersehen habe, daß St. Julien zur Unterhandlung von Friedenspräliminarien bevollmächtigt sei. Der Graf war anfangs mit gutem Grunde sehr erstaunt, dies zu hören, ließ sich aber durch Talleyrand's Redekünste allmählich überzeugen, sei es aus Unerfahrenheit in diplomatischen Dingen, sei es nach der damals im österreichischen Officiercorps häufigen Neigung zur hohen Politik. Es mochte ihm, der vor vier Wochen als Bote einer traurigen Niederlage nach Wien gekommen, doch reizend erscheinen, jetzt dem Vaterland durch diplomatische Triumphe den Frieden zu schenken. So brachte er in sechs Sitzungen, vom 20. bis 28. Juli, mit Talleyrand einen Präliminarvertrag zu Stande, welcher in offenem Gegensatze zu dem kaiserlichen Briefe den Frieden von Campo Formio als Grundlage anerkannte, und dazu noch mit dem Rastadter Congresse das ganze linke Rheinufer abtrat, welcher trotz des eben abgeschlossenen

englischen Bündnisses im Namen des Kaisers das Versprechen enthielt, die Engländer an jeder Landung auf der toscanischen oder irgend einer andern Küste zu hindern, welcher sogar auf die Erwerbungen von Campo Formio, auf Salzburg und die baierischen Landschaften verzichtete, gegen die unbestimmte Zusicherung, daß Oesterreich dafür in Italien irgend eine später auszumittelnde Entschädigung erhielte. Bis zum 15. August sollte die kaiserliche Bestätigung dieses schönen Vertrages in Paris einlaufen oder der Waffenstillstand gekündigt sein.

Man kann sich denken, welche Stimmung in Wien dieses Meisterstück, soll man sagen der Unfähigkeit oder Eigenmacht, hervorrief. St. Julien wurde in Festungshaft geschickt, und sein ohne jede Vollmacht unternommenes Werk als nicht vorhanden bezeichnet. Immer wünschte man nicht sofortigen Bruch, sondern strebte umgekehrt, in soliderer Weise als Bonaparte, der Welt seine aufrichtige Friedensliebe zu bekunden. Nach rascher Abrede mit Lord Minto sandte also Thugut am 11. August den Antrag auf einen Congreß der drei streitenden Großmächte nach Paris, auf französischem Boden, wenn Bonaparte das wünsche, in Schelstadt oder Lüneville; England sei ebenso bereit wie Oesterreich, denselben zu beschicken; welch ein Glück für ganz Europa, wenn nicht bloß der festländische, sondern der allgemeine Friede dort erzielt würde! Bonaparte war hoch entrüstet, als er am 15. August diese Nachrichten empfing, als die dem Grafen St. Julien gespielte Posse nutzlos gewesen, und er selbst in seiner Friedenssehnsucht vor aller Welt von dem Gegner überboten war. Seine erste Regung war sofortiger Kampf, auf Grund der von dem Kaiser durch die Verleugnung St. Julien's bewiesenen Unredlichkeit; am 10. September sollten Moreau in Deutschland und Brune in Italien losschlagen. Indessen legte sich Talleyrand beschwichtigend in das Mittel, und machte auf die Wunderlichkeit eines Verfahrens aufmerksam, bei dem es als Kriegsfall gelten sollte, daß man selbst einen Officier ohne Vollmacht verleitet hatte, sich in diplomatische Verhandlung einzulassen. Nun wohl, sagte darauf Bonaparte, so wollen wir weiter unterhandeln, aber zugleich unseren Forderungen durch die Waffen Nachdruck geben. Zunächst sprach er seine Bereitwilligkeit aus, England auf dem Congresse zuzulassen; aber, bemerkte er weiter, mit Oesterreich unterhandeln wir nach Abschluß eines Waffenstillstandes; wenn sich England dabei betheiligen will, so muß es in gleicher Weise einen Waffenstillstand auf der See bewilligen. Der Zweck eines solchen Antrags war durchsichtig auf den ersten Blick: ein Waffenstillstand zur See gab Frankreich die

Möglichkeit, Malta zu verproviantiren und Verstärkungen nach Aegypten zu werfen. Demnach antwortete Lord Grenville, er sei bereit zur Theilnahme an dem Congreß in Lüneville, so wie zu einem Stillstand auf der See unter denselben Bedingungen, wie Oesterreich auf dem Festlande: es solle nämlich mit Malta und Alexandrien gehalten werden, wie mit Ulm und Ingolstadt, wo während des Stillstandes alle zehn Tage ein genau für diesen Zeitraum bemessener Transport von Lebensmitteln in die Festung hereingelassen wurde. Damit war nun Bonaparte keineswegs gedient; er erwiderte umgehend mit dem Begehren, daß er außerdem das Recht haben müsse, sechs Fregatten ohne Untersuchung ihrer Ladung frei nach Aegypten zu senden, und wohl wissend, daß an ein solches Zugeständniß in London nicht zu denken sei, gab er Moreau den Befehl, den Waffenstillstand zu kündigen und eine Verlängerung desselben höchstens unter der Bedingung zuzulassen, daß die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt dem französischen Heere überliefert würden.

Unterdessen hatte man in Oesterreich mit großem Eifer durch neue Aushebungen, Anschaffungen und Anstellungen die Verluste des Juni wieder gut zu machen gesucht. Die bisherigen Oberfeldherren waren entlassen, Melas in allen Gnaden, Kray in ausgesprochener Ungnade. Aber die Ernennung ihrer Nachfolger war wieder bezeichnend für die geistige Armuth, zu welcher Oesterreich damals heruntergekommen war. Da das verbitterte Verhältniß des Kaisers zu dem Erzherzog Carl den Wiedereintritt des Letztern unthunlich machte[1]), so wurde zum Commandirenden des deutschen Heeres der sechszehnjährige, sehr begabte, aber in militärischen Dingen völlig unerfahrene Erzherzog Johann ernannt, jedoch unter der bestimmten Weisung, keinen Befehl zu geben oder zu zeichnen, der nicht vorher von seinem Generalstabschef genehmigt worden wäre. Dieser wirkliche Führer der Armee aber war wieder kein Anderer als der Schöpfer des Unheilstages von Bassano, der General Lauer. Das italienische Commando wurde um dieselbe Zeit dem General Bellegarde übertragen, demselben Helden, welcher sich beim Beginne des Krieges die schimpflichen Verluste in Graubünden und gleichzeitig mit Suworoff's Sieg an der Trebbia die blutige Schlappe bei Alessandria geholt hatte. Es stand bedenklich um ein Reich, welches in schwerer

---

[1]) Als Colloredo einmal zu ihm nach Prag reiste, um mit ihm über den Wiedereintritt zu verhandeln, kam es zu keiner Verständigung. Carl erklärte, wegen seiner Krankheit nicht dienen zu können.

Gefahr keine stärkern Geister zur Rettung aufzubieten vermochte. Mannschaft brachte man genug zusammen, jedoch standen die jungen Recruten weder an fester Disciplin noch an Ausdauer in der Strapaze den geübten und abgehärteten Truppen des Gegners gleich. Da die Verpflegung fortdauernd Schwierigkeit machte, legte General Lauer die Heertheile längs des ganzen Laufes des Inn und bis nach Böhmen hinein so weit wie möglich auseinander, was für den Kriegsfall die Einleitung kräftiger Operationen nicht erleichtern konnte. Ueber den künftigen Feldzugsplan fanden mehrfache Conferenzen und Correspondenzen statt, da man aber im Grunde doch mehr an den Frieden als an weitere Kämpfe glaubte, kam nichts zu bestimmtem Abschluß. Anfang September entschloß sich Kaiser Franz, persönlich der Armee einen Besuch zu machen und die Lage der Dinge in der Nähe zu sehen und durch seine Anwesenheit die Stimmung der Truppen aufzurichten. Er reiste am 6. von Wien ab, besichtigte einige Divisionen und fand noch so Vieles im Rückstande, daß er durch den in seinem Gefolge befindlichen Grafen Lehrbach ein Schreiben an Moreau um Verlängerung des am 8. gekündigten Waffenstillstandes richten ließ. Moreau erklärte sich nicht abgeneigt, empfing eben aber den vorher erwähnten Befehl aus Paris, und so erhielt Franz am 18. September die Antwort, daß Moreau am 20. die Feindseligkeiten wieder beginnen werde; nur wenn man ihm die drei Festungen als Sicherheitsplätze einräume, könne eine Verlängerung der Waffenruhe um 45 Tage zugestanden werden.

Es folgte eine schwere Berathung im österreichischen Hauptquartier[1]). Lehrbach und mit noch größerem Nachdrucke General Lauer erklärten, daß man annehmen müsse. Bei einem sofortigen Kampfe sei nichts als Unglück zu erwarten, und selbst wenn man Anfangs siege, meinte Lauer, würde bald genug das Blatt sich wenden. Wenn man die Festungen ausliefere, werde die Armee durch deren Besatzungen mit 20,000 Mann guter Infanterie verstärkt, die ihr jetzt in empfindlicher Weise fehle: jedenfalls gewinne man einen Monat zu weiterer Rüstung, und hoffentlich werde Lehrbach in dieser Zeit zu Lüneville den Frieden zum Abschluß bringen. Der Kaiser verbarg sich die Schattenseiten des Entschlusses nicht; er sah den schlimmen Eindruck voraus, welchen der Verlust der Festungen bei England und im deutschen Reiche hervorrufen mußte:

---

[1]) Die darauf bezüglichen Schriftstücke hat Vivenot in den vertraulichen Briefen Thugut's veröffentlicht.

aber rechtes Vertrauen auf die Festigkeit seiner Armee hatte auch er nicht, und vor Allem lag es nicht in seiner engherzigen Natur, gegen die Ansicht seines Feldherrn und seines Ministers die Verantwortung des Bruches auf sein Haupt zu laden. Nur in einem Falle war er entschlossen, fest zu bleiben, wenn die Franzosen nämlich auch in Italien ähnliche Forderungen aufstellen würden. Da dies, wie sich bei einer Besprechung am 19. herausstellte, nicht geschah, so wurde am 20. im Dorfe Hohenlinden die neue Convention von Lehrbach unterzeichnet, nach welcher Philippsburg, Ulm und Ingolstadt dem General Moreau geöffnet werden, die französische Feldarmee hinter die Isar, die österreichische hinter den Inn zurückgehn, und das Land zwischen beiden Flüssen neutrale Zone bleiben sollte. Gepreßten Herzens schrieb der Kaiser seinem Vertrauten, dem Grafen Colloredo: Was konnte ich unter diesen Umständen thun? sollte ich auf mich allein nehmen, zu brechen? Er beauftragte den Grafen, einstweilen gegen jedermann zu schweigen, auch gegen Thugut: Rüsten Sie sich indessen auf Alles, um ihn zur Raison zu bringen, wenn er auf Lehrbach's morgigen Bericht Feuer geben wird.

Der Kaiser hatte seinen standhaften Rathgeber richtig beurtheilt. Als er, nach Wien zurückgekehrt, Thugut und Colloredo zu sich beschied, kam es am 25. September zu einer äußerst heftigen Scene, an deren Schlusse Thugut erklärte, daß er nach Ehre und Ueberzeugung an einem System nicht mitarbeiten könne, welches unaufhaltsam zur Vernichtung des Staates führen müsse. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie, da alle Vorstellungen Colloredo's fruchtlos blieben, in den ehrenvollsten Ausdrücken am folgenden Tage. Zu seinem Nachfolger wurde Graf Lehrbach ernannt, und an dessen Stelle Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler von Campo Formio und Seltz, nach Lüneville bestimmt. Indessen hatte es bei dieser Einrichtung nicht lange sein Bewenden. Begreiflicherweise war der englische Gesandte ebenso wie Thugut entrüstet über den Waffenstillstand und dessen Unterhändler; er erklärte so bestimmt, in Lehrbach's Ernennung zum Minister würde Lord Grenville den offenen Abfall Oesterreichs zu Frankreich erblicken, daß Kaiser Franz schleunig die Maßregel zurücknahm, und jetzt Graf Cobenzl an Lehrbach's Statt Director des auswärtigen Amtes und Staats-Vicekanzler wurde. Nun aber, wer sollte nach Lüneville gehn? Cobenzl dachte an den Grafen Stadion; Thugut jedoch, der einstweilen noch die Geschäfte fortführte, bemerkte dagegen, daß Stadion nach Herkunft und Gesinnung durchaus ein Mann der deutschen Reichspolitik,

und also wenig geeignet für eine Unterhandlung sei, deren Summe nothwendig darauf hinauskommen werde, das deutsche Reich die Kosten für Oesterreichs italienische Erwerbungen zahlen zu lassen. Da diese Thatsache unbestreitbar und seit einer Reihe von Jahren die Signatur der ganzen kaiserlichen Politik gewesen war, so übernahm wiederum Cobenzl jetzt als Minister die Sendung nach Lüneville, und Graf Colloredo wurde mit der Vertretung desselben im auswärtigen Amte betraut. Indessen besaß dieser nur eine mittelmäßige Arbeitskraft, und fand sich durch die Thätigkeit als vertrauter Cabinetsrath des Kaisers hinreichend belastet: so bat er den alten Genossen Thugut, ihn bis auf Weiteres in den auswärtigen Geschäften zu unterstützen. Das ließ sich nicht wohl abschlagen, und Thugut kam thatsächlich auf diese Art noch einmal zu einer provisorischen Leitung der österreichischen Politik zurück.

Für die Unterhandlung in Lüneville setzte sich Cobenzl vor seiner Abreise selbst noch die Instruction auf. Sie trug das Datum des 14. October; so viele Zeit war über jenen wechselnden Ministerkrisen verflossen. Ihr erstes Wort war also ein Antrag auf nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, ihr zweites die Forderung der Zulassung eines englischen Gesandten zu dem Congresse, als welchen Lord Grenville bereits seinen Bruder Thomas bezeichnet hatte. Würde dies verweigert, so sollte die Unterhandlung abgebrochen werden. Was die materiellen Friedensbedingungen betraf, so wurde Folgendes ausgeführt. Frankreich selbst habe in dem Vertragsentwurfe des Grafen St. Julien anerkannt, daß Oesterreich anstatt der ihm in Campo Formio zugedachten deutschen Erwerbungen einen gleichwerthigen Gewinn in Italien machen sollte; dies ergebe zu Venetien hinzu das Land bis zur Adda, oder doch mindestens bis zum Oglio oder zur Chiese, und die ehemals päpstlichen Legationen. Modena sei seinem Herzoge herauszugeben. Wolle dafür Frankreich Piemont und Genua mit der Cisalpina vereinigen, so habe, England und Rußland zu Gefallen, Cobenzl eindringliche Vorstellungen dagegen zu machen, schließlich aber seinen Widerspruch aufzugeben. Die Zustimmung zum Verluste des linken Rheinufers werde wohl unvermeidlich sein; doch möge Cobenzl Alles aufbieten, daß dann wenigstens von keinen Säcularisationen auf dem rechten Rheinufer mehr die Rede sei, und folglich Preußen, um keinen Anspruch auf Entschädigung zu erwerben, wie nach dem Vertrage von Campo Formio, seine linksrheinischen Provinzen behalte.

Dies Alles, wie vorher erwähnt, sollte erst dann zur Sprache kommen, wenn Frankreich die Zulassung eines englischen Gesandten

bewilligt hätte. Denn durch den Vertrag vom 20. Juni sei der Kaiser gebunden, keinen Sonderfrieden ohne Englands Theilnahme zu schließen, und der Kaiser denke sein gegebenes Wort zu halten. Indessen bemerkte die Instruction doch auch, daß Niemand zum Unmöglichen verpflichtet sei; sie autorisirte also den Minister, wenn Frankreich die besten der eben erwähnten Bedingungen genehmige, und zugleich der englische Friede sich völlig unerreichbar zeige, dann mit dem englischen Gesandten zu erwägen, was für die gemeine Sache nützlicher sei, Oesterreich den Gefahren eines weitern Kampfes bei der jetzigen bedenklichen Sachlage auszusetzen, oder ihm durch einen Separatfrieden die Zeit zu verschaffen, in der es seine Kräfte sammeln und für England wieder ein nützlicher Bundesgenosse werden könne. Wenn dann England zustimmte, wäre in diesem Falle der Sonderfriede zu zeichnen, schloß die Instruction.

Da eine Frage, wie sie hier vorgesehen war, der Natur der Sache nach die Erklärung in sich schloß, daß Oesterreich zur Fortsetzung des Krieges nicht im Stande sei, so war die Antwort des Bundesgenossen wieder durch die Natur der Sache gegeben. Die praktische Summe aller dieser Sätze war mithin, daß Cobenzl sich die Vollmacht zum Sonderfrieden geschrieben hatte, für den Fall, daß Frankreich in demselben sehr schöne Bedingungen, vor Allem auf der italienischen Seite, bewillige.

Fünftes Capitel.

Lüneville. Concordat.

Als Cobenzl am 26. October in Lüneville ankam, überall auf französischem Boden in der feierlichsten Weise mit Kanonenschüssen, Ehrengeleit und Einholungen empfangen, fand er den französischen Bevollmächtigten, Bonaparte's ältesten Bruder Joseph, noch nicht vor. Statt dessen sagte ihm der Militärcommandant, General Clarke, Bonaparte wünsche dringend, den Minister in Paris selbst zu sehn. Clarke bemerkte, es handele sich nur um eine vorläufige Besprechung, die jedenfalls die günstige Folge haben werde, den Aerger Bonaparte's über St. Juliens Verleugnung zu beschwichtigen. Nach einigem Bedenken entschloß sich Cobenzl, die Reise ohne Rückfrage in Wien zu unternehmen, um möglichst bald die von Talleyrand in Aussicht gestellten Vortheile eines Sonderfriedens ohne England kennen zu lernen. Er begegnete unterwegs dem herreisenden Joseph, der sofort mit ihm umkehrte und ihm erzählte, daß er gemessenen Befehl habe, keinen Engländer zu der Unterhandlung zuzulassen. Und ich, sagte Cobenzl, habe gemessenen Befehl, ohne England keine Unterhandlung zu beginnen. Mit so mißlichen Aussichten langten sie am 28. October in Paris an. Es war Abends 8 Uhr; Joseph holte seinen Gefährten nach wenigen Stunden sogleich zum Ersten Consul, wo sich ein langes Gespräch bis 4 Uhr Morgens fortsetzte. Bonaparte war abwechselnd schmeichlerisch und heftig, liebkosend und drohend. Er sprach geradezu entrüstet über die Zumuthung, England nach dessen Ablehnung des Stillstandes auf dem Meere zum Congresse zuzulassen; mit dieser Forderung mache Oesterreich die Verlängerung des Stillstandes zu Lande unmöglich; er habe sich schon zu viel Zeit abgewinnen lassen, man müsse ein Ende machen. Dann erfuhr Cobenzl zu seiner höchsten Ueberraschung, daß Toscana, trotz der Convention von Alessandria so eben durch die Franzosen

besetzt worden sei: — Bonaparte wollte es, wie wir später sehn werden, dem Erbprinzen von Parma zuwenden — hätte ich davon eine Ahnung gehabt, rief Cobenzl, nie wäre ich nach Paris gegangen. Entgegenkommender redete Bonaparte über die künftige Unabhängigkeit der Schweiz, die Herstellung des Papstes, den Frieden mit Neapel. Nachdem er dann von Cobenzl die österreichischen Wünsche über Italien und Deutschland vernommen hatte, verwahrte er sich sehr nachdrücklich gegen so ungeheuerliche Forderungen, und kam dann wieder auf die Nothwendigkeit eines raschen Separatfriedens mit Ausschluß Englands. Wir können, entgegnete Cobenzl, davon erst reden, wenn wir Sicherheit über den Inhalt unseres Friedens haben.

In den nächsten Tagen folgten sich mehrere Conferenzen, sowohl mit Bonaparte, als mit Talleyrand; dieser machte dem Grafen ein ganz bestimmtes Angebot über Italien: Oesterreich solle das Land bis zur Chiese und dazu Ferrara erhalten: entweder würden dann Bologna und Romagna an den Großherzog von Toscana, Toscana an den Herzog von Parma, Parma und Modena an die Cisalpina fallen, oder es könnte der König von Sardinien nach Bologna versetzt, der Großherzog in Toscana belassen werden. Joseph, der sich sehr freundschaftlich, ja vertraulich zeigte, rieth dem Grafen dringend, ohne Weiteres zuzugreifen: je länger ihr zaudert, desto mehr neue Forderungen werden an euch gestellt werden. Es war kein Wunder, daß diese Aeußerungen bei Cobenzl nicht gleich denselben Eindruck wie die Worte eines alten und bewährten Freundes machten. Dennoch aber, scheint es, hätten alle sachlichen Gründe ihn zu derselben Auffassung hinüber bringen sollen. Er hatte in Campo Formio die diplomatische Taktik und die stets weiter greifenden Begierden seines Gegners kennen gelernt; er wußte seit dem Vertrag von Hohenlinden, wie äußerst schwach für Oesterreich die Aussicht auf bessere militärische Erfolge war; er sah zugleich, wie mit jedem Tage Bonaparte's Verhältniß zu Spanien, Preußen und Rußland vertrauter wurde. Der möglichst rasche Abschluß war für Oesterreich das allerdringendste Interesse.

Allein Cobenzl fürchtete sich, wie er es ausdrückte, einen zweiten Band St. Julien zu liefern; mit der Linie der Chiese anstatt der Adda oder des Oglio hätte er sich vielleicht begnügt, unerbittlich aber und unvermittelbar stand die Frage der englischen Theilnahme zwischen ihm und dem Ersten Consul. Dieser nahm schon seit lange jeden unmittelbaren Widerspruch für eine persönliche Beleidigung; auch kennen wir seine Art, durch berechnete Hitze eine plötzliche Einschüchterung des

Gegners zu versuchen. Cobenzl sollte, wie in Passeriano, auch dieses Mal solche Erfahrungen machen. Am 2. November speiste er in Malmaison; nach Tische nahm ihn Bonaparte mit Talleyrand in sein Cabinet, um ihm aus einander zu setzen, wie thöricht sein Eigensinn sei, nicht ohne England unterhandeln zu wollen; wenn der Kaiser seinen auswärtigen Minister schicke, so sei es ein wahrer Hohn, ihm auf solche Art die Hände zu binden. Es folgte eine persönliche Schmeichelei: nur aus besonderer Hochachtung für Cobenzl habe er seinen Bruder zum Vertreter Frankreichs ernannt; wäre Lehrbach gekommen, so wäre Clarke oder jedes andere Individuum gut genug gewesen. Als aber diese Redeblumen ohne Wirkung blieben, kehrte er plötzlich die rauhe Seite heraus. „Ihr seid unzuverlässig und treulos“, rief er, „ihr seid nichts Anderes mehr als englische Trabanten; England aber will ewigen Krieg, und wenn ihr an England festhaltet, so werde ich meine Heere vorgehn lassen“. Cobenzl entgegnete, daß der Kaiser nie einen Gewinn durch einen Vertragsbruch erkaufen werde; wenn Bonaparte angreife, werde Oesterreich sich vertheidigen. „Wohlan“, erklärte Bonaparte, „nur der Krieg kann unsern Handel schlichten“. „Ganz richtig“, sagte Cobenzl, „nur der Krieg; für jetzt gehe ich nach Lüneville zurück, nachdem ich euerer Einladung entsprochen und euch angehört habe“. Er schritt zur Thüre; Bonaparte rief ihm nach: „ihr braucht euch dort nicht aufzuhalten, ich schicke keinen Unterhändler mehr hin.“ „Sobald ich dies amtlich erfahre“, sagte Cobenzl, „werde ich nach Hause reisen“. „Jetzt hättet ihr“, brauste Bonaparte auf, „die Chiese haben können, künftig werdet ihr nicht einmal die Etsch bekommen. Vor vier Jahren habe ich Wien verschont, weil ich es nicht zur Republik machen konnte; ein anderes Mal werde ich nichts verschonen. Wollt ihr keinen Separatfrieden haben, so sollt ihr einen allgemeinen Congreß bekommen, wo Rußland und Preußen Theil nehmen, mit denen ich eben in Verbindung trete; ihr werdet dann mit eueren Forderungen schlechtes Glück machen.“ Cobenzl erklärte, davon nichts zu befürchten, und verließ das Zimmer und das Schloß ohne weitern Abschied. Am folgenden Tage zog Talleyrand mildere Seiten auf und bot für einen Separatfrieden außer Ferrara die Linie des Oglio. Es war Oesterreichs Unglück, daß Cobenzl mit weiterem Feilschen noch größern Vortheil herauszuschlagen hoffte, und demnach auf seinem Satze blieb, daß er nur in Lüneville und nur unter englischer Mitwirkung unterhandeln könne. Also Krieg, antwortete jetzt auch Talleyrand. Mittags kam Joseph und berichtete, daß er Befehl habe, nach Lüneville abzureisen, allerdings, die Couriere seien fortgeschickt,

um den Waffenstillstand zu kündigen; immer aber, sagte Joseph, haben wir noch die Kündigungsfrist von fünfzehn Tagen vor uns und wollen sie auf das Beste benutzen. Joseph und Talleyrand hatten in der That den Consul ernstlich gedrängt, den Oesterreichern noch einen weitern Schritt entgegen zu thun; bei Bonaparte aber war in jener letzten Eröffnung Talleyrand's die Grenze der Nachgiebigkeit erreicht; er sagte den Beiden: „Unser Sieg auf dem Schlachtfelde ist ganz zweifellos, und dann werden wir den Frieden, wie er uns ansteht, dictiren". So ging der Befehl an Moreau, am 13. November die Kündigung des Stillstandes in das österreichische Hauptquartier hinüber zu schicken und darauf am 28. die Feindseligkeiten zu beginnen.

In Lüneville brachte unterdessen Joseph allerlei Vorschläge über die Vertheilung der italienischen Lande, um noch in der letzten Stunde ein Einverständniß zu erzielen. Am 10. November warf er den Gedanken hin — es sei durchaus seine persönliche Erfindung, sagte er, er halte sich aber der Billigung seines Bruders versichert —, das Beste sei, Oberitalien mit den Legationen einfach zwischen Oesterreich und Frankreich zu theilen, etwa mit dem Tessin als Grenze, Toscana auf der österreichischen, Parma auf der französischen Seite gut auszustatten, den Papst und Neapel als Neutrale anzuerkennen. Er räumte ein, daß dies Alles den Engländern, Russen und Preußen sehr mißfallen würde; Oesterreich und Frankreich würden sich ihre neuen Besitzungen gegenseitig gewährleisten müssen, was denn bald genug zu einem Bündnißvertrag führen würde; gerade eine solche Wendung aber würde, wie er wisse, dem Ersten Consul sehr erwünscht sein. Cobenzl hatte einige Bedenken gegen einen so völlig neuen Plan, immer aber hatte er bereits in seiner Instruction den wesentlichen Inhalt desselben vorgesehen, und indem er stets noch fortfuhr, jede förmliche Conferenz ohne englische Theilnahme abzulehnen, sandte er doch Joseph's Vorschlag mit empfehlendem Berichte eiligst nach Wien. Dort hatte die Kündigung des Stillstandes den Ernst der Lage sehr fühlbar gemacht; der Kaiser entschloß sich und sandte am 24. November dem Grafen Vollmacht, auf Joseph's Programm einzutreten, wenn und insoweit es Cobenzl nach seiner Kenntniß der französischen Machthaber nützlich erscheine. Am 2. December kam dieses Schreiben in Lüneville an, und Cobenzl, etwas gedrückt von der Schwere der ihm hier auferlegten Verantwortlichkeit, und des Wunsches voll, sich möglichst nach allen Seiten zu decken, machte jetzt Joseph den Vorschlag, jenes Programm in einen geheimen Vertrag zu verwandeln, der einstweilen nur eine neue Waffenruhe zur Folge haben und erst nach Ablauf

des österreichisch-englischen Bundes, mit dem Datum des 10. März veröffentlicht werden sollte. Joseph hatte noch einige Scrupel, verhieß aber das Beste und erstattete schleunigen Bericht über das erlangte Anerbieten nach Paris.

Aber Cobenzl hatte die Zeit für solche Erfolge versäumt. Mit ganz anderem Gewichte als seine Erörterungen fiel in diesem Augenblicke Moreau's Schwert in die Wagschale der Unterhandlung.

Nachdem beide Mächte bis zum letzten Augenblicke des Stillstandes ihre Rüstungen unablässig fortgesetzt hatten, standen sich die Heere, auf der deutschen Seite an der Isar und dem Inn, auf der italienischen am Mincio, mit ungefähr gleicher Truppenzahl gegenüber. Daß die Qualität der Streitkräfte aber keineswegs gleich war, haben wir schon bemerkt; die Jugend und Unerfahrenheit der österreichischen Recruten hatte nicht ohne Grund dem Kaiser Sorge gemacht, und noch weniger war auf die Contingente der deutschen Reichsstände zu geben. Schon vor der unglücklichen Convention von Hohenlinden stand es in hergebrachter Weise elend um die Rüstung des heiligen römischen Reichs. Baiern hatte einen Truppentheil von 5000 Mann bei dem großen österreichischen Heere und einen andern in der Oberpfalz bei einem detachirten kaiserlichen Corps unter General Klenau; zu weiteren Anstrengungen aber vermochten den Churfürsten alle englischen Hülfsgelder nicht zu bringen, vielmehr bat er in Wien unaufhörlich um die Rücksendung jener fünf Tausend, zur Beschützung des engern Vaterlandes. In Franken stand der österreichische General Simbschen mit einigen Regimentern, um dort die Würzburger und Mainzer Milizen, etwa 6000 Mann, um sich zu sammeln und weitere Volksbewaffnung anzuregen, war aber in steten Händeln mit den beiden geistlichen Kriegsherren, und wußte, daß bei einem etwaigen Rückzug nach Böhmen kein Mann des fränkischen Landsturmes ihm folgen würde. Vollends nach dem Vertrage vom 20. September wich hier Alles aus den Fugen. Die Kunde der Ueberlieferung von Ingolstadt erhielt der baierische Churfürst in Amberg beim Mittagessen; er weinte laut und hielt sich halb ohnmächtig am Tische; sein Minister Montgelas biß ingrimmig die Zähne zusammen und sagte dem anwesenden österreichischen Gesandten: „Das wird euch übel bekommen, das wird schlimme Folgen für euch haben.“ „Wer könnte mich tadeln,“ schluchzte der Churfürst, „wenn ich jetzt mit Frankreich unterhandelte?“ Als dann vollends die Nachricht anlangte, daß Lehrbach, welchen der Churfürst für seinen Todfeind hielt, an Thugut's Stelle treten sollte, kam der Beschluß zu Stande, einen Vertrauensmann

nach Paris zu senden, noch nicht gerade, um einen Separatfrieden zu erstreben, aber doch, um die österreichische Friedensunterhandlung in der Nähe zu beobachten. Mit Genugthuung ließ man sich berichten, daß Bonaparte die Absicht habe, Baiern beim Reichsfrieden mit reichem geistlichem Gute, mit Salzburg und drei Bisthümern, auszustatten. Unumwundener als der Churfürst redeten die baierischen Landstände. Nach ihrem Auftrag erschien ihr Präsident Graf Preysing bei dem Fürsten mit dem Gesuche, das englische Bündniß aufzugeben, und Frieden mit Frankreich zu schließen; andernfalls würden sie, unter Moreau's Schutze, ein Landesdirectorium einsetzen und das Wohl des Landes wahrnehmen. Die unmittelbare Folge davon war, daß das baierische Corps in der Oberpfalz auf den Friedensfuß gesetzt wurde. Nicht besser war die Stimmung bei andern Reichsständen, und gerade die sonst Oesterreich sichersten zeigten den größten Kleinmuth, ja eine offene Abwendung. Churmainz erklärte die Unmöglichkeit weiterer Rüstungen. Churcöln, des Kaisers Oheim, rief das münstersche Contingent vom Heere nach Hause. Denselben Befehl erhielten die Contingente Deutschmeister und Schwarzenberg. Die noch bleibenden Abtheilungen, Würtemberg und die andern Schwaben, wurden kampfunfähig durch täglich wachsende Desertion. Mit einem Worte, die Auflösung war allgemein; das römische Reich war todt, und nicht mehr um seine Errettung, sondern nur noch um die Theilung der Erbschaft bewegte sich der Streit.

Während des October und November hatte zwischen Wien und dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann eine ausführliche Correspondenz über den demnächstigen Kriegsplan stattgefunden. Draußen glaubte die Welt, Oesterreich würde sich freuen, an dem breiten und reißenden Inn eine starke, durch die Tyroler Truppen flankirte Vertheidigungslinie zu besitzen, und hier dem Feinde bis zum sehnlich erwarteten Friedensschlusse einen zähen Widerstand entgegensetzen. Aber wir haben schon bei dem Feldzuge von 1796 die Fruchtbarkeit des Generals Lauer an Feldzugsplänen kennen gelernt, welche mit umfassenden Evolutionen die völlige Vernichtung des Gegners herbeiführen sollten: er hatte auch dieses Mal seinen Entwurf ersonnen, eine große Colonne an der Donau aufwärts gehen zu lassen, über den Inn, die Vils, die Isar und immer weiter westwärts; der dadurch umgangene Feind würde weichen, das Hauptheer ihm dann auf München und später auf Augsburg folgen u. s. w. Indessen in Wien hatte man schwere Bedenken, das Heer durch diese Märsche so weit von Tyrol zu entfernen, dessen Deckung dem Hauptquartier wiederholt als die allerwesentlichste Aufgabe

empfohlen wurde, und so ging der Beschluß endlich dahin, weiter stromaufwärts, immer aber noch im Norden von Moreau's Stellung, den Inn bei Mühldorf zu passiren, dann an der linken Flanke des Feindes vorüber auf Landshut zu gehen und von hier aus München und die Rückzugslinie der Franzosen zu bedrohen. Indessen hatte Moreau, der, wie alle andern Menschen, an keine Offensive der Oesterreicher dachte, seine Vorbereitungen getroffen, um seinerseits den Inn zu überschreiten. Zur Sicherung seiner Flanken hatte er eine Division gegen die Tyroler Grenze, zwei andere gegen die Donau und die Oberpfalz entsandt; in Franken war Augereau mit 20,000 Mann gegen General Simbschen in Bewegung. So nach allen Seiten gedeckt, sollte das Hauptheer den Uebergang über den Inn an drei Punkten, die rechte Flügelcolonne unter Lecourbe bei Rosenheim, das Centrum unter Moreau's persönlicher Anführung bei Wasserburg, der linke Flügel unter Grenier bei Mühldorf, versuchen. Bei dieser Vorrückung war Grenier am 30. November bis Ampfing, zwei Meilen vor Mühldorf, gelangt; da wurde er am 1. December zu seiner großen Ueberraschung von einer beinahe doppelten feindlichen Uebermacht angegriffen. Die Divisionen des Centrums waren ungefähr fünf Stunden weit südlich von ihm entfernt, und an deren rechtzeitige Unterstützung nicht zu denken; Grenier leistete also den Tag hindurch Widerstand so kräftig wie möglich, und ging dann völlig geordnet auf der großen Landstraße in der Richtung auf München zurück. Moreau war nicht weniger als Grenier über das Vordringen des Feindes verwundert, dessen wuchtiger Angriff keinen Zweifel über die Anwesenheit des österreichischen Hauptheeres ließ; er war jedoch in keiner Weise erschüttert, sondern im Gegentheil höchlich erfreut über den Vorgang, mit welchem der Gegner auf den starken Schutz des Inn verzichtete. Auf der Stelle waren seine Anordnungen festgestellt. Wenige Meilen vor München trifft die Mühldorfer Straße bei Mattenbett den großen Ebersberger Tannenwald; von Osten her steigt sie dann in einem tiefen Einschnitt zwischen dem dichten Gehölz, bis sie ungefähr in der Mitte des Waldes das auf einer gelichteten Hochfläche gelegene Dorf Hohenlinden erreicht. Hier ließ Moreau die Divisionen Grenier's Stellung nehmen, nnd verstärkte sie durch einen rasch herangezogenen Theil seines Centrums bis auf 40,000 Mann. Er hatte alle Aussicht, in dieser Waldposition auch einem an Zahl überlegenen Feinde einen festen Widerstand entgegensetzen zu können. Sodann gab er den beiden noch verfügbaren Divisionen des Centrums, Richepanse und Decaen, die von Wasserburg zurückgerufen zur Zeit in Ebersberg und Zornolding, zwei Stunden

südlich von der Mühldorfer Straße standen, den Befehl, sobald die Oesterreicher auf dieser in den Wald eingedrungen wären, sich nordwärts auf Mattenbett zu wenden, von dort dem Feinde in den Rücken zu fallen, und damit die Entscheidung des Tages herbeizuführen. Der Gedanke war so einfach, und eben deshalb so meisterhaft und überzeugend, daß Moreau's Generale im Voraus sich daran mit voller Siegesgewißheit erquickten. Bei dem gemeinsamen Abendessen am 2. December sagte einer von ihnen: schreiben wir gleich den Schlachtbericht „50 Geschütze genommen, 10,000 Gefangene gemacht"[1]).

Die Oesterreicher thaten das ihrige, die nöthigen Beiträge zu diesem Bulletin zu liefern. Nach dem Gefechte bei Ampfing war große Freude im Hauptquartiere; man war überzeugt, einen Theil des feindlichen Heeres gründlich besiegt, und wenn man ihn kräftig verfolge, nur mit einer weichenden Nachhut zu thun haben; so erhielten die Heertheile den Befehl, so schnell wie möglich auf Hohenlinden vorzugehn, 17,000 Mann unter dem Erzherzog in der Mitte auf der Mühldorfer Straße, General Kienmayer mit 27,000 rechts, General Riesch mit 17,000 links von derselben auf Feld- und Waldwegen; wenn die beiden letztern ihre Geschütze in dem aufgeweichten Boden nicht vorwärts bringen könnten, sollten sie dieselben zurücklassen oder auf die Chaussee schicken. So zog man am 3. December vorwärts, einem dicken Schneegestöber entgegen, hoffnungsvoll in den Wald hinein. Rascher als die beiden Flügeldivisionen kam natürlich die mittlere Colonne auf der Chaussee voran; sie erfüllte allmählich das ganze Defilee und erhielt erst am Ausgange des Waldes in die Hochebene, dicht vor Hohenlinden, feindliches Feuer. Hier wurde dann eine geraume Zeit hindurch mit wechselnden Vorstößen scharf gefochten; allmählich kamen von Norden her auch Kienmayer's Regimenter durch den Wald, wurden aber durch die Divisionen Legrand und Bastoul kräftig im Zaume gehalten. Unterdessen bewegte sich Richepanse, in einiger Entfernung von Decaen gefolgt, mühsam auf grundlosen Feldwegen gegen Mattenbett vorwärts; unterwegs sah er die Oesterreicher des General Riesch gerade auf die Flanke seiner Marschcolonne heranrücken; er aber, ohne einen Augenblick zu stocken, ließ die eine seiner Brigaden Riesch gegenüber stehn, im sicheren Vertrauen, daß sein Genosse Decaen in kurzer Frist zur Unter-

[1]) Revue historique IX, 333, aus den Memoiren des anwesenden Generals Decaen. Die Mittheilungen desselben entsprechen überall dem Berichte des von Lanfrey benutzten Mémorial du dépôt de la guerre, und widerlegen die von Thiers wiederholten ungünstigen Beurtheilungen Napoleon's.

stützung derselben eingreifen würde; mit der andern Brigade drängte er weiter, rastlos und furchtlos, auf den Punkt der Entscheidung. Als er endlich bei Mattenbett die Heerstraße erreichte, langte dort auch von Mühldorf her die letzte Abtheilung der Oesterreicher an: Richepanse machte es wieder wie gegen Riesch; er ließ wieder die Hälfte seiner kleinen Schaar zum Kampfe mit diesem neuen Gegner stehn und stürzte sich mit dem Reste seiner Mannschaft, etwa 2000 Mann, in den Wald, um Moreau's und Grenier's Widersachern die Vernichtung zu bringen. Zunächst traf er auf die unabsehbare Wagenreihe des österreichischen Trosses und Artillerieparks, wo sein Erscheinen auf der Stelle eine grenzenlose Verwirrung hervorrief; dann fiel er auf die einzelnen feindlichen Bataillone, wie sie hinter einander in der langgestreckten Marschcolonne durch das Defilee vorwärts zogen; die Oesterreicher, durch den unerwarteten Angriff völlig außer Fassung gebracht und nicht im Stande, ihre Ueberzahl im Hohlweg oder im Dickicht zur Geltung zu bringen, wurden ungeordnet und hastig auf Hohenlinden vorwärts getrieben, und theilten bald ihren Schrecken den dort im Kampfe stehenden Schaaren mit. Moreau bemerkte, wie bei diesen schwankende Bewegungen sichtbar wurden, errieth die Ursache und ließ, was er an Truppen noch verfügbar hatte, unter der ungestümen Führung des General Ney zu lebhaftem Angriff auf die Kaiserlichen vorgehn. So in der Fronte bedrängt und im Rücken alarmirt, brach das österreichische Centrum vollständig auseinander; alle Ordnung und Disciplin verschwand, und in wirren Haufen suchten die Fliehenden durch das Gebüsch zu entkommen, wo sich jedem ein Ausweg zeigen wollte. Geschütze und Wagen fielen den Siegern in die Hände; auf jedem Schritt machten sie Gefangene in Masse; mit Mühe und Gefahr entging Erzherzog Johann persönlich ihrer Verfolgung. General Kienmayer hatte unterdessen den linken französischen Flügel hart bedrängt; jetzt aber nach der Vernichtung des Centrums selbst in Flanke und Rücken bedroht, mußte er trotz harter Verluste von Glück sagen, daß er mit knapper Noth noch vor den nachdrängenden Feinden an und über den Inn zurückgelangte. General Riesch war gleich nach Decaen's Eintreffen außer Stande gewesen, weitere Fortschritte zu machen, und beeilte sich, bei Wasserburg wieder auf das rechte Ufer des Stromes hinüberzugehn. Moreau's Sieg war, Dank dem unerschöpflichen Muthe Richepanse's, so vollständig wie möglich. Die Oesterreicher hatten 80 Kanonen und 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, und was die Hauptsache war, ihre jungen Schaaren waren ärger als jemals demo=

ralisirt, hoffnungslos, zu jedem weitern Widerstande unbrauchbar. Fast ohne Kampf konnte Moreau den Inn, die Salza, die Ens überschreiten. In Wien herrschte volle Verzweiflung; vielleicht der einzige Thugut hielt noch nicht den Staat für verloren; sonst tobte Alles nach Frieden um jeden Preis, Volk, Adel, Armee. Der Erzherzog Carl hatte sich jetzt der Uebernahme des Oberbefehls nicht länger entziehen können, noch wollen; er benutzte ihn sofort, um dem siegreichen Gegner einen neuen Stillstand anzutragen. Moreau's Generale redeten ihm von dem Ruhme, die feindliche Hauptstadt zu erobern. Den Frieden erobern ist besser, sagte Moreau, und schloß am 25. December zu Steier eine Waffenruhe ab, die ihm Tyrol und einen Theil des Erzherzogthums überlieferte, und vor Allem Oesterreichs Versprechen enthielt, den Frieden zu unterhandeln, gleichviel, was seine Bundesgenossen thun möchten. Die von Cobenzl so zäh zurückgewiesene Separatverhandlung war damit erzwungen, und die dem Besiegten aufzuerlegenden Bedingungen in die Willkür des Siegers gestellt. Damit hierüber auch in Wien kein Zweifel bleibe, sandte bald nachher Graf Colloredo an Thugut das Ersuchen, die bisherige provisorische Führung der Geschäfte abzugeben; sonst werde niemand glauben, daß wirklich Friede werde, und die Stimmung der Nation erdulde dies nicht länger. Thugut hatte zu den Fehlern, welche zu dieser Katastrophe geführt, sein reichliches Theil beigetragen; er hatte 1799 durch die Zauderei seines Festungskrieges zweimal die Eroberung Genuas verhindert, und durch sein Verhalten gegen Erzherzog Carl zweimal den Franzosen den Besitz der Schweiz errettet; zweimal hatte er dem Feinde die Stellungen bewahrt, aus welchen derselbe in diesem Jahre zu einer vernichtenden Offensive hatte hervorbrechen können. Der Ruhm aber blieb ihm, daß erst sein Rücktritt die volle, blinde Unterwerfung bedeutete.

Man redet oft vom Kriegsglück, vom launischen Glück der Schlachten. Das Glück ist der willige und dankbare Gefährte der Stärke, des Muthes, der Einsicht: oder sagen wir besser, es ist die allmählich herangereifte Frucht dieser Gaben, welche dann plötzlich in üppiger Fülle dem Helden und Herrscher in den Schooß fällt. So häuften sich jetzt die Erfolge auf Bonaparte's Bahnen. Nicht genug, daß Hohenlinden ihm Oesterreich zu Füßen gelegt hatte: zu derselben Zeit trug ihm gegen England der ganze europäische Norden sein Bündniß entgegen. Am 5. September hatte General Vaubois nach langer, standhafter Vertheidigung, nicht durch den Feind, sondern durch den Hunger überwältigt, Malta der englischen Blokadeflotte überliefern müssen, und hierauf erfuhr Kaiser Paul, daß, während der bisherige Widersacher, die französische Republik,

die Insel dem Orden und ihrem Großmeister überliefern gewollt, der sogenannte Bundesgenosse, das habgierige England, unter weitläufigen Vorwänden die Rückgabe weigerte. Auf englischer Seite war es sehr begreiflich, daß man ein Versprechen, welches man einst dem russischen Bundesgenossen gegeben hatte, zu erfüllen nicht geneigt war, nachdem dieser den Bund gelöst hatte und mit Englands Todfeind in vertrauliche Beziehung getreten war. In Petersburg aber war die Wirkung genau dieselbe, wie nach Bonaparte's früherer Eroberung der Insel. Paul schwärmte jetzt wie damals für sein Ritterkreuz und für die das Mittelmeer beherrschende Flottenstation. Wie ihm die Wegnahme Maltas 1798 das Signal zum Kriege gegen Frankreich gegeben, so entschied 1800 Maltas Eroberung seinen offnen Bruch mit England. Auf die Nachricht, daß dort die englische Flagge aufgezogen sei, befahl Paul, alle englischen Schiffe in den russischen Häfen in Beschlag zu legen.

Bereits hatte Bonaparte dafür gesorgt, diesem Zorne ein weiteres, große Erfolge versprechendes Ziel zu zeigen. Seinem nach allen Seiten regen Blicke entging ein Kampfmittel an keiner Stelle: so hatte er gleich nach dem Beginne seiner Herrschaft neben der Ordnung im Innern und der Besiegung Oesterreichs auch auf Rüstzeug gegen das unerreichbare England gesonnen, und mit aller Elasticität seines Geistes das für den Augenblik Wirksame ergriffen. Wir haben oben gesehn[1]), wie, höchst wahrscheinlich unter seinem Einflusse, Anfang 1798 das Directorium allen Neutralen den Handel mit England unter Androhung der Confiscation jedes Schiffes, auf dem sich englische Waare vorfände, verbot, in schroffem Gegensatze zu der früher von Frankreich verfochtenen Regel, daß freie Flagge freies Gut mache, auf neutralem Schiff also feindliche Waare passiren könne. Das hatte eine Menge französischer Corsaren auf die See gelockt, die neutrale Schifffahrt schwer geschädigt, vor Allem aber Frankreichs eignen Handel mit den Neutralen ruinirt und der Republik die Gesinnung der neutralen Staaten Europas gründlich entfremdet. Da man zugleich aus ähnlichen Gründen mit Nordamerika bis dicht an den Ausbruch offnen Kriegs gelangt war[2]), so beschloß der Erste Consul, im Seerechte mit rascher Wendung auf die Bahnen der alten französischen Politik zurückzulenken, und nicht bloß das Gesetz des Directoriums zu beseitigen, sondern als Vorfechter der neutralen Staaten mit dem Grundsatz der Deckung der Waare durch

---

[1]) Seite 36 dieses Bandes.

[2]) Oben Seite 15 ff.

die Flagge gegen Englands Seetyrannei aufzutreten. In diesem Sinne nahm er zunächst die vor zwei Jahren so schmählich gescheiterte Unterhandlung mit Nordamerika wieder auf. Die Wünsche für ein glückliches Ergebniß waren gleich lebhaft auf beiden Seiten, der Abschluß aber wurde durch eine unvermuthet hervortretende Schwierigkeit den ganzen Sommer hindurch verzögert. Bonaparte hatte den Anspruch der Amerikaner auf Entschädigung für die Freibeuterei der französischen Corsaren genehmigt, erklärte aber jetzt, dieselbe nur in dem Falle leisten zu wollen, wenn Amerika seinerseits den ununterbrochenen Fortbestand der alten Freundschafts- und Handelsverträge von 1788 anerkenne. Davon jedoch wollten die Amerikaner nichts wissen, da nach ihrer Auffassung das Directorium durch sein feindseliges Verhalten die Verträge zerrissen habe; eine Erneuerung derselben aber lehnten sie ab, weil darin den Franzosen im weitesten Umfange alle Rechte der meist begünstigten Nation zugesagt waren, und auf Grund dieser Bestimmung das Directorium dieselbe Befugniß der Confiscation feindlichen Gutes auf amerikanischen Schiffen begehrt hatte, welche von Amerika im Handelsvertrage von 1794 den Engländern eingeräumt worden war. Auf diesen Boden wollten die Amerikaner durchaus nicht wieder treten; sie wünschten sehr, sich mit Frankreich in Sachen des Seerechts nach den Sätzen des neutralen Programms zu verständigen, wollten aber freie Hand haben, je nach den Umständen mit andern Mächten anders zu verfahren, also zur Zeit keine neuen Verwicklungen mit England auf sich nehmen. Eben dies hatte Bonaparte bei seiner Forderung bezweckt; indessen, da er hierin die Amerikaner unerschütterlich fand und vor allen Dingen in seiner jetzigen Lage es zu keinem kriegerischen Zerwürfniß kommen lassen wollte, bequemte er sich endlich, den Standpunkt der Amerikaner gelten zu lassen. Man kam überein, die Frage der alten Verträge und der von Frankreich zu zahlenden Entschädigung spätern Unterhandlungen vorzubehalten, für jetzt gegenseitig auf das Recht der Durchsuchung der Handelsschiffe nach feindlichem Gute zu verzichten und den Begriff der Contrebande auf Waffen und ähnliches Kriegsmaterial, den der Blokade aber auf die wirkliche Sperrung eines Hafens durch anwesende Kriegsschiffe zu beschränken[1]). So wurde der Vertrag am 30. September 1800 abgeschlossen, und Bonaparte beeilte sich, der Welt zu verkünden, daß Amerika zu der liberalen Partei der Freiheit der Meere zurückgetreten sei, und somit sich zu den Gegnern des herrschsüchtigen Albion gesellt habe. Die

---

[1]) Vgl. Bd. II, S. 159 der 4. Auflage.

Amerikaner schwiegen dazu; thatsächlich verkehrten sie weiter mit England auf englischem, mit Frankreich auf französischem Fuße.

Stärkere Wirkung erzielte der Erste Consul mit der Frage bei Kaiser Paul. Bei dessen jetziger Erbitterung gegen England war nichts leichter, als in ihm die Erinnerung an die große bewaffnete Neutralität Catharina's vom Jahre 1780 wachzurufen. So wenig er sonst als Nachahmer seiner Mutter gelten wollte, so einleuchtend war ihm der Gedanke, daß der Schutz der Schwachen sein erhabener Beruf sei, wie einst in Italien gegen die Habgier Oesterreichs, so jetzt auf dem Meere gegen die Willkür Englands. Da in den letzten Zeiten Dänemark und Schweden Anlaß zu schweren Klagen gegen das Verfahren der englischen Kreuzer gehabt hatten, so drängte Paul die beiden Staaten zur Unterzeichnung eines Vertrags, durch welchen sie sich wie vor zwanzig Jahren gemeinsamen Schutz ihrer Flaggen gegen englische Uebergriffe zusagten. Der junge König Gustav von Schweden war mit Eifer bereit; Dänemark, welches mit Grund viel weniger auf russische Hülfe vertraute, als es die Folgen der englischen Feindschaft fürchtete, ließ sich etwas länger nöthigen und zeichnete endlich erst dann, als Paul ihm nur die Wahl zwischen einem Kriege mit Rußland und dem Bruche mit England offen ließ. Endlich schloß sich auch Preußen dieser nordischen Vereinigung an. Haugwitz war kurz vorher gemäß dem früher erwähnten Vorschlage des Zaren auf die Erneuerung des preußisch-russischen Vertheidigungsbundes von 1792 eingegangen, denn obgleich er anfangs vielfache Bedenken gegen den Abschluß gehabt hatte, wollte er dieses Verhältniß doch bei der augenblicklichen Unsicherheit der europäischen Lage und der bevorstehenden Entscheidung über die deutschen Angelegenheiten nicht gleich wieder auf das Spiel setzen, und trat also ebenfalls auf Paul's bewaffnetes Seerecht ein. Da Preußen den englichen Linienschiffen nichts anhaben konnte, so sandte es zunächst Truppen nach Curhaven und Ritzebüttel zur Sperrung der Elbe und erklärte sich zur Besetzung Hannovers bereit; man konnte diese Leistung ohne Sorge vor einem ernstlichen Zerwürfniß mit England übernehmen, da der alte König Georg im Grunde dankbar für eine Maßregel war, welche Hannover vor einem schlimmern Unheil, vor dem Einrücken russischer oder französischer Truppen bewahrte.

So lagen, als das 18. Jahrhundert zu Ende ging, die Verhältnisse unseres Welttheils vor Bonaparte's stolzem Blicke. Oesterreichs Heeresmacht war ungleich gründlicher niedergeworfen, als beim Ausgang der ersten Coalition; England sah seine Schiffe aus der Mehrzahl der

italienischen Häfen ausgeschlossen und auf allen Küsten Europa's von Livorno bis zum Nordcap feindliche Streitkräfte. Der russische Zar, das Jahr zuvor die Seele der Coalition und der Todfeind der französischen Republik, stand jetzt an der Spitze eines neuen, gegen Englands Seeherrschaft gerichteten Bundes, und tauschte mit Bonaparte zärtliche Briefe und freundschaftliche Sendungen aus, nachdem dieser dem Zaren den Schutz der Schwachen, nämlich der Könige von Sardinien und Neapel, so wie der Fürsten von Baiern und Würtemberg ebenso bereitwillig und ebenso bieder, wie die Ueberlieferung der Insel Malta zugesagt hatte. Es waren das Alles Verheißungen, die er theils nicht halten konnte, theils nicht halten wollte, für den Augenblick aber gut genug, um Paul's erregbares Blut stets auf's Neue in lebhafte und freudige Wallung zu versetzen. Für den Zaren stand nur die eine Sorge noch zurück, daß Bonaparte den Oesterreichern keine zu starke Ausdehnung in Italien gestatten möge: und diesen Wunsch in der That gedachte ihm der Erste Consul auf das Gründlichste zu erfüllen.

Wir bemerkten vorher, daß am 2. December Cobenzl und Joseph zu einer halben Verständigung über eine Theilung Italiens gekommen waren, wobei Oesterreich die Lombardei und die Legationen, Frankreich Ligurien und Piemont erhalten sollte. Es versteht sich, daß Joseph solche Gedanken früher nicht ohne Erlaubniß seines Bruders vorgebracht hatte; zur Zeit aber schienen sie dem Ersten Consul nicht mehr zweckmäßig, weil unterdessen die Annäherung an Rußland begonnen hatte und er nicht gleich beim ersten Schritte den Kaiser Paul durch eine übereilte Annexion Piemonts vor den Kopf stoßen wollte. Demnach schrieb Talleyrand den 7. December an Joseph, daß der Erste Consul sich nach Cobenzl's Vorschlag mit einem geheimen Vertrage begnügen wolle, wenn Cobenzl binnen 48 Stunden zeichne; für diesen Fall würde Joseph's letzter Vorschlag (Theilung Oberitaliens zwischen Oesterreich und Frankreich) beseitigt, weil Bonaparte aus Rücksicht auf den Kaiser Paul sich entschlossen habe, Piemont bis zur Sesia dem Könige von Sardinien zurückzugeben; die Lombardei von der Sesia bis zum Mincio nebst Modena und Parma solle die Cisalpina bilden, Toscana an den Infanten von Parma, die Legationen an den Großherzog von Toscana fallen, Oesterreich das Land östlich vom Mincio nebst Mantua erhalten; in Deutschland würde der Rhein die Grenze bilden und der Kaiser im Lüneviller Vertrage sofort auch für das Reich abschließen. Alle diese Angebote jedoch sollten nur bei sofortiger Annahme wirksam sein; wenn Cobenzl zögere, behalte Frankreich sich weitere Entschlüsse, je

nach den Kriegsereignissen, vor. Joseph fragte demnach den österreichischen Unterhändler, ob er bereit zu einem geheimen aber definitiven Vertrage sei, ohne Englands Mitwirkung, unter französischem Verzichte auf Piemont, und folglich entsprechender Beschränkung des österreichischen Erwerbs in Italien. Cobenzl, der hiemit seine neue Vollmacht gegenstandslos sah, kam unter heftigen Klagen über Frankreichs Wankelmuth wieder auf seinen ersten Standpunkt zurück, forderte auf's Neue die Theilnahme Englands an der Unterhandlung, und erklärte auf Joseph's kategorische Weigerung am 12. December, ohne die materiellen Friedensvorschläge Talleyrand's erfahren zu haben, seinen Entschluß, Lüneville zu verlassen, sobald er Antwort auf seinen Bericht aus Wien erhalten habe. Die Strafe für diese falsche Taktik ließ sich nicht lange erwarten. Am 9. December wurde auf die Nachricht über Hohenlinden sogleich die französische Forderung gesteigert: Joseph wurde angewiesen, daß Mantua und Bologna an die Cisalpina kommen und der Friedensvertrag sogleich nach der Ratification veröffentlicht werden müsse. Einstweilen ruhte die Unterhandlung, bis am 26. December Cobenzl aus dem jetzt durch Moreau bedrohten Wien die Vollmacht erhielt, ohne Englands Zuziehung wenigstens Präliminarien abzuschließen, unter der Weisung, bei deren Unterhandlung die Linie der Chiese nebst den drei Legationen für Oesterreich und die Herstellung Toscanas und Modenas zu begehren. Hierauf aber legte ihm Joseph die französischen Anträge vom 7. December nebst den Abänderungen vom 9. December vor, also statt der Herstellung Toscanas die Verpflanzung des Großherzogs in die Legationen, und statt der Chiese nur die Minciolinie und dazu den Verlust Bolognas und Mantuas für Oesterreich. Wieder war dann Cobenzl außer sich und entrüstet über die Härte und Unbilligkeit solcher Forderungen und stritt hin und her über jeden einzelnen Punkt, zunächst über die formellen Vorfragen, die Theilnahme Englands am Congresse, des öffentlichen oder geheimen Vertrags, des vorläufigen oder definitiven Friedens: bis endlich die Kunde von dem Waffenstillstand zu Steyer diese Händel im französischen Sinne beendigte, und am 2. Januar 1801 die lang ersehnte förmliche und amtliche Berathung der einzelnen Friedensbedingungen beginnen konnte. Cobenzl, durch die bisherigen Erfahrungen noch immer nicht belehrt, war auch jetzt der Meinung, mit äußerster Zähigkeit jeden Fußbreit Landes im Sinne seiner letzten Aufträge zu vertheidigen.

Allein Bonaparte hatte den Entschluß und die Mittel, diese zur offenbaren Thorheit gewordene Standhaftigkeit zu brechen. Der Stillstand von Steyer war auf Italien nicht erstreckt worden, und die Feindseligkeiten

hatten dort ihren ununterbrochenen Fortgang. General Macdonald hatte Befehl, mit dem zweiten Reserveheer aus Graubünden den Splügen zu überschreiten und dann die obere Etsch zu bedrohen; sobald sich diese Bewegung in Flanke und Rücken des österreichischen Heeres entwickelte, sollte General Brune mit den italienischen Divisionen die österreichische Stellung hinter dem Mincio in der Front angreifen. Ende November hatte Macdonald seinen Marsch begonnen, bei dieser Jahreszeit ein ungleich schwierigeres und gefährlicheres Unternehmen, als Bonaparte's Uebergang über den St. Bernhard; die Pfade waren mit Glatteis bedeckt, heftige Schneestürme zwangen Stunden lang die Colonne zum Stehen, mehrmals rissen gewaltige Lawinen halbe Compagnien in den Abgrund. Indessen man kam hinüber und zog dann ostwärts zum See von Idreo gegen Trient. Am 26. December erzwang darauf Brune den Uebergang über den Mincio unter harten Kämpfen bei Pozzolo, erreichte, die zurückgehenden Oesterreicher verfolgend, am 31. December die Etsch und passirte am 2. Januar 1801 auch diesen Strom. Bellegarde's Operationen waren ebenso unsicher und unverständig wie das Jahr zuvor im Engadin; sein stattliches Heer wäre in Folge seiner Maßregeln gänzlich zu Grunde gerichtet worden, wenn er nicht an Brune einen ihm überall ebenbürtigen Gegner gehabt hätte, der durch seinen Mangel an Scharfblick, Schnelligkeit und Entschlußkraft seine Officiere geradezu zur Verzweiflung brachte[1]). Immer aber blieben auch hier, wenn gleich langsamen Schrittes und ohne glänzende Erfolge, die Franzosen in stetem Vordringen und gesichertem Uebergewicht.

Der Erste Consul hatte demnach, gleich auf die Nachricht von der Ueberschreitung des Splügen und des Mincio, seinen Entschluß gefaßt. Er sah keinen Grund mehr, den Oesterreichern jetzt bessere Bedingungen als einst in Campo Formio zu bewilligen, und beschloß, diese Thatsache durch öffentliche Verkündigung unwiderruflich festzustellen. An demselben Tage, an welchem die officiellen Conferenzen in Lüneville begannen, den 2. Januar, erließ er eine Botschaft an das Tribunat und den gesetzgebenden Körper mit dem Antrage auf eine Erklärung, daß die Armeen sich um das Vaterland wohlverdient gemacht hätten, und mit der Ankündigung, daß der Friede auf Erlangung der Rheingrenze in Deutschland und der Etschlinie in Italien zu Lüneville abgeschlossen oder in Prag, Wien und Venedig erobert werden würde. Dies wurde sofort an Joseph als unabänderliche Weisung gemeldet und nähere

[1]) Marmont gibt in seinen Memoiren darüber ausführliche Belege.

Instructionen vorbehalten. Also eine neue Beschränkung der österreichischen Hoffnungen in Italien; während im November der Oglio und im December der Mincio geboten worden, hatte Cobenzl's kurzsichtiges Zögern ihn jetzt auf die Etschlinie zurückgeworfen. Was half ihm alles Jammern und Zürnen? Joseph ließ seine bündigsten Ausführungen ohne Antwort und bat ihn nur dringend, jetzt endlich zum Schlusse zu kommen, da bei weiterem Vormarsche Brune's die Bedingungen immer schlechter werden würden. Im Uebrigen zeigte er wie früher dem österreichischen Minister persönlich eine entgegenkommende Gesinnung. Als dieser am 11. Januar unter schweren Seufzern die beiden Grenzflüsse endlich zugestanden und ebenso in den Abschluß des Reichsfriedens gewilligt hatte, in der Auffassung, daß der Reichstag dem Kaiser Vollmacht gebe und seinerseits eine Deputation zur Unterhandlung nach Lüneville sende: da ließ sich Joseph herbei, seinen frühern Aufträgen entsprechend, die Herstellung Toscanas, oder doch, am 15. Januar, die Entschädigung des Großherzogs durch die Legationen zuzusagen, und erfüllte sogar noch einen weitern Herzenswunsch des Wiener Hofs, indem er den Grundsatz der Entschädigung der auf dem linken Rheinufer einbüßenden Erbfürsten aufgab, so daß die in Wien so verhaßte Säcularisation der geistlichen Lande vermieden würde. Mit gutem Grunde meinte Cobenzl damit einen großen Gewinn erzielt zu haben, und auch Joseph, ein gemäßigter und friedliebender Mann, welchem schon damals der unersättliche Ehrgeiz seines Bruders bedrohlich für die eigne Zukunft erschien, empfahl dem Letzteren in nachdrücklichen Worten die Bestätigung dieser Abreden. Aber noch einmal stand ihnen eine schwere Enttäuschung bevor. Unterdessen war in Paris die Nachricht von den Bundesverträgen der nordischen Mächte gegen England angelangt; jeden Tag wurde die Ankunft des Herrn von Kolytscheff, als Botschafter des Kaisers Paul bei der französischen Republik, erwartet; man sah sich auf der Schwelle eines engen Einverständnisses mit den Höfen von Petersburg und von Berlin. Beide aber, Russen und Preußen, begehrten die allgemeine deutsche Säcularisation; diese, um für sich selbst eine reiche Entschädigung ihres linksrheinischen Verlustes zu erlangen, jene, um in gleicher Weise ihre Schützlinge, Baiern und Würtemberg auszustatten. Bereits waren Gesandte des Münchener und des Stuttgarter, des Carlsruher und des Casseler Hofes in Paris erschienen, um in dem gleichen Sinne ihr Interesse dem mächtigen Willen des Ersten Consuls zu empfehlen. Diesem eröffnete sich damit die Aussicht auf die vollständige Isolirung Oesterreichs, wie in Europa, so in Deutschland, für sich aber auf die

Möglichkeit eines leitenden Einflusses im deutschen Reiche und einer unbedingten Herrscherstellung in Italien. Vor diesen Erwägungen gingen Joseph's letzte Artikel in Rauch auf. Weder den Kaiser selbst noch einen der Erzherzöge wollte Bonaparte im Westen der Etsch noch weiter dulden, in Deutschland aber durch die Vertheilung des geistlichen Gutes sich selbst eine umfassende und dienstwillige Clientel unter den weltlichen Ständen erschaffen. Nach diesen Gesichtspunkten gab er am 19. Januar [1]) dem Minister Talleyrand die Befehle zur schließlichen Bescheidung Joseph's.

Da hatte denn Cobenzl noch einmal das ergiebigste Thema zu Anklagen gegen die französische Politik, gegen ihren Wankelmuth, ihre Unzuverlässigkeit, ihre täglich wachsende Habgier. Wie könne ein rechtschaffener Mann heute zurücknehmen, rief er, was sein Vertreter auf Grund ausdrücklicher Vollmacht gestern eingeräumt hat? Joseph zuckte die Achseln; er gestand ohne Weiteres zu, daß er selbst nicht anders denke; aber er müsse die ihm ertheilten Befehle erfüllen und formell habe ohne Zweifel jeder Staat das Recht, eine einzelne Vertragsclausel zu ändern, so lange der ganze Vertrag noch nicht vereinbart sei. Dabei wurden die Umstände mit jedem Tage für Oesterreich gebieterischer; der Erste Consul meldete, daß, wenn Brune vor dem Abschlusse Venedig erreiche, nur noch die Grenze des Isonzo bewilligt werden würde; aus Wien kam ein Courier nach dem andern an Cobenzl, um mit stets wachsendem Nachdruck auf Frieden zu dringen, weil die Fortsetzung des Krieges für Oesterreich unmöglich sei. Noch immer wehrte sich Cobenzl nach besten Kräften, um für die schlimmen Thatsachen doch wenigstens einen leidlichen Schein zu erretten. Anstandshalber bot er in einigen Sitzungen seine Erfindungskraft auf, um mit neuen Vertheidigungsplänen dem Großherzog von Toscana irgend ein Asyl in Italien zu verschaffen. Mit noch lebhafterem Eifer schilderte er dann die Ungerechtigkeit und Verderblichkeit einer allgemeinen deutschen Säcularisation, und klammerte sich an den Gedanken eines Mittelwegs, auf dem wenigstens die drei geistlichen Churfürsten erhalten und unter die Zahl der zu entschädigenden Fürsten aufgenommen werden sollten, um nicht geradezu und officiell den Sturz der bisherigen Reichsverfassung zu erklären. Aber nicht die geringste Wirkung vermochte er zu erreichen. Als seine Anträge nach

[1]) Die Correspondance de Napoléon I, Band 6, Seite 519 stellt den Brief zum 30. November 1800; der Inhalt desselben zeigt jedoch in jedem Worte, in welchen Zeitpunkt er gehört. Beinahe wörtlich wiederholt ihn Talleyrand in der Instruction für Joseph, 20. Januar.

Paris gemeldet wurden, erhielt Joseph einen Verweis, daß er solche Dinge selbst nur zum Berichte nehme, und den wiederholten Befehl, jeden Punkt der letzten Instruction als unabänderlich unter Androhung neuer Feindseligkeiten zu bezeichnen und durchzusetzen. Auch von einer beim deutschen Reichstage einzuholenden Vollmacht oder von der Abordnung einer Reichsdeputation nach Lüneville sollte keine Rede sein, vielmehr Cobenzl in einer und derselben Urkunde sowohl für den Kaiser als für das Reich stipuliren. Nachdem man dann noch über verschiedene Specialfragen, wie die Behandlung der Staatsschulden in den abzutretenden Landen, eine Weile verhandelt und zuletzt auch hier im Sinne des Siegers Beschluß gefaßt hatte, wurde am 9. Februar 1801 der Friede von Lüneville unterzeichnet.

Es war die vollständige Niederlage der zweiten Coalition, welche hier eingestanden und bethätigt wurde. Von alle dem, was bei den Verträgen von 1798 für Europa in das Auge gefaßt worden, war das gerade Gegentheil eingetreten. Die Coalition war von dem Wunsche ausgegangen, die revolutionären Schöpfungen des Directoriums zu vernichten: jetzt mußte Oesterreich gemeinsam mit seinem Ueberwinder die Gewähr für die Unabhängigkeit der ligurischen und der cisalpinischen, der helvetischen und der batavischen Republik übernehmen. Kaiser Paul hatte die Erhaltung oder Herstellung der alten legitimen Gewalten und die Zurückführung der Bourbonen auf den französischen Thron erstrebt: jetzt schaltete der Wille des revolutionären Imperators unbeschränkt in Frankreich und gebietend im europäischen Continent, und Paul selbst war im Begriffe, mit ihm ein Angriffsbündniß gegen die frühern Genossen zu schließen. Oesterreich hatte Erweiterung seines Gebiets in Italien begehrt und war statt dessen wieder auf die Etschlinie beschränkt, hatte dazu noch die toscanische Secundogenitur eingebüßt und sah fortan die ganze Halbinsel dem französischen Machtgebote unbedingt unterworfen. Neapel hatte unter dem Beifalle Rußlands, im Kirchenstaate die eigne Herrschaft an die Stelle der französischen setzen wollen; jetzt bewilligte ihm Bonaparte's Gnade, einige Wochen nach Lüneville, einen Friedensvertrag zu Florenz, unter der Bedingung, daß es den Kirchenstaat räume, seine Häfen den Engländern verschließe und ein französisches Corps auf seine Kosten in Tarent verpflege, zur leichtern Unterstützung der französischen Truppen in Aegypten. Was Deutschland betraf, so sahn wir, wie 1798 die Abtretung des linken Rheinufers erst dann für Thugut unerträglich wurde, als der Rastadter Congreß den Grundsatz der allgemeinen Säcularisation des deutschen Kirchenguts zur Entschädigung der weltlichen

Fürsten genehmigte: jetzt wurde der Rhein die Grenze unter Schleifung aller Festungen des rechten Ufers, und weil, sagte der siebente Artikel von Lüneville, eine Anzahl deutscher Fürsten durch die Abtretung des linken Ufers ihre Besitzungen ganz oder theilweise verlieren, während es dem Reiche in seiner Gesammtheit obliegt, solche Verluste zu tragen, so ist der Kaiser in seinem und in des Reiches Namen mit der französischen Republik übereingekommen, daß im Einklange mit den auf dem Rastadter Congresse festgestellten Grundsätzen das Reich gehalten sei, den auf dem linken Ufer außer Besitz gesetzten Erbfürsten (und dazu noch Oranien und Toscana) eine Entschädigung im Schooße des Reiches zu gewähren, in Folge von Anordnungen, welche auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen. Es war das härteste Opfer unter den vielen, welche der Vertrag dem Hause Oesterreich auferlegte; man wußte das in Paris so gut wie in Wien und hatte deshalb zur völligen Sicherung der Abrede vorsichtig die Clausel hinzugefügt, daß die französischen Truppen die eroberten Bezirke dann erst räumen sollten, wenn Kaiser und Reich den Frieden ratificirt hätten. Uebrigens hatte auch Moreau diese Bestimmung dringend beantragt, um in Muße die noch rückständigen Contributionen beitreiben zu können, ohne deren Erträge er seinen Truppen den seit sieben Monaten rückständigen Sold nicht zu bezahlen wußte, ein weiterer Ausdruck der Thatsache, daß damals an ein Gleichgewicht im französischen Staatshaushalt noch nicht zu denken und die Kriegsbeute ein unerläßlicher Theil des Einnahme-Budgets war. Im deutschen Reiche hätte es sonst des Druckes, welcher durch diese Verlängerung der Occupation auf die Beschleunigung des Reichstagsschlusses geübt wurde, kaum bedurft. Nachdem die Abtretung des linken Rheinufers einmal unvermeidlich geworden, hatten die weltlichen Fürsten keine lebhaftere Sehnsucht, als möglichst raschen Erwerb ihrer Entschädigungen, und während sonst die geringfügigste Angelegenheit in den endlosen Formalitäten des Reichstags Monate und Jahre lang hinschleppte, wurde binnen wenigen Wochen, am 6. März 1801, die Bestätigung dieses Friedensschlusses verfügt, der eine Verschiebung aller Besitzverhältnisse im Reiche, eine an Vernichtung grenzende Beschränkung des kaiserlichen Ansehns und eine gründliche Umformung der ganzen Reichsverfassung bedeutete. Wir haben früher gesehn, wie kläglich der politische Zustand in der Mehrzahl der geistlichen Staaten, wie verderblich für das nationale Bewußtsein die jetzt dem Untergange geweihten Formen des Reiches waren: daß in diesen Beziehungen einmal aufgeräumt wurde, hätte ein segensreicher Fortschritt für ganz

Deutschland werden können. Aber um in solcher Weise zu wirken, hätte die Reform von innen heraus, allein durch deutsche Kräfte, vollzogen werden müssen. Jetzt brach ihre Ankündigung über Deutschland herein, durch fremden Befehl erzwungen, und was schlimmer war, dem fremden Machthaber war vertragsmäßig das Recht gegeben, ihre Durchführung zu beaufsichtigen und in dem entfesselten Streite der Sonderinteressen das entscheidende Wort zu sprechen. So ergab sich eine colossale Machtanhäufung für den Beherrscher der französischen Republik. Trotz der Lüneviller Garantie für die Unabhängigkeit Oberitaliens, Helvetiens und Hollands fuhr er fort, in diesen Landen ebenso unbedingt, wie in Frankreich zu regieren. Dazu kam jetzt neben der mittelbaren Unterthänigkeit Toscanas und Roms, Neapels und Spaniens der gierige Wetteifer, mit welchem die deutschen Fürsten die Spenden und Gnaden des Ersten Consuls suchten: er konnte über sie verfügen, wie Catharina II. dreißig Jahre lang über die polnischen Magnaten verfügt hatte. Zum Glück für unsere Zukunft blieben in Deutschland zahlreiche Elemente kräftig genug, um späterhin die fremde Tyrannei abzuschütteln und die nationale Reform in nationaler Unabhängigkeit weiter zu führen: für den Augenblick aber durfte Bonaparte sich sagen, daß er im Laufe eines Jahres die französische Republik aus tödtlicher Bedrängniß zur gewaltigsten Hegemonie über halb Europa emporgehoben hatte. Der Umfang dieser Erfolge wirkte zur Zeit blendend, hinreißend, erschreckend auf alle Welt: niemals war ein Beherrscher Frankreichs der vollständigen Unterwürfigkeit seines Landes so sicher, niemals der Weg zu weiterer Ausdehnung einem großen Eroberer so breit eröffnet gewesen, wie jetzt diesem jüngeren Sohne eines corsischen Advocaten. Dieser Emporkömmling selbst aber meinte, noch sehr wenig geleistet zu haben. Im Andenken der Nachwelt fortzuleben, sagte er, das ist unsere Unsterblichkeit; meine bisherigen Thaten aber würden in einem Handbuche der Weltgeschichte nach tausend Jahren auf einer halben Seite erledigt werden. So drängten sich ruhelos nach allen Richtungen übergreifend seine Entwürfe. Während er die deutsche Hierarchie ihrer Lande beraubte, um mit diesen Spolien sich eine Schaar dienstwilliger Clienten im Reiche zu erwerben, strebte er, den französischen Clerus durch klug bemessene Wohlthaten in vollendete Unterwürfigkeit zu bringen. Während er in Italien und Deutschland das Ansehn des römischen Kaisers durch seinen gebietenden Willen verdrängte, war er zugleich beschäftigt, den Einfluß des römischen Papstes zu einem Werkzeug seiner europäischen Politik zu machen.

Wir sahn, wie er gleich nach der Schlacht von Marengo eine Botschaft an Papst Pius VII. abordnete, um ihm die Herstellung des Kirchenstaats auf Grund des Vertrags von Tolentino zuzusagen und ihn zu einer Unterhandlung über die Neuordnung der französischen Kirche aufzufordern. Pius sandte hocherfreut den Erzbischof Spina von Korinth, welcher dann in Paris lange Monate hindurch mit dem Commissar des Ersten Consuls, dem uns aus der Vendée bekannten Abbé Bernier, die Forderungen Bonaparte's und die Wünsche der Curie erörterte. Abgesehn von allen ehrgeizigen Zwecken war der Wunsch, der französischen Kirche ein gesetzlich geordnetes und allseitig anerkanntes Dasein wieder zu geben, in der Natur der Dinge begründet. Bonaparte zeigte sich neben den kirchenfeindlichen Männern der Revolution, welche damals seine Umgebung bildeten, bei dieser Frage in der ganzen Ueberlegenheit seiner Menschenkenntniß und seines politischen Sinnes. Sie zuckten die Achseln, wenn er von Religion und Kirche redete, und meinten, eine verständige Regierung bekümmere sich gar nicht um das abergläubische Geschwätz der Pfaffen. Bonaparte hatte im eignen Herzen sehr wenig Religion[1]), aber auf das Klarste erkannte er die Macht der religiösen Bedürfnisses bei den andern Menschen und vor Allem bei der großen Mehrzahl der damaligen Franzosen; er sah zugleich, in welchem Umfange dieses Gefühl bei zweckmäßiger Behandlung sich für die Befestigung seiner Herrschaft verwerthen ließe. Jenes allgemeine Gerede, daß der Staat von den kirchlichen Dingen überhaupt keine Notiz zu nehmen habe, stets unverträglich mit allen Anschauungen und Ueberlieferungen des christlichen Europa, war doppelt verkehrt bei der damaligen Lage der Dinge in Frankreich. Der kirchliche Zustand hatte wesentliche Fortschritte gemacht im Vergleiche mit den grauenvollen Tagen der Schreckenszeit. Aber auch jetzt noch zeigte er dunkle Schatten, deren Fortdauer für das nationale Staatswesen höchst bedenklich werden konnte. Neben der kleinen Minderheit der protestantischen und jüdischen Gemeinden standen sich innerhalb der großen katholischen Masse die beiden Parteien der Civilkirche von 1790 und der rechtgläubigen Eidweigerer so schroff wie jemals gegenüber. Auch die letztern, sahn wir, hatte Bonaparte vor jeder Verfolgung sicher gestellt und ihnen öffent=

[1]) Vgl. seine damaligen Aeußerungen bei Bourrienne, Bd. 4, Cap. 8, die überall mit seinen Handlungen übereinstimmen, während die berühmten Reden über den Eindruck des Glockengeläutes und die Weisheit des Weltenschöpfers zu all seinen Thun in schneidendem Contraste stehn; es sind momentane Ergüsse, um einen Gegner des Concordats zu seiner Politik zu bekehren.

lichen Gottesdienst erlaubt, sobald sie den Staatsgesetzen Gehorsam versprächen. Der größere Theil derselben hatte sich zu diesem Versprechen bequemt, es gab aber eine eifrige Minderheit, welche selbst diesen Schritt als schnöden Abfall tadelte und die abtrünnigen Genossen mit demselben Haß verfolgte, mit welchem beide gemeinsam die Civilgeistlichen verketzerten. Geschärft wurde der Gegensatz durch sehr empfindliche Vermögensfragen. Das Kirchengut hatten zwar alle Parteien eingebüßt, die Geistlichen der Civilkirche aber hatten in zahlreichen Fällen die Gotteshäuser und Pfarrwohnungen zurückerhalten, so daß sie äußerlich als die amtlich berechtigte Kirche auftraten, während die Eidweigerer, die sich allein für die einzig wahren Hüter des Altars hielten, ihren Gottesdienst in gemietheten Privathäusern halten mußten. Beide empfingen keinen Gehalt vom Staate und waren auf die freiwilligen Beiträge ihrer Gläubigen angewiesen, fanden aber dabei, wenn nicht glänzendes, so doch genügendes Auskommen. Beide zählten unter ihrem Clerus treffliche und angesehene Mitglieder; auf beiden Seiten gab es auch bedenkliche Ausnahmen, bei der Civilkirche schlaffe und sittlich verrufene Männer, bei den Eidweigerern hochmüthige und streitgierige Fanatiker. Wie sich versteht, behauptete jede Partei, das Uebergewicht der christlichen Tugend und die Mehrzahl der Gläubigen auf ihrer Seite zu haben; die erste Frage entzieht sich, ihrer Natur nach, dem geschichtlichen Urtheil; die zweite ist deshalb schwer zu entscheiden, weil nur über die Civilkirche statistische Angaben vorliegen. Diese war in einem großen Theile des Landes äußerlich vollkommen organisirt; sie zählte 50 bis 60 Bischöfe mit der entsprechenden Anzahl von Pfarrern und niedern Clerikern, von welchen damals 15,000 verheirathet waren. Bischöfe und Pfarrer wurden nach der Civilconstitution von den Einwohnern ihres Sprengels ohne irgend eine Mitwirkung der Staatsgewalt gewählt; indessen trugen die damals vorhandenen Prälaten der Consular-Regierung bei jedem Anlaß ihre volle Ergebenheit entgegen. Bei den Eidweigerern dagegen war die große Mehrzahl der Bischöfe ausgewandert und bisher nicht zurückgekehrt; sie fuhren aber fort, die Gläubigen ihrer frühern Diöcesen aus dem Auslande her zu leiten; starb einer von ihnen, so beauftragte an dessen Statt der Papst einen apostolischen Vicar; auch hier also entbehrte der Staat eines jeden gesetzlichen Einflusses auf die im Auslande wirkenden oder ernannten Prälaten. Die Verhältnisse enthielten offenbar sehr schwere Uebelstände. Eine ansehnliche Gruppe der Eidweigerer hielt im Sinne der Emigranten noch immer den Widerwillen gegen die republikanische Verfassung fest. Sie alle führten im

Beichtstuhl, am Krankenbette, auf der Kanzel den heftigsten Kampf gegen die Civilkirche und die Käufer der Kirchengüter, gegen die Schänder und die Berauber des Heiligthums. Vor Allem bei dem weiblichen Geschlechte waren ihre Erfolge bedeutend, und an zahllosen Punkten wurde die Ruhe der Familien durch ihre Umtriebe gestört. Es war eine ebenso dringende wie würdige Aufgabe, hier den innern Frieden herzustellen und dem Staate die zur Verhütung solcher Mißbräuche erforderlichen Aufsichtsrechte zurück zu schaffen.

Es wäre denkbar und thunlich gewesen, auf dem Boden des vorhandenen Zustandes diese Reformen durchzuführen. Obgleich die Civilkirche in der Theorie den päpstlichen Primat und das Tridentinische Dogma stets anerkannte, war sie in der Praxis von den Anhängern desselben durch drei ihrer Einrichtungen auf das Augenfälligste getrennt: die Abgrenzung ihrer Diöcesen, die Wahl ihrer Bischöfe und Priester, die Gestattung der Priesterehe. Sie war damit, sobald der Staat ihren Gemeinden und Bisthümern gesetzliche Sanction gab, von dem päpstlichen Stuhle definitiv geschieden. In ihrer eignen Verfassung war für einen solchen Fall vorgesorgt; ihre leitende Behörde wäre dann das Nationalconcil ihrer Bischöfe, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Lyon, als Primas von Gallien, geworden. Ihrerseits waren sie bereit, mit dem eidweigernden Clerus in friedlicher Nachbarschaft zu leben und das Aufsichtsrecht des Staates anzuerkennen, so daß z. B. kein erwählter Bischof oder Pfarrer ohne staatliche Genehmigung sein Amt angetreten, kein Concil ohne die Gegenwart eines Regierungscommissars stattgefunden hätte u. s. w. Die weitere Aufgabe wäre dann gewesen, in Bezug auf den eidweigernden Clerus mit der römischen Curie in Verhandlung zu treten, auch diesem nach Maßgabe der Seelenzahl seiner Anhänger eine neue Diöcesanordnung zu verschaffen, ihm eine gesicherte Autonomie in spiritualen Fragen zu gewährleisten, und sich dafür einen billigen Einfluß des Staates auf die kirchlichen Rechtsverhältnisse, so wie einen päpstlichen Befehl auf friedliches Zusammenleben mit der Regierung und der Civilkirche auszubedingen. Es war keine Frage, daß Bonaparte die Macht hatte, ein solches Compromiß den hadernden Parteien aufzuerlegen. Wenn er ihnen die Wohlthat eines unantastbaren Rechtsstandes bot, wenn er ihnen wohlwollende Unterstützung für ihre zerrütteten ökonomischen Verhältnisse in Aussicht stellte, Gehalt für ihre Pfarrer, kirchliche Gebäude für ihren Gottesdienst, Beihülfe für ihre Priesterseminare, wenn er endlich die Staatsaufsicht auf das für Bewahrung von Recht und Frieden unerläßliche

Maß einschränkte: dann war er der Lösung seiner Aufgabe sicher, und die tiefste Wunde, welche die Revolution dem Lande geschlagen hatte, war geheilt, in dem Sinne geheilt, daß in Frankreich „Jeder nach seiner Façon selig werden konnte", daß Friede und Ordnung hergestellt, die kirchliche Berechtigung der Laien erhalten, die der Staatsgewalt immer gefährliche Allmacht der Curie gebrochen worden wäre. Bei der Civilkirche hätte sich das Entgegenkommen auf solche Wünsche von selbst verstanden. Der päpstliche Stuhl freilich würde erheblich böseren Willen zu einer Unterhandlung mitgebracht haben, bei welcher die Fortdauer der abscheulichen Civilkirche die Voraussetzung gewesen wäre. Aber abgesehen von dem Gewichte der eben erwähnten Vortheile für die französischen Eidweigerer, besaß Bonaparte damals noch einen andern Schlüssel zu dem innersten Herzen des Papstes: er war in der Lage, ihm die Rückgabe der Legationen zu bieten, und für diesen Preis hätte, wie der ganze spätere Verlauf unwidersprechlich zeigt, Pius noch schwerere Opfer auf sich genommen, als die Zulassung einer allerdings sehr widerwärtigen Thatsache, die er aber ohne Bonaparte's Beihülfe zu hindern, schlechterdings keine Mittel hatte.

Allein die Gedanken des Ersten Consuls bewegten sich in völlig anderer Richtung. In allen Ländern, sagte er, ist die Religion nützlich für die Regierung; man muß sie gebrauchen, um auf die Menschen zu wirken: deshalb war ich in Aegypten Muhamedaner und bin Katholik in Frankreich. Was die äußere Ordnung betrifft, setzte er hinzu, muß die Religion eines Staates ganz und gar in der Hand des Regenten sein. Er wies den Vorschlag zurück, eine gallicanische Kirche zu stiften und sich zu deren Oberhaupt zu machen, weil die Mehrheit der Franzosen einer Trennung von Rom widerstrebe; er denke, daß der Papst ihn nicht durch Eigensinn zu einem solchen Schritte nöthigen würde. Als Beherrscher Italiens meinte er, der Abhängigkeit des Papstes sicher zu sein, und dann vermittelst des Papstes die katholische Kirche Frankreichs selbst zu beherrschen; deshalb sollten alle katholischen Kirchen des Landes, Eidweigerer und Constitutionelle, dem römischen Stuhle unterworfen, ihre Spaltung beseitigt, sie Alle zu einer dienenden Masse verschmolzen werden. Wie er im Staate die Unruhe einer freien Presse und jede Regung eines politischen Parteikampfes verabscheute, so sah er auf dem religiösen Gebiete in der freien Bewegung verschiedener Bekenntnisse und Genossenschaften nichts als ein unausstehliches Sectenwesen. Demnach sollte der Papst die bisherigen Bischöfe beider Parteien entfernen, dann eine neue Diöcesan-Eintheilung des Landes erfolgen und

nach dieser die neuen Bischöfe, wie früher von dem Könige, so jetzt vom Ersten Consul ernannt werden, um darauf vom Papste die kirchliche Institution zu erhalten. Nicht mehr die Gemeinden, sondern die Bischöfe sollten die Pfarrer ernennen, aber kein Pfarrer sollte ohne Genehmigung der Staatsregierung angestellt werden. Auf die von der Revolution eingezogenen Güter habe die Kirche endgültig zu verzichten; dafür werde der Staat allen kirchlichen Würdenträgern und Beamten auskömmliche Gehälter auswerfen. Auf solche Art sollte der stolze Bau der römisch-katholischen Hierarchie in Frankreich wiederhergestellt, das Ansehn des Papstes in diesem Lande erneuert, vor Allem jedoch, immer die Fügsamkeit des Papstes vorausgesetzt, der gesammte Clerus in volle Abhängigkeit von der Staatsregierung gebracht werden. Des Papstes aber und seiner weichen Gesinnung glaubte, wie gesagt, Bonaparte sicher zu sein; mit der Anwesenheit meiner Truppen in Italien, rief er, und mit einiger Höflichkeit bringe ich ihn, wohin ich will, und dann, welch ein Hebel für meinen Einfluß in der übrigen katholischen Welt! Hier wie in der weltlichen Politik griffen seine Pläne längst über Frankreichs Grenzen hinaus in eine grenzenlose Weite.

Als Bernier diese Anträge dem Erzbischof Spina vorlegte, gab dieser vielfache Winke, wie sehr durch die Rückgabe der Legationen die Unterhandlung erleichtert werden könnte, mußte aber erfahren, daß seine Andeutungen hartnäckig nicht verstanden wurden. Darauf wuchsen bei ihm die kirchenrechtlichen Bedenken. Die katholische Religion müsse ausdrücklich als die Staatsreligion bezeichnet werden, die Consuln sich ausdrücklich zu derselben bekennen. Unmöglich könne der Papst die getreuen Bischöfe absetzen, unmöglich Geistliche der Civilkirche seinerseits als Bischöfe instituiren. Mehrere Monate lang ließ Bonaparte die beiden Theologen diese Streitpunkte mit üblicher Zähigkeit und gelehrtem Scharfsinne erörtern: kaum aber war er des Friedensschlusses in Lüneville versichert, als er die Verhandlung selbst in die Hand nahm und mit dem ihm eigenthümlichen Tone zu reden begann. Der im Vaticane wohlbewanderte Cacault erhielt den Befehl, als französischer Gesandter nach Rom zu gehn, dem Papste den ursprünglichen Entwurf Bonaparte's vorzulegen und die Nothwendigkeit der unbedingten, sofortigen Annahme zu erklären. Pius VII. und sein Staatssecretär Cardinal Consalvi theilten alle Wünsche und Bedenken Spina's, hatten aber große Furcht vor dem Zorne des Ersten Consuls, und der Papst war bei einem persönlichen Zusammentreffen mit Bonaparte im Jahre 1797, wie so viele seiner Zeitgenossen, durch den dämonischen Zauber

dieser Persönlichkeit in hohem Maße bestrickt worden. Zudem, wie sollten sie die Verantwortung tragen, die immer unermeßlichen Wohlthaten des vorgeschlagenen Concordates abzulehnen, hiemit den gewaltigen Imperator auf das Tiefste zu beleidigen, vielleicht eine neue Einziehung des Kirchenstaats, sicher aber eine Verewigung des französischen Schisma herbeizuführen? So wollten sie ganz gewiß nicht brechen, wohl aber das Aeußerste versuchen, durch Geduld und Geschmeidigkeit dem gefährlichen Gegner noch einige Einräumungen abzulocken. Eine Cardinal-Congregation nach der andern erwog die französischen Begehren, suchte Vermittlungen, Abschwächungen, Hinterthüren, erhob sich zu dem Beweise, daß ein Papst nicht berechtigt sei, einen Bischof abzusetzen, wagte die Behauptung, daß niemals ein Papst einen Bischof abgesetzt habe, bemerkte, wie befremdend eine solche Forderung Bonaparte's gerade vom Standpunkte der gallicanischen Freiheiten sei. Wieder wurden mehrere Monate mit diesen theologischen Einwendungen verbracht: da war die Geduld des Ersten Consuls erschöpft, und Ende Mai erging an Cacault der Befehl, wenn binnen fünf Tagen der Vertrag nicht unterzeichnet sei, den Bruch der Unterhandlung zu erklären und Rom zu verlassen. Der Erste Consul werde in diesem Falle die französische Nationalkirche nach eignem Ermessen organisiren und selbst an deren Spitze treten; außerdem werde er sich an den Frieden von Tolentino, der durch die Ereignisse von 1798 vernichtet worden sei, nicht mehr gebunden erachten. Der Schrecken war groß im Vatican, als diese Nachricht anlangte; die doppelte Drohung des französischen Schisma und der militärischen Besetzung Roms lastete schwer auf dem Gemüthe des Papstes; er beschloß einen letzten Versuch, die Sendung seines nächsten Vertrauten, des Cardinals Consalvi, nach Paris. Cacault, der jetzt in der That seine Pässe fordern mußte, that das Mögliche, um durch seine Depeschen die Ungeduld Bonaparte's zu beschwichtigen, so daß dieser in Erwartung Consalvi's einstweilen von offenen Feindseligkeiten Abstand nahm. Allerdings bei der ersten Audienz wurde dem Cardinal gleich wieder der verhängnißvolle Termin gestellt: binnen fünf Tagen ist der Vertrag gezeichnet oder Alles abgebrochen. Indessen wehrte sich Consalvi mit gleicher Zähigkeit wie einst Cobenzl in Lüneville, aber mit wenig besserem Erfolge. Bonaparte führte Mittel verschiedener Art in das Feld, welchen die Ausdauer des Prälaten nicht gewachsen war. Er hatte so eben ein großes Nationalconcil der Civilkirche veranlaßt, nahm dessen Anträge mit markirtem Wohlwollen entgegen und ängstigte den Cardinal mit der Aussicht auf die staatliche

Anerkennung dieser Ketzereien. Als Consalvi solche Besorgnisse äußerte, sagte man ihm, daß Alles von seinem Entschlusse abhänge, der Erste Consul liebe den Civilclerus durchaus nicht, und habe den lebhaften Wunsch, ihn künftig von allen bischöflichen Sitzen auszuschließen: aber allerdings der Papst müsse nicht auf unmöglichen Forderungen bestehen. Wenn die Curie sich entgegenkommend verhalte, hieß es gelegentlich weiter, werde der Erste Consul sie mit thatsächlichen Beweisen seiner Dankbarkeit überschütten; alle bisher erlittenen Verluste würden ihr ersetzt, ihre Stellung glänzender, als jemals früher, werden. Ein Versprechen auf Rückgabe der Legationen war freilich in solchen Aeußerungen noch nicht enthalten, Consalvi meinte aber doch, an der günstigen Gesinnung nicht zweifeln oder rütteln zu sollen. Genug, er verzichtete auf die Erklärung der Staatsreligion; er nahm den Satz an, daß der Papst alle bisherigen Bischöfe zur Abdankung auffordern, und wenn einer derselben wider Erwarten sich halsstarrig zeigen sollte, einen andern Prälaten mit der Verwaltung der Diöcese beauftragen würde: er war zufrieden, daß wenigstens das unangenehme Wort, Absetzung, vermieden war. Noch ganz zuletzt wurde er durch einen Artikel überrascht, welchen Bonaparte in die zur feierlichen Unterzeichnung bestimmte Reinschrift des Vertrages eingeschwärzt hatte: der Cultus, hieß es, ist öffentlich unter Beobachtung der polizeilichen Vorschriften. Consalvi, im Begriffe zu unterschreiben, bemerkte den Zusatz, und weigerte, gleich entrüstet über die Forderung und das Verfahren, die Annahme desselben. Es gab entsetzliche Scenen; zuletzt begnügte sich Consalvi mit der abschwächenden Fassung: der polizeilichen Vorschriften, welche die Regierung zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe für nöthig hält. So kam das schwere Werk am 15. Juli 1801 zur Vollendung. Nach allen Katastrophen der Revolutionsjahre war der Papst auf's Neue als das Oberhaupt der französischen Kirche anerkannt, die verhaßte Civilverfassung aufgehoben, das Wahlrecht der Gemeinden beseitigt. Die Kirche war der ausschließlichen Herrschaft der Hierarchie und des Vaticans zurückgegeben, für's Erste allerdings unter der bestimmten Voraussetzung, daß überall nach den Befehlen und Zwecken des Ersten Consuls die geistliche Gewalt ihr Ansehen verwenden, ihre eigenen Wünsche einrichten müsse. Wie ernst dies gemeint war, erfuhr Consalvi gleich bei den ersten Schritten zur Ausführung des Concordats. Trotz seiner früher hingeworfenen Aeußerungen fand es Bonaparte jetzt doch unerläßlich, eine Anzahl der constitutionellen Bischöfe zu neuen Sitzen zu ernennen; Consalvi forderte darauf von diesen wenigstens einen reuigen Widerruf ihrer bisherigen

Fehltritte, und als Mehrere derselben ihn weigerten, mußte er sich mit amtlichen aber unwahren Angaben Bernier's begnügen, der geforderte Widerruf liege der Regierung vor. Vollends von der Rückgabe der Legationen war seit dem 15. Juli keine Rede mehr; in Ancona blieb selbst eine französische Garnison. Für das französische Volk aber war eine der ersten Früchte des Concordats ein Erlaß Bonaparte's an den Polizeiminister, allen Redactionen politischer und literarischer Zeitungen Kenntniß zu geben, daß sie fortan über nichts reden dürften, was auf die Religion, so wie deren Diener und verschiedene Culte Bezug hätte.

Für den spätern Betrachter ist bei diesem Concordate nichts merkwürdiger, als die gründliche Verkennung der Folgen desselben bei beiden contrahirenden Parteien. Der Papst, bei aller Freude über das Ende des revolutionären Schisma, hatte doch vor Allem das Gefühl tiefen Schmerzes über die Schmälerung des Kirchenstaates in Italien, die Anerkennung des Kirchenraubes in Frankreich, die herandrohende Absetzung der geistlichen Fürsten in Deutschland. Bonaparte seinerseits hatte keinen Zweifel an der völligen Unterwerfung der Kirche unter seinen Willen, jetzt, wo dieselbe aller aristokratischen Standesvorrechte, alles selbständigen Besitzes entbehrte, wo der französische Clerus seinen Lebensbedarf aus der Hand des Staates empfing, wo das äußere Dasein des Papstes jeden Tag von den Winken der französischen Militärgewalt abhängig war. Beide Männer hatten in der geistigen Strömung des vorigen Jahrhunderts und in den Stürmen der Revolutionszeit das klare Bewußtsein von der Natur und der Stärke des religiösen Geistes eingebüßt. Beide hatten keine Ahnung davon, daß die Entziehung des weltlichen Reichthums für die Kirche nichts anderes, als eine stärkende Wiedergeburt ihres geistlichen Ansehns herbeiführen, daß schon zehn Jahre später Napoleon auf der Höhe seiner Macht vergeblich gegen dasselbe ankämpfen und der Vatican den Sturz seines stolzen Oberherrn glorreich überleben würde. In Wahrheit war mit dem Tage des Concordats die Periode der Aufklärung für Europa geschlossen und das neue Jahrhundert einer weit und weiter anschwellenden religiösen Reaction eröffnet worden.

———

Siebentes Capitel

Allgemeiner Friede.

Von allen bisherigen Gegnern der französischen Republik stand nur noch Einer aufrecht, ebenso siegesgewaltig auf dem Ocean und dessen asiatischen und amerikanischen Küsten, wie Bonaparte auf dem europäischen Continent, das seiner Stärke und Freiheit stolz bewußte England, die einzige Macht der Welt, welcher Bonaparte die Achtung eines vollen tödtlichen Hasses zollte. Auch sie hoffte er jetzt auf das Gründlichste demüthigen zu können. Wenn sich den Resten der französischen, spanischen und holländischen Marine, über welche alle er in gleicher Machtvollkommenheit verfügte, die Streitkräfte des nordischen Bundes hinzugesellten, so würde die verbündete Flotte ebenso viele Linienschiffe wie die englische zählen; sie hätte dabei den Vortheil, die ihrigen sämmtlich im Canale zur Bedrohung der englischen Küste vereinigen zu können, während die Geschwader des Gegners über den ganzen Erdball zerstreut wären. Freilich staken einstweilen die einzelnen Abtheilungen der nordischen Kriegsschiffe im Eise verschiedener Ostseehäfen fest; die Holländer waren blokirt im Texel, die Franzosen und Spanier in Vliessingen, Brest und Rochefort, in Ferrol, Cadix und Toulon, und die Vereinigung all dieser Flottenfragmente zu einer unüberwindlichen Armada war und blieb eine schwere und gefahrvolle Aufgabe. Indessen was ließ sich nicht von Bonaparte's Thatkraft im Bunde mit dem Eifer des russischen Zaren erwarten; jedenfalls mußte schon die Sperrung des ganzen Continents für den englischen Handel in London auf das Schwerste empfunden werden, und so ging die öffentliche Meinung in ganz Frankreich dahin, daß sich die englische Nation noch niemals in einer gleichen Gefahr befunden habe.

Man könnte nicht sagen, daß in England selbst eine ähnliche Auffassung der Lage geherrscht hätte. Wohl waren dort die Gemüther in Aufregung und Spannung: aber Bonaparte's oder Paul's Drohungen hatten geringen Einfluß auf diese Gefühle. Es waren vielmehr innere Fragen von größter Wichtigkeit, auf die sich zu Anfang des neuen Jahrhunderts das ganze Interesse des britischen Volkes sammelte. Hier bahnte sich, ohne Waffenklirren oder Barrikadenbau, eine innere Wandlung des politischen Daseins an, von gleich umfassender Bedeutung, wie sie für Wien und Regensburg bevorstand. Diese Thatsache war es, welche das englische Gemeinwesen von Grund aus bewegte, so daß aller Lärm der französischen und russischen Demonstrationen als beinahe unerheblich in den Hintergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit zurückgedrängt wurde.

Gleich nach der Ueberwältigung des irischen Aufstandes im Sommer 1798 hatte der große Minister, welcher die Schicksale Großbritanniens leitete, seinen Entschluß gefaßt. Wir haben früher gesehen [1]), wie Pitt von jeher die Abscheulichkeit der irischen Zustände erkannt, wie nachdrückliche Reformversuche er gemacht, wie unvollständige Erfolge er dem Fanatismus der hadernden Parteien abgerungen hatte. Die Gräuel der letzten Empörung stählten die Entschiedenheit seines Willens: nimmermehr sollte sich dergleichen wiederholen, um jeden Preis die Quelle dieser tödtlichen Schäden geschlossen werden. Alles kam darauf an, die unglückliche Insel unter ein festes, gerechtes und mithin unparteiisches Regiment zu stellen: wo aber war in Irland ein parteiloser Mann zu finden? Ließ man das Dubliner Parlament in seinem jetzigen Bestande, so blieb die Tyrannei der anglicanischen Sachsen über die katholischen Celten; eröffnete man diesen den Eintritt in die Volksvertretung, so war nicht das Ende, sondern nur die Umkehrung der Unterdrückung vorauszusehen. Demnach war, wenn man endlich den Weg zu einer besseren Zukunft bahnen wollte, die Beseitigung des irischen Parlamentes der erste unerläßliche Schritt. Da aber kein englischer Politiker den Gedanken haben konnte, die irische Bevölkerung jeder parlamentarischen Vertretung zu berauben, so ergab sich als einzig mögliche Auskunft die Berufung irischer Lords und Abgeordneter in das Reichsparlament, oder mit anderen Worten die parlamentarische Union von Großbritannien und Irland. Dort konnte dann jede irische Partei ihre berechtigten Wünsche geltend machen; dort gab es aber auch eine in irischen Dingen

---

[1]) Band 4. S. 318 (2. Aufl.).

unparteiische Mehrheit, welche jeder rechtlosen Strömung einen festen Damm entgegensetzen würde, und so wurde dort jede heilsame Reform, jede gerechte Behandlung der bisher Unterdrückten möglich, ohne sogleich in eine tödtliche Gefahr für den Bestand der sächsischen Colonie und die Sicherheit des Gesammtreiches umzuschlagen. Was man sonst von einer solchen Maßregel hätte befürchten mögen, eine Vernachlässigung der localen Interessen Irlands, davon konnte bei den damaligen Verhältnissen keine Rede sein. Denn es war nicht wohl denkbar, schlechter für das Wohl des Landes zu sorgen, als es der Haufe wohlbezahlter Miethlinge des englischen Ministeriums gethan hatte, welcher den stolzen Titel der Lords und Commons von Irland führte. Im Gegentheil war es unzweifelhaft, daß mit dem Eintritte der Union auch der Zollverein der beiden Inseln verbunden sein, mithin auf dem Gebiete der materiellen Interessen Irland eine höchst bedeutende Verbesserung davontragen würde. Ueberhaupt, wohin man blicken mochte, eröffnete die Union die Aussicht auf gesundere Verhältnisse. Bisher beruhte die Herrschaft König Georg's über die grüne Insel auf dem schmählichen Vertrage, daß das Dubliner Parlament dem Londoner Ministerium gehorche, und dafür das Ministerium die Tyrannei der irischen Junker über die Masse des irischen Volkes gewähren ließ, außerdem aber die Führer der herrschenden Partei mit Gnadengeschenken aller Art bedachte und sich mit ganz unverhältnißmäßig niedrigen Steuerbeträgen begnügte. In politischer wie in finanzieller Beziehung war es ein Gewinn für das Gesammtreich, wenn dieser faule Fleck aus seinem Körper herausgeschnitten würde.

Aber so trefflich dieses Werk einer befreienden Gerechtigkeit auch sein mochte, so schwierig zeigte sich seine Durchführung auf allen Seiten. Zwar in England war das Ansehen des leitenden Ministers so gewaltig, es war auch die Gefahr der irischen Rebellion so lebhaft empfunden worden, daß die große Mehrheit der beiden Häuser für Pitt's Resolutionen gesichert war. Indessen wahrlich nicht mit Freude nahmen Lords und Commons die Maßregel auf sich; man fügte sich einer verdrießlichen Nothwendigkeit, wie ein Kranker sich zu einer bittern Arznei bequemt. Man fragte, wie sich die irischen Brüder im Reichsparlamente ausnehmen würden, und war durchaus nicht der Meinung, daß die Substanz desselben durch diesen Zusatz irgendwie verbessert werden könnte. Draußen im Lande erhob sich wiederum wie 1785 ein lebhafter Widerspruch mehrerer Industriezweige, dieses Mal freilich ohne alle Aussicht auf praktischen Erfolg. Die Masse des englischen Volkes fand

sich für's Erste durch die Frage wenig berührt; sie verachtete die Iren und legte eben deshalb wenig Gewicht auf den Eintritt einiger irischer Abgeordneten in das Parlament; erheblich erschien der öffentlichen Meinung in England nur der eine Punkt, daß dieselben keine Papisten wären, denn der tiefe, altenglische Widerwille gegen den Vatican war durch die Ereignisse der Rebellion wieder auf das Lebhafteste angeglüht, und die einflußreiche Geistlichkeit der Hochkirche that das Mögliche, ihn in dieser Hitze zu erhalten. Mit ganz andern Elementen aber war in Irland zu rechnen. Drei Gruppen kamen hier in Betracht. Zunächst die Junker des irischen Parlaments, gestützt auf die Männer der Orangelogen; sie Alle, im stolzen Siegesbewußtsein nach der Bändigung der Rebellion, waren entrüstet im tiefsten Herzen über einen Plan, der ihre wilde Alleinherrschaft über die niedergeworfenen Celten beschränken sollte. Sodann die liberale, von Grattan geführte Opposition des Dubliner Unterhauses, welche stets demokratische Reformen und dadurch Versöhnung aller irischen Volksclassen im Auge, zugleich aber auch gesteigerte Selbständigkeit, wenn nicht völlige Unabhängigkeit Erin's, im Sinne gehabt hatte, und demnach mit allen Fasern sich gegen die Union, die engere Verbindung mit dem verhaßten Nachbarlande, sträubte. Endlich stand zwischen beiden die Mehrheit der katholischen Bevölkerung, namentlich die besitzende, von ihren Bischöfen geleitete Classe derselben. Seit den Gesetzen von 1793 besaß sie Wahlrecht zum Parlamente und folglich politischen Einfluß; bei dem Widerwillen der beiden andern Parteien war ihre Zustimmung zu der Union für die Regierung von doppelter Wichtigkeit. Lord Cornwallis war nach seiner überall humanen Gesinnung bereit, ihren Wünschen auf völlige politische Gleichberechtigung, von deren Erfüllung sie ihr Votum abhängig machte, entgegen zu kommen; es handelte sich um Ablösung der Zehnten an die anglikanische Kirche, um Staatsgehalt für ihre Pfarrer, um Berechtigung zu allen Staatsämtern, und endlich und vornehmlich um die Wahlfähigkeit zum Parlament. Wie Cornwallis stimmte auch sein junger Staatssecretär, Lord Castlereagh, ein geborener Ire, für die Katholiken, während sein Kanzler, Lord Clare, lebhaften Widerspruch gegen deren Forderungen einlegte. Auch im englischen Ministerium war man darüber zu keinem einmüthigen Entschlusse gekommen. Ganz durchdrungen von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Emancipation war Lord Grenville; auch Burke's alte Freunde, Windham und Spencer, neigten auf diese Seite. Pitt war nicht ohne Bedenken. Seinem großen und liberalen Sinne entsprach eine solche Maßregel der Befreiung und Versöhnung an sich

selbst; die Frage war nur, ob ihr Nutzen nicht durch die mögliche Entfremdung und Spaltung der protestantischen Tories überwogen würde, und als im Herbste 1798 Lord Clare selbst ihn in London aufsuchte, versprach ihm der Minister, einstweilen die Emancipation auf sich beruhn lassen zu wollen.

Die Dinge gingen denn ihren Gang. Im Januar 1799 legte Lord Castlereagh dem irischen Unterhause eine Reihe von Resolutionen im Sinne der Union vor. Sofort erhob sich eine wilde Bewegung der Gegner. Die Stadt Dublin, welche durch die Uebersiedlung des Parlamentes nach London mit erheblichen Verlusten bedroht wurde, die irischen Advocaten, denen durch die Union die Möglichkeit entging, zugleich einen Sitz im Unterhause zu haben und gerichtliche Praxis zu treiben, die Eigenthümer der verfaulten Wahlflecken, die zu großem Theil ihr einfluß- und gewinnreiches Besitzthum werthlos werden sahn, die Reste der Vereinten Iren, denen jede Gemeinschaft mit England ein Gräuel war, sie Alle erfüllten das Land mit dem lauten Rufe nach Erhaltung ihres Verfassungsrechts von 1782, nach Errettung der unveräußerlichen Freiheit und Selbständigkeit des irischen Volks. So selten sonst das irische Unterhaus der Regierung zu trotzen wagte, so trugen es dieses Mal jene vereinigten Strömungen davon: bei einer Abstimmung hatte die Regierung eine Mehrheit von nur einer Stimme, bei einer zweiten siegte die Opposition mit einem Mehr von vier Stimmen. Indessen war die Regierung weit entfernt davon, ihren Plan fallen zu lassen. Es komme, sagte man, nur darauf an, die Zwischenzeit bis zur Session von 1800 richtig zu benutzen. Lord Castlereagh legte dem Ministerium die verschiedenen Triebfedern der opponirenden Elemente vor und hatte nicht den geringsten Zweifel, daß dieselben Mittel, mit welchen bisher das irische Parlament sein politisches Dasein gefristet hatte, auch dem Zwecke entsprechen würden, die Zustimmung zu seinem seligen Ende zu erlangen. So wurden anderthalb Millionen Pfund zur Entschädigung jener Besitzer fauler Wahlflecken bestimmt; eine Reihe von Peerstiteln und sonstigen Standeserhöhungen, fetten Pfründen und gehaltreichen Aemtern durfte Cornwallis allen gefügigen Votanten in Aussicht stellen, und dem katholischen Clerus wurde zu gutem Anfang wenigstens der finanzielle Theil seiner Wünsche, eine jährliche Rente von 235,000 Pfund zugesagt. Wenn Irland sich kaufen ließ, warum sollte man es nicht kaufen? Schließlich aber hatte Pitt sich überzeugt, daß für die Erlangung der Union einige Berücksichtigung der katholischen Wünsche nicht zu umgehn sei,

und am 12. Februar gab Portland dem Vicekönig die Erlaubniß, mit den katholischen Bischöfen in vorläufige Verhandlung zu treten. Cornwallis bereiste darauf die Insel, fand überall, daß eine günstige Aussicht auf ihre Emancipation die Katholiken zu freudigen Unterstützern der Union machte, und sandte im Herbste seinen Staatssecretär nach London, um das Ministerium zu einem endgültigen Beschlusse zu bringen. In einem allerdings nicht vollzähligen Cabinetsrathe, welchem Castlereagh beiwohnte, erhob sich keine Stimme gegen die Emancipation, obwohl die Abneigung des alten Königs, des hochkirchlichen Clerus und der englischen Volksmassen gegen jede Maßregel dieser Art bekannt genug war. Castlereagh nahm darauf die Botschaft an Cornwallis mit, der Vicekönig möge trotz seiner Hindernisse, so weit es sich um die Gesinnung der Minister handele, nicht anstehn, die Unterstützung der Katholiken in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen; ein unmittelbares Versprechen könne man den Katholiken zur Zeit nicht geben; sollte aber Cornwallis in die Lage kommen, solche Erläuterungen für nothwendig zu halten, so habe er Vollmacht, die Gründe zu veröffentlichen, nach denen er der Zustimmung des Cabinets sicher zu sein glaube.

Alle diese Maßregeln hatten den gewünschten Erfolg. Die Katholiken arbeiteten für die Union; die Pensionen, Grafentitel und Entschädigungen wurden losgeschlagen, und als das Dubliner Parlament im Februar 1800 wieder zusammentrat, ergab sich für die Regierung eine feste Mehrheit von vierzig bis sechzig Stimmen. Am 28. März nahm das Dubliner Unterhaus die Resolution an, welche die Union für wünschenswerth erklärte; nachdem das englische Parlament sie gebilligt, wurde das entsprechende Gesetz in Dublin eingebracht, am 7. Juni genehmigt und am 2. August die königliche Bestätigung verkündet. Das irische Parlament hatte sein unheilvolles Dasein auf eine seiner Thaten würdige Art beschlossen. Die dafür ausbedungenen Belohnungen wurden, so weit es sich um baares Geld und Adelstitel handelte, der Reihe nach geleistet.

Was die Emancipation der Katholiken betraf, so hatte, wie wir sahn, Pitt jedes ausdrückliche Versprechen, vor Allem über den Zeitpunkt ihrer Bewirkung, vermieden. Aber indem er dem Vicekönig Vollmacht gegeben, unter Voraussetzung der künftigen Emancipation den Beistand der Katholiken aufzurufen, und nachdem in diesem Zusammenhange der Beistand wirksam geleistet worden war, erachtete er sich ohne Rückhalt gebunden, und war durchaus entschlossen, hier wie immer der Mann seines Wortes zu sein. Er entwarf mit Lord Grenville die

Grundlinien eines alle Begehren der Katholiken umfassenden Gesetzes, und berief auf den 30. September zur Berathung desselben einen Cabinetsrath, zu welchem er den gerade auf dem Lande abwesenden Lordkanzler Loughborough unter schriftlicher Angabe des zu behandelnden Gegenstandes einlud. Hier aber schieden sich die Wege. Für die Maßregel stimmten fünf, gegen dieselbe vier Minister, unter diesen der höchste Rechtskundige des Landes, der Lordkanzler, unter nachdrücklicher Betonung des von dem Könige zu erwartenden Widerstandes. Allerdings kam es noch nicht zu einem feindseligen Gegensatze oder offenen Bruche; Pitt, nicht gewohnt an so lebhaften Widerspruch in dem meist ihm völlig dienstwilligen Cabinet, brach die Verhandlung ohne eine förmliche Beschlußfassung ab. In der Sache blieb seine Ansicht ungeändert, aber er sah, daß er für ihre Durchführung einen günstigeren Zeitpunkt abwarten müsse. Er ließ dies durch Castlereagh dem Vicekönig melden; die katholischen Prälaten in Irland waren sehr einverstanden, der ihr wohlwollenden Regierung keine Verlegenheit durch ungeduldiges Drängen zu bereiten. Demnach blieb die Sache liegen.

Als sie im October noch einmal im Cabinetsrath erwähnt wurde, sprach Pitt sich sehr bestimmt gegen die augenblickliche Betreibung derselben aus[1]).

Aber den eifrigen Gegnern war mit einer Sachlage nicht gedient, bei welcher die Frage ausgesetzt wurde, vielleicht nur für eine kurze Weile, um dann beim ersten günstigen Moment im katholischen Sinne entschieden zu werden. Ihnen lag umgekehrt daran, sie eben jetzt auf die Tagesordnung zu bringen, wo sie Kräfte genug zu ihrer gründlichen Erdrückung zu haben meinten. Wenn die Katholiken sich in Geduld faßten, um ihren großen Beschützer nicht selbst zu schädigen, so gab es andere Gruppen, denen jede Kirche gleichgültig war, um so mehr aber die Eifersucht gegen Pitt's Herrscherstellung am Herzen nagte. Der Lordkanzler, ein ehrsüchtiger und gewissenloser Mann, hatte nicht bloß im Cabinetsrath Widerspruch erhoben, sondern schon vorher Pitt's Einladung dazu dem alten König mitgetheilt und dessen engen Geist und strenges Gewissen in peinliche Aufregung versetzt. Von jeher hielt Georg III. sich überzeugt, daß die Aufnahme der Katholiken in höhere Staatsämter und das Parlament mit seinem Krönungseide auf Beschützung der anglicanischen Kirche in schroffem Widerspruch stehe, und Loughborough meinte jetzt, indem er

---

[1]) Massey, history of England, IV, 547. nach einer Mittheilung Lord Liverpool's.

gegen Pitt's Vorschläge eintrete, diesen dem Monarchen verhaßt zu machen, sich aber für alle Zeit die erste Stelle in der königlichen Gunst zu erobern. Er war eifrig bemüht, den Stachel in die arme Seele des Königs immer tiefer zu drücken. Am 13. December überreichte er demselben eine Denkschrift, worin er mit großem Geschick die Bedeutung der Emancipation und die Gefahr für die bisherige Verfassung entwickelte. Der Testeid, durch den jedes Parlamentsmitglied sich von Papstthum und Transsubstantiation loszusagen hatte, sei das Bollwerk der protestantischen Kirche und Thronfolge; jeder begründete Anspruch der Katholiken sei erfüllt, wenn sie gleiches bürgerliches Recht und gleichen Schutz der Gesetze wie die Protestanten genössen; das Recht, im Parlamente zu sitzen, sei ein Vorzug, den immer nur eine kleine Minderheit genießen, und welchen der Staat nach seinem Ermessen ertheilen oder vorenthalten könne; gewähre man die Emancipation der Katholiken, so würden die dafür geltend gemachten Gründe mit nothwendiger Consequenz sehr bald zu einer demokratischen Reform der ganzen Verfassung führen. Dieser letzte Satz war allerdings unbestreitbar. Das alte Verfassungsrecht kannte keinen Rechtstitel auf Wahlrecht und Wahlfähigkeit, als die Verleihung durch specielles Gesetz, und wußte nichts von einem angeborenen Anspruch des einzelnen Bürgers auf Theilnahme an der herrschenden Vertretung des Volkes. Gab man die Wahlfähigkeit mit einem Schlage den Millionen der bisher ausgeschlossenen Katholiken, so lag es nahe, daß nach gleicher Billigkeit andere Millionen protestantischer Engländer das ihnen bisher nicht zustehende Wahlrecht fordern würden, und in diesem Sinne konnte Loughborough mit gutem Grunde die Emancipation der Katholiken als den ersten Schritt zu einer allgemeinen Umgestaltung der Verfassung bezeichnen. Dreißig Jahre später haben die Ereignisse seine Voraussagung bestätigt, zugleich aber auch dargethan, daß er seine Anstrengungen auf einen hoffnungslosen Punkt und gegen eine unwiderstehliche Entwicklung richtete, und daß auch auf seinem Standpunkte, unter Verwerfung der angeborenen Menschenrechte, im Interesse der Staatsgewalt es richtiger gewesen wäre, die unausbleibliche Reform rechtzeitig und gemäßigt zu vollziehn, als sie sich später in weiter greifendem Umfang abzwingen zu lassen.

Als im Januar 1801 die Eröffnung des ersten Unionsparlamentes herannahte, wurde ein neuer Sturm auf das königliche Gewissen veranstaltet. Der Primas der anglicanischen Kirche, Erzbischof Moore von Canterbury, den man im Stillen von Pitt's schlimmen Entwürfen

in Kenntniß gesetzt hatte, erwirkte sich eine Audienz beim Könige, in welcher er mit feierlicher Salbung denselben beschwor, gemäß seiner königlichen Frömmigkeit die der protestantischen Kirche drohenden Gefahren abzuwenden. Der König, gegen welchen Pitt über die von ihm selbst zur Zeit zurückgestellte Maßregel geschwiegen hatte, meinte in diesem Verhalten des Ministers einen Plan zu entdecken, ihn mit einer fertigen Thatsache, wie aus dem Hinterhalte hervor, zu überraschen, gerieth in zornige Erregung, und als er bei einem großen Lever am 28. Januar den Minister Dundas gewahrte, fuhr er ihn heftig an: „Was sind das für Dinge, die jener junge Lord (Castlereagh) von Irland herüber gebracht hat, die ihr mir an den Kopf werfen wollt? Es gibt kein ärgeres Jacobinerthum; ich muß jeden, der sich mit solchen Maßregeln befaßt, als meinen persönlichen Feind betrachten." Dundas begnügte sich zu erwidern: „Ew. Majestät werden unter den Freunden der Maßregel Personen finden, welche Sie nie für Ihre Feinde gehalten haben." Eine große Anzahl Menschen hatte das kurze Gespräch vernommen; die Kunde flog durch ganz London und rief begreiflicher Weise ein allgemeines Erstaunen hervor. Nach diesem öffentlichen Angriff von höchster Stelle sah Pitt keine Wahl. Die Maßregel, die er mit Rücksicht auf die Stimmung des Königs hatte vertagen wollen, war ihm jetzt zur persönlichen Ehrensache geworden. „Es handelt sich", sagte er zu Canning, „nicht mehr um die katholische Frage allein, sondern um die Art, wie man ihr entgegentritt: nähme ich das hin, so wäre meine Stellung als Minister von Grund aus verwandelt" [1]). Nicht weniger entschieden waren Lord Grenville und Dundas. Die Emancipation sei nöthig in der Sache, die Regierung habe sich dazu verpflichtet, das Verhalten des Königs mache jede Zögerung unmöglich. Von Herzen hätte ich gewünscht, schrieb Grenville drei Tage nachher seinem Bruder, daß wir nicht genöthigt gewesen wären, gerade jetzt mit der Sache vorzugehn; die augenblickliche Lage Englands, wenn auch nicht so gefährlich, wie das große Publikum denkt, hat doch Schwierigkeiten genug, um uns die Pflicht aufzuerlegen, unsern Posten nicht zu verlassen; aber es gibt keinen Ausweg mehr.[2]) So übersandte Pitt am 31. Januar dem Könige den Antrag auf Regulirung der Zehnten und Abschaffung des Testeides, mit der Erklärung, daß von der Annahme desselben sein Verbleiben im Amte abhängig sei. Der König, welcher seinen stolzen

---

[1]) Diaries of G. Rose I, 395.

[2]) Courts and Cabinets of George III, vol. 3, 128.

Minister nicht gerade liebte, aber durch lange Gewohnheit und hohe Achtung ihm selbst verbunden war, wurde tief bewegt. Er blieb freilich fest auf der eingebildeten Auffassung seines Krönungseides, bot aber dem Minister einen Vergleich des Inhalts, daß jeder von ihnen Beiden über die Sache fortan schweigen würde. Das Parlament wurde während dieses Briefwechsels am 2. Februar durch eine Thronrede eröffnet, welche kräftige Schritte gegen die nordische Neutralität in Aussicht stellte. Am 3. aber wiederholte Pitt, stets im Einverständniß mit dem ihn vorwärtsdrängenden Grenville, sein Entlassungsgesuch, und am 5. wurde das Parlament und das Land durch die amtliche Nachricht von dem Ende dieser siebzehnjährigen ruhmreichen Verwaltung überrascht. Mit dem Premier schieden Grenville, Dundas, Windham und Spencer aus; an Pitt's Stelle trat der bisherige Sprecher des Unterhauses, Addington, eine wackere Mittelmäßigkeit, die nur der persönlichen Freundschaft Pitt's ihr Emporkommen verdankte, und eben wegen ihrer schmiegsamen Unbedeutendheit dem eigensinnigen Könige sehr genehm war. Die verdiente Strafe für seine Umtriebe empfing aber aus der Hand des Königs selbst der Lordkanzler: Georg sagte, er kenne keinen schlimmern Buben, als Loughborough, und übertrug das große Siegel dem Lord Eldon.

Allein die Krisis war damit nicht zu Ende. Der alte König wurde von streitenden Gefühlen der stärksten Art hin und hergerissen, Gewissensnoth wegen seines Eides, Freude über die Erlösung von Pitt's herrischen Diensten, Sorge über Englands Geschicke nach dem Verluste dieses mächtigen Lenkers: sein krankes Haupt vermochte den Sturm dieser Erregungen nicht zu ertragen, und ehe noch die neuen Minister förmlich Besitz von den Geschäften ergriffen hatten, wenige Tage nach Pitt's Entlassung, fiel er in Fieber, und dann in Delirien, und endlich in Tobsucht. So blieb einstweilen Pitt im thatsächlichen Besitze der ministeriellen, ja für den Augenblick der königlichen Gewalt. Seine Gegner behaupteten damals, und oft ist es ihnen nachgesprochen worden, er habe Frankreich und Rußland gegenüber an der glücklichen Fortführung seiner Kriegspolitik verzweifelt, und deshalb die katholische Frage zum Vorwand eines anständigen Rücktritts genommen. Indessen ist selten eine nach allen Rücksichten bodenlosere Erörterung erdacht worden. Sie beruht auf der gründlich falschen Voraussetzung, daß Pitt, der sich mit Schmerz zum Kriege entschlossen und zweimal den kampflustigen König zu einer sehr ernstlichen Friedensunterhandlung genöthigt hatte, der Vorkämpfer einer grimmigen Kriegspolitik gewesen

sei. Ihm wäre es 1801 so wenig wie 1796 ein Bruch mit seiner Vergangenheit oder mit seinen Grundsätzen erschienen, auf die Verhandlung eines ehrenhaften Friedens einzutreten. Der Verlauf der katholischen Sache hat uns dann gezeigt, wie wenig Pitt im Voraus daran gedacht hat, sie zur Cabinetsfrage zu stempeln, wie er bereits ihre Vertagung beschlossen hatte, wie verdrießlich es ihm und seinen Freunden war, inmitten der großen europäischen Händel durch die Hitze des Königs zu dem Bruche gezwungen zu sein. Und endlich bewiesen die letzten Wochen dieser provisorischen Geschäftsführung, wie frei von ängstlicher Sorge der energische Staatsmann gegenüber den auswärtigen Feinden war. So sehr er immer den Frieden gewünscht, zur Zeit handelte es sich um zwei Lebensfragen des britischen Reiches: um die Gefährdung des englischen Indiens durch die französische Herrschaft in Aegypten, und um die Beschränkung der englischen Seeherrschaft durch die Ansprüche der nordischen Neutralität; und hier gab es für Pitt so wenig wie für seine Nachfolger einen Gedanken an schwächliches Weichen. Wohl war damals nicht Alles rosig in den inneren Zuständen der Heimath; zwei kümmerliche Erndten hatten die Brodpreise stark in die Höhe getrieben, und das nächste Mittel gegen die Theuerung, die Aufhebung der Kornzölle, erschien den damaligen Vorstellungen schlechthin unmöglich. Daß aber im Ganzen die Kräfte des Landes nicht erschöpft, sondern durch das reißende Wachsthum der Industrie unabsehbar gesteigert waren, hatte noch im letzten Jahre das Budget dargethan, welches die Jahreseinnahme durch die Schöpfung einer Einkommensteuer um zehn, und durch ein $4^3/_4$procentiges Anlehn um achtzehn Millionen Pfund erhöht hatte, zusammen also um einen Zuwachs von 700 Millionen Franken, ungefähr das Doppelte von der gesammten Jahreseinnahme der französischen Republik. Wie an Geldmitteln fehlte es auch nicht an der parlamentarischen Unterstützung: die ministerielle Mehrheit war so stark und so fest geschlossen, daß Fox seit längerer Zeit den Kampf aufgegeben und sich aus dem Unterhause zurückgezogen hatte. Es war mithin die Stellung des Ministeriums so breit und sicher gegründet, wie jemals, und in jedem Sinne war man gerüstet, auch den schwersten Kampf nach Außen aufzunehmen. Schon im Laufe des Winters war der Entschluß gefaßt worden, die Wiedereroberung Aegyptens, welche den Türken fehlgeschlagen, durch englische Streitkräfte zu vollführen; jetzt, in den unsichern Tagen des Zwischenregiments, verfügte Pitt die Aussendung einer zweiten gewaltigen Expedition gegen die Küstenstaaten der Ostsee. Und das Alles geschah im festen Gange

einer geordneten Verwaltung, während das Haupt dieser den Erdball umfassenden Macht in kläglichen Fieberphantasien lag, zwei Tage lang unter erklärter Todesgefahr, unaufhörlich in dem verdunkelten Geiste mit der Noth des Landes beschäftigt, und schmähend und fluchend über den Minister, der ihm treulos geworden. Als die Krankheit nachließ und seine Gedanken sich wieder ordneten, sagte er dem Arzte: meldet Pitt, was er angerichtet und wie viel er zu verantworten hat. Der Minister wurde erschüttert durch die Mittheilung; was ihm jener Zornausbruch des Königs vom 28. Januar unmöglich gemacht, entriß ihm jetzt der Seufzer des kranken Greises: er versprach, die katholische Frage nicht mehr anzuregen, so lange der König lebe. Nach aller menschlichen Voraussicht schien das nur ein kurzer Aufschub, und also kein zu hoher Preis für die Herstellung der Eintracht zwischen dem Träger der Krone und deren erstem Berather zu sein. Die Hoffnung aber, daß hierauf Pitt ohne Weiteres die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen würde, zeigte sich trügerisch. Sowohl Georg, als Pitt selbst, hatten vor wenigen Wochen auf das Dringendste den zaudernden Addingten bestürmt, den Sitz des Sprechers mit dem Ministersessel zu vertauschen; ihn jetzt zwischen zwei Stühle zu setzen, ging nicht füglich an, wenn er nicht selbst Pitt's Wiedereintritt beantragte. Dazu aber zeigte er bei einer vertraulichen Sondirung doch ganz und gar keine Neigung, und am 14. März schieden Pitt und die Seinen definitiv aus der Regierung aus.

Bereits begannen zu dieser Zeit draußen die Früchte zu reifen, die sie ausgesäet hatten. Das englische Landheer hatte bisher wohl in Indien unter Arthur Wellesley glänzende Triumphe über das Sultanat von Mysore davon getragen, aber in der Bekämpfung der Franzosen schlechterdings keine Lorbeeren geerndtet. Es hatte sich 1794 in Belgien nicht zu behaupten, es hatte dann Holland weder zu vertheidigen, noch 1799 wieder zu erobern vermocht; eine neuerlich auf Minorca versammelte Streitmacht war nutzlos vor Ferrol und Cadix erschienen, und im Sommer 1800 vor Genua erst dann angelangt, als eben die Franzosen in die Stadt auf's Neue eingezogen waren. Jetzt endlich aber, im letzten Abschnitte des langen Kampfes, war ihr noch eine Gelegenheit bestimmt, ihre Tüchtigkeit zu bewähren. General Abercromby sollte 15,000 Mann durch das Mittelmeer auf die Nordküste, General Baird 7000 Mann aus Indien auf die Ostküste Aegyptens führen, und das Zusammenwirken Beider durch türkische Truppen unterstützt werden. Zuerst war Abercromby zur Stelle; am 8. März begann er seine Landung auf der Rhede von Abukir unter heftigem feindlichen

Feuer, stürmte die französischen Küstenbatterien, und setzte sich in einer starken Stellung vor Alexandrien fest. General Menou, der seine schwachen Mittel zu allseitiger Deckung des Landes planlos zerstreut hatte, griff ihn hier am 20. März mit großem Ungestüm, aber unzulänglichen Kräften an, wurde gänzlich geschlagen und nach Alexandrien hineingeworfen. Abercromby bezahlte den Sieg mit seinem Leben, hatte aber durch seinen Erfolg die Entscheidung über die französische Colonie bereits festgestellt. Ein englisches Corps im Lande, ein zweites im Anzug, die Muhamedaner aller Farben in Bewegung: bei einem solchen Zustande war für General Menou die Niederlage oder Capitulation nur noch eine Frage der Zeit.

In denselben Tagen begann die Thätigkeit der englischen Flotte gegen die nordische Neutralität. Es war eine stattliche Armada von 18 Linienschiffen und einer Menge leichter Fahrzeuge, die sich für den großen Zweck in Bewegung setzte. Die öffentliche Meinung hatte die Führung derselben ohne Weiteres dem Helden von Abukir zugedacht, die Admiralität wurde jedoch bei der Ernennung durch andere Gesichtspunkte bestimmt. Nach der traurigen Eroberung von Neapel hatte Nelson Befehl erhalten, nach Minorca abzugehn, aber um dem befreiten Königreiche nicht den Schutz der englischen Flagge zu entziehn, die Weisung eigenmächtig unbefolgt gelassen. Die Behörde hatte sich damals mit einem leichten Verweise begnügt, hielt es aber jetzt für richtig, den unbändigen Helden die Zügel fühlen zu lassen, und gab dem greisen Sir Hyde Parker den Oberbefehl und Nelson nur die zweite Stelle auf der baltischen Flotte. Diese Bethätigung der militärischen Zucht brachte allerdings der Sache keinen Vortheil, da Sir Hyde überall bedächtig und zaudernd verfuhr, zuerst das Ende einer diplomatischen Verhandlung abwarten wollte, dann lange zweifelte, ob die Durchfahrt durch den Belt oder durch den Sund zu nehmen sei, und im Sunde wieder einen Tag mit einer Anfrage bei dem dänischen Commandanten verlor, ob er auf die Flotte bei ihrer Durchfahrt schießen würde. Nelson war außer sich, drängte vorwärts, wüthete im Stillen: er hatte Grund dazu, denn durch Parker's Zögern gewannen die Dänen Zeit, die Stellung vor Kopenhagen in furchtbaren Vertheidigungsstand zu setzen. Zwischen dem aus dem Wasser heraufgemauerten Fort der drei Kronen und den Schanzen der Insel Amack lag eine Kette alter, in schwimmende Batterien verwandelter Kriegsschiffe vor Anker; dahinter am Ufer waren zahlreiche Mannschaften und Vorräthe zu rascher Ersetzung jedes Verlustes bereit; die Flotte

lag in einem Seitenhafen als Reserve, um nach Umständen auf den im Kampfe geschwächten Feind zu fallen. Den 30. März erschienen die Engländer am südlichen Ausgange des Sundes; eine Aufforderung, daß Dänemark von dem nordischen Bunde zurücktreten möge, wurde abgelehnt, und darauf stellte Nelson bei dem Admirale den Antrag, ihn mit 12 Linienschiffen zum Angriffe auf die dänische Stellung vorgehn zu lassen. Nachdem in zwei Nächten die Tiefen und Untiefen des Fahrwassers ermittelt worden waren, segelte Nelson am Morgen des 2. April die feindliche Linie entlang. Zu künstlichen oder überraschenden Evolutionen war hier kein Raum; jedem dänischen legte sich ein englisches Schiff in dichter Nähe gegenüber, und sofort entspann sich ein über alle Maßen hartnäckiges und verheerendes Feuergefecht. Eine Zeitlang hatte der Kampf ein für die Engländer bedenkliches Ansehn; zwei ihrer Schiffe waren auf den Sand gefahren, ehe sie die rechte Stelle in der Schlachtreihe erreicht hatten; die Dänen schossen gut und kämpften mit unerschrockener Ausdauer. Es ist ein heißer Tag heute, rief Nelson, aber um viele Tausend möchte ich zur Stunde nicht an dieser Stelle sein. Der alte Parker aber beobachtete aus der Ferne den Gang des Gefechtes mit schwerer Sorge; plötzlich befahl er, das Signal zum Abbrechen des Kampfes zu geben. Als seine Officiere dagegen Widerspruch erhoben, antwortete er gutmüthig: Wenn Nelson glaubt sich halten zu können, wird er auf mein Signal nicht achten; wenn nicht, so nimmt es ihm die Verantwortung für den Rückzug ab. Er hatte seinen Genossen richtig beurtheilt. Als Nelson auf das Signal aufmerksam gemacht wurde, hielt er das Fernrohr vor sein erblindetes Auge, that einen Schwur, daß er das Rückzugssignal nicht sehe, und befahl, sein eignes Kampfsignal am Mastbaum festzunageln. Am Nachmittag war die Mehrzahl der dänischen Schiffe überwältigt, und eine neue Aufforderung Nelson's führte zu einem Waffenstillstand von vierzehn Wochen, während welcher Zeit der englische Admiral die jetzt vereinzelte russische Flotte zu vernichten hoffte. Aber ein weiteres Blutvergießen war nicht mehr nöthig. Es kam die überraschende Nachricht, daß der Schöpfer des nordischen Bundes aus diesem Leben geschieden sei: Kaiser Paul war in der Nacht des 23. März ermordet worden. Zum zweiten Male binnen zwei Jahren wurde durch eine ungeahnte Katastrophe in St. Petersburg der politische Horizont unseres Welttheils in seinem ganzen Umfange verwandelt.

Wir haben früher beobachtet, wie die einst so tüchtige Natur des russischen Monarchen durch den Größenwahn seiner zarischen Allmacht

aus den Fugen getrieben wurde. Nicht bloß wurde ihm die eigne Stellung zu den andern Menschen verschoben, die er Alle tief unter sich sah, mochten sie Thugut oder Bonaparte heißen, arme Bauern oder weltberühmte Feldherren sein: auch in dem innern Selbst verlor er Maß und Schranke, ließ jeden Wunsch zur Begierde, jede Abneigung zum Hasse, jede Aufwallung zur Extravaganz heranwachsen, und trieb mit dem Dünkel planvoller Weltbeglückung in einem rastlosen Wirbel unstäter Launen umher. Gewöhnlich gilt es als Auszeichnung und Gnadenquelle, in der persönlichen Nähe des Souverains zu leben; hier war diese eine tägliche Gefahr, denn geringfügige Dinge, welche sonst etwa durch einen mißfälligen Blick des Gebieters gerügt werden, brachten Paul's Jähzorn zum Ausbruch und hatten Faustschläge, Knute, Verbannung zur Folge. Die Gardeofficiere litten nicht bloß wie jene der Linie unter der strengen Handhabung eines pedantischen Gamaschendienstes, sondern dazu unter der täglichen Noth der Allerhöchsten Specialaufsicht, welche bei jeder Parade einige Unglückliche aus dem Gliede stieß und zu Arrest oder Cassation verurtheilte. Je höher ein Amt, desto weniger war der Inhaber seines Daseins sicher. Da wurde der unterwürfigste aller Diener, der gegen seine Untergebenen brutale, gegen den Kaiser kriechende General Araktschejew, ein Jugendfreund und bis dahin erklärter Günstling Paul's, ohne einen erheblichen Anlaß nach augenblicklicher hoher Laune auf seine Güter verbannt. Es wurde der bisher hochgefeierte Malteser-Bailli Litta mit seinem Bruder, dem Cardinal und päpstlichen Nuntius, aus Petersburg verjagt, weil der Letztere nicht unbedingt auf jeden Einfluß in der lateinischen Kirche Rußlands verzichten wollte. Bald nachher gelang es einem schlauen Wiener Jesuiten, Pater Gabriel Gruber, sich Anfang 1801 dem Kaiser zuerst als geschickter Zahnarzt, sowie durch die Anfertigung trefflicher Chocolade (einer Specialität seines Ordens, wie er sagte) zu empfehlen, dann weitere Fortschritte in der höchsten Gunst zu machen, indem er auf die ketzerischen Engländer schimpfte, und mit diesen Mitteln binnen wenigen Wochen eine ganze Reihe wichtiger Bewilligungen für seinen Orden und die Curie dem selbstwilligen Monarchen abzuschmeicheln. Das ganz entsprechende Gegenstück zu diesem Vorgang war es, daß der lateinische Erzbischof von Mohilew, welchen Paul erst vor Kurzem zum Patriarchen aller römischen Katholiken in Rußland hatte machen und vom Papste völlig unabhängig stellen wollen, plötzlich aus der Hauptstadt verwiesen und in seiner Heimath einer strengen polizeilichen Aufsicht unterworfen wurde. Kein besseres Schicksal hatte

zu derselben Zeit der Minister Rostopschin. Nachdem er so eben den von ihm ganz in Suworoff's Sinne angestrebten Bruch mit Oesterreich zu seiner höchsten Befriedigung vollendet hatte, wagte er den ehemaligen Kammerdiener, Grafen Kutaissow, bei Paul zu verklagen, fand hier aber einen in der Intrigue überlegenen Widersacher und mußte als boshafter Verleumder das Amt und die Hauptstadt räumen, worauf dann dem Polizeiminister und Gouverneur von St. Petersburg, dem Grafen Pahlen, auch die Leitung des auswärtigen Amtes übertragen wurde. So ging dies endlos fort, bei wichtigen und bei kindischen Anlässen; es gab wenige vornehme Familien im Lande, welche nicht ein Opfer der kaiserlichen Aufwallungen zu beklagen hatten. Nicht anders als der Adel seufzte die hauptstädtische Bevölkerung unter dem Drucke. Wer dem Kaiser auf der Straße begegnete, mußte niederknieen, und wenn man im Wagen saß, aussteigen, um sich nieder zu werfen; nach wie vor waren der Frack und der runde Hut als Zeichen jacobinischen Wesens verboten; bei jeder Ausfahrt spähte Paul mit scharfem Blicke auf die Uebertreter solcher Vorschriften, und da die Sünder ohne weiteres Verfahren mit Stockschlägen und Peitschenhieben gestraft wurden, so stob Alles aus einander, wo der kaiserliche Wagen von fern erblickt wurde. Dagegen war Paul beliebt bei den Soldaten trotz alles peinlichen Drillens; sie sahen, daß der Kaiser auch sich selbst keine Muße gönnte, und waren zufrieden, daß er die unter Catharina sehr verwöhnten vornehmen Officiere ebenfalls zu strengem Dienste anhielt. Auch bei den Bauern in den Provinzen, die von seinen Launen nicht berührt wurden, war sein Name gern gehört, da er mit großem Eifer auf die Besserung ihrer Lage und die Beschränkung ihrer Frohnden hinarbeitete.

Er selbst hatte in seinem Dünkel keine Ahnung von irgend einer Gefahr. Daß im russischen Reiche sein Wille unter allen Umständen allmächtig war, verstand sich ihm ohne Weiteres von selbst. Aber auch Europa gegenüber hatte damals sein Selbstgefühl den höchsten Grad erreicht. Von dem störrischen, rechthaberischen Oesterreich hatte er die helfende Hand abgezogen, und sofort war Gottes Züchtigung über die Menschen hereingebrochen, welche den Geboten des großen Zaren den Gehorsam geweigert hatten. Auf der andern Seite, der einsichtige Mann, welcher jetzt in Paris regierte, hatte sich beeilt, ein pflichtmäßigeres Benehmen einzuhalten, und allen Wünschen Paul's gebührender Maßen nachzuleben versprochen. Dem hierauf gegründeten politischen Systeme hatte sich Schweden mit Eifer, Dänemark widerstrebend, aber gehorchend angeschlossen; auch Preußen hatte diesen Weg betreten, zögerte freilich

noch immer, dem Worte die That folgen zu lassen, und die versprochene Besetzung Hannovers zu vollziehen. Paul war sehr entschlossen, eine längere Unfolgsamkeit durch einen Angriff mit 100,000 Mann zu züchtigen, und dann die so oft in Rußland begehrte Weichselgrenze dem Reiche zu erobern. Hiemit würde er, nach der Demüthigung der beiden deutschen Großmächte, gestützt auf seine Schützlinge Baiern und Würtemberg, im deutschen Reiche das entscheidende Wort ergreifen und dazu noch in Südeuropa an der Türkei, Sardinien und Neapel getreue Vasallen besitzen. Ueber den Rest des Welttheils möchte dann Bonaparte, nachdem er jenen russischen Clienten Aegypten und Piemont zurückgegeben, nach seinem Ermessen verfügen, und somit würde der gesammte Continent dem russisch-französischen Bündniß unterworfen sein. Was aber die Auflehnung der abscheulichen Engländer betraf, deren Besiegung auf der See leider noch immer nicht völlig gewiß war, so dachte Paul deren Macht durch einen Heereszug nach Indien an der Wurzel zu treffen; er zog damals bei Orenburg eine kleine Armee unter General Knorring zusammen, welche nach seiner Meinung gerades Wegs über Khiwa und Herat zum Indus marschiren und hoffentlich schon im nächsten Sommer der englischen Herrschaft in Mysore und Bengalen den Garaus machen sollte.

So phantastisch und halb wahnwitzig sich diese Entwürfe heute ausnehmen, so fanden dieselben damals in Rußland doch zahlreichere Anhänger als Paul's frühere Politik. Warum der Kaiser zum Besten des gottlosen Occidents die schöne Friedensruhe des Reiches hatte stören wollen, war wenigen seiner Unterthanen verständlich gewesen; vielmehr hatten die Meisten sich geärgert, daß Paul seine guten Soldaten für die schlechten Zwecke Oesterreichs aufopfere, und Suworoff's Heimkehr mit Jubel begrüßt. Aber sehr einleuchtend war ihnen jetzt als würdige Aufgabe des heiligen Rußland das neueste Programm des Kaisers, eine leitende Stellung über ganz Europa, mit der Erwerbung von Ostpreußen als unmittelbarer Mitgift. So hatte Paul durchaus nicht Unrecht, wenn er eine Revolution in seinem Reiche für schlechthin undenkbar hielt, und eben damals in einem schwungvollen Manifeste seiner Nation für die bisher bewiesene Treue seinen Dank aussprach. Die verbannten Magnaten grollten, aber zitterten; die Soldaten und die Volksmassen hatten kein stärkeres Gefühl als Ehrfurcht vor Gott und dem Zaren [1]).

---

[1]) Ueber dies Alles vgl. Bernhardi, Geschichte Rußlands II., 2, S. 367 ff. und historische Zeitschrift III., S. 133 ff.

Auch hätte sich schwerlich eine Hand gegen den stürmischen Selbstherrscher erhoben, wenn Paul wenigstens an Einer Stelle seine Stimmungen und Affecte unter das Gebot der Vernunft und Sitte zu beugen vermocht hätte. Was ihm die Grube grub, war sein Verfahren gegen die eigene Familie. Wir haben früher gesehen, wie er das einst so innige Verhältniß zu seiner Gemahlin zerbrach, wie er Kälte und Mißtrauen zwischen ihr und sich aufzog, wie er den Widerwillen gegen sie auch auf die ältesten Söhne, insbesondere auf den Thronfolger Alexander, übertrug. Seine Leidenschaft zur Lapuchin, welche jetzt einem Fürsten Gagarin angetraut war, dauerte fort und fort; sein Benehmen gegen Frau und Sohn wurde mit jedem Monate rauher und feindseliger, der Großfürst wurde unaufhörlich mißhandelt, und mußte jeden Tag das Aergste und Aeußerste befürchten. Hierauf baute einer der wenigen wirklichen Staatsmänner, welche das damalige Rußland besaß, Graf Nikita Panin, früher Gesandter in Berlin, jetzt Vicekanzler, seinen Plan für einen Umschwung der Dinge. Eine Revolution, wie gesagt, war unmöglich; es gab nur ein Mittel, um durch plötzliche Beseitigung der herrschenden Persönlichkeit den Wechsel herbeizuführen, eine Verschwörung im Palaste. Sollte eine solche Katastrophe aber nicht auch im Falle des Gelingens, die Vernichtung ihrer Urheber zur Folge haben, so mußte sie unter der Zustimmung des Thronfolgers vor sich gehen, und nimmermehr hätte der gefühlsweiche Alexander unter halbweg erträglichen Verhältnissen ein solches Wort ausgesprochen. Hier trat denn einmal die ewige Nemesis völlig unverhüllt an das Licht. Paul selbst war es, welcher durch die verbrecherische Bedrohung der Seinigen dem Verderben die einzige Pforte öffnete, durch die es über sein Haupt hereinbrechen konnte. Panin stellte dem Großfürsten das Entsetzliche der Lage vor, und entwickelte die Nothwendigkeit, daß Alexander als Mitregent an die Seite seines Vaters gestellt werde. Dieser wollte anfangs von solchen Gedanken nichts reden hören, verstattete dann aber weitere Gespräche darüber und räumte allmählich ein, daß zur Abwehr eines völligen Ruins eine Aenderung in der Regierung unerläßlich sei. Damit hielt sich Panin seiner Genehmigung versichert und that einen weitern entscheidenden Schritt; er legte seine Absicht dem Polizeiminister Grafen Pahlen selbst vor. Dieser stand damals an der ersten Stelle in Paul's Vertrauen, wußte aber deshalb noch besser als jeder Andere, mit wie tödtlicher Unsicherheit eine solche Stellung bei diesem Gebieter behaftet war. Er war ein entschlossener, kluger und völlig scrupelloser Mann; er erklärte dem Grafen Nikita

auf der Stelle seine Bereitwilligkeit und setzte sich sofort mit thätiger Energie selbst an die Spitze der Verschwörung. Wir folgen den Einzelnheiten nicht weiter; es ist stets die Wiederholung desselben Vorgangs: die große Menge der Angeworbenen sind wie der Werber selbst die dem Kaiser zunächst Stehenden und deshalb die durch seine Ausbrüche zumeist Bedrohten, seine Adjutanten, seine Gardeofficiere; dazu traten einige besonders Gekränkte, Katharina's letzter Geliebter, Fürst Suboff, sowie der General Bennigsen, ein Hannoveraner, seit zwanzig Jahren im russischen Dienst, so eben ohne Grund von dem Kaiser ausgewiesen, durch Pahlen heimlich in Petersburg zurückgehalten. Bei der großen Zahl der Mitwisser wurde es dringlich, zu handeln, aber Tag um Tag hielt in dem grausamsten Seelenkampfe der Großfürst die Erlaubniß zurück. Da geschah, daß ein junger Neffe der Kaiserin, Prinz Eugen von Würtemberg, in Petersburg anlangte, und Paul ein unendliches Wohlgefallen an dem vierzehnjährigen Knaben bekundete. Während er ihn in höchst auffallender Weise bevorzugte, steigerte er die grobe Heftigkeit gegen seine Söhne; er erging sich in verfänglichen Reden, die Zeit des großen Schlages sei gekommen, vielleicht müßten Köpfe fallen, die ihm einst theuer gewesen. Zugleich wurde Panin nach Moskau verbannt, und plötzlich erfuhr man, daß Araktschejeff zurückgerufen sei. Diesem Mann traute man hündische Treue gegen den Kaiser und furchtbare Grausamkeit gegen jeden dem Kaiser Verdächtigen zu. Man mußte also endigen, wenn man nicht selbst zu Grunde gehen wollte. Pahlen theilte dem Großfürsten mit, daß Paul's Beschluß feststehe, die Kaiserin in Cholmogor, Alexander in Schlüsselburg, Constantin in Petersburg einsperren und dann den Prinzen Eugen als Thronfolger ausrufen zu lassen. Ob es begründet, ob es nur eine Erfindung zur Pression auf den Großfürsten war, wer weiß es? Jedenfalls wurde die Wirkung erzielt; Alexander genehmigte, daß der Kaiser zur Abdankung gezwungen würde, forderte aber die feierliche Zusage, daß dem Vater kein Leides geschehe. Dies Versprechen gab Pahlen mit großer Unbefangenheit, versammelte dann am Abend des 23. März seine Genossen zu einem üppigen Gelage, und geleitet durch des Kaisers ersten Adjutanten, dem zu jeder Stunde alle Thüren offen standen, führten Bennigsen und Suboff in tiefer Nacht einen Schwarm halb berauschter Officiere in den Palast und gerades Wegs in Paul's Schlafgemach. Der Kaiser, der bei dem Lärmen aus dem Bette gesprungen und sich hinter einer spanischen Wand versteckt hatte, wurde durch Bennigsen hervorgezogen; nach einigen schmähenden Wechselreden suchte er sich

loszureißen und schrie um Hülfe; Fürst Jaschwill umfaßte ihn, im Ringen stürzten Beide zu Boden, und Lieutenant Skellerct erdrosselte mit seiner Schärpe den unglücklichen Monarchen. Alexander, schleunig herbeigerufen, war entsetzt und fassungslos; allmählich machte man ihm begreiflich, daß geschehene Dinge nicht zu ändern seien, und von den Mördern seines Vaters umgeben, empfing er am andern Morgen die Huldigung[1]).

Diese furchtbare Tragödie machte dem nordischen Bunde und damit dem Traume der französisch-russischen Weltherrschaft ein Ende. Der junge Fürst, der auf so erschütternde Art zur Macht gelangt, war wenig geneigt, seine Regierung mit einer Fortsetzung der ausschweifenden Kriegspolitik seines Vaters zu beginnen, und wünschte von Herzen, die schwebenden Streitfragen nicht durch die Waffen, sondern durch ruhige Verhandlung zu lösen. Welchem Ziele man aber hierbei zustreben und welcher Partei man schließlich beitreten würde, blieb für den Augenblick völlig unentschieden. In der ersten Zeit hatten Pahlen und Suboff die Führung der Geschäfte; jener ein hervorragender Geist, dieser ein Mann der gewöhnlichsten Routine, in den auswärtigen Fragen jener den Franzosen, dieser den Engländern zugeneigt. Bei Pahlen's unbedingter Ueberlegenheit wäre also eine unbillige Zurücksetzung der französischen Interessen und Wünsche ganz sicher nicht zu erwarten gewesen, wie er denn z. B. zwar die mit Embargo belegten englischen Handelsschiffe freigab, um offne Feindseligkeiten mit Nelson zu vermeiden, aber mit voller Bestimmtheit alle Ansprüche der neutralen Flagge aufrecht hielt. Allein es war nicht daran zu denken, daß eine solche Haltung dem ungestümen Drängen Bonaparte's genügt hätte. Dieser hatte schon bei Paul's Lebzeiten mit sehr gemischten Stimmungen auf Rußlands Verfahren geblickt, den Ton beschützender Ueberlegenheit in den russischen Mittheilungen äußerst unpassend gefunden, die auf Aegypten bezügliche Forderung gar keiner Antwort gewürdigt. Immer aber hatte er gegen seine sonstige Weise jeglichen Aerger hinuntergewürgt, da Paul mit stets wachsendem Eifer an der Hauptsache, an dem Kampfe gegen England, festhielt, und seine Rüstungen am baltischen, wie am kaspischen Meere nachdrücklich fortsetzte. So fuhr denn Bonaparte bei der Nachricht von Paul's Ermordung wie ein Verzweifelter auf: bei seinem Scharfblicke hatte er keine Hoffnung mehr für die gigantischen

---

[1]) Vgl. Historische Zeitschrift a. a. O. Die dortige Darstellung beruht auf den Aufzeichnungen des Generals Bennigsen.

Entwürfe, die er auf die russische Mitwirkung gebaut hatte. Es war eben der halbe Wahnsinn Paul's erforderlich gewesen, um die russische Politik in die Bahnen der letzten Monate zu werfen; mochte an seine Stelle treten, wer da wollte, wenn der Nachfolger nicht auch gestörten Geistes war, so mußte der Friede mit England sehr bald hergestellt werden. Bonaparte war darüber nicht einen Augenblick im Zweifel, und ohne erst irgend eine Aeußerung des neuen russischen Machthabers abzuwarten, betrachtete er das bisherige System als gesprengt. Die nächste Folge dieser Auffassung war, daß er die dem verstorbenen Kaiser so freigebig gespendeten Verheißungen unter die Füße warf. Paul's wärmste Herzenssache war die Herstellung Sardiniens in Piemont gewesen; jetzt verfügte der Erste Consul zwar noch nicht förmlich, wohl aber thatsächlich die Vereinigung des Landes mit Frankreich, indem er es als französische Militärdivision organisirte und für die Civilverwaltung in sechs Departements eintheilte. Als darauf Pahlen, der bei allen französischen Neigungen doch einen überaus starken Sinn für Rußlands Ehre und Würde hatte, den Botschafter Kolytscheff anwies, auf die Erfüllung der gegebenen Zusagen zu dringen, und wiederum die Rückgabe Aegyptens an den Sultan zu begehren, weigerte Talleyrand die Annahme der etwas lebhaft geschriebenen Note, als beleidigend in ihrer Form, und antwortete auf eine zweite kühler gehaltene: die Voraussetzung jener Versprechungen sei die eifrige Theilnahme Rußlands an dem englischen Kriege gewesen; ehe der Erste Consul an die Erfüllung denken könne, müsse er vorher sehn, ob die jetzige Regierung die gleiche Energie zu bethätigen gedenke. Da war es denn kein Wunder, daß in Petersburg die englische Tendenz das Uebergewicht gewann, zumal indessen Graf Panin wieder in das auswärtige Amt zurückgetreten war und jener Richtung mit dem vollen Gewichte langer staatsmännischer Erfahrung seine Unterstützung lieh. Ein großer Schritt auf diesem Wege war Alexanders Erklärung, daß er auf das Großmeisterthum des Malteser-Ordens verzichte. Obgleich er dieselbe mit verschiedenen Begehren über die Verfassung des Ordens begleitete, welche noch längere Verhandlungen veranlaßten, war wenigstens jeder russische Anspruch auf den Besitz der Insel aufgegeben, und somit für England ein schwerer Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Solchen Gesinnungen kam das Ministerium Addington bereitwillig entgegen, und nach einigem Hin- und Herhandeln wurde über das Seerecht der Neutralen ein billiger Vergleich zu Stande gebracht. England ließ sich herbei, den Begriff der Contrebande auf Waffen, Munition und sonstiges

Kriegsgeräth, den Begriff der Blokade auf die Fälle wirklicher Absperrung eines Hafens oder einer Küste durch ein bewachendes Geschwader zu beschränken. Dafür verzichtete Rußland auf den Grundsatz, daß freie Flagge freies Gut mache, und gestattete englischen Kriegsschiffen der königlichen Marine die Untersuchung seiner Handelsfahrzeuge, selbst wenn diese unter dem Geleit eines russischen Kriegsschiffes segelten. Auf diese Bedingungen wurde der Vertrag am 17. Juni unterzeichnet, und damit der Friedensstand in der Ostsee hergestellt.

Aber während dieser Ereignisse hatte sich eine noch viel wichtigere Wendung vorbereitet. Auch zwischen Frankreich und England war es zu Friedensverhandlungen gekommen.

Es war nicht gerade ein glänzendes Symptom von Stolz und Muth in dem neuen englischen Ministerium, daß es gleich in den ersten Tagen seiner Amtsführung unter der Hand eine Anfrage nach Paris hinübersandte, ob dort Geneigtheit zum Frieden vorhanden sei[1]). Damals lebte Paul noch; die preußischen Truppen begannen die Besetzung von Hannover; die Expeditionen gegen Aegypten und Dänemark hatten noch keinen Schuß gethan: mit einem Worte, bei dieser auf allen Seiten bedrohlichen Lage konnte ein englisches Friedensgesuch den Schein einer gewissen Demüthigung nicht vermeiden. Indessen kam umgehend aus Paris eine günstige Antwort, und am 21. März schrieb der neue Minister des Auswärtigen, Lord Hawkesbury, eine amtliche Note an den französischen Commissar Otto, der seit Jahren in London mit der Sorge für die französischen Kriegsgefangenen beauftragt war. Talleyrand entgegnete, daß der Erste Consul wie immer zum Frieden geneigt sei, aber eine öffentliche Unterhandlung nicht für angezeigt halte, ehe man sich über gewisse allgemeine Gesichtspunkte verständigt habe. In diesem Sinne wurde Otto bevollmächtigt, die englischen Vorschläge entgegen zu nehmen, zunächst aber über den Verlauf der Unterhandlung strenges Geheimniß zu halten und zu begehren. Hiegegen hatte Hawkesbury nichts einzuwenden, und Anfangs April konnte man zur Erwägung der einzelnen Bedingungen schreiten.

Ueberblicken wir die damalige Lage Europas und die sich daraus ergebenden Wünsche Englands, so enthielt die Eröffnung der Friedensverhandlung an sich selbst den Verzicht auf ein großes und bleibendes Interesse von allgemeinster Bedeutung, auf die Beschränkung des erdrückenden Uebergewichts, welches das revolutionäre Frankreich auf dem

[1]) Adolphus history VII, S. 515.

ganzen europäischen Continente gewonnen hatte. Für eine Großmacht von dem Range der englischen war dies ein bitteres und vielleicht verhängnißvolles Opfer. Man mochte ohne großen Kummer bereit sein den Principienkampf gegen die Revolution, oder für die Herstellung Ludwig XVIII. aufzugeben; aber die gewaltsame Demokratisirung Hollands, Helvetiens, Italiens, die schrankenlose Abhängigkeit der deutschen Fürsten, des Papstes, Neapels, Spaniens von den Winken des Ersten Consuls, das Alles ergab einen Zustand Europa's, der auf die Dauer auch für Großbritannien entwürdigend, wenn nicht erdrückend, werden mußte. Indessen für den Augenblick meinte man kein Mittel dagegen zu besitzen. Das eigne Heer kam ohne große Bundesgenossen gegen Bonaparte's Legionen kaum in Betracht, und zu einer neuen Coalition gegen Frankreich zeigte sich keine Aussicht auf keiner Seite. So wollte man dulden, was man zu ändern nicht vermochte, und, wenngleich nicht mit allzusicherer Ueberzeugung, einstweilen an Bonaparte's oft wiederholte Betheuerung seiner Friedensliebe glauben. Denkbar schien es doch immer, daß er nach allseitiger Herstellung des Friedens sich mit den bisherigen Erfolgen begnügte und seinen Nachbarn auf dem Continente Selbständigkeit und Ruhe gönnte.

Auf diesem Standpunkte einmal angelangt, blieb als Aufgabe der Friedensverhandlung ein Doppeltes, einmal die Sorge für die wenigen Freunde, welche England noch geblieben waren, die Türkei, Neapel, Portugal, sodann die Frage über das Schicksal der in dem langen Kampfe eingenommenen Territorien. Frankreich war noch im Besitze von Aegypten, welches Land an innerem Werthe alle englischen Eroberungen aufgewogen hätte, wäre es sicher in Frankreichs Hand gewesen. England hatte seinerseits im Mittelmeer die Inseln Malta und Minorca gewonnen, in Indien Pondichery und Chandernagore den Franzosen, die Insel Ceylon und eine Anzahl kleinerer Stationen den Holländern entrissen; zudem hatten die Letztern das Cap der guten Hoffnung eingebüßt; in Amerika endlich waren die französischen Antillen außer Guadeloupe, das spanische Trinidad und das holländische Guyana und Surinam in englischer Hand. Schon auf dem Congreß zu Lille im Jahre 1797 hatte man sich zu ansehnlichen Rückgaben bereit erklärt, und war auch jetzt der gleichen Gesinnung; immer aber wollte man doch nicht völlig leer ausgehn, wünschte vielmehr auf jeden Fall Ceylon in Asien, sowie Martinique und Trinidad in Amerika, und dazu, wenn Aegypten französisch bliebe, Malta im Mittelmeer und Pondichery in Indien zu behaupten.

Für den Beginn der Unterhandlung wurden nun nach löblichem Brauche die Begehren erheblich höher gestellt, zumal jetzt durch den Tod des Kaisers Paul und die glücklichen Kämpfe vor Kopenhagen und Alexandrien die kriegerischen Aussichten Frankreichs schwere Einbuße erlitten. Einstweilen hielt die französische Diplomatie das gleiche Verfahren inne, Forderungen weit über die letzte Absicht hinaus vorzulegen: in äußerst herrischem Tone blieb Bonaparte bei der Weigerung, Aegypten zu räumen, und erklärte es für eine Ehrensache Frankreichs, seinen spanischen und batavischen Verbündeten ihre sämmtlichen Colonien wieder zu schaffen. Er hoffte immer noch, Verstärkungen nach Aegypten zu werfen, und seit langer Zeit trieb er Spanien zu einem Kriegszuge gegen Portugal, um durch die Bedrängniß dieses ältesten aller britischen Bundesgenossen auf die englische Regierung einzuwirken. Auch begann er jetzt mit großem Nachdrucke von einer Landung in England zu reden, und bei Boulogne an der Küste des Kanals eine zahlreiche Flotille kleiner Transportschiffe zu sammeln, auf welchen ein Heer von 100,000 Mann den vernichtenden Stoß in Englands Herz führen sollte. Man brach deshalb die diplomatischen Erörterungen nicht ab, empfand aber mit jedem Tage deutlicher, daß die Dinge erst dann zum Abschlusse reif sein würden, wenn die kriegerische Entscheidung über Portugal und Aegypten gefallen wäre. In schweigendem Einverständnisse schleppten demnach Hawkesbury und Otto ihre Gespräche über formelle Fragen und statistische Schätzungen der einzelnen streitigen Inseln hin: das bestimmende Wort war noch einmal den Kanonen übertragen.

Wir haben früher wahrgenommen[1]), wie bereits Anfangs 1798 in Paris der Gedanke aufgetaucht war, Spaniens unbehülfliche Kraft gegen Portugal in Bewegung zu setzen, und bei dieser Gelegenheit vielleicht auch durch ein französisches Hülfscorps auf der pyrenäischen Halbinsel festen Fuß zu fassen. Daß damals Spanien auf den Plan nicht einging, trug nicht wenig zu dem Zorne des Directoriums und dem bald nachher von ihm bewirkten Sturze Godoy's bei. Aber auch dessen Nachfolger im auswärtigen Amte, Saavedra, und später Don Luis Urquijo, bezeigten geringe Neigung zu dem portugiesischen Abenteuer, und während der Siege der zweiten Coalition war Frankreich nicht in der Lage, der spanischen Regierung erhebliche Opfer wider deren Willen aufzuerlegen. Unterdessen wußte Godoy, wenngleich noch immer außer Amt, seinen persönlichen Einfluß bei dem Königspaare wieder herzustellen,

---

[1]) Oben Seite 37.

und als Bonaparte nach dem Siege von Marengo, in Spanien wie sonst in Europa bewundert und gefürchtet, erneuerte Anknüpfung in Madrid suchte, war der Günstling höchst eifrig, auf die Wünsche des gewaltigen Nachbarn einzugehen, und sich dadurch eine mächtige Stütze für seinen persönlichen Ehrgeiz zu sichern. Bonaparte verstand es übrigens, in Madrid nicht weniger als in Petersburg, die wirksamen Argumente zu finden. Wie er das Herz des Zaren durch das Angebot Malta's gewonnen, so traf er den liebsten Wunsch der Königin durch die Wiederanknüpfung jener Gespräche, welche 1796 den Bundesvertrag von San Ildefonso begleitet hatten [1]), die erneuerte Aussicht auf eine glänzende Ausstattung der herzoglichen Familie von Parma. Maria Luise war eine Tochter dieses Hauses, die Schwester des jetzt regierenden Fürsten; sie hatte dem Sohne desselben eine Tochter vermählt und war nach wie vor bereit, für deren Erhöhung jedes Opfer auf Spaniens Kosten zu bringen. So wurde am 1. October 1800 in San Ildefonso ein vorläufiger Vertrag unterzeichnet, welcher für Parma die Erwerbung entweder Toscanas oder der Legationen mit dem Königstitel festsetzte, und dafür Spanien die Abtretung Luisianas und die Ueberlassung von sechs Linienschiffen an Frankreich auferlegte. Das Interesse des Landes war hier der Familienliebe der Königin in unverantwortlicher Weise geopfert; so viel hatte Urquijo noch erreicht, daß der Krieg gegen Portugal wenigstens im Vertrage nicht ausdrücklich erwähnt wurde, obgleich die Königin auch damit ihr Einverständniß erklärt hatte [2]).

Aber nicht lange wurde spanischerseits diese Linie festgehalten. Godoy in seinem gierigen Drange, den unbeschränkten Besitz der frühern Machtstellung zurückzugewinnen, verschmähte kein Mittel; der stattliche und sittenlose Urquijo hatte eine Zeit lang seinen Vorgänger auch in der persönlichen Gunst der Königin verdrängt, und mußte deshalb um jeden Preis entfernt werden. So näherte sich ihm der Friedensfürst mit heuchlerischer Freundschaft, und trieb ihn an, als Vertreter der Nationalehre Spaniens, den unleidlichen Zumuthungen Bonaparte's einen stolzen Widerstand entgegenzusetzen. Urquijo ging in die Falle, und binnen wenigen Wochen kam es so weit, daß Bonaparte seinen Bruder Lucien nach Madrid sandte, um die augenblickliche Absetzung eines Ministers zu fordern, welcher gegen die französische Republik in solcher Weise aufzutreten wage. Da Godoy zu gleicher Zeit unter gänzlicher Verläugnung seiner

---

[1]) Band IV, S. 217.

[2]) Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens I, 102 ff.

frühern Tendenzen auch mit der ultramontanen Partei auf Kosten der spanischen Kirchenfreiheit seinen Frieden machte, so wurde Urquijo, ein eifriger Gegner Roms und Vorfechter national-kirchlicher Unabhängigkeit, auf der Stelle aus dem Ministerium in strenge Festungshaft verwiesen, und eine willenlose Creatur des Friedensfürsten, Don Pedro Cevallos, zum Minister des Auswärtigen gemacht. Damit war das letzte Hinderniß für die Forderungen des Ersten Consuls glorreich aus dem Wege geräumt, und wieder nach wenigen Wochen that die selbstmörderische Politik des spanischen Hofes einen verhängnißvollen Schritt weiter vorwärts.

Am 29. Januar 1801 brachten Cevallos und Lucien Bonaparte einen neuen Vertrag zu Stande, in welchem Spanien sich verpflichtete, Portugal den Krieg zu erklären, falls dieses nicht binnen vierzehn Tagen seinen Frieden mit Frankreich schließe, sich von England vollständig trenne, die englischen Schiffe aus seinen Häfen ausweise und ein Viertel seiner Provinzen in Spaniens Hände lasse, bis England die Inseln Malta, Minorca und Trinidad geräumt habe; sollte Portugal diese Forderungen weigern, so würde Frankreich ein Hülfscorps von 15,000 Mann zu dem spanischen Heere stellen, welches gegen Portugal in das Feld rücken werde. Da jetzt in der That militärische Rüstungen in Madrid angeordnet, und, so weit es die schreckliche Finanznoth verstattete, Truppen an der portugiesischen Grenze zusammengezogen wurden, so ließ sich auch Bonaparte herbei, den Lohn für all' diesen guten Willen vertragsmäßig festzustellen. Dies geschah zu Madrid am 21. März 1801. Gegen die nochmalige Zusicherung der Besetzung portugiesischer Provinzen bis zum allgemeinen Frieden, überwies Bonaparte dem jungen Ehepaar von Parma das ihm in Lüneville von Oesterreich eingeräumte Toscana unter dem Titel eines Königreichs Etrurien; dafür bekräftigte Spanien die Abtretung Luisianas, und sollte Parma nach dem Tode des alten Herzogs an Frankreich fallen. Hierauf kam dann verdoppeltes Leben in die militärische Anstrengung der Spanier; allmählich wuchs ihre Streitmacht bis auf 40,000 Mann, zu welchen noch das französische Hülfscorps von 15,000 unter Bonaparte's Schwager Leclerc stoßen sollte. Am 20. Mai 1801 begann der Friedensfürst, der mit großem Pompe den Oberbefehl übernommen hatte, seine Operationen. Die Portugiesen, seiner Uebermacht nicht gewachsen, gingen nach einigen Scharmützeln bei Arronches und Flor de Rosa zurück über den Tajo, und gegen Ende des Monats war die ganze Provinz Alemtejo in den Händen der Spanier.

Auf die Nachricht von diesen Fortschritten sandte Bonaparte sofort den Befehl an Otto, die englische Unterhandlung jetzt in vollem Ernste wieder aufzunehmen. Er hoffte in England keinen geringen Eindruck zu machen, wenn er Portugal bis zur Herausgabe aller englischen Eroberungen festhalten zu wollen erklärte. Aber dieser schöne Gedanke, einen Dritten zu peinigen, damit dessen Schmerzensschrei das Herz der Engländer rühre, sollte keinen langen Bestand haben. In Lissabon, wo man vor Allem den Einbruch der französischen Truppen fürchtete, beeilte man sich, den Minister Pinto zu einer Friedensverhandlung an Godoy abzusenden, und dieser, der bei der Annäherung seiner französischen Kampfgenossen ganz ähnliche Gefühle wie Pinto hatte, beeilte sich, sein Königspaar nebst Lucien Bonaparte nach Badajoz zu bescheiden, um hier in glänzendem Triumphe die Unterwerfung Portugals entgegen zu nehmen. Pinto unterschrieb, was man ihm vorlegte, die Schließung der portugiesischen Häfen für die englischen Schiffe, die Abtretung des Bezirks von Olivenza an Spanien, eine starke Kriegscontribution an Frankreich und erlangte für diese Opfer die sofortige Räumung des portugiesischen Gebietes durch die spanischen Truppen. König Carl, in der innersten Seele froh, seinem Schwiegersohne nicht mehr feindlich gegenüber zu stehn, bestätigte den Vertrag auf der Stelle, und auch Lucien fand keinen Grund, seine Unterschrift zu weigern.

Der Erste Consul wüthete, als er am 15. Juni diese Vorgänge erfuhr. Noch nie, erklärte er, sei seine Regierung von einem solchen Mißgeschick betroffen worden. Er weigerte dem Vertrage die Ratification, wollte weitere 10,000 Mann über die Pyrenäen schicken und begehrte dazu ein spanisches Corps von gleicher Stärke, um mit diesen Streitkräften trotz des Vertrages Oporto zu besetzen. Otto, welchem unterdessen Lord Hawkesbury seine ursprünglichen Forderungen wiederholt hatte, erhielt die Weisung, diese kriegsdrohenden Maßregeln anzuzeigen, und dem englischen Minister zu eröffnen, daß, wie Frankreich Aegypten nur gegen die Rückgabe Maltas und Minorcas räumen würde, so auch Portugal erst dann seine Provinzen zurück erhalten könne, wenn England die von ihm eroberten Colonien in Amerika heraus gäbe. Aber die Stunde für ein solches Poltern war übel gewählt. Man hatte in London neue günstige Kunde aus Aegypten; der Capudan Pascha hatte 6000 Albanesen bei Abukir gelandet, der Großwesier mit 30,000 Mann die Landenge von Suez passirt, General Hutchinson die Umgegend von Alexandrien durch einen Dammdurchstich überschwemmt; er hielt seitdem mit seinen Kanonenbooten den General Menou und 8000 Mann

in der Stadt blokirt, und hatte seine Landtruppen beinahe vollständig zur weitern Besetzung des Innern verfügbar. Was Portugal betraf, so hatte man in London allen Grund zu der Ansicht, daß trotz der Entrüstung Bonaparte's die spanische Regierung dieses Mal festbleiben und die Waffen nicht wieder aufnehmen würde; die Erklärung Otto's machte also nicht den geringsten Eindruck. Im Gegentheil, so friedliebend sonst das Ministerium war, erwiderte doch am 25. Juni Lord Hawkesbury mit großer Schärfe: wenn England Malta herausgeben solle, so genüge nicht die Rückgabe Aegyptens an den Sultan, sondern es müsse ganz Italien wieder seine alte Unabhängigkeit erhalten; und ebenso wenig könne England für eine kleine portugiesische Provinz seine weiten Eroberungen in Amerika opfern; höchstens die Insel Trinidad werde man den Spaniern herausgeben, wenn diese den Portugiesen Olivenza zurückerstatteten. Mit diesen Erörterungen war man auf geradem Wege zum Bruche; die Erwähnung Italiens in dieser Note konnte allein genügen, den ganzen bisherigen Standpunkt der Unterhandlung zu verschieben. Indessen dieselben Thatsachen, welche die englische Stimmung hoben, wirkten niederdrückend und folglich beschwichtigend auf Bonaparte; er schwieg also einstweilen zu der englischen Note, bis seine Befehle, wie er hoffte, Spanien wieder auf den rechten Weg zurückgebracht hätten. Hier aber stand ihm eine neue Enttäuschung bevor. So zitternd sonst Godoy den Winken des Ersten Consuls nachkam, dieses Mal war es doch klar wie das Sonnenlicht, daß für Bonaparte, inmitten seiner großen Friedensverhandlung mit dem englischen Hofe, der Beginn eines Krieges gegen Spanien geradezu eine Unmöglichkeit war. Ihn zu kränken, konnte in der Zukunft schwere Folgen für Spanien haben; aber Godoy war niemals gewohnt, um die Zukunft zu sorgen. So überließ er sich unbekümmert der Genugthuung, in der augenblicklich gedeckten Stellung dem despotischen Beschützer einmal ganz gründlich einen selbständigen Willen zu zeigen; anstatt nach Bonaparte's Forderung den Vertrag von Badajoz zu zerreißen, erklärte er denselben für unverletzlich, verbat mit großem Ernste das Einrücken weiterer französischer Truppen in Spanien, forderte vielmehr den sofortigen Abmarsch der auf spanischem und toscanischem Boden befindlichen Regimenter. Man kann sich vorstellen, was in Bonaparte's Innerem vorging, als er diese Dinge las. Es scheint, sagte er dem spanischen Gesandten, daß die katholischen Majestäten müde sind, auf ihren Thronen zu sitzen, und das Schicksal der übrigen Bourbonen zu theilen verlangen. Indessen wurde es dem umsichtigen Talleyrand nicht schwer, ihn unter den gegebenen Umständen von offenen Gewalt=

schritten abzuhalten. Die Hauptsache, schrieb er ihm, bleibe immer die englische Unterhandlung. Spanien hätte sich verpflichtet, durch Besetzung der portugiesischen Provinzen England zur Herausgabe der spanischen Colonien zu nöthigen. Indem es seinerseits jene Vertragspflicht unerfüllt lasse, entbinde es Frankreich von der Bundespflicht, für die spanischen Colonien zu sorgen. Ohne irgend welches Bedenken könne jetzt Frankreich der von England begehrten Abtretung der Insel Trinidad zustimmen, und damit ein Haupthinderniß des ersehnten Friedensschlusses beseitigen[1]). Dem Ersten Consul leuchtete diese Erörterung ein. Nach Madrid erging die Weisung an Lucien, dem spanischen Hofe zu erklären, daß die französischen Truppen in Spanien bleiben würden, bis der Friede zwischen Frankreich und Portugal geschlossen sei; bei der geringsten Miene feindseliger Haltung gegen dieselben würde die letzte Stunde der spanischen Monarchie geschlagen haben; im Uebrigen wurde von einer Aufhebung des Vertrags von Badajoz nicht mehr geredet. Dazu kamen immer schlimmere Nachrichten aus Aegypten. Engländer und Türken besetzten einen Ort nach dem andern im Delta; Anfang Juni wandten sie sich gegen Kairo, wo General Belliard den Rest der französischen Streitmacht, etwa 11,000 Mann, befehligte; ein Ausfallversuch, den er gegen den Großwesier machte, wurde von diesem abgewehrt und die Stadt auf beiden Ufern des Nils eingeschlossen. Die Lage der Besatzung war hoffnungslos nach allen Seiten, und Belliard capitulirte am 23. Juni gegen freie Ueberfahrt seiner Truppen nach Frankreich. Bald nachher landete auch General Baird mit 7000 Sepoys bei Kosseir und besetzte ohne Widerstand Oberägypten; das ganze herrliche Land bis auf Alexandrien war für die Franzosen verloren.

Mit diesen Ereignissen war der Inhalt des englischen Friedens festgestellt, wenn der Erste Consul überhaupt den Frieden ernstlich wollte. In der That aber, er begehrte ihn, trotz der allerdings wenig erheblichen Opfer, welche das doppelte Mißgeschick in Portugal und Aegypten ihm dabei auferlegte. Er kannte die heiße Sehnsucht des französischen Volkes nach der Beendigung des zehnjährigen Riesenkampfes, welcher das Land mit unvergänglichem Ruhm gesättigt und mit blutigen Wunden bedeckt hatte. Das erste Wort des 18. Brumaire war die Verheißung eines ehrenvollen Friedens gewesen, und Bonaparte mußte dieser Zusage genugthun, wenn er sich die bereitwillige Zustimmung der Nation zu den weiteren Zielen seines Ehrgeizes sichern wollte. Und selbst wenn

[1]) Talleyrand an Bonaparte, 9. Juli.

er nicht an die Verwandlung seines consularen Sessels in einen Kaiserthron gedacht hätte, so würde die innere Ordnung und Sicherheit seiner Regierung damals in der nachdrücklichsten Weise eine längere Pause in den bisherigen kriegerischen Anstrengungen erfordert haben. Wir haben uns oben[1]) den Inhalt der Berichte vergegenwärtigt, welche ihm seine Staatsräthe im Sommer 1801 nach ihrer Bereisung der Provinzen abstatteten, den Verfall der Industrie, die Vernichtung des Handels, die Verkümmerung des Unterrichts, das Elend der Communen, die Unsicherheit der Straßen; dazu die Schlaffheit der Beamten, die Zuchtlosigkeit der Generale, die Unordnung und Unzulänglichkeit der Finanzen: Uebelstände tödtlicher Art, welche die demokratische Revolution ihrem siegreichen Erben hinterlassen, an deren Besserung er seit achtzehn Monaten mit unendlicher Anstrengung und Einsicht gearbeitet hatte, deren Heilung aber nach der Natur der Menschen und der Dinge nur dann möglich war, wenn er eine Zeit lang alle Mittel der Staatsgewalt unbedingt und unausgesetzt dem einen großen Zwecke widmen konnte. So wünschte Bonaparte für jetzt den Frieden, den allgemeinen Frieden, zunächst um auch diesen glänzendsten Ruhmeskranz um seine Stirne zu legen, und dann, um in einem solchen Augenblicke der Muße Frankreichs Kräfte zu neuen, künftigen, unermeßlichen Erfolgen zu stählen.

In England hatte unterdessen eine ähnliche Stimmung den Sieg davon getragen. Allerdings war das materielle Friedensbedürfniß dort lange nicht so stark, wie auf der französischen Seite; eine reiche Erndte beseitigte so eben die drückende Theuerung der beiden letzten Jahre und der innere Zustand war überall in gedeihlicher Ordnung. Aber man war des langen Krieges müde; man sah keinen greifbaren Nutzen von seiner Fortsetzung; trotz aller bisherigen Siege gab es doch keine Bürgschaft für die stete Fortdauer des Kriegsglücks. Nur eine kleine Gruppe weitblickender Staatsmänner, geführt von den beiden frühern Ministern Grenville und Windham, verwarf jede Abkunft, bei welcher Bonaparte's Riesenmacht auf dem Continente bestehn bliebe. Ein solcher Friede, sagten sie, würde einer vorsichtigen Regierung nicht verstatten, eine einzige Fregatte außer Dienst, ein einziges Bataillon außer Kriegsbereitschaft zu stellen: man müßte alle Kriegslasten forttragen, ohne die Vortheile des Krieges, ohne die Segnungen des Friedens. Da wurde es entscheidend für das Ministerium Addington, daß William Pitt sich wie im Jahre 1797 rückhaltlos auf die Seite der Friedensfreunde stellte, und in dem letzten Abschnitte

[1]) Am Schluße des siebenten Buches.

der Verhandlung sich als Helfer und bald als Lenker Hawkesbury's persönlich an demselben betheiligte[1]). Er war, wie wir wissen, zu keiner Zeit der Mann eines Krieges bis auf das Messer gewesen; er hatte mit Kummer den Angriff des Convents erlebt, und niemals ein Hehl aus seinem Wunsche nach ehrenhafter Beendigung des Kampfes gemacht. Jetzt peinigte ihn die Sorge, ob nicht bei aller Fülle der nationalen Hülfsquellen die Finanzen des Staates dringend der Erholung bedürften, und wenn ein glänzender Friede nach Grenville's Sinn sich unmöglich zeigte, so war Pitt der Meinung, daß man sich in der jetzigen Lage auch mit einem leidlichen Abschlusse begnügen müsse.

Nach solchen Auffassungen hatte Lord Hawkesbury am 20. Juli der französischen Regierung mitgetheilt, daß bei der bevorstehenden Verdrängung der Franzosen aus Aegypten England nicht länger auf der Erwerbung Maltas bestehe, sondern die Insel dem Johanniterorden zurückgeben wolle; dafür aber verlange man die Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Königreich Neapel, und begehre in Indien die Insel Ceylon und in Afrika das Cap der guten Hoffnung; in Amerika endlich lasse man die Wahl zwischen der Abtretung von Martinique und Trinidad oder des holländischen Guyana. Bonaparte's Antwort erfolgte umgehend am 23. Juli. Eine stolze Einleitung schickte er voraus. Er drohte, wenn die Feindseligkeiten fortdauerten, mit der Besetzung Hannovers; er bemerkte, daß Aegypten keineswegs in den Händen der Engländer sei, denn Aegypten sei in Alexandrien, und dieses werde ein Jahr aushalten; umsonst würde England eine neue Coalition hervorzurufen suchen, und wenn es ihm wider Erwarten gelänge, so würde das kein anderes Ergebniß haben, als die Geschichte der Größe des alten Rom zu erneuern. Er legte dann seinen Gegenentwurf vor: Rückgabe Aegyptens an die Pforte, Maltas an den Orden, Abzug der Franzosen aus Neapel, Integrität Portugals. England erhalte Ceylon, verzichte aber auf jeden Erwerb in Amerika. Otto wurde zu der Erklärung angewiesen, daß seine Regierung wenig Neigung zu weitern Einräumungen haben werde, daß vor Allem die Herausgabe Maltas und Martiniques unerläßlich sei; darin lag unausgesprochen die Möglichkeit, Trinidad zu opfern, und schließlich hieß es denn auch in der Instruction, wenn es nicht anders gehe, dürfe Otto die Abtretung der spanischen Insel bewilligen.

---

[1]) Die leider sehr spärlichen Mittheilungen Rose's und Malmesbury's lassen an dieser Thatsache keinen Zweifel.

Hätte Lord Grenville diese Depesche gekannt, sie würde ihm reichen Stoff für seine Verwerfung jedes Friedens mit Bonaparte geboten haben. Denn in der That, die Art, wie Bonaparte mit seinen Zusagen von Lüneville umging, konnte wenig Neigung irgend zu einem Vertragsverhältnisse mit ihm erwecken. Wie er trotz der in Lüneville garantirten Unabhängigkeit Bataviens, Helvetiens und Oberitaliens diese Lande fortdauernd militärisch besetzt hielt, so drohte er jetzt, trotz des in Lüneville geschlossenen deutschen Friedens, mit der kriegerischen Besetzung eines deutschen Churfürstenthums, wenn der englische Hof seine Bedingungen nicht annehme. Welches Vertrauen konnte das Wort eines solchen Paciscenten in Anspruch nehmen, dem jeder Vertrag nur als Stufe zu neuer Gewaltthat diente? Indessen Lord Hawkesbury sah weniger auf die Einkleidung als auf den Inhalt der vorgeschlagenen Artikel; hier fand er die Deckung der drei englischen Clienten, der Türkei, Neapels und Portugals; er sah die Einräumung Ceylons und die Aussicht auf weitere Concessionen, und wenn diese sich auch, wie vorauszusehen, auf Trinidad beschränkten, so war es doch kaum denkbar daß nur wegen der einen Insel Martinique die Wohlthat des Weltfriedens vereitelt werden sollte. Diese Ansicht wurde durch den Umstand bestärkt, daß Nelson im Laufe des August vergebliche Versuche zur Zerstörung der bei Boulogne geankerten Flottille machte, und da Otto bald genug mit der Abtretung Trinidads herausrückte, erschien Ende August der Abschluß des Friedens sicher gestellt. Um den schwachen Johanniterorden vor künftigen Ueberfällen zu bewahren, beantragte England die Garantie einer neutralen Großmacht; der Erste Consul erhob dagegen keine Einwendung, und um das Ende des Kriegsstandes zu beschleunigen, wurde beschlossen, die Frage, wer diese Garantie übernehmen sollte, nebst der Regelung mehrerer untergeordneten Einzelnheiten einem künftigen Definitiv-Vertrage vorzubehalten und für jetzt auf Präliminar-Artikel abzuschließen. Sorgsam vermied man auf französischer Seite, die einst so prunkend betonten Forderungen des neutralen Seerechts, so wie auf englischer, die drückende continentale Uebermacht der Franzosen zu berühren; man wußte, daß jede Erwähnung dieser Dinge den Vertrag noch in der letzten Stunde zerreißen würde; es war allerdings ein schlimmes Zeichen für die Dauer der Eintracht, daß man die stärksten Quellen des Haders nicht zu schließen, sondern zu ignoriren beflissen war.

So wurde am 1. October 1801 der Friede in London geschlossen, zu großem Jubel der beiden Bevölkerungen, zu lebhafter Befriedigung von ganz Europa. Am folgenden Tage kam die Nachricht von der am 30. August

erfolgten Capitulation von Alexandrien; es ist gut, sagte Lord Hawkesbury, daß sie nicht früher angelangt ist; wir hätten sonst unsere Forderungen steigern müssen. Bonaparte, stets ungeduldig, ganze und rasche Resultate zu gewinnen, beeilte sich fortan, jeden Tag durch eine neue Friedensbotschaft zu bezeichnen. Eine Abkunft mit der Türkei, die nach der Befreiung Aegyptens keine Schwierigkeit mehr hatte, stellte alle alten Freundschafts- und Handelsverträge zwischen beiden Mächten wieder her. Ein Friedensschluß mit Portugal verzichtete auf Besetzung seiner Provinzen, aber erhöhte die zu Badajoz zugesagte Zahlung von 15 auf 25 Millionen. Ein Vertrag mit Baiern erneuerte die alten Bundesbeziehungen und sicherte dem Churfürsten eine reiche Entschädigung für seine linksrheinischen Verluste. Endlich machte eine Uebereinkunft mit Rußland dem factisch längst beseitigten Kriegsstande auch der Form nach ein Ende. Einige der bisherigen Schwierigkeiten waren bereits durch die Ereignisse aus dem Wege geräumt worden; Alexander hatte auf Malta, der Erste Consul auf die Besetzung Neapels verzichtet. In Italien war die Herstellung oder Entschädigung des Königs von Sardinien, welche der Kaiser erstrebte, Bonaparte aber abzulehnen entschlossen war, vorläufig unerledigt geblieben; man verfuhr zuletzt ähnlich wie zu London mit den seerechtlichen Fragen: man schwieg allerdings dieses Mal über den Streitpunkt nicht ganz, aber man ging mit einer inhaltlosen Redewendung darüber hinweg; man würde sich, hieß es in dem Vertrage, seiner Zeit in einer den jetzigen Verhältnissen möglichst angemessenen Art verständigen. Endlich erklärte man, da beide Reiche bei der Vermittlung des Teschener Friedens ihr Interesse gefördert hätten, würden sie auf's Neue zusammenwirken, um in Deutschland solche Gebietsvertheilungen herbeizuführen, wie sie dem europäischen Gleichgewicht angemessen wären; insbesondere versprach Frankreich, das Seinige zu thun, um den fürstlichen Häusern von Baiern, Würtemberg und Baden[1]) eine möglichst vortheilhafte Entschädigung zu verschaffen. Mit dieser Clausel zu Gunsten der russischen Clienten sicherte sich der Erste Consul im Voraus die russische Unterstützung für seine weitgreifenden Beschlüsse über die künftige Gestaltung Deutschlands. Was er hier erreichen und einrichten wollte, stand längst in seinem rastlos vorwärts drängenden Geiste fest. Wenn er vor Jahren die alte Reichs-Verfassung oder -Unverfassung dem Directorium empfohlen, wenn er bemerkt hatte, man

[1]) Paul war, wie wir bemerkt haben, mit einer würtembergischen, Alexander mit einer badischen Prinzessin vermählt.

müßte dieselbe, falls sie nicht existirte, im Interesse Frankreichs erfinden, so dachte er jetzt ihre löbliche Wirkung, die nationale Ohnmacht Deutschlands, unter den neuen Formen noch gründlicher herbeizuführen. Wie bei den innern Organisationen die letzten Commissionen der Fünfhundert, so hatten für die deutschen Fragen ihm Sieyès und Talleyrand vorgearbeitet[1]), und Bonaparte erkannte sofort den Machtgewinn, den ihm jene Pläne in Aussicht stellten. Mochte fortan der Regensburger Reichstag noch eine Weile sein schattenhaftes Dasein fortsetzen, thatsächlich würde Deutschland nichts mehr als ein geographisches Nebeneinander zahlreicher selbständiger Staaten sein. Von diesen sollten die beiden größten, Oesterreich und Preußen, durch die neue Besitzvertheilung, der eine im Süden, der andere im Norden, möglichst nach Osten geschoben, und dabei Oesterreich, welches Bonaparte für die stärkere Macht von beiden hielt, in geringerem Maße als Preußen ausgestattet werden, damit unter beiden ein vollkommenes Gleichgewicht der Kräfte stattfände, ihre Rivalität verewigt, und hierdurch, so wie durch die räumliche Entfernung ihr Einfluß auf die übrigen deutschen Staaten aufgehoben würde. Hier aber, im Westen des Reiches, wäre eine Gruppe größerer und kleinerer Territorien zu bilden, auch die kleineren von solchem Umfange, daß sich dort ein festes particulares Staatsbewußtsein entwickeln könnte, auch die größeren von solcher Schwäche, daß sie gegenüber Oesterreich oder Preußen, und vollends gegenüber einem Wiederaufleben des Reichsgedankens, niemals des französischen Beschützers entrathen könnten. Dann wären doch alle Vorkehrungen getroffen, um selbst ohne förmliche Einverleibung, wie Italien so auch Deutschland dem Herrscherwillen des neuen Charlemagne für immer unterthan zu machen.

Nun verstand es sich, daß dies Alles nicht binnen wenigen Wochen, und auch, daß es nicht in allen Einzelheiten nach dem ursprünglichen Plane verwirklicht werden konnte. In der Hauptsache aber stand das Ergebniß, die Auflösung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit der Unterzeichnung des russischen Vertrages als unwiderrufliche Thatsache fest. England verzichtete zur Zeit auf jede Theilnahme an der continentalen Politik; Oesterreich hatte damals keine Kraft zu erfolgreichem Widerstand; Preußen und Rußland schlossen sich einstweilen den Intentionen Bonaparte's an. So war Deutschlands nächstes Schicksal besiegelt, und der Sieg der revolutionären Gewalten über die letzten Reste der mittelalterlichen Ordnung Europas vollendet.

---

[1]) S. o. Seite 260.

Gleich nach dem Staatsstreiche hatte, wie wir uns erinnern, Boulay von der Meurthe dem französischen Volke als segensreiche Frucht des 18. Brumaire den Rechtsschutz im Innern und den Frieden nach Außen zugesagt. Gleich nach der Vollendung der Consular-Verfassung hatte Bonaparte in seiner ersten Proclamation das gewichtige Wort verkündigt: die Revolution sei jetzt zu den Grundsätzen ihrer Entstehung zurückgekehrt und damit abgeschlossen. In wie weit waren diese stolzen Verheißungen erfüllt worden?

Zunächst die innere Ordnung war, wenn auch nicht vollständig durchgeführt, doch für eine nicht allzuweit entfernte Zukunft durch die Einrichtung der Consular-Verfassung gesichert. Von den ursprünglichen Forderungen der Revolution war die demokratische Gleichheit das Grundgesetz der französischen Gesellschaft geworden; die neuen Besitzverhältnisse waren gewährleistet, jedem Talente der Zugang zu den höchsten Stellungen eröffnet, jedes Vorrecht der Geburt von Grund aus beseitigt. Keine feudale Sonderstellung durchbrach mehr das gemeine Recht; keine geschlossene Corporation konnte ferner der Staatsgewalt trotzen oder das Gesammtwohl beeinträchtigen; kein Privileg noch Monopol stand der Bewegung der Arbeit oder des Verkehrs hindernd entgegen: die Einheit der Nation und die Nivellirung der Gesellschaft war vollendet. Insofern war Bonaparte in der That der Erbe und der Fortsetzer der Revolution.

Nur ein einziges, dem Ohre der Menschen wohlklingendes Wort war aus dem ursprünglichen Programme von 1789 verschwunden, die Freiheit. Man würde dem Ersten Consul Unrecht thun, wenn man ihm, und ihm allein die Streichung dieses Wortes zur Last legte; falsch war nur sein Ausspruch, daß gerade die frühsten Tage der Revolution durch seine Verfassung erneuert worden wären, jene Tage der holden Täuschung, daß Freiheit und Gleichheit neben einander bestehn könnten. Nicht erst Bonaparte, sondern die demokratische Entwicklung der Revolution selbst hatte diesen Irrthum widerlegt. Schon seit dem October 1789 hatte der Drang nach materieller Gleichheit die Nation nicht zur Freiheit, sondern zur anarchischen Tyrannei geführt; in diesen Zustand war Bonaparte eingetreten und dann Frankreichs Retter geworden, indem er an die Stelle des demagogischen Schreckens die geordnete Militärdictatur setzte. So gab er seiner Nation auf dem Boden der Gleichheit den Rechtsschutz, in dem Sinne, daß fortan jeder Unterthan vor rechtswidrigem Thun jedes andern gesichert war: aber so wenig wie 1793 oder 1797 war in seinem Staate die Freiheit vorhanden, weder

die Verbürgung des persönlichen Rechtes gegenüber der Staatsgewalt, noch die geregelte Theilnahme der Bürger an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Der Erste Consul war der einzige und deshalb allmächtige Vertreter der Nation, und bald genug nach den Friedensschlüssen that er Schritt auf Schritt, um die kümmerlichen Reste parlamentarischer Verhandlung vollends zu ersticken und seine Alleingewalt zuerst auf Lebenszeit und dann als erbliches Kaiserthum festzustellen. Die Nation war in jenen Tagen zufrieden damit; zunächst in dem Jammer der Schreckenszeit und dann im Genusse der Gleichheit hatte sie nicht bloß die Freiheit, sondern auch den Sinn für die Freiheit eingebüßt. Einstweilen dankte sie ihrem Beherrscher, daß er ihr die Unruhe der politischen Arbeit vollständig abnahm. Dies war das Ergebniß der Revolutionszeit für Frankreichs innere Politik.

Zu ähnlichem Schlusse gelangt die nähere Betrachtung seiner auswärtigen Verhältnisse. Wenn der Rechtsschutz energisch, aber an der wichtigsten Stelle unvollständig war, so war der Friede blendend schön, aber gründlich unsicher. Der Grund war hüben und drüben der gleiche, die Nichtachtung von Freiheit und Recht, welche Bonaparte nach Innen und Außen mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie seine jacobinischen Vorgänger im Wohlfahrtsausschuß und im Directorium übte. Mit seinem colossalen Talente hatte er binnen zwei Jahren seine innere und äußere Macht auf eine so schwindelnde Höhe emporgeführt, daß eine fast übermenschliche Kraft der Mäßigung und Selbstbeherrschung dazu gehört hätte, um sich aus eignem Entschlusse die Schranken zu setzen, welche die übrige Welt auf die Dauer mit seiner Uebermacht hätte aussöhnen können. Aber kein Atom eines solchen Gedankens lebte in seiner unersättlichen Seele. Auch hier war er der geborene Erbe der demokratischen Erinnerungen; jene Decrete vom November und December 1792, wodurch Brissot und Cambon alle Völker zum Sturze ihrer Regierungen aufriefen, und zugleich den Besitz derselben der französischen Republik verfallen erklärten, waren genau das Programm auch für Bonaparte's Politik: auf die angeblichen Weltbefreier folgte der gebietende Welteroberer. Nur dadurch unterschied er sich von jenen Demagogen, daß er mit ungleich größerem Geschick und in unmäßig gesteigertem Umfang seine Pläne entwarf und durchführte. Er schien sich nichts gethan zu haben, wenn ihm noch etwas zu thun übrig blieb, und so kalt und listig er seine Mittel berechnete, mit so glühender Phantasie dehnte er die Entwürfe seiner Herrschsucht über den ganzen Erdball aus. Vielleicht hätte zu seinen bisherigen Erfolgen, zu der Abhängigkeit

Italiens und Spaniens, Europa eine Weile geschwiegen, wenn er seine Herrschaft in milde Formen gekleidet, und sich mit lenkendem Einflusse anstatt der brutalen Unterwerfung begnügt hätte. Er jedoch war umgekehrt geradezu beeifert, so geräuschvoll wie möglich der Welt die Vernichtung jeder Selbständigkeit in jenen Vasallenstaaten zu zeigen, und somit keinen Tag die gepreßte Sorge der andern Nationen zur Ruhe kommen zu lassen. Vor Allem aber verhängnißvoll für ihn selbst und für Frankreich war der Entschluß, nach welchem er zu Lüneville die Entscheidung auch über Deutschlands Zukunft an sich riß. Damit steigerte er den Umfang seiner Aufgabe in das Grenzenlose, verließ ganz und gar den Boden der französischen Interessen, und während er die Kräfte Frankreichs den heißen Träumen einer napoleonischen Weltherrschaft aufopferte, drängte er alle übrigen Völker Europa's in unversöhnliche Feindseligkeit hinein. Sein letzter Herold, Thiers, hat jenen Entwurf für die Neugestaltung Deutschlands als tiefsinnig und heilsam, als ein Meisterstück politischer Conception gepriesen, weil Bonaparte darin mit treffendem Blicke Alles geleistet habe, um die schwerste Gefahr für das europäische Gleichgewicht, die deutsche Einheit, zu verhüten. Abgesehn von dem fast komischen Eindrucke, welchen die Belobung des ersten Napoleon als Retter des europäischen Gleichgewichts hervorruft, ist in Wahrheit keine historische Thatsache gewisser, als daß Napoleon den Drang des deutschen Volkes zur Einheit durch seine Einrichtungen nicht erstickt, sondern im Gegentheil durch die stets wachsende Mißhandlung aus dem vielhundertjährigen Schlummer erweckt hat. So mächtigen Geistes, so scharfen Blickes er war, hier hat er sich den stärksten seiner künftigen Widersacher selbst erst geschaffen, und damit ein redendes Zeugniß über die Grenzen seiner Befähigung hinterlassen. Er verstand wie kein Andrer die Benutzung der materiellen Kräfte und der selbstsüchtigen Leidenschaften, aber bei aller Größe des militärischen und staatsmännischen Talentes hatte er keine Ahnung von den sittlichen Gedanken, welche die Menschenbrust bewegen. Wir sahn ihn früher die Wirksamkeit der religiösen Hingebung beurtheilen, als einer Schwäche, höchst geeignet für einen klugen Herrscher, um daran die Menschen zu fassen und zu leiten, ohne eine Vorstellung, daß diese Schwäche ihm einmal selbst mit übermächtiger Wucht entgegentreten könnte. Mit nicht minder tiefer Verachtung blickte er auf die Ideologen herab, welche der Meinung waren, daß die Anerkennung von Recht und Freiheit nicht eine Störung, sondern eine Befestigung der Herrschermacht sei; gegen die Gefahren der politischen Bewegung schien ihm das einzig zweck=

mäßige und dabei so einfache Mittel die völlige Vernichtung der Freiheit. Und ebenso fehlte ihm jeder Maßstab für die Quellen und die Energie einer nationalen Begeisterung. Er wußte es wohl, daß ein solcher Aufschwung für seine Herrschaft unbequem werden könnte; aber auch hier war er überzeugt, daß die materielle Gewalt bei geschickter Verwendung das völlig ausreichende Gegengift sei. Es war unmöglich, sich weiter von dem Boden des realen Daseins zu entfernen, als er es durch diese Geringschätzung der idealen Kräfte that. Er kannte sie nicht im eigenen Innern; deshalb verkannte er sie bei den andern Menschen, und häufte mit eigener Hand die Zündstoffe, welche einst sein stolzes Machtgebäude in die Luft sprengen sollten.

Damals freilich, im Herbste 1801, als die Kanonen der Invaliden dem jubelnden Paris die großen Friedensverträge verkündeten, als alle Völker Europas das Ende des langjährigen Blutvergießens aufathmend begrüßten, als ganz Frankreich mit dankbarer Begeisterung zu seinem jungen Kriegsfürsten emporblickte: damals wagte kein Mensch den Sturz einer solchen Größe zu ahnen. Leider war diesen glücklichen Tagen nur eine kurze Dauer bestimmt. Für Bonaparte gab es keine Ruhe, keine Schranke. Er hatte für Frankreich die Revolution zum Abschlusse gebracht; er lebte in dem Gedanken, für den ganzen Welttheil die Revolutionszeit zu eröffnen.



Beilagen

zum fünften und sechsten Buche.



I.

Baron Thugut au Comte de Cobenzl.

Reçu par estafette le 22. Janvier 1798.

Vienne le 16. Janvier 1798.

J'ai cru devoir par estafette transmettre à Votre Excellence au moyen des deux Copies ci-jointes les avis que nous venons de recevoir de Rome des fâcheux événements qui y ont eu lieu dans les derniers jours du mois passé. Vous sentirez aisément, Monsieur le Comte, que Sa Majesté n'a pu qu'en être sensiblement affectée: ayant avec raison conçu l'espérance que l'heureux rétablissement de sa paix avec la République françoise feroit jouir désormais l'Italie des douceurs d'un repos chèrement acheté par une longue suite de maux et de souffrances, Sa Majesté ne peut voir qu'avec peine cette partie de l'Europe menàcée de nouvelles agitations; la turbulence des Cisalpins et les actes de violence et d'empiètement qu'ils se sont déja permis contre quelques uns des Etats limitrophes, allarment avec raison tous leurs voisins, et les vues ultérieurs d'envahissement, qu'ils annoncent assez clairement, peuvent d'autant moins paroître indifférentes, que les bornes de cette nouvelle République ont été nominativement fixées par le Traité de Campo Formio, et qu'ainsi les Cisalpins manqueroient essentiellement à l'une et à l'autre des deux grandes Puissances contractantes, s'ils se livroient à des projets d'extension arbitraires et illimités: l'heureux retour de l'amitié et de la bonne intelligence entre l'Autriche et la France devant d'ailleurs inspirer désormais aux deux Gouvernements respectifs des justes égards pour leurs convenances réciproques, Sa Majesté se flatte, que le Directoire exécutif de France, loin d'approuver les nouvelles entreprises qu'on semble méditer à Milan, s'employera efficacement à en modérer et reprimer l'effervescence. Quant à l'affligeant incident survenu à Rome même nousosons ésperer qu'il n'aura point d'autres suites désastreuses: au milieu des rapports vagues et en quelque sorte

contradictoires il est sans doute difficile de juger encore des véritables circonstances, qui y ont donné lieu; mais il suffit de considérer le triste état, ou le Gouvernement de Rome se trouve reduit, pour qu'il soit impossible de lui attribuer le dessein prémédité de provoquer gratuitement le ressentiment de la République françoise. Ne pouvant se dispenser (?) par les motifs les plus fondés au Pape Chef du Catholicisme et à la conservation de l'Etat de l'Eglise Sa Majesté ne peut que désirer vivement, que la justice et la modération de la République françoise veuillent bien se prêter au voies d'accommodement et d'une vérification exacte de ce qui s'est passé, offertes avec empressement par la Cour de Rome, et nous osons surtout nous flatter que l'équité et la générosité connues de M. le Général en chef Bonaparte y concourront efficacement.

L'extrait ci-joint des dernières dépêches de M. de Humbourg fera connoître à Votre Excellence que les Agents de la République françoise à Venise ne cessent de suivre jusqu'au dernier moment de leur séjour leur système de dévastation générale, si opposé à l'esprit des Traités et aux sentiments d'une bienveillance réciproque qui doivent régner desormais entre les deux Puissances.

(Chiffre.) Sa Majesté s'en remet à la sagesse éprouvée de Votre Excellence sur le dégré d'énergie à mettre dans les répresentations relatives à l'affaire de Rome, afin qu'il n'en résulte point de préjudice pour l'état actuel de nos affaires, en nous reservant toutefois les occasions de revenir au besoin par la suite sur le même object avec plus de force, et en nous assurant au pis aller le droit d'exiger des compensations, et une réciprocité d'avantages en Italie, dans la supposition qu'il fut impossible d'empêcher les Cisalpins de s'étendre au delà des limites que le Traité de Campo Formio leur assigne.

J'ai l'honneur d'être avec la considération la plus distinguée etc.

II.

Rapport du Comte Cobenzl.

Rastadt le 19. Janvier 1798.

Je crois devoir m'empresser d'annoncer à Votre Excellence, que les Plénipotentiaires François ayant invité M. le Comte de Metternich à une conférence le 17. matin, lui ont déclaré, que par ordre de la

République, ils doivent demander pour base de la paix avec l'Empire la cession de la totalité de la rive gauche du Rhin, en motivant cette proposition par la position actuelle de la France, et la très-fausse assertion de la guerre injuste à laquelle elle avoit été forcée. Le Plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur ne digérera pas sans doute d'envoyer à Mr. le Vice-Chancelier de l'Empire le procès-verbal de la conférence, auquel je prends la liberté de me rapporter; il s'est borné quant à l'essentiel de se charger de communiquer cette proposition à la Députation, et de promettre une réponse, après qu'elle auroit été mise en délibération.

J'avois eu l'honneur de mander à Votre Excellence, que Treilhard et Bonnier se plaignoient assez hautement de l'inutilité où le manque d'instructions de leur Gouvernement les tenoit ici; il m'en étoit venu des avis encore la veille de leur conférence. Il faut donc de deux choses l'une, ou qu'ils se soyent cru eux-mêmes interessés à semer ces bruits, pour que leur démarche en soit d'autant plus imprévue, ou que les ordres du Directoire leur soyent arrivés dépuis très-peu de jours. S'il faut en conclure que Bonaparte ne reviendra plus ici, c'est ce que je ne puis encore décider et qui restera incertain tant que son Sécretaire Perret et son Aide de Camp Lavallet n'auront pas ordre de quitter Rastadt.

J'ai eu le 18. matin une conférence avec le Citoyen Treilhard, dont je crois de mon devoir de rendre un compte détaillé à Votre Excellence.

Après lui avoir parlé de l'arrivée des ordres pour la retraite des trouppes Françoises de notre territoire en Italie, de la spoliation de Venise, et d'autres objets de cette nature, dont je rends compte dans mes apostilles, je lui dis que Mr. le Comte de Metternich m'avoit fait part de leur conférence de la veille; que je ne pouvois lui cacher ma surprise sur la proposition faite à l'Empire au nom de la République Françoise de la cession de la totalité de la rive gauche du Rhin, tandis que dans les articles secrets du Traité de Campo-Formio il n'étoit question que d'une partie de ce même territoire dont l'étendue avoit été fréquemment discutée et strictement specifiée. Treilhard me répondit, que d'un autre côté aucun des articles du Traité de Campo-Formio n'étoit contraire à cette proposition; que sans la possession de la totalité de la rive gauche du Rhin, la paix avec l'Empire seroit toujours précaire, que par conséquent il espéroit que ce même Empire entendroit assez ses intérêts, et seroit assez

bien conseillé pour donner les mains à une condition, dont la République Françoise ne se départiroit absolument pas.

Je priai Treilhard de bien observer, et de rappeller à son Gouvernement, que les engagements que S. M. l'Empereur avoit contracté par les articles secrets de Campo-Formio, de consentir et d'engager l'Empire par ses bons offices à des sacrifices pour la France, de n'employer pour la défense du dit Empire que son simple contingent, ne concernoient uniquement que les pays clairement désignés dans le premier des articles secrets, et que rélativement à toute demande ultérieure, Sa Majesté étoit entièrement libre de prendre tel parti qui lui conviendroit. Treilhard fut obligé de l'avouer; mais il ajouta que l'article 7. pouvoit déjà faire présager cette demande, ainsi que l'adhésion de notre Cour. Je lui observai, que ce n'étoit que dans le cas où nous serions assurés d'un équivalent parfaitement à notre convenance. Treilhard me dit, qu'il étoit prêt à recevoir toute proposition que je voudrois faire à cet égard. Je lui répondis, que je n'étois autorisé à aucune, que comme c'étoit une chose entièrement nouvelle, je n'avois d'autre parti à prendre que d'envoyer un Courier à ma Cour, pour lui rendre compte de la proposition Françoise, indépendamment du rapport qu'en fera Mr. le Comte de Metternich et demander des ordres en conséquence; que cette innovation à ce qui avoit été convenu fermoit aussi la bouche à Mr. le Comte de Lehrbach et l'empêchoit d'appuyer la demande de la France, comme il l'auroit fait sur le champ, si on s'étoit borné à la teneur du Traité; que par conséquent, si même on pouvoit tomber d'accord de ce que présageoit le dit article 7, il me semble qu'il auroit été préferable de commencer par là avant de s'adresser à l'Empire, pour que les parties contractantes du Traité de Campo-Formio puissent y tenir un langage uniforme. Treilhard me soutint, que les deux négociations pouvoient marcher de pair. Il trouva au reste tout simple que j'envoye un Courier à ma Cour pour demander des nouvelles instructions.

Je priai Treilhard de m'expliquer, comment on devoit entendre sa demande de la totalité de la rive gauche du Rhin, que j'ésperois au moins, que les possessions Prussiennes en étoient exceptées, puis qu'il étoit dit, article 9, que la République Françoise en feroit la restitution au Roi de Prusse et que les deux parties s'étoient mutuellement garanties, que ce Prince ne feroit aucune acquisition; que l'on pouvoit bien présumer, que la cession de la totalité de la rive gauche du Rhin avoit été plusieurs foit discutée à Udine, quoique

les ordres de ma Cour ne m'ayent pas permis d'y donner les mains; que le Général Bonaparte ne me l'avoit jamais présentée qu'avec l'exception des Etats du Roi de Prusse, pour qu'il n'y ait rien de changé à ses possessions telles qu'elles étoient avant la guerre.

Treilhard repliqua, que la rive gauche du Rhin, sans les Etats du Roi de Prusse, formoit une limite si incommode pour les deux parties, qu'elle étoit absolument impracticable; que la France consentiroit à lui restituer ses possessions s'il vouloit les accepter, mais qu'en cas contraire elle ne pouvoit pas l'y forcer. Je répliquai, que sans doute le Roi étoit bien le maître de prendre ou de laisser ses possessions, mais que la République Françoise ne pouvoit pas permettre, sans manquer à ses engagemens envers l'Empereur, que la Cour de Berlin fit une acquisition quelconqne. Le Plénipotentiaire François voulut me soutenir que l'un étoit une suite de l'autre, et que ce n'étoit que dans le cas où on lui rendroit ses Pays d'outre-Rhin, qu'elle devroit renoncer à toute acquisition; mais je prouvai par le texte même de l'article 9 et par ce que contient l'article 10 que dans tous les cas possibles le Roi de Prusse étoit exclus d'une acquisition quelconque, et que faire dépendre cette stipulation expresse de la volonté de la France de garder, ou du Roi de Prusse, de ne pas reprendre ses possessions, c'étoit la rendre tout à fait illusoire. J'ajoutai qu'il s'en falloit de beaucoup, que l'Autriche se trouvât à la fin de la guerre dans un état équivalent de celui dans lequel elle l'avoit commencée, et que par conséqent, outre l'engagement solemnel contracté avec nous, je ne voyois pas, quel intérêt auroit la France d'augmenter la Puissance Prussienne, lorsque celle de l'Autriche étoit plutôt diminuée; que dans le nouvel ordre des choses, la République Françoise pouvoit plus aisément se trouver en collision avec la Prusse qu'avec nous.

Treilhard me dit, que la Prusse n'augmenteroit en rien ses forces, si on ne lui donnoit que le juste équivalent de ce qu'elle cédoit à la France. Il rehaussa de beaucoup comme à son ordinaire les avantages que procureroit à la Monarchie Autrichienne la nouvelle situation de ses limites; il ajouta, que le meilleur moyen que l'on pourroit prendre pour terminer promptement les affaires actuellement sur le tapis, seroit qu'en se dépouillant de toute part des anciens préjugés, on cherchât à convenir entre les trois principales Puissances l'Autriche, la France et la Prusse, des principales bases de la paix avec l'Empire germanique, qu'il faudroit arranger d'abord ce qui

concernoit les possessions de ces trois Puissances, et établir également les grandes masses des principaux dédommagements pour les Etats d'Empire, ensuite abandonner le reste de la négociation à une discussion plus longue, mais moins importante.

Votre Excellence nous a prescrit à Mr. le Comte de Lehrbach et à moi de préparer les voyes à un tel accord entre les susdites trois Puissances, en nous recommandant en même temps les plus grandes précautions pour que la Prusse ne puisse faire aucun mauvais usage des ouvertures qu'elle irait recevoir de nous; ces justes appréhensions ont déterminé Votre Excellence dans les instructions que nous venons de recevoir, à nous interdire même toute première démarche de notre part envers les Prussiens. Il m'a paru, que le meilleur moyen d'amener les choses au point de cet accord, sans fournir à la duplicité Berlinoise l'occasion de nous compromettre, étoit de laisser quelque espoir aux Plénipotentiaires François de ne pas nous y réfuser; que de cette manière nous ne risquions rien du côté de la Prusse, et qu'en cas de refus de sa part, nous la mettions en collision avec la France, intéressée à accélérer l'issue de cette affaire.

En conséquence, je dis à Treilhard, que ministériellement je ne pouvois que réclamer la stricte exécution du Traité, rendre compte à ma Cour des innovations que vouloit y faire la République Françoise, et attendre ce que Sa Majesté voudroit m'ordonner là-dessus; mais que d'après mon avis particulier, je croyois, qu'une négociation pareille ne seroit pas impossible, que nous avions déjà prouvé, combien nous savions nous dépouiller de toute ancienne haine ou animosité, que nous n'en voulions nullement à la Cour de Berlin, et que nous n'avions aucune intention de lui nuire; que nous désirerions seulement nous prémunir contre le mal qu'elle pourroit être tentée de nous faire.

Le Plénipotentiaire François parut recevoir avec plaisir cet indice de disposition de notre part à un pareil concert; j'y ajoutai encore, qu'il ne devoit regarder que l'objet présentement sur les tapis, et que par conséquent il ne changeoit rien aux rapports politiques plus particuliers qui pouvoient résulter entre nous et la République Françoise de la nouvelle position de nos limites respectives.

Treilhard m'ayant dit dans le cours de la conversation que les Prussiens témoignoient déjà les plus vives allarmes de ce qu'ils avoient pu pénétrer de nos projets d'aggrandissement en Allemagne, et du

parti que pourroit tirer la Monarchie Antrichienne de la concentration de ses possessions, je lui observai, que si la Prusse apportoit un tel esprit dans la négociation projetée, il étoit impossible que l'on s'accordât; que mon Maître ne consentiroit jamais à aucune innovation au Traité de Campo Formio, à moins d'être en possession d'un équivalent complet de ce qu'acquerreroient les deux autres Puissances, non seulement pour la valeur de l'acquisition, mais encore pour les avantages de sa localité; que la totalité de la rive gauche du Rhin vaudroit à la France au délà de deux millions d'habitants (c'est ce que prouve la specification ci-jointe rédigée par le Sr. Tautphoeus) que la Prusse, qui affectoit de porter si haut nos très-minces dédommagements de la perte de la Lombardie, des Pays-bas et du Brisgau, ne devoit pas oublier, combien par le second partage de la Pologne elle avoit acquis d'avantages par la réunion des parties détachées de sa Monarchie, qui étoit bien autre chose pour elle que ce que pouvoit nous valoir le territoire jusqu'à l'Inn. J'assurai, que ma Cour préféreroit à tout, que l'on s'en tint strictement aux stipulations du Traité de Campo Formio, et que si on vouloit y apporter des altérations, elle n'entendroit jamais que ce fut à son détriment.

Je cherchai à savoir de Treilhard ce que les Ministres du Roi lui avoient fait connoître de leurs vues pour leurs indemnisations, mais il prétendit n'être jamais entré en explication avec eux là dessus.

Je lui observai aussi, que si jamais nous pouvions consentir à de pareils dédommagements pour le Roi de Prusse, il faudroit apporter la plus grande attention à ce qu'ils n'augmentâssent pas les points de contact, qui n'étoient déjà que trop considérables entre l'Autriche et la Prusse, en quoi j'avois particulièrement en vue les notions qui m'étoient revenues des projets du Roi sur l'Evêché d'Eichstedt, la ville de Nuremberg, et d'autres aggrandissements en Franconie. Le Plenipotentiaire François me dit, que c'était une chose à arranger dans la négociation.

J' observai aussi, que les convenances des trois Cours une fois arrangés, un des points essentiels qu'il faudroit stipuler, étoit l'existence et les dédommagements des trois Electeurs ecclésiastiques, dont dépendoit le maintien de la Constitution germanique. J'en détaillai de nouveau les avantages, même pour la politique bien entendue de la France. Je trouvai moins d'opposition à cet égard que toutes les autres fois que cette matière avoit été agitée.

Treilhard ayant dit ensuite, qu'il prévoyoit les plus ..... clameurs contre notre aggrandissement en Allemagne, je lui objectai, qu'elles ne pouvoient être plus fortes, que celles, que l'on entendoit déjà sur la perte de la rive gauche du Rhin. Non, dit-il, on s'y attendoit de notre part, et je vous assure que sans cette rive gauche du Rhin, on n'obtiendroit jamais la ratification du Conseil des 500. Mais, lui dis-je, comment expliquez-vous d'après cela l'extrême joye que l'on a témoigné en France à la première publication de la paix, par laquelle on n'avoit nulle connoissance de ce qui concernoit Mayence et la partie de la rive gauche du Rhin désignée dans les articles secrets. C'est bien pour cela, répondit-il, que nous avons été obligés de laisser transpirer dans le public quelques notions sur ce que nous acquérions en outre.

Je convins avec le Plenipotentiaire François, que l'arrangement général auroit été sujet à moins de difficultés, si Bonaparte avoit voulu accepter ma proposition de fixer la totalité de notre dédommagement en Italie. Il me répondit d'abord, qu'à présent que le Traité étoit fait, la chose étoit encore plus impraticable; aussi, repliquai-je, je n'en parle que comme d'un fait historique. Je ne lui en détaillai pas moins les motifs qui auroient dû porter la France elle-même à désirer, que nous-nous aggrandissions en Italie de préférence à l'Allemagne; mais, me dit Treilhard, alors la République Cisalpine seroit détruite; elle est affiliée à la France, et l'une ne peut plus subsister sans l'autre. La République Cisalpine auroit toujours subsisté, répondis-je; il ne s'agissoit que de la borner à peu près à ce qui étoit spécifié pour elle dans les Préliminaires de Leoben, et d'ajouter à la frontière que ces mêmes Préliminaires nous assignoient, Venise et les trois Legations. Ce seroit peut être encore une chose à examiner, me répondit Treilhard.

Etonné de ne plus rencontrer sur notre aggrandissement en Italie l'impétueuse résistance qu'il m'avoit montré toutes les fois que j'avois voulu toucher cette corde, je craignis un moment, que peut-être son plan actuel seroit, en détruisant la Cour de Rome, de nous laisser prendre sur la Cisalpine, qui se dédommageroit par les terres de l'Eglise. Je cherchai donc à faire tomber la conversation sur les fâcheux événements arrivés récemment à Rome. Je témoignai combien ils m'avoient fait de peine, mais j'ajoutai, que tout sembloit cependant prouver que le Gouvernement, et surtout le St. Père, n'y étoient pour rien. Treilhard me soutint le contraire avec chaleur.

J'observai, que sans doute la république françoise.... une satisfaction éclatante, mais qu'elle ne dévoit pas consister dans la destruction du St. Siége, dont la conservation intéressoit trop les Cours Catholiques, et particulièrement la mienne, que ce qui venoit de se passer hâteroit probablement la fin du Pape actuel, et qu'il faudroit alors, que l'Autriche et la France s'entendissent pour lui donner un successeur qui convînt également à l'une et l'autre Puissance. Le Plénipotentiaire François parut se ranger à mon avis.

Finalement Treilhard me dit, qu'il feroit son rapport à son Gouvernement de ce dont je lui avois parlé ministériellement, et que sur ce que nous nous étions dit d'ailleurs, il écriroit aussi une lettre particulière au Ministre des relations étrangères, pour lui rendre compte de la manière dont nous avions causaillé ensemble; c'est l'expression dont il s'est servi.

Je ne dissimulerai pas à Votre Excellence l'indignation que m'avoient causé les nouveaux subterfuges qu'employent les François pour éluder les stipulations du Traité de Campo-Formio; mais j'ai cru, qu'au lieu de la leur témoigner inutilement, il valoit mieux chercher à tirer parti d'eux tels qu'ils sont, pour amener les choses au point où l'exige l'intérêt de Sa Majesté. Je me croirai trèsheureux, si le langage que j'ai tenu a le bonheur d'être approuvé, et surtout s'il peut amener des résultats analogues au bien-être de la Monarchie.

J'ai l'honneur etc.

III.

Baron Thugut au Comte Cobenzl.

Reçu par estafette Rastadt le 1. Février 1798.

Vienne le 26. Janvier 1798.

Je viens de recevoir les dépêches en date du 19. que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser par Votre dernier Courier et j'espère d'être incessamment en état de transmettre à Votre Excellence les instructions, que Sa Majesté jugera convenir aux circonstances.

(Chiffre.) En attendant Sa Majesté a vu avec beaucoup de plaisir les ouvertures préalablement entamées par Votre Excellence sur une

augmentation de notre lot en Italie, et Elle vous recommande particulièrement de les suivre avec votre prudence et dextérité accoutumées. Un supplément raisonnable à nos acquisitions en Italie paroît en effet le seul moyen qui pourroit nous engager à consentir avec moins de répugnance à la fixation des limites Françoises au Rhin, et les facilités que la République Françoise y apportera seront la véritable pierre de touche de la sincerité de son prétendu désir d'entretenir désormais avec nous amitié et bonne intelligence; car sans une fixation plus convenable de limites respectives en Italie, et si les Cisalpins ne sont pas restreints à leur véritable destination, celle de servir de barriere intermédiaire entre l'Autriche et la France, il est manifeste que leur turbulence et leurs projects indiscrets d'aggrandissements deviendront une source perpétuelle de troubles et de discorde.

L'objection contre de nouvelles acquisitions de notre part, que Treilhard a tirée de la prétendue nécessité de l'existence de la Cisalpine est d'autant moins fondée qu'il existe sans doute plusieurs moyens d'arrangements auxquels nous pourrions conniver peut-être, mais qu'il n'appartient pas à nous d'indiquer, et au moyen desquels la Cisalpine dans la supposition même, que nous fussions mis en possession des trois Légations jusqu'au Panaro et d'une frontière plus régulière vers Mantoue, n'en pourroit pas moins conserver une étendue de territoire et de consistance, égale à celle qui lui à été assignée par le Traité de Campo-Formio. D'un autre côté en bien considérant les choses, il ne sauroit guère convenir à Sa Majesté de s'étendre au delà de l'Inn, qui forme une bonne limite; outre les réclamations que la Cour de Berlin opposeroit à des acquisitions plus considerables pour nous en Allemagne, et le prétexte qu'elle en prendroit pour s'autoriser elle-même à de nouvelles usurpations aux dépens de ses co-Etats, la difficulté de trouver des indemnisations pour tout le monde s'en accroitroit de plus en plus, et nous conduiroit de toute necessité au principe d'une sécularisation générale, qui à tous égards répugne infiniment au coeur de Sa Majesté. Quant à la demande formelle de toute la rive gauche du Rhin mise en avant par les François, il semble qu'il conviendra surtout à gagner du temps, en disposant la députation de l'Empire autant que faire se pourra sans nous compromettre essentiellement avec les François, à ne rien précipiter, et en portant surtout le parti Catholique à n'y consentir à toute extrémité avant que des dédommagements raison-

nables ne soyent assûrés aux trois Electeurs ecclésiastiques, dont Sa Majesté est résolue de soutenir la cause en toute manière possible. Je pris Votre Excellence de s'entendre et de se concerter sur cet objet avec M. le Comte de Lehrbach, à qui j'en ai également parlé dans une de mes dépêches d'aujourd'hui. J'ai l'honneur d'être etc.

IV.

Bericht des Grafen Lehrbach an Frhrn. v. Thugut.

Rastadt, den 26. März 1798.

Nach Eurer Excellenz jüngsten Depeschen vom 13. dieses ist der hohe Auftrag, daß alles, was der Herr Graf v. Cobenzl und ich in der gegenwärtigen Lage der Dinge gemeinsam gutfänden, Kaiserliche Majestät begnehmigen würden. — Hieher gehört vorzüglich:

1) Die Zeit und Weise, wann allenfalls erklärt werden könnte, daß wenn der König in Preußen von dem Reiche nichts nehmete, auch des Kaisers Königs Majestät auf alle ihre gerechte Ansprüche und Entschädigungen Verzicht leisten würden.

2) Daß es uns Beiden anheim gestellet sey, mit denen preußischen Ministern in der Nr. 1 bemerkten Absicht in ein näheres Konzert und Uibereinkunft treten, auch allenfalls deshalb einen schriftlichen Aufsatz machen zu können, welcher in der Folge zur Grundlage einer Definitivhandlung und Abschluß dienen könnte.

Da nun die Umstände sich täglich so wohl hier bei dem Friedensgeschäfte als im Ganzen verschlimmern, wovon mein Bericht unterm gestrigen Dato No. 179 über die Aeußerungen der französischen Bevollmächtigten Minister zum Theil den Beweis führet; so haben wir nöthig und angemessen erachtet, in vorberührtem Geiste mit denen preußischen Ministern näher zur Sprache zu kommen, und die Einleitung zu diesem auch schriftlichen Concert zu machen.

Der Herr Graf von Cobenzl sprach dahero in diesem Sinne vorerst mit Görz und Jacobi, und gleich nach dieser Besprechung verfaßte der Herr Graf von Cobenzl in einer Geschwindigkeit das Beigebogene schon in die Form einer Convention zwischen Oesterreich und Preußen gebracht. Der Herr Graf von Cobenzl zeigte mir sodann solches, und verlangte meine Meynung über den Innhalt. Nach aller und reifer Erwägung machte ich zu diesem Projekt folgende Betrachtungen:

a) Dürfte es besser seyn, es vor der Hand eine Punctation zu nennen, und nicht gleich in Form einer schon gleichsam fertigen Convention darzustellen, weil es im ersten Falle eher einer Privatsache gleichsehe, und nicht das Gepräge habe, als wenn es vom Hofe käme, und gleichsam so vorgeschrieben sey (wie solches auch wirklich nicht wäre) zudem von uns zugleich declarirt würde, daß es noch vor der Hand Privatgedanken wären, und an beide Höfe ohnehin also auch gelangete. — Der Herr Graf v. Cobenzl fand dieses auch gegründet.

b) Bei dem ersten Article hatte ich Bedenken, jetzo gleich Hildesheim zu nennen; weil auf diese Einberichtung nach Hofe noch keine Antwort erfolget sey, und es vielleicht besser wäre, diese Bestimmung noch aus, und in suspenso in dieser Punctation zu lassen, indem vielleicht Preußen mit Hildesheim nicht zufrieden seyn könnte, oder auch vielleicht weniger nehmete, besonders wenn die preußische Aeußerungen, daß man bei der Entschädigungsforderung für das am linken Rheinufer verlierende mäßig seyn wollte, im Ernst gemeynet seyn.

Der Herr Graf v. Cobenzl war aber gegentheiliger Meynung, und glaubte, daß es gut sey Hildesheim zu nennen, damit Preußen — wenn Oranien im Reiche etwas bekomme — Oesterreich im gleichen alsdann nöthigen Falle einer zu machen müssenden Acquisition nicht beschränkte; sodann sey dieses ohnehin nur eine Privatäußerung und komme es noch immer darauf an, ob es der Hof begnehmige.

Bei diesen Betrachtungen ließ ich mir auch die Benennung von Hildesheim gefallen.

c) Bei dem 6. Article hatte ich mehreres zu erinnern, er war mir nicht hinlänglich ausgearbeitet, auch nicht bestimmt genug, weil ich fürchtete, daß durch diese Fassung dem preußischen Hofe zu viel Gewalt und Willkühr wegen der Secularisationen eingeraumt sei; auch glaubte ich den Grundsatz, daß nur Geistliche entschädigen sollten, nicht authorisiren zu müssen, da wenigstens der Societätsgrundsatz bei Entschädigungen in der Benennung (wenn er auch nicht zur Ausübung kömmt) angebracht werden müsse, und es auch vorzüglich darzu diene, daß die weltliche Fürsten, wenn sie diesen Grundsatz merken, in ihren Entschädigungsforderungen mäßiger seyn dürften; und dadurch der geistliche Stand weniger leydete; auch glaubte ich, daß in diesem Article Hessenkassel nicht besonders ausgezeichnet genennet werden möge, und mit unter das allgemeine zu denen übrigen einzuschalten sey, um sich nicht unnöthig gehässig zu machen.

Daß mein vorbemerktes Raisonnement wegen des Societätsgrundsatzes richtig seye, beweisen die kursächsischen und Bremischen Abstimmungen

in dem eingeschickten Protokoll der 35. Sitzung, wo dieselbe aus Furcht, daß bei den Entschädigungen der Societätsgrundsatz zum Vorschein kommen, und mithin auch auf sie fallen könnte, die Entschädigungen selbst von einem Rheinufer zum andern als unbillig wenigstens vor der Hand erkläret haben; obgleich zu vermuthen steht, daß wenn diese Höfe einmal sehen, daß sie zur Entschädigung der Anderen nichts beitragen müssen, denen preußischen Absichten gemäß, daß der geistliche Stand entschädige, ohnehin noch beistimmen werden.

Der Herr Graf v. Cobenzl fand diese Betrachtungen alle gegründet, und es wurde dieser Article nach meiner Anhandgebung — wie gleich unten auch folgen wird, umgeändert.

d) Bey dem 7. Article glaubte ich, daß man sich bloß bei der wechselseitigen Stipulirung der Verwendung und Einstimmung, daß Frankreich auf dem rechten Rheinufer nichts haben solle, beschränken solle, ohne von einer Stipulirung, daß es im Gegentheil mit bewafneter Hand (à main armée) geschehen solle, Erwähnung zu machen.

Meine Ursachen waren:

1. Weil dieses, wenn es denen Franzosen bekannt würde (wie die Preußen leicht im Stande sind, es denen Franzosen zu sagen, um Gift gegen Oesterreich daraus zu verbreiten) denen Franzosen auffallen, und wenigstens einen übel wollenden Pretext gegen Oesterreich erwecken könnte.

2. Weil es denen Preußen auch einen Stoff geben könnte, Oesterreich wieder zu nachtheiligen Kriegsvorschritten einzuführen, wovon leyder aus dem vorigen Kriege die witzigenden Beispiele vorhanden sind.

3. Weil vor der Hand bei dieser Punctation dieses letztere auch noch nicht nöthig wäre; und immer noch in der Folge, wenn Preußen sich wahrhaft nähere, und es aufrichtig zu meynen wenigstens scheine, hinzugesetzt werden könnte, und mithin das erstere in diesem Article zur Zeit genug seye.

Der Herr Graf v. Cobenzl fand eben dieses auch gegründet und es wurde in diesem article, wie auch in Rücksicht dessen so gleich unten folgen wird, weggelassen.

Es wurde dahero der vorbemerkte Aufsatz in ein apperçu oder Punctation mit Nr. 1 rc. anstatt Article gesetzt und jedes Nr. nach meinen vorbemerkten Betrachtungen umgeändert, erläutert oder abgekürzt, wie die Anlage enthaltet.

Als dieses fertig war, äußerte der Herr Graf v. Cobenzl, daß Er nunmehr hienoch und zwar allein mit denen preußischen Ministern conferiren wolle; Er gab mir dabei zu verstehen, daß mich Graf Görz fürchte,

und als Er ihnen gesagt habe, daß Er Graf Cobenzl ohne mich nichts thun könne, und er mich in allem informiren müsse, was auch die Deputation nicht betreffe, indem es wohl seyn könnte, daß Er auf eine kurze Zeit nach Wien müsse, und ich mithin alsdann alle Geschäfte zu besorgen hätte, so hätten ihm die preußischen Minister besonders Graf Görz das Compliment gemacht, wie sie wünschten, daß Er hier verbliebe.

Der Herr Graf v. Cobenzl hat hierauf, auch mit den preußischen Ministern gestern Frühe über den eben angezogenen Entwurf conferirt, und ich habe es ganz gerne auf diese eingeleitete und verlangte Art geschehen lassen. Die preußischen Minister bemerkten dem Herrn Grafen von Cobenzl gleich:

ad 1. Daß Ihnen Hildesheim nicht genug sei. Werden gehöre ohnehin ihnen, und könne zu Hildesheim gerechnet werden.

ad 2 et 3. Wegen Oranien wollten sie nicht in zwei Artikel, sondern in einem nebeneinander stehend und mithin beide 2 rc. haben, welches gleichsam eine Option seyn sollte. — Welches der Herr Graf v. Cobenzl auch gleich zugab.

Es erhellet daraus, daß sie hierunter das besondere haben, daß sie glauben mögen, es seye auf solche Art für Oranien vortheilhafter und der Entschädigungsgrundsatz allenfalls mehr bestimmt, ansonsten würden sie es in zwei Artikeln gelassen haben, und nunmehr ist vorzusehen, daß das eine 2 rc. wo die Entschädigung für Oranien durch das Reich nicht, sondern durch Preußen gesetzet, nicht, sondern das andere angenommen werden wird.

Ich muß gestehen, wenn ich bei der Conferenz gewesen wäre, hätte ich gesucht, daß es bei dem ersten Aufsatz und denen Punkten in der Ordnung 2. 3. geblieben wäre.

Nun kömmt aber das Hauptwesen. Bei dem Artikel 6 ist nach dem Worte: „exécution" von denen preußischen Ministern folgendes zur Einschaltung an Hand gegeben, und auch von dem Herrn Grafen v. Cobenzl angenommen worden:

„Comme aussi que les possessions souveraines héréditaires sur la rive droite du Rhin restent intactes."

Nach der Conferenz kam der Herr Graf v. Cobenzl zu mir und bemerkte mir diese Annahme.

Hiebei machte ich ihm folgende Betrachtungen:

1) Diese Einschaltung sei äußerst gefährlich, und stehe dem, was dieser Einschaltung nachfolget, nämlich dem oben umständlich bemerkter Maßen aufgestellten Societätsgrundsatze ganz entgegen, und vereitele diese ganze

zwischen ihm Herrn Grafen v. Cobenzl, und mir nach dem ersten Aufsatz in diesem zweiten wohlbedächlich abgeänderte und concertirte Faßung des Nr. 6.

2) Seye dadurch der gleich Anfangs hier von denen Preußen bei ihrer Erscheinung geäußerte Grundsatz: daß die Erbfürsten gehalten werden müßten — befestiget; und

3) Nach diesen preußischen Grundsätzen sey alles auf den geistlichen Stand gewälzet, daß dieser alle Entschädigungen zu leisten habe; daß mithin

4) dadurch Preußen seinen Anhang und Macht mittelbar vergrößere, und Oesterreich den seinigen verliere. Ohnehin sei in den geheimen Stipulationen zu Campo Formio Art. 12 zu viel Indemnisation stipulirt, und, wenn alle in diesem Artikel genannte entschädigt werden sollten; so werde — wie die Folge zeigen werde — gleichsam ein zweites Deutschland erfordert.

5) Ist der Ausdruck der Einschaltung „Possessions souveraines héréditaires" auch nicht einmal der Reichssprache und der Sache angemessen, weil in Deutschland Niemand als Reichsstand Souverain ist.

Der Herr Graf v. Cobenzl wollte anfangs das gefährliche dieser Einschaltung nicht einsehen, und äußerte mir: wie ich denn glauben könnte, daß die weltliche Fürsten etwas zur Entschädigung hergeben würden; mithin könne es stehen bleiben.

Ich bemerkte ihm: daß ich dieses zwar selbst glaubte, daß sie nichts hergeben würden; daß man aber den Grundsatz des Gegentheils von Seiten Oestreich nie authorisiren könnte, weil ansonst der geistliche Stand ganz zu Grunde ging; man auch noch nicht wissen könnte, was bei der Deputation deshalb noch für Grundsätze aufgestellet würden (wie schon bemerkter Maßen von Kursachsen und Bremen geschehen) wo sodann Oesterreich mit dieser Convention in Verlegenheit käme, und besonders, daß die nicht Sanctionirung dieses Grundsatzes, und die Offenhaltung des entgegenstehenden nämlich des Societätsgrundsatzes die weltliche Fürsten wenigstens dahin herunterstimmen müsse, nicht zu viele Entschädigungen zu verlangen, und sich mit weniger zu begnügen. Weiter würde, wenn eine solche Festsetzung, nämlich, daß die Weltlichen nichts, und die Geistlichen alles leisten sollten, bekannt würde, wie es in der Folge doch geschehete, es dem Hause Oesterreich allen Haß allein zuziehen.

Diese Betrachtungen erschütterten den Herrn Grafen v. Cobenzl, noch mehr aber die mir während dieser Unterredung eingefallene; und zwar:

6) Jene, daß durch diese Einschaltung Oesterreich von Bayern nichts, und nicht einmal den stipulirten Inn-Distrikt nehmen könne, welches

auch wohl die preußische Hauptabsicht bei dieser proponirten und erreichten Einschaltung gewesen ist. Auch folge durch diese Einschaltung, daß, wenn die Vereinigung der 2 Höfe nicht zu Stande käme, und alsdann durch Preußen das apperçu ohnehin gewiß denen Franzosen gefließentlich bekannt gemacht werden würde, diese sagen könnten, und auch nach ihrem bösen Willen sagen würden: Oesterreich hat schon bei Preußen angetragen, daß die Weltlichen nichts verlieren, und nicht zu Entschädigungen beitragen sollten; mithin kann Frankreich auch nicht mehr wegen des früher stipulirten und später anderst angetragenen Inndistrickt helfen.

Hier sah nun der Herr Graf von Cobenzl klar, daß ich Recht hatte, und daß ihn die Preußen haben mißbrauchen und anführen wollen. Er äußerte mir, daß er mit denenselben sprechen, und erklären würde, daß dieses wegbleiben möchte, auch leicht wegbleiben könnte, da das ganze ohnehin nur eine privat und keine verbindliche Sache sey.

Dem Herrn Grafen v. Cobenzl gabe ich auch zu, daß Er denen preußischen Ministern sagen könnte, daß ich diese Bedenken bei der Sache hätte.

Es wurde sodann bei dieser Conferenz der 7. Artikel noch hinzugesetzt; wobei ich auch nichts zu erinnern hatte.

Nach allem diesem suchte der Herr Graf v. Cobenzl mit denen preußischen Ministern, besonders mit dem Grafen v. Görz zu sprechen und Ihnen zu bemerken, daß der in Frag stehende Zusatz wegbleiben möchte.

Graf Görz erwiderte: daß Er über dieses Begehren sehr verwundert sey, indem man deshalb schon übereingekommen sey: sie hätten ausdrücklich den Befehl für die Erbfürsten zu sorgen, daß sie nichts verliereten; — daß die Entschädigungen durch Secularisationen geschehen möchten, und Er müsse dem Grafen von Cobenzl rund gestehen: daß dieser Zusatz wegen Bayern geschehen sey, indem man noch immer glaube, daß Oesterreich darauf, besonders bei dem jetzigen Zeitpunkt, Absicht habe.

Nun war Graf Cobenzl ganz im klaren und überzeugt, daß ich alles wohl eingesehen und oben angeführter Maßen Ihm bemerkt hätte. Graf Görz bemerkte Ihm weiter — wie ich nun weis, daß Er doch mit diesem Zusatze gleich verstanden gewesen sey.

Graf Cobenzl erwiederte: ich kann ohne Graf Lehrbach in dieser Sache nichts thun, dieser ist dagegen, und führte einige Ursachen an, besonders, daß dieses apperçu ohnehin nur eine Privatsache sey, um sich zu näheren, daß es Keinen verbindlich mache; mithin könne es auch leicht wegbleiben.

Graf Görz bestund aber immer darauf.

Als Graf Cobenzl von dieser Besprechung zurück und zu mir kame, äußerte Er mir: ich hätte wegen des Inndistricts Recht: Görz habe Ihm nun selbst gesagt, daß dieser Zusatz wegen Bayern vorzüglich sey, — man könne nicht nachgeben, und es nicht geschehen lassen.

Graf Cobenzl ließ sodann das aperçu — wie es oben angeschloßen — umändern, und schickte es mit Weglaßung des in Frag stehenden Zusatzes nebst einem eigenhändigen Billet an Grafen v. Görz, in welchem Er einfließen ließe:

„Daß Er sich wegen dieses Zusatzes ohnehin noch das weitere zu „überdenken vorbehalten habe."

Nicht lang darnach kam Baron Jacobi zu mir, und äußerte:

„Wir sind in einer großen Verlegenheit, wovon sie allein Schuld „sind; — Graf Cobenzl hat den Zusatz wegen denen weltlichen Fürsten „gleich und ohne Bedenken angenommen, sich auch nicht, wie Er in seinem „Billet an Grafen v. Görz sagt, die weitere Ueberlegung vorbe- „halten; — nun soll es wegbleiben, und wir müssen nach Berlin „schreiben, daß Sie daran ganz allein die Schuld sind, und dadurch die „gute Sache kreutzen und aufhalten."

Ich äußerte dem Baron Jacobi:

„Daß mich dieses befremdete, man dürfte doch seine Meynung sagen; „— es scheine jenseits nicht Ernst zu seyn, wenn man gleich Gehässigkeiten „Platz gebe, und mit eintreten laße; die Sache sey ganz unschuldig; — „es sey eine vorläufige Privatübereinkunft ohne Verbindung zur Näherung „der zwei Höfe in diesem critischen Zeitpunkte. Ich sage nicht, daß die „weltlichen Fürsten entschädigen sollten, aber das Gegentheil „könne auch wenigstens jetzo schon in einem privat aperçu nicht ge- „sagt, und sanctionirt werden; was die Höfe in der Folge machen wollen, „sey eine andere Sache; dermal, da die Deputation noch nichts bestimmet, „sey es auch vor der Zeit, und sanctionirt könne man doch nicht „alles auf die Geistlichen werfen, wenn sie auch am Ende die Zeche, wie „man sage, obgleich so wenig als möglich, wieder bezahlen müßen."

Jacobi erwiederte:

„Ich wünschte, sie gebeten mir dieses schriftlich in einem Billet zu „erkennen."

Ich erwiederte:

„Daß dieses nicht nöthig wäre, da die ganze Sache ohnehin noch „keine verbindende Handlung sey."

Jacobi fuhr fort:

„Wenn der Zusatz nur nie zur Sprache gekommen, oder gleich ver-

„worfen worden wäre, da der königliche Befehl wegen denen Erbfürsten „vorhanden ist, man in Berlin auch noch immer wegen Bayern fürchtete; „warum sind sie nicht bei der Besprechung gewesen? Graf Cobenzl gab „ihn ohne irgend eines Vorbehalts eines weitern Nachdenkens zu."

Als endlich Jacobi meine Gründe einsehen mußte, auch wahrscheinlich einsah, und ich Ihm wiederholt auf seine Anregung (daß man mich zu Berlin als das einzige Hinderniß darstellen müßte) gelaßen äußerte, „daß ich mir dieses gefallen laßen müßte, der königliche Hof aber (wenn ich für den meinigen meine Schuldigkeit thue) mich nicht mit Recht tadeln könnte, noch würde", schloß Er damit:

„Als Graf Görz und ich vom Grafen v. Cobenzl aus der Be- „sprechung gingen, sagte ich dem Grafen v. Görz: der Graf Lehrbach „läßt den Zusatz gewiß nicht passiren."

Ich erwiederte hierauf dem Baron v. Jacobi lachend, und im freundschaftlichsten Tone:

„Ce que vous me dites est pour moi une grande justification et „que je n'ai pas autant de tort, que vous voulés m'attribuer et faire „valoir contre moi personnellement à votre cour."

Worauf Jacobi lachte und sagte: es scheinet, daß jetzo Graf Cobenzl thun muß, was sie wollen.

Ich erwiederte: keineswegs, gehen sie gleich zum Grafen v. Cobenzl, ich will mit ihm vorhero nicht reden, und sehen sie, ob Er in die Einschaltung dieses Zusatzes jetzo noch willige? mithin bin ich es nicht allein.

Wir gingen hierauf sehr freundschaftlich auseinander. Abends spät sah ich den Grafen v. Görz bei einem Soupér. Ich suchte mit ihm auf die freundschaftlichste und einleuchtendste Art von dieser Sache und der dermaligen Lage zu sprechen. Ihm begreiflich zu machen, daß nichts besonderes hinter der Sache sey; es sey ohnehin noch eine Privatkonzertation — die Höfe könnten ja doch noch thun, was sie wollten, die jetzige Lage in Europa erheische, daß man Maaßregeln ergreife, um dem Revolutionsübel Einhalt zu thun.

Graf Görz war sehr gelassen und vertraulich, so viel ihm möglich ist, und äußerte:

„Wenn man nur setzete: les Possessions des Electeurs „laiques intactes, als einen Gegensatz wegen dem von uns verlangt „werdenden Satz wegen denen geistlichen Kurfürsten, weil der Ber- „liner Hof immer wegen Bayern fürchtet, und welches Er nicht zu- „geben kann, — ich bin nicht antiösterreichisch, und glaube, daß ohne die

„Vereinigung der beiden Höfe Europa und alles verloren ist. Preußen „wird sich zwar noch länger als Oesterreich wegen seiner geographischen „Lage und Revolutionsnachbarschaft erhalten."

Ich antwortete dem Grafen v. Görz:

„Daß ich dieses nicht einsehete; daß in denen Oesterreichischen Staaten „alles ruhig, und mit der Regierung zufrieden sey, — ich wüßte aber, „daß in Berlin und im preußischen viele Democraten wären; ich suchte „über alles dieses weiter den Grafen von Görz in dem vertraulichsten „Tone zu rectificiren; — das wegen denen weltlichen Kurfürsten „zu beseitigen, und setzte hinzu, daß ich ihn auch nie als antiösterreichisch, „sondern als einen erfahrenen geschickten, schlauen preußischen Minister, „und guten Diener seines Hofes dargestellt hätte; und Er würde mich „auch in der Folge in Behandlung des Geschäftes billig und gutdenkend „finden, maßen auch ich nicht antipreußisch wäre, aber doch auch meinem „Souverain gut dienen müßte, und ich wäre sicher, daß wenn Billigkeit „eintrette, so würde man in dem vorhabenden Vereinigungsgeschäfte zu „Ende kommen, zudem der angebliche Hauptanstoß wegen Bayern da= „durch gleich gehoben werden könnte, wenn Preußen Oranien entschädige, „da erklärter Maßen alsdann Oesterreich nichts verlange, sowie ich „es auch in der obigen Besprechung dem Baron Jacobi gesagt hätte."

Hiemit endigte sich auch diese Besprechung ganz gut, da ich sie vertraulich zu machen, mich bemühete, um alle Bitterkeit zu entfernen, oder wenigstens zu mindern, welche die preußischen Minister der Sache gern geben möchten.

Es scheint nun die preußischen Minister werden das apperçu so wie es jetzo ist an ihren Hof senden, und steht der Erfolg zu erwarten.

Von allen vorstehenden Besprechungen habe ich den Herrn Grafen Cobenzl genau unterrichtet. — Eure Excellenz vergeben, wenn im in diesem geheimen Berichte alles umständlich und genau, aber auch freimüthig darlege, meine häckliche Lage erfordert es.

Auf einer Seite konnte ich mich ohne schwere Verantwortung und ohne dem Dienst schwer zu schaden, und selbst zu Erhebung meines Dienst= ansehens und Ehre nicht anderst benehmen. Auf der andern Seite will man nun preußischer Seits alle Schuld auf mich legen. — Wäre ich zu der Besprechung mit denen Preußen genommen worden (ob ich es gleich gewis nicht ambitionire, und lieber davon als dabei bin, da das ganze Friedensgeschäft schon in eine nicht günstige Lage durch alle Klassen gesetzet ist) so hätte ich gesucht, den in Frag stehenden Zusatz auf eine so glimpf= liche als mögliche Art hintanzuhalten. — Auch hätte ich zu verhinderen

gesucht, daß die zwei Artikel wegen Oranien nicht Optionsweise gesetzet, sondern wie vorhin aufeinanderfolgend gelaßen worden wären; — wie sie jetzo stehen, so ist es ganz natürlich, daß man die für Oranien günstige, und Preußen am wenigsten lästige, nämlich die Entschädigung durch das Reich nehmen und wählen werde.

Die Aeußerung, daß Hildesheim zu wenig, gibt auch schon zu erkennen, daß wenn auch bei dem Entschädigungsfalle durch das Reich für Oranien, Oesterreich wegen Modena etwas behalten solle, es mäßig, schon ohne den Inndistrickt und so ausfalle, daß Preußen und Oranien gleichsam, das gleiche erhalten sollen. — So sehe ich wenigstens alle diese Sachen an; und ich will froh sein, wenn ich mich zum Besten des Dienstes (für den ich ganz und allein lebe) betrüge.

Mein innigster Wunsch ist, daß ich aus der heiklichen, mühsamen und verantwortlichen Lage, in welcher ich mich auch als Deputationsmitglied vorzüglich befinde, und in diesem Falle fast alles auf mir lieget, bald kommen möchte, da auch meine Gesundheit besonders Kopfnerven seit einiger Zeit wieder leyden.

Ich geharre in tiefer Verehrung.

---

1. Beilage

zum geh. Berichte des Grafen v. Lehrbach aus Rastadt vom 26. März 1798.

Sa M^té^ l'Empereur Roi de Hongrie et de Bohême et S. M^té^ le Roi de Prusse également convaincus de l'avantage réciproque de resserer les liens, que les unissent, et d'établir le Concert le plus intime rélativement à la pacification de l'Allemagne sont convenus des Articles suivants:

Article 1.

S. M. Imp^le^ et Royale Apost. et S. M. Prussienne s'étant trouvées d'accord dans la genereuse résolution de ne pas profiter des circonstances présentes pour aggraver le malheur de leurs Co-Etats, S. M. l'Empereur s'engage à n'exiger aucun dedommagement aux dépens de l'Empire pour la perte des Pays-bas et de la Lombardie, et S. M^té^ Prussienne s'engage également à se contenter du strict dédommagement de ses possessions transrhénanes dans le cas, où elles seroient cedées à la France. Il est convenu entre les deux

Cours, que ce dédommagement consistera dans le seul Evêché de Hildesheim, qui seroit sécularisé et reuni aux possessions de S. M. Prussienne.

Article 2.

S. M$^{té.}$ Imp$^{le.}$ et Royale Apostolique ayant déja fixé le dedommagement que doit revenir au Duc de Modene et à M$^{me.}$ Archiduchesse Béatrix pour la perte de leurs possessions de la dite Majesté Imp$^{le.}$ et Royale Apostl. S. M. Prussienne s'engage également à dedommager à ses frais le Prince d'Orange par quelque Concession territoriale prise dans les Etats de la Monarchie Prussienne en renonçant à tout projet par lequel le Prince d'Orange seroit dédommagé au frais de l'Empire.

Article 3.

Si cependant les hautes parties contractantes trouvoient de leur convenance de revenir sur la stipulation de l'article précédent, ce qui ne pourroit jamais avoir lieu que d'un commun accord, il est convenu entre elles, que le dédommagement que l'on assigneroit en Empire au Prince d'Orange, ne pourroit être pris dans le voisinage d'aucune des possessions de la Maison d'Autriche, et qu'alors le Duc de Modene devroit être également dédommagé aux frais de l'Empire, ou la Maison d'Autriche y faire une acquisition à sa Convenance en retour de la cession du Brisgau.

Article 4.

Les deux Cours sont convenus entre Elles d'employer tous leurs efforts à la pacification de l'Empire, pour que ses pertes territoriales seroient aussi peu considérables que possible, et que l'ancienne constitution soit maintenue dans toute l'étendue des pays, qui après la paix composeront le Corps de l'Empire.

Article 5.

En consequence les deux Cours s'engagent à effectuer que les trois Electeurs ecclésiastiques soyent conservés avec une existence convenable à leur dignité Electorale, qu'en réunissant d'autres possessions ecclésiastiques à celles qui leur resteront après les cessions à faire à la France, les dits Electeurs obtiennent un dédommagement juste et équitable de sacrifices auxquels ils auront été contraints.

Article 6.

Comme il seroit contraire aux regles de l'equité que les pertes à supporter par les cessions à faire à la France ne fussent reparties que sur les seuls ecclésiastiques et surtout que les Princes laics voulussent profiter de ces circonstances malheureuses pour accroître leurs possessions, S. M. Imp[le.] et Roiale Apostl. et Sa M[té.] Prussienne s'engagent à tenir la main à ce qu'aucun projet pareil et notamment ceux que pourroit avoir formé le Langrave de Hesse Cassel ne parvienne à execution et qu'en général le nombre des secularisations à faire soit aussi peu considerable que possible et qu'il ne soit admis que celles qui seront trouvées absulument indispensables.

Article 7.

S. M. Imp[le.] et Roiale Apostl. et Sa M[té.] Prussienne réuniront leurs efforts pour empêcher la République Françoise de posseder aucune partie quelconque de la rive droite du Rhin et si contre toute attente la dite République vouloit former des prétentions à cet égard et les soutenir à main armée S. M. Imp[le.] et R. A. et S. M. Prussienne réuniroient la totalité de leurs forces pour y mettre obstacle.

Article 8.

Les hautes parties contractantes s'engagent à observer le plus profond secret sur la présente Convention. Elles donneront les ordres necessaires à leurs Ministres au Congrès de Rastadt pour agir en toutes choses d'un parfait concert, et conformément aux stipulations qui viennent d'être arrétées.

---

2. Beilage

zum geh. Berichte des Grafen v. Lehrbach ddo. Rastadt 26. März 1798.

Apperçu eventuel

de ce qui pourroit faire l'objet d'un Concert intime entre S. M[té.] Impériale et Roiale Apostl. et S. M. Prussienne, que Leurs Ministres plénipotentiaires au Congrès de Rastadt sont convenus de soumettre à l'approbation de leurs Cours respectives.

---

1) S. M. Imp[le.] et Roy[le.] Apostl. et S. M. Prussienne s'étant trouvées d'accord dans la généreuse résolution de ne pas profiter des circonstances présentes pour aggraver les malheurs de leurs Co-Etats, S. M. l'Empereur s'engage à n'exiger aucun dédommagement aux dépens de l'Empire pour la perte des Pais-bas et de la Lombardie et S. M. Prussienne s'engage seulement à se contenter du strict dédommagement de ses possessions transrhenanes dans le cas, ou elles seroient cedées à la France. Il est convenu entre les deux Cours que ce dédommagement consistera dans le seul Evêché de Hildesheim, qui seroit alors sécularisé et reuni aux possessions de S. M. Prussienne, laquelle renonce à tout autre projet d'acquisition en Empire.

2) Sa M. Imp[le.] et Roy[le.] Apostl. et Sa Majesté Prussienne conviennent entre Elles, que le dédommagement que l'on assignera en Empire au Prince d'Orange ne pourra jamais être pris dans la voisinage d'aucune des possessions de la Maison d'Autriche et que dans ce cas le Duc de Modene devra être également dédommagé aux frais de l'Empire, ou la Maison d'Autriche y faire une acquisition à sa convenance, en confirmant à ce Prince la cession de Brisgav.	2) S. M. Imp[le.] et Royale Apostol. ayant déjà fixé le dedommagement qui doit revenir au Duc de Modene et à Mad[me.] l'Archiduchesse Beatrix pour la perte de leurs possessions en Italie, lequel a été pris des possessions de la dité Maj[té.] Imp[le.] et R. Apost. S. M. Prussienne s'engage également à dédommager à ses frais le Prince d'Orange par quelque cession territoriale prise dans les Etats de la Monarchie Prussienne, en renonçant à tout projet par lequel le Prince d'Orange seroit dédommagé aux frais de l'Empire.

3) Les deux Cours sont convenues entre Elles d'employer tous leurs efforts à la pacification de l'Empire pour que ses pertes territoriales soyent aussi peu considérables que possible, et que l'ancienne constitution soit maintenue dans toute l'etendue des pays, qui aprés la paix composeront le Corps de l'Empire.

4) En Consequence les deux Cours s'engagent ä effectuer, que les trois Electeurs ecclésiastiques soyent conservés avec une existence convenable à leur dignité Electorale, qu'en réunissant d'autres possessions ecclésiastiques à celles qui leur resteront après les cessions à faire à la France, les dits Electeurs obtiennent un dédommagement juste et équitable des sacrifices, auxquels ils auront été contraints.

5) Comme il seroit contraire aux regles de l'equité que les pertes à supporter par les cessions à la France ne fussent reparties

que surles sels ecclésiastiques, et surtout que les Princes Laics voulussent profiter de ces circonstances malheureuses pour accroître leurs possessions au delà de ce qu'elles étoient avant la Guerre, Sa Mté Imperiale et Royale Apostl. et S. M. Prussienne s'engagent á tenir la main à ce qu'aucun projet pareil ne parvienne à execution, Comme aussi les possessions souveraines héréditaires sur la rive droite du Rhin restent intactes[1]).

Elles reconnoissent qu'il est juste que la perte soit repartie autant que possible sur tous les membres, tant laics qu'ecclésiastiques, que surtout ceux dont la totalité des possessions est englobée dans les pais cedés, soyent dédommagés de préférence, et qu'en général le nombre des sécularisations a faire soit aussi peu considérable que possible, qu'il ne soit admis que celles qui seront trouvées absolument indispensables, que l'on menage particulièrement les Etats ayant voix dans le College des Princes, en employant aussi aux indemnisations des possessions médiates, ou des prestations pécuniaires.

6) S. M. Imperiale et Roiale Apostl. et Sa Mté. Prussienne réuniront leurs efforts pour qu'au moins les acquisitions que pourra faire la République Françoise à la pacification de l'Empire ne puissent s'étendre à aucune partie quelconque de la rive droite du Rhin.

7) Les hautes parties contractantes donneront les Ordres necessaires à leurs Ministres au Congrès de Rastadt pour agir en toutes choses d'un parfait Concert, et conformément aux stipulations qui viennent d'être arrêtées, Elles conviendront du langage uniforme à tenir en consequence aux Plenipotentiaires françois, et particulièrement pour effectuer que les Trouppes de la République évacuent le plus promptement que faire se pourra, tous les points de la rive droite du Rhin, ainsi qu'en général le territoire qui reste à l'Empire.

8) Les hautes parties contractantes s'engagent à observer le plus profond secret sur la présente convention. Elles donneront les ordres nécessaires à leurs Ministres au Congrès de Rastadt pour agir en toutes choses d'un parfait concert, et conformément aux stipulations qui viennent d'être arrêtées.

[1]) Ce passage a ensuite été supprimé dans la copie finalement envoyée au Comte de Görz.

V.

Rapport du Comte Louis Cobenzl au Baron Thugut.

Rastadt le 27. Mars 1798.

Mr. le Comte Clément de Metternich, arrivé ici le 18. au soir, m'a remis les dépêches qu'il a plu à Votre Excellence de m'adresser en date du 13.

Elle aura pu voir par nos rapports subséquents que Mr. le Comte de Lehrbach a tenu d'avance à la Deputation la conduite et le langage qu'Elle veut bien nous préscrire, et qu'à cet égard nous avons été assez heureux pour rencontrer ses intentions.

Ayant lu conjointement avec ce Ministre les dépêches de Votre Excellence avec l'attention qu'exige leur importance, nous avons estimé, que la première démarche que nous avions à faire, c'étoit de proposer aux Plenipotentiaires François de nous contenter d'une simple déclaration par écrit relativement au supplément de dédommagement qui nous compete pour la cession de la rive gauche, en leur offrant alors, que Mr. le Comte de Lehrbach y donne également sa voix. Nous nous sommes rendus à cet effet tous les deux chez Treilhard, mais pour qu'il ne put pas attribuer cette nouvelle condescendance de Sa Majesté à un extrême empressement pour la conclusion de la paix de l'Empire, dont des pareilles gens pourroient toujours abuser, nous lui avons présenté la chose comme venant originairement de nous, et nous lui avons dit, que n'ayant pas osé y procéder sans ordre de la Cour, et voyant d'un autre côté, combien l'arrangement sur ce qui devoit former notre surplus éprouvoit de longueurs par l'obligation où étoient les Plénipotentiaires François d'écrire à Paris sur chaque proposition, nous avions imaginé ce moyen et venions d'en recevoir l'autorisation, dont nous nous empressions de lui faire part afin que si l'arrangement pouvoit être pris sans perte de temps, dès la séance de la Deputation fixée pour le lendemain, Mr. le Comte de Lehrbach put voter pour la cession de toute la rive gauche. M'etant rencontré la veille avec Bonnier, il m'avoit dit, qu'il venoit d'arriver de nouvelles instructions de la part du Directoire executif, qui persistoit dans la ferme resolution d'exécuter avec la plus stricte exactitude le Traité de Campo Formio. Votre Excellence verra par la suite de cette dépêche, combien nous nous

serions trompés, si nous avions conclu de ce langage ce qu'avec toute autre Puissance on auroit pu en enférer.

Nous ne fumes pas peu surpris de recevoir le lendemain pour réponse du Plenipotentiaire Treilhard, qu'il se croyoit d'autant moins autorisé à donner une pareille déclaration que le Gouvernement François régardoit l'acquisition de l'Archevêché de Salzbourg, et de la portion de la Bavière jusqu'à l'Inn, comme une compensation très-suffisante pour notre Cour de la cession de la totalité de la rive gauche du Rhin. Nous lui demandâmes, ce que d'après cela voudroit donc dire l'article 7 des stipulations secrettes relativement aux acquisitions que pourroit faire l'une et l'autre Puissance en sus de ce que fixoit le Traité. Treilhard soutint que la totalité de la rive gauche n'étoit pas même une acquisition pour la France, puisqu'elle en étoit en possession effective, que c'étoit le prix du sang versé par elle dans une guerre qui lui avoit été injustement suscitée: que si la République faisoit une acquisition sur la rive droite, alors seulement nous pourrions prétendre à un équivalent. Je ne crois pas, que depuis que l'on traite d'affaires on ait jamais mis en avant un paradoxe plus absurde. Il s'ensuivit une discussion fort vive sur l'interprétation de cet article, sur l'origine de la guerre. Nous soutinmes, que c'étoit la France qui, sans aucun motif quelconque, avoit attaqué l'Autriche et l'Empire, d'abord en dépouillant l'Allemagne des droits que lui assuroient les Traités les plus solemnels, ensuite en commençant les hostilités vis-à-vis de l'une et de l'autre. Nous prouvames que le Traité de Campo Formio n'attribuoit à la France que la ligne stipulée pour l'Allemagne; que chaque pouce de terrain au delà de cette ligne étoit une nouvelle acquisition, dont l'article 7 nous assuroit la compensation, que la position actuelle des trouppes Françoises n'étoit qu'une simple occupation, qui ne donnoit pas plus de droit à la République, que celle qu'elle avoit fait momentanément de tant d'autres pays, et qu'à nous la conquete que nous avions fait pendant quelque temps d'une partie de la Flandre Françoise. On ajouta, que quant à une acquisition d'un point quelconque sur la rive droite du Rhin pour la République Françoise, il ne pouvoit pas même en être fait mention.

Quoique la question fut agitée avec beaucoup de chaleur, comme cette conférence avoit lieu le matin, Treilhard ne sortit pas des bornes de la décence et d'un tôn convenable. Elle nous conduisit à l'evaluation des différentes acquisitions qu'il s'agissoit de consolider,

des pertes de l'Autriche, et par là à examiner son état de force, celui de la Prusse, et celui de la France, comparativement à ce qu'il avoit été avant la guerre. Treilhard nous pria, pour le soulagement de sa mémoire, de coucher par ecrit les notions que nous venions de lui donner à cet effet, pour qu'il put les comparer avec celles qu'il s'étoit procuré d'ailleurs. Nous convînmes que je lui enverrois ce petit travail dès le lendemain, et nous arrangeâmes pour le surlendemain une nouvelle conférence à laquelle devoit assister Bonnier.

J'ai l'honneur de joindre ici à Votre Excellence ce qu'en consequence j'ai rédigé de concert avec Mr. le Comte de Lehrbach et en consultant le Sr. Tautphoeus.

Dans la conférence du 20. les deux Plenipotentiaires nous répeterent ce que nous avoit déjà dit Treilhard, que la République Françoise regardoit l'acquisition du Pays de Salzbourg et de l'Inn pour l'Autriche comme un équivalent suffisant pour la totalité de la rive gauche du Rhin. Ils nous montrerent des Mémoires et des evaluations sans fin qui faisoient monter à trois millions de florins le revenu que nous pourrions en tirer. Comme nous temoignâmes notre extrême surprise sur un changement de langage aussi imprévu et aussi evidemment contraire au Traité, ils nous rappelerent qu'ils nous avoient toujours dit, que l'article 7 pouvoit être soumis à differentes interprétations, qu'eux en particulier ne l'avoient jamais entendu comme nous, que sans en avoir encore la certitude absolue, il leur paroîssoit que leur Gouvernement envisageoit la chose de la même manière. Je rappelai à mon tour à Bonnier ce qu'il m'avoit si souvent repété de la confiance que nous devions témoigner à la République Françoise, qu'il m'assuroit être tres intentionnée de nous procurer ce surplus.

Après que les débats eurent recommencé sur cette question, les Plenipotentiaires François nous répresenterent, que la jalousie étoit extrême dans tout l'Empire sur ce qui avoit percé dans le public de l'acquisition que devoit faire l'Autriche, que particulièrement la Prusse se montroit disposée à y apporter la plus grande opposition, que les Ministres Prussiens leur en avoient souvent parlé, en leur annonçant qu'ils ne demanderoient rien en Allemagne que le strict dédommagement de leur possessions trans-rhénanes, si de son côté l'Autriche n'y acqueroit rien. (J'ai lieu de croire que la Cour de Berlin commence à répandre ce langage de tous côtés.) Qu'eux Plenipotentiaires François, sans rien confier aux Prussiens de ce qui

avoit été stipulé avec nous, leur avoient toujours objecté que s'il étoit question d'acquisitions pour la Maison d'Autriche, il falloit aussi calculer les pertes qu'elle avoit faites, et voir quel seroit son état comparativement à celui où elle avoit été avant la guerre, et qu'un pareil calcul ne justifieroit nullement les craintes, qu'affectoit la Cour de Berlin sur notre préponderance. Les Plenipotentiaires François en conclurent, que nous n'avions pas de meilleur parti à prendre que de nous entendre avec la République Françoise, de ne pas mettre plus longtemps obstacle à ce qui arrêtoit la paix de l'Empire, de nous contenter de l'acquisition du Pays de Salzbourg et de la partie de Bavière jusqu'à l'Inn, de nous reposer sur les assurances que nous donnait la République Françoise de nous aider par tous les moyens possibles à l'acquerir, qu'alors le Gouvernement François pourroit aussi parler ferme à la Prusse et l'empêcher de rien avoir en outre du strict dédommagement de ses possessions trans-rhénanes. C'est ce que Bonnier répéta encore particulièrement à Mr. le Comte de Lehrbach dans une conversation très amicale qu'ils eurent le lendemain ensemble, dans laquelle il le pressa vivement la dessus.

Si l'on pouvoit se réposer sur l'exactitude avec laquelle la République Françoise rempliroit sa promesse à l'égard du Roi de Prusse, peut-être que d'après le peu d'espoir que nous avons de rien obtenir en Italie, et le mediocre prix que Sa Majesté attache à l'accroissement ultérieur des ses acquisitions en Allemagne, ce résultat, qui nous assureroit Salzbourg et l'Inn, sans aucun aggrandissement pour la Prusse, séroit-il encore dans la circonstance actuelle un des moins défavorables pour les intérêts de Sa Majesté; mais quel fond peut-on faire sur les promesses de gens, qui de toutes les stipulations du Traité de Campo-Formio n'ont encore exécuté que l'évacuation de l'Italie, et cela 24 jours aprés le terme convenu, et en dépouillant absolument ce pays? et n'est-il pas bien plus à craindre que lorsque nous aurions donné notre voix pour la cession de la rive gauche du Rhin, et annoncé les droits que nous donnent les stipulations secrettes sur une acquisition de l'Allemagne, il ne résulte de ces nouvelles assurances ce qui est arrivé de toutes les autres; que nous n'éprouvions de leur part ni l'appui nécessaire pour contenir le Roi de Prusse, ni le langage imposant qui pourroit mettre obstacle à ses vues d'aggrandissement. De toute manière il nous étoit impossible d'adopter l'idée des François avant que nous eussions au moins la réponse de Paris à ma dernière proposition.

En conséquence nous leurs avons dit, que puisqu'ils ne se croyoient pas autorisés à nous donner la déclaration que nous leur avions demandé, Mr. le Comte de Lehrbach ne pouvoit pas encore voter pour la cession de la totalité de la rive gauche du Rhin, qu'il ne nous restoit donc qu'à attendre la réponse du Directoire à ma dernière proposition; que Sa Majesté ne pouvoit pas se désister des justes droits que lui donnoit l'article 7 des stipulations secrettes, que le Député de l'Autriche continueroit la même conduite et le même langage, en donnant un libre cours à ce que voudroit faire la députation; mais qu'après avoir rempli avec la plus stricte exactitude tout ce que portoit le Traité, il ne pourroit pas non plus, jusqu'à ce que les préalables ayent été exécutés par la France, donner un suffrage, auquel nous ne nous étions nullement engagés.

Les Plenipotentiaires François répondirent, qu'ils n'avoient pas encore la réponse de leur Gouvernement, mais que suivant toute apparence la République n'entreroit pas dans nos idées sur l'Italie, la France ayant encore plus à coeur les intérêts de ses alliés que les siens propres.

Ceci sembleroit détruire d'avance les conséquences que l'on auroit pû tirer en notre faveur du mécontentement du Directoire contre les Cisalpins.

Je ne manquerai pas, aussitôt que cette réponse sera arrivée de faire mon rapport à Votre Exc. et en cas de refus d'exécuter ses ordres ralativement aux arrangements pécuniaires à substituer à des acquisitions territoriales. Mais je dois Lui avouer, qu'également sur cela il me reste bien peu d'espoir; les François calculeront sans doute que c'est aux dépens d'un tiers, et non pas aux leurs, qu'ils se sont engagés à nous indemniser, ce qui résulteroit cependant de la partie des dettes des Pays-bas dont ils auroient à se charger.

Dans le cours de cette conférence, lorsqu'il fut question de la stricte indemnisation du Roi de Prusse de ses possessions transrhénanes, je dis aux Plenipotentiaires François, que suivant la lettre du Traité, la Cour de Berlin ne devoit rien acquerir en Allemagne; que c'étoit déjà une grande connivence de la part de Sa Majesté de consentir à délier la République Françoise de cet engagement, mais qu'encore à cet égard tout dépendoit de l'application du principe à la chose; qui si par exemple par strict dédommagement on entendoit l'Evéché de Münster, dont il avoit été question dans la Convention de Berlin, nous ne pourrions pas y donner les mains,

puisqu'au lieu d'un équivalent, ce seroit une acquisitions du double de la valeur.

Les Plenipotentiaires François nous ont insinué, que nous devrions prendre possession de Salzbourg et de la partie de la Bavière jusqu'à l'Inn. J'ignore quel est leur but à cet égard, et si peut-être ils n'ont pas eû en vue de donner par là le branle à la décomposition de l'Empire.

Nous souhaitons avec ardeur que notre conduite puisse être honorée de la haute approbation de Sa Majesté, et de celle de Votre Excellence. Penêtrés du zele pour le service de notre auguste Maître, et de reconnaissance de la confiance qu'il daigne avoir en nous, nous ne sommes que plus animés du désir de le bien servir, en même temps que nous sentons combien notre position est scabreuse, et combien il seroit aisé de se tromper dans des objets si compliqués et d'une si haute importance. Tous nos voeux seront remplis, si en toute occasion notre conduite répond à notre bonne volonté.

J'ai l'honneur d'être.

A p o s t i l l e.

Rastadt le 27. Mars 1798.

Mon rapport principal informe Votre Excellence de la position actuelle des affaires avec les Plénipotentiaires François.

Elle a bien voulu me communiquer en date du 13. Mars tout ce qui s'est passé rélativement à la négociation avec la Prusse. Elle a autorisé en conséquence Mr. le Comte de Lehrbach et moi à continuer à nous èntretenir amicalement avec Mrs. de Görz et de Jacobi sur cet objet, en leur temoignant notre voeu personnel de trouver des points de conciliation entre les prétentions réciproques, à chercher à engager les Ministres Prussiens à s'expliquer davantage, nommément sur les indemnités que leur Cour destine à la Maison d'Orange et à ses autres partisans. Votre Excellence ajoute que si en les présentant d'un autre coté, autant qu'on pourra le faire sans inconvénient de vues des Sa Majesté, nous pouvions parvenir à concerter avec Görz et Jacobi une sorte de projet éventuel pour un arrangement raisonnable, qui seroit respectivement envoyé aux deux Cours,

il en résulteroit probablement une prompte accélération d'une conclusion finale, qui devient bien à désirer.

Votre Excellence aura été informée depuis par ma dépêche du 7. des trois alternatives, sur lesquelles les Ministres Prussiens s'étoient ouverts envers nous. La veille de l'arrivée des ordres du 13. Mr. de Jacobi me dit que d'après son avis particulier le Roi son Maître ne devroit pas hésiter de renoncer à toute idée d'indemnisation pour le Prince d'Orange aux frais de l'Empire; qu'il reconnoissoit lui-même que le projet étoit injuste, et qu'il étoit persuadé, que si la chose étoit réprésentée sous son vrai point de vue, et comme un moyen de faciliter l'arrangement définitif, ce jeune Prince finiroit par y donner les mains. Ceci s'approcheroit assez des intentions généreuses de S. Mté l'Empereur, de ne rien exiger aux dépens de l'Empire, et de persister même à dédommager le Duc de Modène de ses propres possessions, si la Cour de Berlin vouloit en agir de même envers le Prince d'Orange, et se contenter du strict dédommagement de ses possessions trans-rhénanes.

Mr. le Comte de Görz n'est pas à cet égard du même avis que son collegue. Il m'a proposé comme son idée particulière que comme il faudroit d'ailleurs penser à un dédommagement considérable pour l'Electeur de Trèves, et que ce qui lui restoit sur la rive droite lui devenoit inutile, on pourroit donner au Prince d'Orange les cinq baillages qui restent encore de cet Electorat, qui sont d'ailleurs voisins des possessions de la Maison de Nassau, et lui ayant réprésenté, que cette acquisition pour un Prince qui n'avoit aucun droit d'être dédommagé aux frais de l'Empire de la perte d'un emploi qui y étoit entièrement étranger, me paroissoit bien considérable, Görz m'a fait entendre qu'on se contenteroit peut-être de trois de ces baillages, en destinant les deux autres à quelqu'autre dédommagement. J'ai l'honneur de joindre ici à Votre Excellence le tableau que j'ai fait dresser par le Sr. Tautphoeus sur la population et la valeur de ces cinq baillages. Görz convient au reste, ainsi que ses collegues, que si le Prince d'Orange est dédommagé en Empire, il est juste que le Duc de Modène le soit également, ou plutôt, qu'en échange du Brisgau que lui céde Sa Majesté, Elle fasse une acquisition de quelque bien ecclésiastique à sa convenance. Mr. le Comte de Lehrbach trouve, que quant à la position du dédommagement du Prince d'Orange, s'il doit avoir lieu en Empire, elle est assez convenable dans les baillages qui restent à l'Electeur de Trèves ne pouvant donner de l'ombrage,

ni à nous, ni aux François. Ceux-ci à ce que dit Görz, tiennent essentiellement à une acquisiton territoriale du Prince d'Orange en Empire, qu'ils régardent comme un moyen d'ôter à ses partisans en Hollande tout espoir sur son retour. J'ai répondu à cela que cette considération étoit également remplie, soit que cette cession territoriale soit faite par le Roi de Prusse, soit qu'elle ait lieu aux dépens de l'Empire. Quant aux autres partisans de la Prusse, ses trois Ministres sont d'accord sur la nécessité de mettre des bornes à leur cupidité. On m'assure aussi que le Sr. Waitz, Ministre de Cassel, après avoir échoué dans sa négociation à Paris, n'a pas été plus heureux à Berlin, d'ou il est reparti sans avoir rien pu obtenir. Il doit arriver ici sous peu de jours.

En réunisant ces différentes ouvertures avec celles qui les ont précedées, Votre Excellence jugera sans doute, que les Prussiens se sont expliqué vis-à-vis de nous autant, que nous pouvions nous y attendre sur les vues et les projets de leur Maître; en même temps l'extrême répugnance qu'il s nous ont témoigné pour toute acquisition quelconque que Sa Majesté feroit en Bavière, la prétention qu'ils forment sur l'Evêché de Munster, si nous devons avoir Salzbourg, projet qui rendroit bien plus difficile l'indemnisation de l'Electeur de Cologne, et sur lequel je n'ai pas encore reçu les instructions de Votre Excellence, tout cela nous a fait croire, qu'il n'y auroit aucun avantage à nous ouvrir vis-à-vis d'eux sur les vues de Sa Majesté, puisque nous n'obtiendrions dans ce moment-ci des Ministres Prussiens d'autres réponses, que celles qui seroient analogues aux idées que nous leur connoissions déjà; en même temps nous avons cru, qu'en formant un projet qui put enchaîner les vues destructives de la Prusse sur l'Empire, remplir celles de générosité, et de bienfaisance de Sa Majesté, en l'envoyant à l'approbation de nos Cours respectives, nous exécuterions au moins en partie ce que Votre Excellence nous a indiqué à cet égard.

En conséquence dans une conversation familière avec Jacobi, dans laquelle il déploroit comme de coûtume le peu de progrès que faisait la négociation entre nos deux Cours, et la lenteur des explications dans un moment si urgent, je lui dis, que partageant son zêle et sa bonne volonté pour l'accéleration d'un concert, dont l'importance ne me frappoit pas moins que lui, il m'étoit venu une idée absolument particulière à moi, que je croyois devoir lui proposer, ainsi qu'à ses collegues, en les priant de la rejetter, tout uniment,

si elle ne leur paroissoit pas practicable; c'ètoit, que d'après la connoissance que nous pouvions avoir des sentimens de nos Cours, nous nous occupions ensemble à rediger un projet de Convention, que nous soumettrions chacun de notre côté à l'approbation de nos Maîtres, que n'étant autorisés à rien de pareil, je ne pouvois nullement lui répondre, que notre travail fut approuvé à Vienne; que sans doute eux seroient dans le même cas vis-à-vis de leur Cour; mais que n'y eut-il que quelques uns des articles proposés par nous qui fussent adoptés des deux parts, ce seroit toujours autant d'avancé sur la négociation; que les Cabinets respectifs ètoient toujours maîtres d'ajouter ou de retrancher ce qu'ils voudroient, et que dans le cas extrême où la totalité de notre travail ne seroit pas approuvé, on devoit au moins nous savoir gré de notre zèle, et que ce ne seroit au bout du compte qu'un peu de papier perdu. Je demandai comme de raison, qu'on se donnât mutuellement la parole d'honneur de garder le plus profond secret. Ce fut à quoi je me bornai, sans communiquer même au Ministre Prussien la dernière lettre de Sa Majesté au Roi.

Jacobi et aprés lui ses Collegues, auxquels il fit part de notre conversation, adopterent mon idée avec le plus grand empressement, et m'en temoignerent la plus vive reconnoissance. Il fut convenu entre nous, que je me chargerois de rédiger un pareil projet; (persuadé qu'il y a toujours de l'avantage pour celui qui met le premier la main à la plume, j'en acceptai la proposition) qu'ensuite Görz et Jacobi se rendroient chez moi pour se concerter sur les changements qu'ils croiroient devoir demander; que pour éviter les conjectures qu'on pourroit tirer du rassemblement de trois Ministres de Prusse chez moi s'il venoit à être sû Mr. de Dohm ne séroit pas présent à l'entretien, quoiqu'on l'informeroit de tout et qu'à la suite de cela nous expédierions nos Couriers pour Vienne et Berlin.

Une ancienne animosité bien mal placée que le rancuneux Görz conserve encore contre Mr. le Comte de Lehrbach depuis Ratisbonne pour les bons services que ce Ministre a rendus à la Cour, en déjouant les manoeuvres des Prussiens, m'a empêché d'insister à ce qu'il soit aussi admis à la conférence, quoique je n'aye pas caché que je le consultois sur tout, et ne faisois rien que de concert avec lui; mais Mr. le Comte de Lehrbach s'étant dépuis expliqué avec le Comte de Görz avec autant de loyauté que de franchise, et d'une manière très-amicale, il sera à l'avenir de tous nos entretiens.

Nous nous occupâmes Mr. le Comte de Lehrbach, le Sr. Tautphoeus et moi, à rédiger ce que j'avois promis aux Prussiens; avec l'attention qu'exigeoit la délicatesse de la démarche nous prîmes à dessein une couple de jours de réflexions. J'ai l'honneur d'envoyer ci-joint à Votre Excellence le fruit de notre travail commun.

Nous nous sommes attachés d'abord à exprimer par le titre même de la chose les bornes que nous entendions donner à notre démarche.

L'engagement de l'Empereur de n'exiger aucun dédommagement aux dépens de l'Empire pour la perte des Pays-bas et de la Lombardie, est conforme au Traité de Campo-Formio lui-même; il n'exclud ni le dédommagement du Frickthal, sur lequel nous avons cru d'autant moins devoir nous ouvrir aux Prussiens, que cette question n'a pas encore été agitée ici avec la France, ni celui du Duc de Modène, soit aux dépens de l'Empire, soit en nous dédommageant nous mêmes, si nous persistons à lui laisser le Brisgau. Nous avions d'abord laissé en blanc la spécification du dédommagement qui doit revenir aux Prussiens pour leurs possessions transrhenanes, voulant tâcher dans la conférence de nous en tirer au meilleur marché possible.

Görz et Jacobi ne s'étant pas trouvés entièrement d'accord dans le projet de dédommager le Prince d'Orange aux dépens du Roi, et le dernier m'ayant instamment prié de ne pas le compromettre; j'ai dû insérer dans mon projet les deux cas par les articles 2 et 3. J'ai evité dans le dernier toute expression qui auroit borné notre dédommagement au simple équivalent du Brisgau, objet qui n'est pas d'une grande valeur.

Les autres articles sont tous tirés mot à mot des instructions qu'il a plu à Votre Excellence de me donner.

Ma conférence secrette avec les Ministres de Prusse a eu lieu le 25.

Ils ont adopté l'article 1. Je leur ai proposé successivement de se contenter pour le dédommagement des possessions trans-rhénanes de leur Maître des Abbayes d'Essen et de Werden, ou de l'Evêché de Paderborn, moins considérable que celui de Hildesheim. Ils ont rejetté ma dernière proposition. La première leur a fait demander, que l'Abbaye de Werden soit ajoutée à l'Evêché de Hildesheim. Ils disent, que ce ne seroit pas même une acquisition pour le Roi, qui pretend avoir la superiorité territoriale de cette Abbaye, en sorte, qu'il n'en résulteroit pour lui d'autre avantage que de mettre fin aux

chicanes auxquelles il étoit sans cesse exposé. Ils assurerent que le tout ne feroit pas encore le dédommagement de ce que le Roi perdroit par ses possessions transrhénanes, le seul péage du Rhin lui rapportant annuellement au delà de 300 mille ecus. Je m'y refusai absolument. Je rappellai à Jacobi, qui c'étoit lui-même qui m'avoit suggeré l'Evêché de Hildesheim, comme ce à quoi le Roi vouloit borner son indemnisation pour les possessions trans-rhénanes. Je dis, que n'ayant pas encore de réponse de ma Cour au rapport que j'en avois fait, je ne pouvois pas même répondre que cette idée seroit adopté; mais que vouloir y ajouter encore quoique ce soit, et faire ainsi dégénerer ce qui ne devoit être qu'un strict dédommagement, formant déjà la convenance locale, en une véritable acquisition, ce seroit renverser dès le fondement l'ouvrage que nous voulions construire.

Les Ministres Prussiens me dirent, que leur Cour avoit eu trois différents projets pour l'indemnisation des Provinces trans-rhénanes. En Westphalie, au moyen de l'Evêché de Munster, en basse Saxe, par celui de Hildesheim, et en Franconie, par quelques augmentations de ce qu'y possédoit déjà le Roi. Ils me presserent beaucoup d'insérer quelque chose dans notre projet de relatif à ce dernier plan, en s'efforçant à me prouver que ce qu'ils pourroient acquérir de plus de ce coté-là, ne seroit dangereux pour ma Cour, mais je me réfusai entièrement a adopter cette idée, comme incompatible avec l'intime union, que je désirois de voir établie entre les deux Puissances, et qui devoit faire désirer de diminuer plûtôt que d'augmenter les points de contact qui existoient entre elles.

Görz voulut au moins que l'on inserât dans le projet la promesse de légaliser le status quo actuel du Roi en Franconie. Je ne crus pas non plus devoir y consentir; mais je n'ai pas pu me dispenser de promettre d'en rendre compte à Votre Excellence, et de Lui demander ses ordres là dessus. Nous finimes par insérer dans l'acte le seul Evêché de Hildesheim ce à quoi j'ai crû pouvoir me prêter, Votre Excellence en faisant mention dans sa dépêche du 23. du mois passé, comme d'un moyen de dédommager le Stadthouder et d'ailleurs ma démarche actuelle ne pouvant jamais être considérée comme un engagement.

Le Comte de Görz auroit voulu me persuader de supprimer tout-à-fait l'article 2 par lequel le Prince d'Orange seroit dédommagé par la Prusse et de m'en tenir à la proposition de l'article 3. N'ayant pû m'y déterminer, il voulut au moins que les deux alter-

natives marchassent de pair, et que la premiere fut écrite en marge, ce à quoi je crus pouvoir me prêter, et qui obligeoit à quelques changements dans le ci-devant article 3, devenu aussi à présent article 2.

Sur le dernier article les Prussiens observerent, que l'effet de la Convention devant être des démarches uniformes, à faire auprès des Ministres François, il étoit inutile de se promettre le secret, qui ne devoit avoir lieu que jusqu'à la conclusion de l'acte. Nous convinmes de rédiger cet article tel qu'il se trouve dans le second apperçu.

Les autres articles furent adoptés sans aucune difficulté, à l'exception du 6me du premier apperçu, formant le 5me du second qui occasionna les plus grands débats.

Görz proposa d'ajouter après les mots: à ce qu'aucun projet pareil ne parvienne à execution, la clause suivante: comme aussi que les possessions souveraines héréditaires sur la rive droite du Rhin restent intactes. Je demandai le temps d'y reflechir, et de me concerter avec Mr. le Comte de Lehrbach.

Ayant mûrement réfléchi tous les deux sur la proposition Prussienne, ce Ministre me fit observer, qu'elle avoit pour objet en premier lieu de peser d'autant plus sur les biens ecclésiastiques, mais surtout d'exclure Sa Majesté de toute acquisition en Bavière, et particulièrement de celle du territoire jusqu'à l'Inn, qui donne tant d'ombrage à la Cour de Berlin. C'est ce qui m'a été confirmé par le Comte de Görz lui-même, lorsque l'ayant rencontré à une promenade, je lui déclarai, qu'il m'étoit impossible d'adopter son addition, et qu'il me proposa d'insérer au moins, que les Etats des Electeurs séculiers sur la rive droite demeureroient intacts. M'y étant également refusé, il me dit, que ceci augmenteroit les soupçons du Roi sur nos projets pour la Bavière, et que son invincible répugnance à cet égard feroit tout manquer; que sans recourir à la Bavière nous pouvions trouver dans l'Evêché de Passau, ou dans ceux de Trente et de Brixen de quoi nous dédommager de ce que nous cédions au Duc de Modène. Je répondis au Ministre de Prusse, que les Evêchés de Trente et Brixen n'étoient pas une acquisition pour nous, puisque leur état actuel nous fournissoit déjà toutes les ressources que nous pouvions en espérer, qu'il étoit d'ailleurs bien aisé à son Maître d'acquérir une surêté complette sur tous les projets dont il nous soupçonnoit rélativement à l'Allemagne, en se chargeant du dédommagement du Prince d'Orange, puisqu'alors l'Empereur n'exigeroit pas même d'acquisitions en Empire, quoiqu'en cédant le Brisgau.

C'est ce que je lui répétoi encore par le billet ci-joint qui accompagnoit la copie que je lui envoyoi de notre apperçû. Les Prussiens passerent toute la journée à chercher les moyens de nous persuader Mr. le Comte de Lehrbach et moi. Ils temoignerent même beaucoup d'humeur au premier, en lui attribuant ma résistance invincible, et lui déclarerent, que jamais le Roi ne consentiroit à nous laisser rien prendre en Bavière. Enfin n'ayant rien pu obtenir de nous, il fut convenu, que l'apperçu seroit envoyé de part et d'autres sans cette addition, mais que nous rendrions compte en même temps à nos Cours respectives de la proposition du Comte de Görz et du refus qu'il avoit éprouvé de ma part.

Nous osons nous flatter que la conduite que nous avons tenue sera honorée de l'approbation de Sa Majesté et de celle de Votre Excellence. L'apperçu remis aux Prussiens est tel, que quand même par la plus noire des trahisons ils le communiquoient aux François, ceux-ci ne pourroient rien y trouver qui fut contraire à nos engagements, et qui ne s'accordat avec le conseil qu'ils nous ont donnés eux mêmes de nous entendre avec les Prussiens. Il commence d'ailleurs à se répandre de plus en plus dans le public, que la Cour de Berlin nous recherche, et veut s'unir à nous, ce dont il ne peut résulter qu'un bon effet sur les François. Il m'est aussi revenu que les Ministres Prussiens ont dit, qu'à présent ils trouvoient les Autrichiens par trop désintéressées et que cela les contrarioit aussi.

J'ai l'honneur d'être ut in literis.

Rastadt le 27. mars 1798.

Cobenzl m. p.

VI.

Projet d'articles ou d'Acte éventuel,

rédigé par S. E. Mr. le Comte de Cobenzl.

(Zu Seite 188.)

Sa Majesté Impériale et Royale apostolique et Sa Majesté Prussienne étant intimement convaincues, que le salut de l'Empire Germanique ne peut s'opérer que par une union sincere entre Elles, et par le Sacrifice généreux de toutes vues personnelles d'agrandissement ou d'indemnités aux dépens de Leurs Coétats, Leurs dites Majestés,

après s'être communiquées leurs vues mutuelles, sont convenues des articles suivants:

Article I.

Il ne sera formé aucune prétention de la part de Sa Majesté l'Empereur Roi d'Hongrie et de Bohème, ni de la part de Sa Majesté le Roi de Prusse à la charge du Corps germanique tant à titre d'indemnité de leurs pertes que pour quelconque autre motif soit que la paix de l'Empire puisse être conclue au Congrès de Rastadt ou ce qu'à Dieu ne plaise, qu'elle dut être renvoyée à une époque plus reculée.

Article II.

Sa Majesté l'Empereur Roi d'Hongrie et de Bohème et Sa Majesté Prussienne desirant également que les malheurs de l'Empire n'entrainent que le moins d'altération possible dans les possessions territoriales il est convenu qu'ils employeront leurs efforts à la paix de l'Empire pour effectuer que les Princes et Etats qui devront supporter des pertes sur la rive gauche du Rhin n'en soyent indemnisés que par des moyens pécuniaires dont seront chargés les Etats ecclésiastiques de la rive droite lesquels moyennant cet arrangement seront tous conservés sans exception.

Article II.

(Ou bien in casu pessimo.)

Sa Majesté l'Empereur Roi d'Hongrie et de Bohème et Sa Majesté le Roi de Prusse réuniront leurs efforts, pour que les Princes lesés par le démembrement de la rive gauche du Rhin, et nommément les trois Electeurs ecclésiastiques, obtiennent des dédommagements équitables; ces dédommagements seront reglés d'après que le desintéressement magnanime de Leurs Majestés Imperiale et Prussienne doit engager chacune des parties lesées à la plus grande modération dans leurs prétentions et que la proportion entre les indemnités à adjuger à chacun, doit être en raison respective des pertes qu'il a essuyées. Le Prince Stathoudre de Hollande et le Duc de Modène seront compris dans le nombre des Princes à dédommager, et les concessions, qu'on leur accordera, seront fixées entre les parties contractantes sous la médiation de Sa Majesté Imp[le] de toutes le Russies.

Article III.

Dans le cas d'une reprise d'hostilité entre Sa Majesté l'Empereur Roi et la République françoise, Sa Majesté Impériale et Royale Apostolique donnera son accession comme Chef et Coétat de l'Empire à la pacification Germanique et Elle continuera d'employer tous ses soins et ses efforts conjointement avec Sa Majesté Prussienne pour l'ammener à une prompte et heureuse issue.

Article IV.

Si cependant dans le cas présupposé d'une reprise d'armes entre l'Autriche et la France celle-ci refusoit à donner suite à la négociation de paix avec l'Empire Germanique, Sa Majesté le Roi de Prusse s'engage d'employer ses bons offices auprès de la République françoise pour la déterminer à reconnoître et respecter la neutralité de l'Empire ou à conclure un armistice ou une trève à long terme, pendant lesquels le cours du Rhin seroit la ligne de démarcation entre les armées respectives, et dans le cas où la République françoise refusant de donner les mains à ce dernier arrangement la guerre avec l'Empire Germanique deviendroit inévitable, Sa Majesté Prussienne s'engage, à assurer le repos du Nord de l'Allemagne au moyen de la ligne de démarcation, laquelle sera specifiée à la fin de la présente Convention, et à ne jamais permettre aux troupes françoises de passer par aucun des pays compris dans la dite ligne de démarcation, Sa Majesté Prussienne promet en même tems, loin d'entraver les opérations des armées de Sa Majesté l'Empereur, de les favoriser autant que possible et particulièrement de joindre ses soins à ceux de Sa dite Majesté Imperiale pour engager les différents Etats Germaniques nommément la Saxe et les autres Princes les plus puissants à ne pas abandonner dans une pareille extrémité la patrie commune, mais d'accourir généralement à sa défense, en fournissant au moins leurs contingents respectifs conformement à la Constitution et aux loix de l'Empire.

Article V.

L'Empereur Roi accordera son consentement en Sa qualité de Chef de l'Empire à la suppression de tous les procès, qui ont été élevé devant les tribunaux de l'Empire au sujet des affaires entre Sa Majesté Prussienne et ses Coétats en Franconie, supposé que cette suppression soit agrée par la diète de l'Empire à la pluralité des

suffrages, et Sa Majesté Impériale et Royale Apostolique en Sa qualité de Roi de Bohème et d'Archiduc d'Autriche s'engage à employer tous ses soins auprès de ses Coëtats de l'Empire, pourque ces procès soyent supprimés à la satisfaction de Sa Majesté Prussienne.

Article VI.

Sa Majesté l'Empereur Roi accorde pareillement en Sa qualité de chef de l'Empire, la concession du Privilege de non appellando à Sa Majesté Prussienne pour les Principautés d'Anspach et de Bareuth, et les Actes en seront expédiés dans les formes requises et légales.

Article VII.

Ce présent act ayant été conclu et signé sous la médiation de Sa Majesté l'Empereur de Russie, les hautes Parties contractantes sont convenues de requérir sans délai dans les formes usitées sa susdite Majesté Impériale de toutes les Russies, pour qu'Elle veuille bien accorder en même tems Sa garantie à toutes les stipulations y contenues.

VII.

Dietrichstein an Thugut.

Petersbourg le 27. Août 1798.

L'Empereur en montant sur le trône a été entrainé par Sa tendresse et Sa juste confiance pour Son auguste épouse jusqu'à l'initier dans les affaires les plus conséquentes de l'état, non seulement de l'administration intérieure dans lesquelles Il Lui à bientot accordé une influence directe, n'aimant pas à les approfondir Lui même, mais aussi de toutes les autres; car tout Lui était communiqué. Il est probable que l'Impératrice, sensible à cette déférence qu'Elle n'aurait jamais pu exiger, se seroit contentée d'en profiter pour n'exercer qu'une surveillance utile à Son auguste Epoux et à l'état, mais outre qu'Elle n'était nullement préparée à juger d'aussi grands intérêts, et qu'il est impossible que toutes les Princesses ayent le génie de Marie Thérèse ou de Cathérine seconde, la bonté et la facilité de Son caractere l'a bientot portée à accorder Sa protection et Sa confiance illimitée à des personnes qui pouvaient en abuser par

leur propre médiocrité ou par des vues intéressées. Nous en avons eû une preuve dans l'établissement de la fameuse banque d'emprunt que, pour trancher le mot, des frippons seuls peuvent avoir imaginée et que des sots ou d'autres frippons peuvent seuls avoir prônée et présentée à Leurs Majestés comme une chose bonne, juste ou vraiment avantageuse. On se rapelle que lors de cet établissement l'Empereur en a rendu tous le auteurs responsables, n'ayant pas voulu lui même en approfondir l'essence, ceux-ci eurent encore le tort de répandre, comme je l'ai mandé dans le tems, qu'on ne pourrait critiquer cette banque sans aller en Siberie, et l'Impératrice s'oublia jusqu'a l'appeler avec complaisance sa banque. Les inconvéniens ne tardèrent pas à se présenter en foule, la chute énorme du crédit publique et du change, d'autant plus qu'on ne prenait aucune précaution pour cacher l'énorme nouvelle émission des assignations, la ruine de ceux qui y avaient recours, le mépris des autres, le mécontentement des creanciers, l'émigration des commerçans étrangers. On voulut rémedier à tout cela en créant des banquiers de la Cour qui ou n'avaient nul crédit ou le perdaient par là même et le Procureur Général s'avisait de taxer d'entêtement et d'incapacité les négocians qui ne voulaient pas se convaincre de la bonté de l'invention de Woud si bien acueillie par lui et par l'Impératrice. Il était à prevoir que tot ou tard les inventeurs en payeraient la façon. Qu'on joigne à cela la multiplicité de places que le Procureur général avait accumulé sur sa tête dont aucune force humaine ne saurait remplir les fonctions et qui lui suscitait autant d'envieux que ses airs, malgré la politesse et affabilité, ceux de sa femme dans la société, le nepotisme de tout ce parti, l'imprudence des gens médiocres, celle assez commune, sur tout au beau sexe, de ne pas cacher son plaisir de regner, les inconvéniens qui devaient s'en suivre et qui choquaient même le plus vertueux des fils le Grandduc Alexandre et l'on trouvera qu'il ne fallait pas une maitresse pour renverser cet état des choses.

Ceux qui connaissent l'Empereur assurent que par respect humain si non par religion il a toujours gardé la fidélité à ses deux épouses et que si elle a réçu quelques atteintes ce n'a jamais été que par de petites passades subalternes, favorisées par Son valet de chambre turc, encore en doute l'on beaucoup. L'Empereur lui même sans aucun besoin m'a assuré une fois que cela ne lui était jamais arrivé, il est vrai aussi qu'il m'a assuré avoir eû une fois une petite maladie qu'on n'a guéres sans l'avoir meritée qu'il prétendait avoir été un jeu de

la nature. Tout le monde sait que M[lle.] Nelidow malgré qu'Elle ait donné dans le commencement beaucoup de chagrins à l'Impératrice n'a dû son grand crédit qu'à sa résistence dont l'Empereur n'a jamais triomphé et qui a fini par lui valoir par souvenir et reconnaissance l'amitié et la confiance entière et aveugle de l'Impératrice.

Dans le voyage que l'Empereur fit en dernier lieu à Moscou, l'aisance qu'il y trouva dans la société, l'absence de la gêne et des cérémonies lui plut, il s' amusa, ce qui ne lui était guéres arrivé depuis qu'il est sur le trône, il est tout naturel qu'à Son retour il ait ressenti l'ennui par la comparaison, on dit qu'Il avait remarqué M[lle.] Lapouchin qui Lui avait déjà plue au couronnement et qui alors avait disparue pendant trois jours de la maison paternelle sans que cela eut fait grand bruit, ce qui fut mis alors sur le compte d'un grand de la Cour, parce-que l'Empereur de Son coté ne s'était pas absenté, qu'il a dansé avec elle troisième, enfin qu'Il en était tombé amoureux. On ajoutait qu'en allant deux fois par jour depuis son retour chez Son valet de chambre malade dont Il embrassait le médecin quand il trouvait du mieux, il écrivait des billets à la Demoiselle qui étaient envoyés par des exprés, on annonçait continuellement son arrivée et qu'elle devait venir trouver sa soeur Madame Dimidow, qui était sur le point d'accoucher et qui est accouchée depuis, mais jusqu'à ce jour elle n'est pas encore arrivée. — On assure qu'à Son retour l'Empereur témoigna à l'Impératrice quelque désir que M[lle.] Lapouchin fut faite demoiselle d'honneur, protestant qu'il n'en était pas amoureux mais qu'il serait charmé de la voir. Les représentations de l'Impératrice et de M[lle.] Nelidow réunies irriterent l'Empereur. — Il eut l'air de préparer Sa conduite pour le tems où la Demoiselle serait ici et commença des promenades à pied seul après diner et le souper. Une couple de fois l'Empereur parla au Prince Ferdinand de sa passion comme d'une chose qu'Il ne pouvait vaincre, le Prince épuisa les mémoires du Marquis de St. Simon pour rappeler à Sa Majesté tout le mal que les maitresses avaient faites à la France en appuyant surtout sur ce que chez les femmes en général lorsque le plaisir n'est pas le principal et unique but l'ambition et l'esprit de domination fait dans leurs têtes des progrès illimités. L'Empereur fut touché jusqu'aux larmes de tout ce que le Prince lui dit et lui sauta au cou en le remerciant beaucoup et lui disant qu'il était charmé de voir qu'il était vraiment son ami, et qu'il lui avait parlé en honnête homme. Peu de jours après l'Empereur assura le Prince,

sans doute pour qu'il n'en soit plus question entre eux, que c'était passé et que cela n'avait été qu'un feu de paille, le Prince répondit, tant mieux, cela laisse moins de regrets et l'Empereur répliqua en riant capisco.

Ne voulant pas répéter ce que j'ai déjà raporté à ce sujet dans mes dépêches antérieures je me bornerai à ajouter ici ce que je puis avoir omis alors ou ce qui s'est passé depuis.

J'ai été dans le cas de répéter au Prince les conseils que je l'avais prié de donner à Son auguste soeur et d'en ajouter de nouveaux savoir qu'Elle évitat soigneusement tout ce qui donnerait à l'Empereur le soupçon qu'il n'a déja que trop qu'Elle fait épier Ses démarches ce qu'Il fait sentir plus ou moins ouvertement à ceux qu'Il en soupçonne hommes et femmes, qu'Elle cherchât à l'amuser et à le distraire, qu'Elle ne Se mêlat d'aucune affaire à moins qu'Il ne L'exigeat, surtout qu'Elle n'en aye jamais l'air vis-à-vis de personne et qu'Elle ne fasse aucun effort pour soutenir des gens dont la chute est inévitable. Le Prince m'ayant avoué que lors qu'Elle lui eût fait lire le projet de la banque Elle avait été frappée et effrayée des observations qu'il Lui avait faites d'abord, et m'ayant dit qu'Elle désirait savoir ce qu'on disait d'Elle dans la ville en me répétant toujours qu'Elle comptait sur mon attachement et désirait connaître mon opinion, j'assurais le Prince que l'Impératrice par Sa bonté, Sa générosité, Son affabilité, Son penchant à faire des heureux, Ses soins à empêcher des disgraces à un chacun S'était gagné les coeurs, mais qu'il était vrai que cette malheureuse banque, qu'Elle a trop hautement protégée et sur laquelle Elle a été absolument induite en erreur Lui avait fait quelque tort et qu'il eût été à désirer qu'outre tout ce que j'ai déjà eû l'honneur d'observer au Prince à Son sujet, Elle Se fut d'avantage mefiée de Ses conseillers qu'Elle croit Elle même intéressés et qu'Elle n'eût pas ouvert un champ si vaste à leur rapacité par ce nouveau projet de finance si mal conçu. Je rassurais cependant le Prince sur les suites qui pourraient résulter pour l'Impératrice de la condemnation éventuelle de cet emprunt en lui observant que l'Empereur ne pouvait pas prétendre que l'Impératrice fut un Pitt en finances, et qu'outre cela il était dans le caractère de l'Empereur de soutenir Lui même l'Impératrice contre toute imputation téméraire des inquis désespérés par la seule raison déjà qu'Elle est Sa femme.

L'Empereur de Son coté Se plaint à mots peu couverts de la

jalousie et surveillance de l'Impératrice, Il a même mis le Grand duc Alexandre dans un grand embarras par Ses confidences que le Grand duc a cherché à éloigner ce qui a mis pendant une couple de jours un peu de froid entre eux.

Je vais maintenant rendre compte de la chute successive que j'ai annoncée d'un parti entier et des causes que j'ai pu découvrir.

L'Empereur déjà aigri, dit un jour à l'Impératrice et à Mlle. Nelidow, ah si vous saviez comme je m'ennuye — Mlle. Nelidow osa répondre sur le même ton qui Lui avait longtems réussi; mais si Vous saviez comme Vous nous ennuyez aussi; dès lors sa disgrace était achevée et elle n'a presque plus reparue dépuis à la Cour qu'elle ne quittait guères d'ailleurs. En même tems son frère l'Adjutant général partagea bientot les affaires avec son camerad Lieven le cadet, le beau père du susdit, Buxhövden, fut remplacé par Mr. de Palen, on saisit pour cela le léger pretexte qu'il n'avait pas assisté à un exercice d'Artillerie de la garnison, peu de temps après Mr. Pleschtchejew fut renvoyé, le Comte Orlow même seulement lié avec ces personnes et auquel l'Impératrice voulait procurer un cordon et des places dans les établissemens qu'Elle dirige, eut ordre de quitter Petersbourg, on s'attend au prochain renvoi de Mr. Nicolai et du Sécrétaire de l'Impératrice Politica. Un Sénateur Novosilzicow inculpé par des recherches sur d'anciens approvisionnemens a été envoyé dans la plus éloignée de ses terres et tout ce qui a tenu à Buxhövden est ou va être renvoyé.

. . . .

Je remonterai plus haut maintenant pour expliquer la chute du Prince Alexis Kurakin. On prétend que le valet de chambre a commencé par dire à l'Empereur — je quitterai donc bientot Votre Majesté — pourquoi? — il me semble qu'on le veut — qui? — l'Impératrice ..... heute mir morgen dir — on assure que ces mots qui ont frappé l'Empereur ont donné le branle à tout, qu'ensuite l'Empereur s'étant réjoui devant cet homme de l'augmentation de Ses revenus par les eaux de vie, celui ci en avait pris occasion de parler à Sa Majesté du crédit public, du mécontentement du peuple et de la noblesse, des vues de l'administration, qu'il avait rendu Sa Majesté attentive et Lui avait donné des soupçons sur Son sécrétaire Neledinsky ami et parent de Kourakin, qui pouvait, étant chargé de recevoir et extraire les suppliques, soustraire toutes les plaintes adressées à Sa Majesté, on ajoute même que le valet de chambre par la copie

d'une supplique pour une affaire de procès avait prouvé la fausseté de l'extrait fait par Neledinsky, sur lequel Sa Majesté avait rendu une sentence injuste. Il y a encore une autre version, comme si l'Empereur avait reproché au sécrétaire qu'il était vendu à l'Impératrice et que celui-ci s'étant excusé par la reconnaisance qu'il Lui devait l'Empereur lui avait dit: sortez ou je pourrais m'oublier; la première version au contraire dit que l'Empereur lui a donné deux soufflets, et une troisième que Sa Majesté a appellé un valet du pied auquel Elle ordonné de prendre Neledinsky par les deux mains et de le mener dans une autre chambre où il est resté enfermé jusqu'à ce qu'on eût enlevé tous ses papiers, il a été aussitôt remplacé par Mr. Neplujew, lié aussi avec le valet de chambre.

Le Procureur général devait naturellement tomber alors, cependant il lutta une quinzaine de jours à force de faire sa cour au valet de chambre plus assidument encore qu'auparavant et en appitoyant lui et son frère le Prince Bezborodko qu'ils avaient fort négligé. Le Vice-Chancelier cependant plus ancien serviteur de l'Empereur que son frère, et rayé comme lui du souper crut devoir écrire à l'Empereur et demander sa démission, on disait déjà, les uns que ce serait le Comte Woronzow de Londres qui le remplacerait et dont Kotchoubey en prenant sa place épouserait la fille, d'autres nommaient Kotchoubey lui même Vice Chancelier et celui-ci auroit désiré cette place au Comte Rasumofsky dont cependant les amis croyent devoir désirer pour lui, qu'il reste éloigné d'ici; mais l'Empereur ne voulut pas recevoir la lettre du Vice Chancelier et dit plaisamment: pourquoi veut il donc quitter sa place? il n'est rien du tout même en la gardant.

Le Procureur général affectait le dévouement des martirs et cachait son attachement à sa place sous des dehors généreux en disant qu'il avait reçu trop de bienfaits de l'Empereur pour quitter sa place à moins que Sa Majesté ne le chassat. Il eût même deux explications avec l'Empereur qu'il eût la bêtise de prendre pour des raccommodemens; dans la première il se justifia sur ce, que l'Empereur lui dit qu'il n'aimait pas les coalitions et finit par être embrassé à ce qu'il assure, dans la seconde l'Empereur lui dit: savez vous qui je suis? puis; Savez vous que je suis despote? — Le Prince ayant répondu avec toute la soumission d'un turc sous le cordon, assure avoir encore été embrassé.

J'appris par le Prince Ferdinand que le Grand duc Alexandre avoit précisément la même opinion que moi sur le Prince Kourakin savoir que si on le laissait faire il ruinerait dans deux ans la monarchie par ses speculations dont la marche du crédit public donnait la mesure. L'Empereur eut pendant un bal de Cour une grande conversation avec Withworth qui pensant comme moi se borna de dire à Sa Majesté, qu'il lui semblait que cette place telle qu'elle était passait l'étendue des forces humaines et que Jesus Christ s'il l'occupait aurait des ennemis. . . . . .



Register über sämmtliche fünf Bände.

(Die Zahlen beziehen sich bei dem I. bis III. Theile auf die vierte, bei dem IV. und V. Theile auf die zweite Auflage.)

D'Abancourt, franz. Kriegsminister I 425.
Abbema, holländ. Patriot II 42.
Abercromby, engl. General III 102, 103; Höchstcommandirender in Irland V 220; V 458 ff.; 676; fällt 677.
Abrial, franz. Civilcommissar in Neapel V 341.
Abukir, Schlacht (1798 August 1.) V 160, 161; (1799 Juli 25.) V 545.
Achmet Bey, türkischer Befehlshaber in Neapel V 347, 355.
Acton, neapol. Minister II 23, V 131; entlassen 132; 227, 346, 355, 363.
Adams, Mitgl. der amerik. Foederalistenpartei IV 572; Präsident der Vereinigten Staaten V 15.
Addington, engl. Premierminister V 674, 685.
Adel steuerfrei I 18; Abschaffung seiner Privilegien (1789 August 4.) 68 ff.; Verhandlungen über ihn (1797 Herbst) V 8.
Adelaide, Tante Ludwig's XVI., setzt Maurepas' Ernennung durch I 33.
Aegypten, Zustände V 153; Expedition dorthin 151 ff.; franz. Organisation 532.
Agiotage, I 26.
Aiguillon, Mitgl. der Nationalversf., für Abschaffung der Adelsvorrechte I 68, 204; über den Krieg 175.
Aix, Erzbischof I 131.
— Royalistische Morde gegen Terroristen III 390.
Albani, Cardinal, päpstl. Gesandter in Wien IV 343; 637, V 48.
Albert von Sachsen-Teschen II 28, III 218, 222, 223, 248, 249.
Albini, Mainzer Gesandter in Rastadt V 27, 28, 270, 271; befehligte den Landsturm V 623.
Alcudia siehe Godoi.
Alessandria von den Oesterreichern genommen (1799 Juli 23.) V 422.
Alexander, Großfürst von Rußland V 251, 683; Kaiser 685: nähert sich England 686; Friede mit Frankreich 698.
Alexandra, Großfürstin, Enkelin Catharina's IV 336.
Alexandre, Freund Danton's I 401.
Alkmaar, Kämpfe (1799 October 2.) V 459; Waffenstillstand 462.
Allvintzy, österr. General III 130, 359; Oberbefehl über das ital. Heer IV 346 ff.; 406, 409.
Almesi, ungar. Graf III 39.
Alopaeus, russ. Gesandter in Berlin I 276, 466, 598, III 217, 291.
Alten, Rath der, Einsetzung III 465.
Alvensleben, Graf, preuß. Minister I 280; gegen einen Krieg mit Frankreich 300; 468, 481; Denkschrift 1794 III

50; 61, 278; für ein franz.-preuß. Bündniß 365, 373; für Annahme des russ.-östr. Theilungsvertrages 497, 498; für den Krieg mit Frankreich V 268.
Amar, Freund Robespierre's II 376, 439, 458; Mitgl. des Sicherheitsausschusses III 305, 322; verhaftet 353; Theilnahme an Babeuf's Verschwörung IV 105 ff.; selbständiges Vorgehen 116.
St. Amaranthe, Frau von, vor dem Revolutionsgericht III 161.
Amati, span. Gesandter in Malta V 147, 148.
Amberg, Gefecht (1796 Aug. 21.) IV 285.
Ampfing, Gefecht (1800 Dec. 1.) V 642.
Amtsadel, I 10.
St. André, Jean Bon, im zweiten Wohlfahrtsausschuß II 311; Conventscommissar bei Rossignol 432, III 22.
— sardinischer Staatsmann V 489.
Angelucci, Wundarzt, Demokrat in Rom V 45.
Anjou, exceptionelle Stellung des landbautreibenden Adels I 24.
Ankwitz, polnischer Magnat, Mitgl. des Reichstages von Grodno II 349, 350; III 73, 74.
Anna, Kaiserin von Rußland II 117.
Ansbach und Baireuth, Besitzergreifung durch Preußen I 458; von Oesterreich gefordert 489.
Anselme, franz. General I 576 ff., II 22.
Antiföderalisten (Demagogisten), nordamerik. Partei IV 572.
Antonelle, revolutionärer Schriftsteller, Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 108, 132; V 116.
D'Antraigues, Royalist III 451, IV 196, 601.
Antwerpen, Conferenzen II 221.
Araktschejew, russ. General V 680, 684.
Aranda, span. Minister I 367, II 21, III 83, 433.
Araujo, portugies. Gesandter in Paris IV 599.
Arbeit, Recht auf, als Grundsatz ausgesprochen II 245.
Arbeitende Classen, Lage durch die Revolution II 240; August 1793 367; 1794 III 177.
Arbeiterverein, I 237, verboten 238.
Arcole, Schlacht (1796 Nov. 15—17) IV 352—357.
Arena, corsican. Familie III 83.
— Mitgl. der Nationalvers. I 387.
Argenteau, österr. General IV 170 ff.
Arles, Gegenrevolution von den Marseillern unterdrückt I 370.
Arlon, Kämpfe (1794 April) III 90.
Armee, Zersetzungsprozeß I 44.
Armeen, vierzehn, siehe unter Vierzehn.
Armfeldt, Führer einer schwed. Adelspartei III 195, 196.
Arnault, Pariser Akademiker V 285.
Arseniew, russ. General III 74.
Artois, Graf, Bruder Ludwig's XVI., über Turgot I 33; gegen die Beschlüsse des 17. Juni (1789) 55; flieht (Juli 17.) 63; 196; von Kaiser Leopold abgewiesen 253; bildet ein kleines Heer in Coblenz 265; in Wien 306; in Pillnitz 307; 489; III 451; Expedition 460, 461.
Assignaten I 114, 128; 400 Millionen sollen ausgegeben werden 130; neue Emission von 800 Millionen (1790 Sept.) 215; neue 600 Millionen (1791 Juni) — Folge der Vermehrung 224; Entwerthung 355; 1792 April 27.: 389; 525 ff.; 574; 1793 Februar: II 101; dem Silbergeld gleichgesetzt 250; Gesetze über dieselben 1793 August: 365; September: 373; Emissionen und Cours 1793: III 175; Cours nach Aufhebung des Maximum 331; Ende Mai 1795: 407; Folge daraus für die sociale Zerrüttung 409; Cours 1795 Herbst: 494; Ende des Jahres: IV 61, 65; 1796: 78, 85; Verbrennung der Presse und der Platten 83.

Aubange, Zusammenkunft daselbst I 599.
Aubert=Dubayet, General des Heeres von Cherbourg III 386; 448, 455, IV 51.
Aubry, Oberbefehl über die bewaffnete Macht des Conventes (1795 Mai 23.) III 395; im Wohlfahrtsausschuß 432; über Bonaparte 484; verhaftet 491; Mitgl. der Fünfhundert 557.
Aubugeois, franz. General V 508.
Auckland, Lord, engl. Gesandter im Haag II 47, 90, 98; bei den Conferenzen in Antwerpen 221; 338, III 45.
Audouin, Mitglied der Fünfhundert IV 77.
Auffenberg, österr. General V 211, 294, 472, 475, 477, 482 ff.
Auffaufgesetz II 365.
Aufklärung I 16.
Augereau, franz. General III 434, 505; in Italien IV 171 ff., Castiglione u. s. w. 251 ff., 266 ff., 275 ff., 347 ff.; in Paris 594, 595; am 4. September 605, Oberbefehl über das vereinigte Sambre= und Rheinheer 612; nach Pergignan gesandt V 36; 118; Mitgl. der Fünfhundert 412; in Franken 640.
Auguis, Conventscommissar in Marseille III 309.
August, der vierte (1789), Abschaffung der Adelsprivilegien I 68 ff.
August, der zehnte (1792), Aufstand. Suspension des Königs I 439, 444.
Augustinetz, österr. General IV 423.
Aurora, Commandant des Castell d'Uovo V 535.
Ausfuhrverbot (1792) I 388; aufgehoben (1794) III 330 ff.
Ausschuß der Fünfundzwanzig II 246.
Avignon, Revolution (1790/91) I 352; von den Marseillern besetzt 370.
Azara, span. Gesandter in Rom, Unterhändler zwischen Bonaparte und der Curie IV 204, 397.
Babeuf, franz. Communist III 314, IV 71, 72, 86; Verschwörung 103 ff.; Pläne 110 ff.; Kritik derselben 112; Entdeckung 122; Proceß 125; Hinrichtung 133.
Bacher, franz. Gesandtschafts=Secretär in Basel III 223, 248, 273, 374, 416, 501; IV 221; V 59.
Bachmann, General, Führer der Schweizer Legion V 479.
Badajoz, Friedensvertrag zwischen Spanien und Portugal V 691.
Baden, Waffenstillstand mit Frankreich (1796 Juli) IV 238; Friede (Aug. 22.) 239.
Bagration, Fürst, russ. General V 315, 320, 321, 377, 427 ff., 474, 475, 477, 483.
Bailleul, Mitgl. des Conventes III 474; der Fünfhundert IV 459, 569, 578, 600, 609; V 406.
Bailly, Mitgl. der Nationalversamml. I 53; Schwur im Ballhause 54, 60; Maire von Paris (1789, Juli 16.) 63, 87, 130; wiedergewählt 231; hingerichtet II 415.
Baird, engl. General V 674, 691.
Bakunin, Freund Ostermann's II 152.
Ball, engl Capitän V 358.
Balland, franz. General III 87; Commandant in Verona IV 480, 513 ff.
Bancal, Mitglied des Conventes I 579.
Bank, Verhandlung über ihre Gründung (1796 Febr.) IV 80 ff.
Baptiste, neapolitan. Gesandtschafts=Secretär in Wien IV 509, V 232.
Baraguay d'Hilliers, franz. General IV 487, 513, 519, 531; V 143.
Barbaczy, Oberst des Szeklerischen Husarenregimentes V 271 ff., 274; General 282.
Barbantane, franz. General I 354, 359.
Barbaroux, Secretär von Marseille I 354; mit den Marseillern in Paris 427, 434, 572; II 16, 62, 75.

Barbé-Marbois, Mitgl. der Fünfhundert IV 129.
Barennes, Mitgl. des Rathes der Alten V 498.
Barentin, Großsiegelbewahrer I 46.
Barère, Mitgl. des Conventes II 26, 62, 66, 75; Führer des Centrums 100, 245; im Wohlfahrtsausschuß 249, 261, 262, 286, 288, 289, 292; in den zweiten Wohlfahrtsausschuß ernannt 311, 362, 443, 446, 447, 454, 457; III 21, 153, 160, 163, 189, 305; angeklagt 310; Anklage vom Convent beschlossen 322, verurtheilt 353.
Barnave, Mitgl. der Linken in der Nationalvers. I 81; Rede über den Krieg 178; nähert sich Montmorin 251; gegen die Fortschritte der Revolution 260, 261, 264; und Ephraim 275; arbeitet auf eine zweite Kammer hin 318; gegen die Gleichberechtigung der Mulatten auf Domingo 348, 349, hingerichtet II 415.
Barras, Conventscommissar II 371; vom Convent zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt III 191, 353, 480—482, 486, 490; in das Directorium gewählt 494; Charakteristik IV 48, 52, 102, 118; und Bonaparte 165, 440, 582, 584—586, 590, 594, 596, 600, 625, V 13, 15, 119, legt sein Amt nieder 561, 564.
Barthelemy, franz. Generaladjutant bei der Nordarmee II 380, 382, verhaftet 389.
— franz. Gesandter in der Schweiz I 369, 576; II 320, III 18, 274, 364, 369 ff. 416, 437 ff., IV 155, 199, 222; in das Directorium gewählt 557, 583, 598; verhaftet 605.
— Mitglied der Fünfhundert V 411.
Bartolini, päpst. General IV 397.
Basel, Bisthum, Republik II 36.
— Friede zwischen Frankreich und Preußen (1795 April 5.) III 375; Eindruck desselben auf Oestreich 422.
Basel, Friede zwischen Frankreich und Spanien (1795 Juli 22.) III 439.
Bassal, Jacobiner, Conventscommissar im Jura II 411, III 170, 311; in Rom V 51, 199; in Neapel 334.
Bassano, Kämpfe (1796 Septbr. 7., 8.) IV 275.
Basseville, franz. Diplomat IV 403.
Bastille, Sturm (1789 Juli 14.) I 61.
Bastoul, franz. General V 641.
Batavische Republik V 38; Staatsstreich (1798 Januar 22.) 41; Verfassung 195, 196; Staatsstreich 197.
Battagia, venetian. Minister zu Bonaparte gesandt IV 197, 366, 418, 428, 433, 526, 527, 528.
Baudin von den Ardennen, Mitgl. des Conventes III 387; der Verfassungscommission (1795) 472—474; Antrag auf Amnestie für polit. Vergehen seit 1791 (1795 Oct. 26.) 493.
Baudot, Conventscommissar II 403, 411.
Bauer, russ. Oberst, Günstling Igelström's II 201.
Bauernaufstände in den Provinzen I 65; Sommer 1790: 227.
Bauernstand, 1795, Gedeihen in Folge der Assignatenwirthschaft III 409.
Bay, Director der helvetischen Republik V 125.
Bayalitsch, kaiserl. Oberst IV 276, 368, 423—425.
Bayern, Waffenstillstand mit Frankreich (1796 Sept. 7.) IV 297.
Bayle, Montagnard, verhaftet III 354.
Bazire, Mitgl. der Nationalvers. I 394; Conventscommissar in Lyon II 276; Genosse Chabot's 439, 458.
Beamtenwahlen (1795 Herbst) IV 53; Eingreifen des Directoriums 54, 55.
Beauharnais, franz. General, Oberbefehl über das Rheinheer II 304, 315.
Beaulieu, österr. General I 383, II, 183, 194, 382, 387, III 86, 90, 126—130, 134—136; Generalquartiermeister beim

belg. Heere 241; Commando in Italien IV 152, 170 ff.
Beaumarchais I 516.
Beaupoil, franz. General IV 358, 514, 516.
Beaurepaire, Commandant von Verdun I 551.
Beer, Hirsch, Leiter des Ausschusses für Heeresankäufe II 33.
Beffroi, Mitglied des Conventes, communistisches Programm II 61; — Mitgl der Fünfhundert IV 40.
Bélair, franz. General II 394.
Belgien, Aufstand gegen Joseph II. I 162; Einverleibung in Frankreich beschlossen II 92; franz. Tyrannei daselbst 189ff.; Verhältniß zu Oesterreich III 38; der franz. Republik einverleibt 502.
Belgisch-bayrischer Tauschplan I 482, 486, 594, 599 ff.; II 142 ff., 157; 199 ff., 340 ff.; in Verbindung mit der polnischen Theilung III 281, 283; IV 141, 330, 332, 361.
Bellamy, Agent Talleyrand's V 16.
Belle, russ. Capitän V 347, 355.
Bellegarde, Conventscommissar III 360.
— östr. General IV 153; zu Bonaparte gesandt 478, 481; in Tirol V 291, 295, 316, 320, 325; in Italien 368, 369, 373, 379, 422, 425; Commando daselbst 629, 649.
Belleville, franz. Gesandter in Genua V 201.
Belliard, franz. General in Aegypten V 691.
Belmonte-Pignatelli, neapol. Gesandter bei Bonaparte IV 199; in Paris 307, 399.
Bender, österr. General I 188, 341.
Beneżech, Minister des Directoriums für innere Verwaltung IV 51, 442, 584; abgesetzt 587.
Benjowski, österr. General II 196.
Bennigsen, russ. General V 681.
Bénoit, Agent Dumouriez' in Berlin I 375; im preußischen Hauptquartier 567, 569, 588; geh. Agent in London II 45, 87, 96.
Bentabolle, Mitgl. des Conventes, Thermidorianer III 305, 311, 347, 490; Mitgl. der Fünfhundert IV 81, 609, V 402.
Béranger, Mitgl. der Fünfhundert V 404.
Bergamo, Empörung der Nobili gegen Venedig IV 430.
Bergasse, Mitgl. der Fünfhundert V 414.
Bergen, Gefecht (1799 September 19.) V 459.
Bergpartei, I 494 ff., II 571 ff.; zertheilt II 30.
Bergoing, Mitgl. der Fünfhundert, Vertrauter von Barras IV 609.
Berlier, Mitgl. des Conventes, gemäßigter Independent III 387, Mitgl. der Fünfhundert V 409, 413, 498.
Berlin, Conferenzen (mit Rußland und Oesterreich; 1789 Mai, Juni) V 175 ff.
Bern, Zustände V 60; von den Franzosen eingenommen (1798 März 5.) 75.
Bernadotte, franz. General IV 233, 281, 285, 287; in Italien 411, 416, 423, 426, 480; in Paris 600, als Gesandter nach Wien bestimmt V 33; in Wien 108 ff., verläßt Wien 111; Oberbefehl über das Beobachtungsheer (1799) 290; seines Amtes entsetzt 300; Kriegsminister 418; entlassen 452, 515, 517.
Bernier, Abbé, in der Vendee III 336, 340, IV 92, V 594; Commissar des Ersten Consuls in den Unterhandlungen mit der Curie 655.
Bernis, Cardinal, franz. Gesandter in Rom IV 391.
Bernstorff, dän. Minister III 19.
— preußisch. Legationsrath in Rastadt V 271.
Berthier, Foulon's Schwiegersohn ermordet I 66.

Berthier, Generalstabschef Bonaparte's IV 257; 371; mit der Expedition gegen Rom beauftragt V 48—51, Chef des Generalstabs der Armee von England 50; Kriegsminister 572; Commando über die nach der Lombardei bestimmte Armee 611.

Bertin aus Marseille, Führer der Armee von Arles I 370.

Bertrand (Calvados), Mitgl. der Fünfhundert V 402, 405, 416, 565.

— Maire von Lyon IV 103, Mitglied eines communistischen Revolutionsausschusses 439.

— Marineminister, Royalist, I 359, gegen Flucht des Königs I 361, 413, 418.

Besborodko, Graf, russ. Min. des Auswärtigen II 153, 158, III 28, 54, 206, 283; unter Kaiser Paul V 171; neuer Einfluß 187; Preußenhaß 189, 191; 253, 259, 263; stirbt 383.

Beurnonville, franz. General I 554, 557, 590; II 41, 52; Kriegsminister 101; 218; IV 595, und Bonaparte V 558.

Biberach am Federsee, Kampf (1796 Oct. 3.) IV 299.

Bidermann, Mitgl. des Gemeinderathes II 33.

Bilinski, Graf, Marschall des Reichstages von Grodno II 323, 351.

Billaud Varennes I 417; Charakteristik 422, 505, 515, 519, 520, 572; II 57; am 2. Juni 1793: 292; Programm der Jacobiner 294; 314, 368; im Wohlfahrtsausschuß 373, 379, 441, 446, 449; Programm der Regierung (1794 April 20.) III 150; 158, 162, 165; aus dem Jacobinerclub ausgestoßen 186, 188; klagt St. Just und Robespierre an 189; 305; tritt mit seinen Genossen aus dem Wohlfahrtsausschuß 306; angeklagt 310; Drohung 314, 315; Anklage vom Convent beschlossen 322; verurtheilt 353.

Biron, Freund des Herzogs von Orleans I 90, 202; Charakteristik 334; begleitet Talleyrand nach England 364; militär. Operation 383, 495; Erster Befehlshaber der Rheinarmee 581; II 36; Befehlshaber in der Vendee 304, 306; abgesetzt 314; 447.

Bischi, röm. Edelmann IV 397.

Bischoffwerder, preuß. Oberst, Vertrauter Friedrich Wilhelm's II.; Charakteristik und Politik I 273; Sendungen nach Wien: Erste 277; Zweite 294, 296, 298 ff.; Dritte 460; 595, 597, 601; wünscht die Belagerung von Warschau in die Länge gezogen III 215; für Anschluß an Frankreich (1796) IV 247.

Blad, Conventscommissar in der Bretagne III 455, 456, 458.

Blanckenstein, österr. General, Commandant von Trier III 224.

Blanquet, franz. Contreadmiral V 161.

Blaux, Mitgl. des Rathes der Alten IV 460.

Blin, Jacobiner, Mitgl. der Fünfhundert V 567.

Blücher, preuß. Reitergeneral III 248.

Bocchecciampi, corsischer Auswanderer in Apulien V 337, 339.

Bodencredit, Zerrüttung IV 27; Bodenwerth 1796: 22; Bodenzins 1795: III 408.

Böhmer, Mainzer Patriot I 585; II 24.

Bois-Berthelot, Führer der Chouans III 453.

Boishardi, Führer der Bauern in Morbihan III 338, 541.

Boissel, Conventscommissar III 390.

Boissy d'Anglas, Monarchist, Führer der Rechten im Convent III 184, 187, 330, 331, 334, 344, 346, 348, 349, 352; in der Verfassungscommission 387; am 1. Prairial 393, 398, 418, 463, 488, 502; im Rathe der Fünfhundert IV 75, 458, 460, 464, 559; geächtet 608.

Bompart, franz. Admiral in Irland V 224.

Bon, franz. General IV 352, V 155, in Syrien 534, 539.

Bonaparte, corsican. Familie III 83.

— Elisa IV 161.

— Joseph, franz. Gesandter in Rom IV 637; V 19, 46, 47; verläßt Rom 48; Bevollmächtigter in Lüneville V 634 ff., 647 ff.

— Lucian, Mitgl. der Fünfhundert, Opposition gegen das Directorium V 216, 403, 409, 411, 514, 516; Präsident der Fünfhundert 552; am 19. Brumaire 565—567; Minister des Innern 574; Gesandter in Madrid 688—690.

— Ludwig, bei Arcole, IV 353.

Bonaparte, Napoleon. S. Jugend IV 159; Stellung zu Paoli 160; über die franz. Revolution 161, muß von Corsica fliehen 163; Hauptmann vor Toulon II 422, Brigadier III 84, 85; General 440, nach dem Feldzuge 1794 483, 484. Befehlshaber am 13. Vendemiaire 485—487; Strenge in Paris 492; schließt den Pantheon=Club IV 87; für den italienischen Krieg 164; sein Wesen 164; Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee 165; Hochzeit 166; Kämpfe gegen Argenteau 171, 172; gegen Provera 172, gegen Colli 174; Waffenstillstandsverhandlungen 177 ff.; gegen Beaulieu 181 ff.; in Mailand 183; Stellung zum Directorium 183, 184; am Mincio 189; besetzt Verona 197; Verhandlung mit Neapel 200; italienische Pläne 201; gegen Genua 203; Verhandlung mit Rom 204—206; seine Persönlichkeit 250—252; Vorkehrungen gegen Wurmser's Angriff 255; Kriegsrath in Brescia 259; Lebensgefahr bei Lonato 265; Schlacht bei Castiglione 266 ff.; Angriffsplan auf Wurmser 271; Kampf im Paß Pietra 273; bei Bassano, Verfolgung Wurmser's 275, 276; italienische Pläne 340; Stellung gegen Allvinzy 347; bei Arcole 352 ff.; gegen einen Waffenstillstand 363; Pläne gegen Venedig 366; Stellung gegen Allvinzy's neuen Angriff 368 ff.; Rivoli 371; vor Mantua 374; Pläne in Betreff des Kirchenstaates 377, 378; Angriff auf denselben 396 ff.; Friedensverhandlungen mit der Curie 400 ff.; Pläne für einen Angriff auf Oesterreich und zum Frieden mit dem Kaiser 413 ff.; am Tagliamento 420; in Görz 426; Behandlung der Venetianer 427 ff., 434; bietet dem Erzherzog Frieden an 436; Vormarsch auf Leoben 479; Waffenstillstand 481; Auftreten gegen Venedig 486; Gespräch mit Verninac 488; Verhandlungen mit General Merveldt 489 ff., 495 ff.; weigert Modena 497; Abschluß des Vertrages von Leoben 498; berichtet über denselben an das Directorium 501; Drohung und Kriegserklärung gegen Venedig 518 ff.; in Mailand 522, 523; schließt den Vertrag mit Venedig 532; Verhandlungen mit Gallo 536 ff.; Auftreten gegen Genua 544; Hofhaltung in Montebello 546; Aerger über das Stocken der österreichischen Unterhandlung 555; über Dumolard's Interpellation in Betreff Venedig's 579; wünscht einen Staatsstreich 581; Verhandlungen in Udine 620 ff.; orientalische Pläne 623 ff.; Stellung zu den Forderungen des Directoriums 627 ff.; Programm einer Verfassung Frankreichs 628; Feindseligkeit gegen Rom und Graubünden 636; heftiges Auftreten gegen Cobenzl 643, 644; Urtheil über den Vertrag von Campo Formio 645.

Befehlshaber der „Armee von England" V 14; zum Botschafter in Rastadt ernannt 17; ordnet die italienischen

Angelegenheiten 18 ff.; Verfahren gegen die Schweiz 20; in Rastadt 21 ff.; nach Paris berufen 24; in Paris 31 ff.; Pläne gegen die Schweiz 55 ff., 63 ff.; Angriffsplan 68; über die Rüstung gegen England 102; Beschluß der ägyptischen Expedition 103; Abreise 113, 143; Besetzung von Malta 147 ff.; Landung in Alexandrien 151; Besetzung von Cairo 156; nach der Schlacht von Abukir 173; Krieg gegen Syrien 534; bei Jaffa 536; vor Acre 537 ff.; hebt die Belagerung auf und kehrt nach Aegypten zurück 542; bei Abukir 545; beschließt Rückkehr nach Frankreich 547; Rückfahrt 548, 549; in Paris 550 ff.; Anknüpfung mit Siéyès 553; Vorbereitungen zum Staatsstreich 557 ff.; am 18. Brumaire 560; am 19. Brumaire 561; im Rathe der Alten 562; im Rathe der Fünfhundert 565 ff.; zum Consul ernannt 569; Staatsverwaltung 572 ff.; über Siéyès Verfassungsentwurf 582; über Daunou's Verfassungsentwurf 585; Erster Consul 586, 588; Einführung der neuen Verfassung 587, 588; Politisches Programm: Briefe an den König von England und Kaiser von Deutschland 588; Verwaltungsorganisation 590; Gerichtsverfassung 591; Kirchenpolitik 592; Finanzpolitik 598; Feldzugsplan 609 ff.; Zug über den St. Bernhard 613; in Mailand 614; vor Marengo 616 ff.; in der Schlacht 619; in Mailand 623; Unterhandlung mit dem Papst 624; Rückkehr nach Paris 624; Verhandlungen mit Preußen und Rußland 625 ff.; mit Oesterreich 627; Conferenz mit Cobenzl in Paris 634; Unterhandlungen mit Nord-Amerika 645; in Luneville 647 ff.; mit dem Papst 655 ff.; Concordat 661; Stimmung gegen Rußland nach Paul's Ermordung 683; Verhandlung mit England 686; Spanien zum Krieg mit Portugal gedrängt 687 ff.; Fortsetzung der englischen Verhandlung 689 ff.; Friedensschlüsse 694.

Bouchamps, Marquis, Führer in der Vendee II 427.

Bond, Oliver, Mitglied des Dubliner Directoriums V 219.

Bonin, preuß. General III 205.

Bonnaud, franz. General IV 226, 289, 290.

Bonneau, franz. General III 93—96, 99, 101, 361.

De Bonneu, franz. Agent in Warschau II 151.

Bonnier, franz. Gesandter in Rastadt V 17, 81 ff., 119, 244 ff., 274; ermordet 276.

Bordas, Mitgl. des Rathes der Alten IV 608.

Bordeaux, Opposition gegen die Jacobiner II 276, 282; für die Gironde 296, 297, 302.

Bottot, Secretär von Barras, zu Bonaparte gesandt IV 630; V 239.

Bouchard, Brüder, Demokraten in Rom V 45.

Bouchotte, Kriegsminister II 304, 388, 458; angeklagt (Mai 1795) III 397.

Bouillé, franz. General, unterdrückt den Militäraufstand von Nancy I 208; 247, 249, 252; flieht 258; des Hochverrathes angeklagt 261; 306, 541.

Boulanger, Jacobiner, Commandant der Nationalgarde II 282; abgesetzt 286.

Boulard, franz. General II 305.

Boulay (von der Meurthe), Mitgl. der Fünfhundert IV 607, 608, 610, V 8, 216: Führer der constitutionellen Opposition 413, 415, 516; am 19. Brumaire 567 ff.

Bourbaki, Grieche, zu Bonaparte nach Aegypten gesandt V 519.

Bourbotte, Jacobiner, Mitgl. des Convents III 391; zum Tode verurtheilt 397.

Bourcier, franz. General V 338.

Bourdon, Leonard, Commissar in Orléans I 508, 534; stürmt das Stadthaus III 192; verhaftet 353; Agent in Hamburg V 120.

Bourdon, von der Oise, Dantonist, Mitglied des Conventes, Commissar in der Vendee II 369; 431, 444, 449, 450, 460; III 153, 155, 158, 164, 184, 187, 299, 301, 311, 315, 352.

Bourgeois, Mitgl. des Conventes, Montagnard III 352.

Bourguignon, jacobinischer Polizeiminister V 495, 501; entlassen 504.

Bourmont, royalistischer Führer V 555, 595.

Bourrienne, Secretär Bonaparte's V 163, 541.

Boxtel, Gefecht (1794 Sept.) III 245.

Boyssel, Jacobiner II 279.

Boze, franz. Hofmaler I 424, 426.

Bradz, österr. General IV 480.

Branicki, poln. Graf, gegen die Erblichkeit der Krone I 285; Haupt der russischen Partei 305; Kronfeldherr II 150.

Brantsen, holländ. Bevollmächtigter in Pichegru's Hauptquartier III 277; 359.

Braschi, s. Pius VI.

— Herzog IV 392, 401, 402.

Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog, preußischer General I 179, 183; von England zur poln. Krone vorgeschlagen 286; Obercommando der gegen Oestreich bestimmten Truppen 296; um Uebernahme des franz. Oberbefehls gebeten 339; Oberbefehl gegen Frankreich 460, 462; Charakteristik 469; Feldzugsplan 473 ff., 542 ff.; Unterhandlungen mit Dumouriez 563 ff.; 590 ff.; II 183, 339, 397, 402, 405; für einen Krieg mit Frankreich V 261.

Braunschweig-Oels, Friedrich, preuß. General II 186, 194.

Bréard, Mitgl. des Conventes II 69; des ersten Wohlfahrtsausschusses 249; des zweiten III 299.

Brescia, Empörung IV 431.

Bretagne, Krieg zwischen Adel und Bürgerthum I 43; Bauernaufstand, Frühling 1793 II 296; Bürgerkrieg III 336 ff.; Frieden 341; neue Kämpfe 449, 459 ff.

Breteuil, franz. Minister (Juli 11. 1789) I 59; gewinnt aufs neue Einfluß auf den König (1790 Oct.) 233; Agent Ludwig's XVI. bei den europ. Höfen 331, 369.

Bretonischer Club I 72, 81, 90; siedelt nach dem Jacobinerkloster in Paris 121; siehe Jacobiner.

Bretzenheim, Fürst, II 266.

Brézé, Ceremonienmeister I 56.

Brichet, Hebertist II 451.

Bridport, engl. Admiral III 449, 452.

Brienne, Erzbischof, Finanzdirector I 40.

Brigido, österr. Oberst IV 351, 352.

Brignole, Doge von Genua IV 543.

Briot, Mitgl. der Fünfhundert V 413, 510, 511.

Brissot, Mitgl. der Nationalversammlung I 231; für die Republik I 259; wünscht Krieg 265; Charakteristik 320; Rede gegen Emigration I 327; für den Krieg 345; klagt Delessart an 367; Rede über Gefahr des Vaterlandes 417; 504, 520, 521, 574; für Angriffskrieg II 19; 44, 69, 98.

Brodpreis soll im Verhältniß zum Tagelohn stehen (Antrag Danton's) II 249.

Brodtumulte 1792 I 357.

Broglie, Marschall, Oberbefehl I 58, Minister (Juli 11. 1789) 59; 202.

Brottier, Abbé, Royalist III 444, 446, 451, 452; IV 442.

Brunstaret, Mitgl. der Nationalversammlung I 97.

Browne, österr. General III 51.

Brünneck, preuß. General III 205.

Brüssel, öffnet den Franzosen die Thore, II 29; Occupation (1794 Juli 12.) III 141.

Brueys, franz. Admiral IV 545; V 19, 107, 143, 158, 159; fällt 160.

Bruix, franz. Admiral V 354, 356, 369, 561.

Brumaire 3., Gesetz betr. Emigranten, Verhandlungen über dessen Aufhebung IV 458 ff.; Aufhebung (1797 Juni 9.) 558.

Brumaire, der achtzehnte und neunzehnte (1799 Nov. 9. u. 10.); Einsetzung des Consulates V 559 ff.

Brune, Jacobiner, franz. General I 546, V 48; erhält den Oberbefehl über die Expedition gegen die Schweiz 68 ff.; abberufen zum Oberbefehl des Heeres von Italien 79; 119, 121, 127, 130; Commandirender in der Cisalpina 201—204; Obercommando in Batavien 456 ff.; gegen die Chouans 596; Leiter der provisorischen Verwaltung Piemonts und Oberbefehl über die italienischen Armeen 623; 649.

Brzesc, Gefecht (1794 September 18.) III 256.

Buch, großes, der französischen Staatsschuld II 365.

Buchholz, preuß. Gesandter in Warschau II 164, 251 ff., 323, 327—329; III 66, 70, 76, 77.

Buchot, Commissar der auswärtigen Angelegenheiten III 147.

Bühler, russ. Staatsrath II 133.

Bürgergarde, eingerichtet I 60; organisirt 87; erhält einen alle fünf Tage wechselnden Generalstab (1794 Juli) III 300; neu organisirt (1795 April) 382. Siehe auch Nationalgarde.

Bulgakow, russ. Gesandter in Warschau I 286, II 129.

Buonarotti, Pisaner, Jacobiner in Paris IV 103 ff., 133.

Bureau de Puzy, Adjutant Lafayette's I 407, 437.

Burke, Edmund, engl. Staatsmann, sagt die franz. Militärdictatur voraus I 210; räth Nichtannahme der Verfassung 310; II 46; Parteistellung 49; 224; III 237; für den franz. Krieg IV 308; irische Politik 315.

— Richard, Edmund's Sohn, Sachwalter des kathol. Generalausschusses in Dublin IV 316.

Burkhard, Rittmeister der Szekler Husaren V 275, 276; Major 282.

Busca, Cardinal, Staatssecretär IV 342.

Buschmann, Pseudonym Bischoffwerder's I 277.

Buxhövden, russ. General III 255.

Buzot, Mitgl. der Nationalvers., Linke, wünscht freiwilligen Verzicht der Geistlichkeit auf Kirchengüter 69; 81; Mitglied des Conventes 572, 574; II 62, 65, 67, 69, 249, 278, 415.

Bylandt, holländ. General II 186.

Byszewski, poln. General II 162.

Cabanis, Freund Mirabeau's, Mitglied der Fünfhundert V 574.

Cabarrus, Graf, Unterhändler zwischen Frankreich und Spanien III 436.

— Therese, („Unsere liebe Frau vom Thermidor") Gemahlin Talliens III 304.

Cacault, franz. Gesandter beim Papst IV 502; V 660.

Du Caché, österr. Gesandter in Warschau I 292; II 213, 325, 345.

Cadoudal, Georges, Bretone im Vendeeraufstand III 338, 453, 459; IV 92; V 595.

Cadroy, Conventscommissar in Marseille III 354.

Caesar, preuß. Geschäftsträger in Wien IV 477.

Caillard, franz. Gesandter in Berlin IV 242, 247.

Caldiero, Kampf (1796 November 12.) IV 349.
Caliano, Gefecht (1796 Nov. 6.) IV 348.
Calonne, Finanzdirector I 35; greift auf Turgot's Gedanken zurück 39; gestürzt 40; Günstling von Artois 199, 253; 489.
Cambacérès, Mitglied des Conventes, Führer der Independenten III 333, 387, 494; IV 12, 13, 30; Justizminister V 496; zweiter Consul 586.
Cambe, Mitgl. der Fünfhundert V 498.
Cambon, Kaufmann, Finanzreferent in der Nationalversamml. und im Convent I 335, 434; Antrag auf Deportation der ungehorsamen Priester nach Guyana 504; 513, 522, 539, 575; II 52, 85, 189; in den Wohlfahrtsausschuß gewählt 249; 277, 365; III 7, 167, 185, 187, 301, 310, 328, 343, 345; verhaftet 354; entflohen, Umtriebe 391.
Camboulas, Girondist II 289.
Camden, Lord, Vicekönig von Irland IV 321.
Campo Formio, Vertrag (1797 Oct. 17.) IV 644; V 82.
Camus, Jansenist, Mitgl. der Nationalversammlung I 74; in den kirchl. Verhandlungen 194; Mitgl. der Fünfhundert IV 81, 83, 84, 95, 124.
Canclaux, franz. General II 305, 426; in der Vendee III 336, 448, 455, 460; IV 210.
De la Caneda, span. Graf III 435.
Canieff, Zusammenkunft I 155.
Canning, Freund Malmesbury's IV 554.
Carabots, Bande im Dienst des Departement der Normandie II 303.
Caracciolo, neapol. Admiral V 342, 350; zum Tode verurtheilt 362.
Caraffa, Hektor, Graf, neapol. Patriot V 338.
Carency, Prinz IV 604.
Carl IV., König von Spanien III 436; V 37.
Carl V., deutscher Kaiser, und Franz 1. I 4. S. Politik auf Universalherrschaft gerichtet 138.
Carl VII., König v. Frankreich, stehendes Heer und Steuern I 4.
Carl, Erzherzog von Oesterreich, erobert Tongern II 188; bei Neerwinden 195ff.; Statthalter von Belgien III 38; 53, 86, 99, 100, 104, 105, 134, 135, 140; Oberbefehlshaber der niederrheinischen Armee IV 153, 156, 223 ff., 229 bis 232, 278 ff.; gegen Jourdan 283 ff.; bei Würzburg 286 ff.; gegen Moreau 301; zum Oberbefehl in Italien berufen 407 ff., 419 ff., 480; Rüstungen V 214; bei Beginn des zweiten Coalitionskrieges 246, 271; Untersuchung über den Rastadter Gesandtenmord 278, 279; Behutsamkeit 292; gegen Jourdan 296 ff.; bei Stockach 298, 299; krank 305; übernimmt wieder den Oberbefehl 324; bei Zürich 326 ff.; Spannung mit Suworoff 387; erhält den Befehl seine Truppen aus der Schweiz zu ziehen 395; über den veränderten Operationsplan 441; Verhandlung mit Korssakoff 447 ff.; verläßt die Schweiz 451, 461; nach Korssakoff's Niederlage 487; legt den Oberbefehl nieder 606; übernimmt ihn auf's Neue 643.
Carl, Herzog, Vormund König Gustav Adolf's, II 263.
Carl August von Sachsen-Weimar II 37.
Carl Constantin von Hessen-Rothenburg-Rheinfels, französischer General in Lyon I 532, Umtriebe gegen Montesquiou 576.
Carl Emanuel, König von Sardinien V 128. Siehe auch Piemont.
Carl Theodor, Kurfürst von Bayern II 266; stirbt V 253.
Carles, franz. General I 382.
Carletti, toskan. Gesandter in Paris III 1 42, 364, 414, 416, 419, 428; IV 58

Carlin, franz. Dragoner-Hauptmann, Oberbefehl über das Rheinheer II 318; 399.
Carnot, Mitgl. der Nationalvers. I 412; Conventscommissar in Lille II 261; suspendirt daselbst das Maximum 308; 361, 383, 386, 389, 395, 446, Auflösung des Ministerrathes 460; Charakteristik III 13; Stellung zu Robespierre 16; Angriffspläne 22 ff., 90, 91; 128, 132, 137, 141; scheidet aus dem Wohlfahrtsausschuß 194; 309, 310, 351, 397; in das Directorium gewählt 494; IV 49; 52, 118, 121, 180; 227, 244, 476, 511, 556, 582, 583, 586, 587, 595, 602; flieht nach Genf 605; Kriegsminister unter dem ersten Consul V 611.
Caroline, Königin von Neapel V 131, 132; nach dem Siege bei Abukir 227, 232; des Rastadter Gesandtenmordes beschuldigt 283; 357, 361 ff.
Carra, Journalist der Gironde I 392. 417, 434, 436.
Carrère, franz. Fregatte V 547.
Carrier, Conventscommissar in der Vendee, Hebertist, II 409, 430, 455, 460; Anklage gegen ihn III 312, 314, 316, 317; verurtheilt 320.
Carteaux, franz. General II 312, 371, 421, 432.
Caruson, franz. Consul in Malta V 147.
Casabianca, franz. General IV 543; Commandant der franz. Festungsgarnisonen in Piemont V 127.
Cassano, Schlacht (1799 April 27.) V 315.
Castel Alfer, sardin. General IV 151.
Castelfranco, Prinz, span. General III 438.
Castellane, abgesetzter Erzbischof I 359.
Castiglione, Schlacht (1796 Aug. 5.) IV 267.
Castlereagh, Staatssecretär in Irland V 222, 667 ff.
Cateau, Treffen III 89.
Catelineau, Führer der Vendee II 305.
Catharina, II., Kaiserin von Rußland, Charakteristik II 118 ff.; über die franz. Verfassung I 266; Forderungen gegen die Türkei 273; unterstützt Oesterreich's Forderungen auf Orsowa 296; Stimmung gegen Leopold 297; poln. Politik 305; unterstützt die franz. Prinzen 306; poln. Politik 450, 459, 483; II 121; Stellung zur Türkei 123; Rüstungen gegen Polen 126; Vertrag mit Oesterreich (1792 Juli 13.) 130; mit Preußen (1792 Aug. 7.) 134; Theilungsvertrag mit Preußen (1793 Januar 23.) 158; vorläufiger Vertrag mit England (1793 März 25.) 161; Verhältniß zu den deutschen Mächten 255; 321; nähert sich Oesterreich 348; Erfolge III 27; Pläne gegen die Türkei 29; Stimmung gegen Preußen nach dessen Rücktritt vom Kriege 32; über den poln. Aufstand 195; Rüstungen 196 ff.; Stimmung über Preußen bei Abberufung Möllendorf's 272; IV 137, 141; Geneigtheit zur Sendung von Truppen an den Rhein 336; Tod 337.
Cavaignac, Mitgl. der Linken im Convent III 491.
Cazalès, Hauptmann, Mitgl. der Nationalvers. I 78; wünscht Ernennung der Richter durch den König 124; gegen Assignaten 132; Antrag auf fixirte Grundsteuer 221.
Cellier, Conventscommissar II 309.
Census der Volksvertreter I 266.
Centrum in der Nationalversammlung I 78; linkes daselbst 172; — in Convente II 99; gegen die Jacobiner 308.
Cerachi, corsican. Familie III 83.
De Cesare, cors. Auswanderer in Apulien V 337, 339.
Cetto, preuß. Agent in Paris III 62.
Cevallos, Don Pedro, span. Minister des Auswärtigen V 689.
Chabert, franz. General in Marseille V 117.

Chabot, Capuziner, Demagog, I 529, II 275, 294, 436, 437, 458.
— franz. General IV 479; V 225.
Chabran, franz. General IV 515, V 327.
Chalbos, franz. General II 287, 427.
Chales, Conventscommissar in Versailles II 274.
Challier, geistlicher Demagog in Lyon I 371; II 276, 295, 310; Hinrichtung 313.
Chambon, Conventscom. in Aix III 390.
— Girondist, Maire von Paris I 573; verzichtet auf das Amt II 101.
Chameau, Jacobiner, Mitglied der Fünfhundert V 507.
Champeaux, Führer der Rechten im Convent III 184.
Champion, Feuillant, Minister des Innern I 425.
Championnet, franz. General III 130, 131; IV 287 ff.; in Rom V 233, 235, 236; in Neapel 331 ff.; 335 abberufen und verhaftet 338; Stellung zum Directorium 412; Oberbefehl über die Alpenarmee 420, 439, 469; stirbt 578.
Champmorin, franz. General II 186, 189, 196.
Chanet, franz. General IV 440.
Chapelier, Mitgl. der Nationalversammlung I 264.
Chapuis, franz. General III 88, 92.
Charbonnier, franz. General III 12, 90, 91, 125, 127.
Charenton, Zusammenkunft II 283.
Charette, Insurgentenführer in der Vendee II 305, 426; III 81, 335, 339, 340, 445, 449, 451, 452, 459, 461; IV 89, 91, 93; erschossen 94.
Charleroi, von den Franzosen belagert III 126; Kämpfe (1794 Juni 16.) 129ff., beschossen 133; Kämpfe (Juni 26.) 134, 135.
Charlier, Montagnard III 304, 474.
Chartres, Louis Philipp, siehe Orléans.
Chasles, Montagnard verhaftet III 353.
Chasteler, Marquis, österr. Commissar in Krakau IV 305; General V 300; im Generalstab Kray's 622.
Chateauneuf, Agent Dumouriez' in Genua I 575.
Chaudron, Conventscommissar in Toulouse II 411.
Chaussard, franz. Commissar in Belgien II 191.
Chaumette, Jacobiner, Procureur II 15, 99, 239, 278, 281, 358, 372, 373, 437; verhaftet 458; hingerichtet 460.
Chauvelin, franz. Gesandter in London II 44, 51, 86, 87 ff.; abberufen 96; ausgewiesen 97.
Chelm, Bischof von III 212.
Chénier, Mitgl. des Conventes, Antrag auf Rückberufung der Girondisten III 347, 348; 388, 393, 474, 476; Mitgl. der Fünfhundert V 413, 515.
— Joseph, Freund Talleyrands IV 585.
Chepy, Jacobiner I 415.
Cherasco, Waffenstillstand (1796 April 28.) IV 179.
Cherin, franz. Oberstlieutenant II 224.
La Cheze, franz. Consul in Genua IV 542.
Chiappe, Conventscommissar in Marseille III 396.
Chiaramonti, Cardinal, s. Pius VII.
Choiseul, franz. Minister I 15; Handelsfreiheit 29; von Marie Antoinette begünstigt 33.
Chollet, Mitgl. der Fünfhundert V 509.
Chouans, Aufständische in der Bretagne III 337.
Choudier, Mitgl. des Conventes III 345; verhaftet 353; Genosse Amar's IV 116.
Cicé, franz. Minister I 99; für Mirabeau's ministerielle Candidatur 115.
Cirillo, Domenico, Mitglied des gesetzgebenden Körpers in Neapel V 345.
Cisalpinische Republik, Verfassung V 42; Staatsstreich (1798 März 15.) 44; Wirren 201 ff.

Cispadanische Republik, constituirt IV 364.
Civilstand, Gesetz (1792 Sept. 20.) IV 10.
Clare, Kanzler von Irland V 667.
Clarence, Herzog IV 323.
Clarke, irischer Emigrant, Vertrauter Carnots IV 322; an Allvinzy gesandt 359, 363, 475, 489, 511, 593; in Udine 620.
— Militärcommandant in Luneville V 634.
Clauzel, Mitgl. des Conventes III 310, 321, 322.
Clavière, Girondist, Mitgl. der Nationalversammlung, räth zur Ausgabe von Kassenscheinen I 114; Finanzminister 370; 388; von der Nationalversammlung wieder ernannt 445, 573; II 19, 52, 96; angeklagt 289, 291.
Clerex, Kaffeewirth der Verschwörung Babeuf's IV 108.
Clerfait, österr. General I 542, 550, 556, 590; II 187, 195 ff., 390, 395; III 52, 86, 92—94, 96, 99, 100, 105, 120, 123, 140; an der Spitze des belgischen Heeres 241, 243, 246; Kriegsplan für Sommer 1795 421; 430, 500—504; IV 145; nach Ungarn berufen 153.
Clermont-Tonnerre, Mitgl. der Nationalversammlung I 77.
Clery, Kammerdiener Ludwig's XVI. II 81.
Chlichyisten, Club der Rechten IV 588.
Cloots, preuß. Baron I 204.
La Clos, Freund des Herzogs von Orleans I 90.
Club von 1789 I 172.
Clubs in Paris I 90, 120; 1793: II 237; verboten (1795 August) III 475.
— radicale, in England IV 310.
Cobenzl, Ludwig, Graf, österr. Gesandter in Petersburg I 276, II 130, 142 ff., 200, 255; III 42, 206, 280, 282—284, 287, 498; IV 142, 336, 473, 504, 505, 547; zu Unterhandlungen mit Bonaparte berufen 616, 617; in Udine 632 ff.; Gesandter des Königs von Ungarn und Böhmen zu Rastadt V 22 ff., 83 ff.; erhält die provisorische Leitung der auswärtigen Angelegenheiten 109, 111; in Seltz 134 ff.; Sendung nach Berlin 188; nach Petersburg 189, 252—254, 263, 282, 384, Director des auswärtigen Amtes und Staatsvicekanzler 631; nach Luneville bestimmt 632; in Paris 634 ff.; in Luneville 637 ff., 647 ff.
— Philipp, Graf, Vicekanzler I 180, 378, 479; Kanzler 484; II 199, 200—202, 205, 208; entlassen (1793 März) 209.
Coburg, Josias von Sachsen-, kaiserl. Feldmarschall II 145, 183, 187, 196, 220 ff.; Manifest 221; 223, 260, 287; Feldzugsplan (Sommer 1793) 335 ff.; 382, 388, 395; III 36, 52, 86, 90—92, 111, 120, 123, 124, 133, 135, 136, 140, 232, 234; Entlassungsgesuch 236, 237.
Cochenhausen, hess. General II 385.
Cochon, Lapparent, Polizeiminister IV 117, 121, 442, 584; abgesetzt 587; — Graf; über seine Abstimmung bei dem Proceß gegen Ludwig XVI. II 79.
Colbert, I 5 ff.; Schutz der Großindustrie 27; Vorbild der preußischen Verwaltung 148.
Col di Tenda, von den Franzosen erstürmt (1794 Mai 10.) III 85.
Colli, sardin. General III 85, 505; IV 170 ff.; in kaiserl. Diensten nach dem Kirchenstaat gesandt 368, 395—398.
— franz. General, gefangen V 430.
Colloredo, Fürst, Chef der österr. Militärcommission II 137; — Reichsvicekanzler III 36, 47, 293, 364.
— Graf, Obersthofmeister, Erzieher und Vertrauter Franz II. I 487, 595; II 138, 202, 205; III 35; IV 150; für den Frieden 614; V 30; Vertreter Cobenzl's im auswärtigen Ministerium 632, 643.
— Graf, österr. General II 195 ff.

Collot d'Herbois, Charakteristik I 423; in den Convent gewählt 528; über Abschaffung des Königthums 540, 570; II 243, 363, 364; im Wohlfahrtsausschuß 373, 375; in Lyon 418 ff.; 437, 443, 445; Stellung zu den Hebertisten 457, 461; gegen Robespierre III 158, 160, 162; aus dem Jacobinerclub ausgestoßen 186; 188, 305, 308; angeklagt 310, 321; Anklage vom Convent beschlossen 322; 346; verurtheilt 353.
Colonieen, Verhandlungen über ihre Verwaltung (1797 Sommer) IV 560 ff.
Comeyras, franz. Gesandter in Graubünden, IV 524, 637.
Comité, angebliches österr., I 392.
Communen, Lage (1796) IV 39.
Communismus der Revolution I 211 ff.; II 241; communistische Agitation (1792 Herbst) II 61; siehe auch Babeuf.
Concini, österr. Civilcommissar in Piemont V 321.
Concordat (1801 Juli 15.) V 661.
Condé, Festung, capitulirt (1794) III 243.
— Prinz, flieht I 63; III 478; IV 149, 601; V 252.
Condorcet, Mitgl. der Nationalversammlung leitet die revolut. Propaganda I 322; Manifest 336; über das Königthum 391; Anträge betr. Erbrecht 415; 492; über Ehescheidung 539, II 44, 234.
— Frau von, I 333.
O'Connor, Führer der „Vereinten Iren" IV 321; Mitgl. des Dubliner Directoriums V 219, 221.
Consalvi, Cardinal, Staatssecretär V 660; in Paris 661.
Constant, Benjamin, Freund der Frau von Staël IV 585.
Constantin, Großfürst von Rußland, von König Stanislaus zum Nachfolger erbeten II 333; nicht gewährt 349; V 375, 470, 476, 481, 485, 492.
Constitutionelle Cirkel, neue Jacobinerclubs (1797 Herbst) V 11.
Constitutionelle Partei in der Nationalvers. I 260; im Rathe der Fünfhundert (1797) IV 602.
Consuln, Einsetzung (1799 Novbr. 10.) V 569.
Contarini, Aluise, Podesta von Verona IV 513, 515.
— Podesta von Crema IV 485.
Convent, National-, Wahlen zu demselben I 527; Eröffnung 539; Stellung der Parteien 571; Ansehen und Thätigkeit Sommer 1794 III 167; Parteibildung Ende 1794, 333 ff.; Schluß (1795 October 27.) 493.
Conventscommissare, Dictatur derselben II 273 ff.; 408 ff.
Corbeau, Agent Custine's in Mannheim II 269.
Corday, Charlotte II 313.
Cordeliers, Bezirk I 90, 401; „Cordelier, der alte", Zeitschrift II 442, verbrannt 448.
Cormatin, angebl. Baron, Führer in der Bretagne III 338, 341, 386; verhaftet 448.
Corner, Johann, venetian. Staatsmann zu Bonaparte gesandt IV 431, 434.
Cornet, Mitgl. des Rathes der Alten V 503.
Cornillau, Mitgl. des Rathes der Alten IV 77.
Cornwallis, engl. General III 219, 220.
— Vicekönig von Irland V 223, 667.
Cornudet, Mitgl. der legislativen Commission (1799 November) V 578.
Corny, Procurator, Führer der Aufständischen (1789 Juli 14.) I 61.
Corsica und die franz. Revolution IV 160 ff.; von den Engländern besetzt III 82, 83; Georg III. König von Corsica 142.
Cottereau, Führer der Aufständischen in der Bretagne III 337, 338.
Courbis, Vorsitzender des Revolutionsgerichtes von Nimes III 318.

Courrier de Provence, Zeitung Mirabeau's I 89.
Courtray, Kämpfe (1794 Mai 11.) III 96.
Courtois, Mitgl. des Rathes der Alten V 504.
Cousin, Professor, Jacobiner, Präsident des Gemeinderathes I 439, 440.
Couthaud, Officier Kilmaine's IV 486.
Couthon, Mitgl. der Nationalvers. und des Conventes, Freund Robespierre's I 326, 496; beantragt Volkssouverainität 539; II 235; im ersten Wohlfahrtsausschuß 288, 293; im zweiten Wohlfahrtsausschuß 311; 312, 365, 369; Conventscommissar 411; in Lyon 417; abberufen 418, 432, 443, 453, 460, 461; III 157, 158; Ideen über das Maximum 178; 183, 185, 186; verhaftet 190; befreit 191; hingerichtet 193.
Crassous, Montagnard III 352; verhaftet 354; Mitgl. der Fünfhundert IV 449.
Crawfurd, engl. Oberst V 305.
Crespo, spanischer General III 439.
Creuzé-Latouche, Mitgl. des Conventes III 387; Mitglied der Fünfhundert, Autorität für Finanzwesen IV 129, 607; V 403, 511, 555.
Crevecoeur capitulirt (1794 Sept. 27.) III 357.
Crochon, Mitgl. der Fünfhundert V 414.
Cronthal, kaiserl. Geschäftsträger in Graubünden V 211.
Cuesta, span. General III 439.
Culloden, engl. Schiff V 160.
Curée, Mitgl. der Fünfhundert V 515.
Cusset, Mitgl. eines communistischen Revolutionsausschusses IV 439.
Custine, franz. General I 175, 202; Zweiter Befehlshaber des Rheinheeres 381 ff.; 495, II 24, 37; räumt Frankfurt 40; 90, 193, 226; Kriegspläne (April 1793) 265; Oberbefehl über das Nordheer 269; in Flandern 307, 308; verhaftet 315; Hinrichtung 368.
Custine, Sohn des Generals, franz. Gesandter in Berlin I 339; II 447.
St. Cyr, Gouvion, franz. General I 546, 559; IV 220, 223, 224, 229 ff., 280, 281, 294, 296, 300; Commando der römischen Expedition V 53; von Rom abberufen 199; bei der Donauarmee 298 ff., 424 ff.
Czartoryski, Adam. Prinz, poln. Gesandter in Wien II 131.
— Familie I 155.
Czetwertinski, poln. Fürst, ermordet III 210.

Dachenhausen, hannöverscher General II 384.
Daendels, holländ. Patriot, General III 357, 359; V 41; von der batavischen Regierung verletzt 196; in Paris 197; 456 ff.
Daenemark, franz. Verhandlungen III 19. — Seerechtsbündniß s. unter Paul, Kaiser von Rußland.
Dallemagne, franz. General IV 260, 264, V 52.
Damas, franz. Emigrant, neap. General V 235.
Dampierre, franz. General II 187, 219; fällt 261.
Dandré, Mitgl. der Fünfhundert, Royalist IV 601.
Danican, franz. General II 429; Oberbefehl über die Pariser Nationalgarde III 482, 485.
Danjou, Jacobiner I 415.
Danton, Charakteristik I 400; in der Partei Orléans 88; im Bezirk der Cordeliers 231; wünscht die Republik 259; Procureur-Substitut 328, 421; am 10. August 442; Justizminister 445; 508, 511; Stellung zum Septembermord 515 ff.; 518, 529—531; giebt sein Ministerportefeuille ab 570; im Convent 571, 577, 579, II 20; polit. Ansichten gemäßigt 30, 62; in

Belgien 83; gegen Pache 99; über Einverleibung Belgiens 189; und Dumouriez 214; fordert die Dictatur des Conventes 243, 245; und die Gironde 246, 248; im Wohlfahrtsausschuß 249; ausw. Politik 261; 277, 279; Stellung zur Gironde 283; zu den Jacobinern 285; am 2. Juni 1793, 291, 292; und der Wohlfahrtsausschuß 358; über die Massenaufgebote 361; 368, 373; für Beschränkung des Schreckenssystems 440, 449; gefährdete Stellung 454, 457; Zusammenkünfte mit Robespierre 459; Verhaftung und Hinrichtung 460.

Dantonisten angeklagt II 458, 459.

Darraq, Mitgl. der Fünfhundert IV 452, 463, V 5.

Darthé, Genosse Babeuf's IV 87, 102; verhaftet 123; hingerichtet 133.

Dassier, Correspondent Clavière's in Genf I 575.

Daubigny I 516.

Daunou, Mitgl. des Conventes, gemäßigter Independent III 387; Mitgl. der Verfassungscommission (1795) 465; der Fünfhundert IV 461; Commissar in Rom V 199; 515; Verfassungsentwurf 584 ff.

David, der Maler, Freund Robespierre's III 160, 183, 305, 322.

Davidowitsch, österr. General IV 266, 273, 274, 346 ff.

Davoust, franz. Oberst II 219.

Debon, Litterat, Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 105 ff.

Debry, Jean, Mitgl. der Nationalversammlung, des Conventes und der Fünfhundert, Antrag auf Anklage Lafayette's I 437, 530; II 69, 249; IV 607; Gesandter in Rastadt V 244 ff.; bei dem Attentat auf die Gesandten verwundet 276.

Decaen, franz. General V 641 ff.

Dedon, franz. General V 479.

Defermont, Mitgl. der Fünfhundert IV 64, 95, 97, 129, 452.

Deficit, beim Regierungsantritt Ludwig's XVI. I 32; 1786: 39; 112 ff.; 1791: 267; 1799 Verhandlungen V 405, 410; siehe auch unter Finanzen.

Degelmann, österr. Diplomat III 502; Gesandter in Basel IV 220; Unterhändler zu Udine 618 ff.

Dego, Gefecht (1796 April 14.) IV 172.

Delacroix, Minister des Directoriums für Ausw. Ang. IV 51, 190, 210, 222, 243, 328, 360, 553, 585; abgesetzt 587; Gesandter bei der batavischen Republik V 40, 196; abberufen 197.

Delaunai, Jacobiner II 436, 458.

Delbrel, Mitglied der Fünfhundert V 511.

Delegationen (Steueranweisungen) V 400, 555, 557, 599.

Dellessart, Minister des Auswärtigen I 328, 338, 345; gegen eine Flucht des Königs 361—364; verhaftet 368.

Deleville, Mitgl. der Fünfhundert IV 125.

Delmas, in den Wohlfahrtsausschuß gewählt II 249, 291; Gesetzentwurf gegen den Jacobinerclub (1794 October) III 311; Oberbefehl über die bewaffnete Macht des Conventes (1795, Mai 23.) 395; IV 411, 487; V 302.

Demagogisten, s. Antiföderalisten.

Demokrat, jacobinisches Blatt (1799) V 502.

Denisow, russ. General III 67, 68, 196, 199, 258, V 314.

Departements-Eintheilung Frankreichs I 117.

Deputirte, Gesetz über ihre Anklage III 313.

Derfelden, russ. General III 196, 209, 260, 262; IV 335; V 425 ff., 482.

Desaix, franz. General in Deutschland IV 220, 229 ff., 294, 296, 298 ff., in Aegypten V 35, 118, 143, 154, 155, 531, 545; in Italien 618, fällt 620.

Descorches, franz. Gesandter in Polen II 151; Bevollmächtigter in Constantinopel III 19.
— franz. Marineoffizier V 546.
Dessieux, Jacobiner I 570; Mitgl. des Conventes II 242, 437; hingerichtet 458.
Desforgues, Minister des Auswärtigen II 305.
Desjardins, franz. General III 90, 91, 125, 127.
Desmolins, Mitgl. der Fünfhundert IV 609.
Desmoulins, Camille I 59, 88, 89, 262, 263; am 10. August 442, 518; in den Convent gewählt 529; II 311, 442, 448, 452; hingerichtet 459, 460.
Despeaux, franz. General III 91.
Despinois, franz. General IV 253 ff.
Despomelles, Ritter, Royalist III 444.
Desportes, franz. Geschäftsträger in Stuttgart II 266, 267, 304; in Genf V 61.
Dessault, Chirurg, Arzt des Dauphin III 403.
Dessolles, franz. General V 295, 301.
Destaing, franz. General V 544 ff.
Destournelles, Finanzminister II 305.
Destrem, Jacobiner, Mitgl. der Fünfhundert V 502, 565.
Didier, Agent Babeuf's IV 108; verhaftet 123.
Diesbach, Jesuit, Erzieher Franz II. II 139.
Dietrich, Baron, Maire von Straßburg I 369.
Dietrichstein, Graf, Vertreter des Grafen Cobenzl in Petersburg IV 631, 638.
— Graf, zum Erzherzog Carl gesandt V 392, 441, 449.
Diez, Gefecht (1795 Sept.) III 500.
Diez, preuß. Gesandter in Constantinopel I 159, 164.
Djezzar-Pascha, Statthalter von Syrien V 531, 537.
Dijon, Bankier IV 564, 596.
Dillon, Theobald, franz. General I 382, 496, 549, 552, 554, 559; angeklagt II 317; hingerichtet 460.
Directorium, Wahlverhandlungen III 493, 494; Anfänge, Organisation, Politik, IV 47 ff.; Ministerwechsel 584 ff.; Muthlosigkeit vor dem Staatsstreich 590 ff.; Staatsstreich vom 18. Fructidor 602; Aechtungen 607; Staatsstreich des 22. Floreal V 118; Abschaffung 569.
Doche aus Lille, Mitgl. der Fünfhundert V 499.
Dönhoff, Gräfin I 469.
— Graf, preußischer Bevollmächtigter im österr. Hauptquartier III 111.
Dohm, Baron, preuß. Kreisgesandter in Cöln I 602; Vertreter Preußens in Rastadt V 26 ff., 98, 278.
Dolder, von Rapinat zum Director der helvetischen Republik ernannt V 124.
Dolgorucki, Fürst, russ. General III 29.
Domaine congéable IV 24.
Dombrowski, poln. General III 252, 253, 257, 260.
— poln. Division im Dienste Frankreichs V 367, 375, 377.
San Domingo, Aufstand I 348 ff.; Racenkampf IV 560; Verhandlungen über die flüchtigen Weißen 561.
Donato, Franz, venetian. Gesandter bei Bonaparte IV 517, 520, 521, 524, 531.
— Peter, venetianischer Unterhändler bei Villetard IV 527, 528.
Doppet, franz. General II 422.
Doria, Cardinal, Staatssecretär V 45, 47.
— Filippo, genueser Demagog IV 543.
— Fürst in Rom durch die Franzosen beraubt V 199.
Doublet, Secretär des Großmeisters des Malteserordens V 148, 149.
Doulcet-Pontécoulant, Mitgl. des Conventes, Girondist III 348, 385; in den Wohlfahrtsausschuß gewählt, zieht Bonaparte heran 484, 488; IV 578.

Dow, engl. General V 457.
Dritter Stand, erstes Auftreten I 49.
Drouet, Postmeister (bei der Verhaftung des Königs thätig) Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 120; verhaftet 123, 124; entkommt 132, 440, V 501.
Dubail, Commissar in Orleans I 508, 534.
Dubarry, Gräfin I 14, 17.
Dubienka, Schlacht II 132.
Dubois, franz. General III 130, 134.
Dubois-Crancé, Mitgl. der Nationalvers. I 102; Commissar beim Alpenheer 580; II 102, 244, 302, 313; vor Lyon 369; verhaftet 417, 449, 450; III 9, 471, 490; Mitgl. der Fünfhundert IV 83—85, 95, 463; Kriegsminister V 517.
Dubouchage, Marineminister I 425.
Dubouquet, franz. General I 557.
Ducange, Gesandtschaftssecretär Delacroix V 196, 197.
Duchatelet von der Gironde zum Kriegsminister bestimmt II 101.
Duckworth, engl. Commodore V 224.
Ducos, Roger, Mitgl. der Gironde I 319, 540; Mitgl. des Rathes der Alten, Anhänger von Siéyès V 416; in das Directorium gewählt 417, 560; Consul 569, 571.
Dünkirchen belagert II 381; entsetzt 385.
Dufour, franz. General III 501.
— Secretär des Königs von Sardinien III 18.
Dufourny, Agent Robespierre's II 436.
Dufresne, Mitglied der Fünfhundert IV 591.
Dugommier, franz. General II 422; III 12, 142, 433; fällt 434.
Dugua, franz. General IV 368, 427.
Duhem, Mitgl. der Nationalversamml. I 444; des Conventes III 307, 223, 345; verhaftet 353.
Duhesme, franz. General IV 280, V 322, 338, 339.
Duhoux, franz. General I 546.
Dumas, Vicepräsident des Revolutionsgerichtes III 156; Präsident 157, 161; verhaftet 189.
— Mathieu, General, Gegner der Gironde I 412; III 12; in der Vendee 336; Mitglied des Rathes der Alten IV 73, 603, 605.
Dumerbion, franz. General III 12, 84.
Dumolard, Mitgl. der Fünfhundert IV 75, 127, 464, 466; Interpellation über Venedig 577.
Dumonceau, franz. General V 456.
Dumont, Mitgl. des Conventes, Commissar in der Picardie II 408; III 345, 347.
Dumouriez, General, Leben und Charakteristik I 372 ff.; — von Lafayette nach Brüssel geschickt I 188, 370; Stellung zu Lafayette 379, 390, 396; Kriegsminister 397; entlassen 398; verbündet sich mit den Jacobinern 496, 545; Oberbefehlshaber 548 ff., 551; in den Argonnen 554 ff.; Unterhandlungen mit Preußen 563, 587 ff., 603; in Paris II 23; Oberbefehl des belgischen Feldzuges 28; belg. Plan 31, 51; Klagen wegen des Kriegsministers Pache 83, 85; über den Tod Ludwig's XVI. 96; wünscht den Frieden, ebenda; geplante Unterhandlung mit England 96, 98; Angriff auf Holland 184; sagt einen belg. Aufstand voraus 191; nach Belgien berufen 193; Pläne 194; Neerwinden 195 ff.; Bruch mit dem Convent 214 ff.; Zusammenkunft mit Mack, antirevolutionäre Pläne 216; Zusammenkunft mit Coburg 219; Sturz 220.
Duncan, engl. Admiral IV 552; V 14.
Dundas, Freund Pitt's, engl. Kriegs- und Colonialminister I 365; IV 308; V 672.
Duperret, Mitgl. des Conventes II 376.
Duphot, franz. General IV 545; in Rom V 46; getödtet 47.
Dupin, franz. General V 157.

Dupont de Nemours, der Nationalökonom, Abgeordneter und Freund Lafayettes I 369; Mitgl. des Rathes der Alten IV 73, 569, 610.

Duport, Mitgl. der Linken in der Nationalversammlung I 71, 81; gegen Mirabeau's Finanzanträge 115; gemäßigtere Ansichten 251; will eine zweite Kammer 318; Justizminister 360; Mitgl. der Fünfhundert V 5.

Duportail, Kriegsminister I 251; entlassen 332.

Duprat, Mitgl. der Fünfhundert IV 452, 464.

Duquesnoi, Conventscommissar II 396, 408, 437; zum Tode verurtheilt III 397.

Durand-Maillane, Führer der Rechten im Convent III 184, 187; gegen die Clubs (1794 Sept.) 308, 334; in der Verfassungscommission 387, 399.

Duranthon, Justizminister I 370.

Durasoff, russ. General V 479.

Durfort, Graf, von Kaiser Leopold an Marie Antoinette gesandt I 255.

Duroverai, aus Genf, franz. Agent in England II 45.

Duroy, Montagnard, zum Tode verurtheilt III 397.

Dussaulx, Mitgl. des Conventes I 529.

Duval, franz. General I 554, 589.

Duverne du Presle, Royalist IV 442, 601.

Dzialinski, Graf, poln. General III 57, 71.

Echassériaux, Jacobiner, im Wohlfahrtsausschuß (1794 Juli) III 299; Mitgl. der Fünfhundert IV 94, 559; V 509.

Edelsheim, badischer Gesandter bei Moreau IV 237; in Rastadt V 274.

Eden, Sir Morton, engl. Gesandter in Wien II 214, 342; IV 139, 145, 150, 326, 330, 332, 472 ff., 503, 615, 616; V 230, 231, 240, 309, 389.

Edinghofen, Unterhandlungen II 342 ff.

Egalité, siehe Orleans.

Eherecht und Ehescheidung IV 9 ff.

Eikemeier, Major in Mainz I 385.

Eldon, Lordkanzler V 673.

Elgin, Lord, unterhandelt ein engl.-österr Bündniß (1791 April) I 280, 292; Bevollmächtigter im preuß. Hauptquartier II 228; im österr. Hauptquartier III 114, 231.

Elisabeth, Kaiserin von Rußland II 117.

Elisabeth, Prinzessin, französische I 409.

Elsaß, Rechte Deutscher Fürsten durch die Revolution geschädigt I 197; Reichstagsbeschluß deswegen 323, 340.

Elsner, preuß. General III 208.

Elsnitz, österr. General V 301, 612, 616.

Emancipation der irischen Katholiken V 667 ff.

Emigranten, Emigration I 196; Emigration seit dem 20. Juni Modesache des Adels 264; Rüstungen in Worms 324; zur Rückkehr aufgefordert 327; Emigranten ihr Treiben in Oesterr. verboten 340; in Trier 342; ihre Güter sequestrirt 430; Parteiungen unter ihnen 489; Hof zu Coblenz 490; ihre Güter verkauft 507, 525; Todesstrafe auf ihre Rückkehr 573; Verhandlungen über sie (1794 Herbst) III 329; über das Vermögen ihrer Eltern (1795 April) 384, 385; Gesetzgebung gegen sie IV 6 ff.; Verhandlungen (1796 Januar) 75, 76, 99; Verfolgung (1796) 457; Verhandlungen (1797) 558; Gesetz vom 19. Fructidor V 7 ff.; Behandlung durch den Ersten Consul 593.

Emilii, Francesco, venetianischer Graf IV 513 ff.

Emmendingen, Gefecht (1796 Oct. 19.) IV 501.

Emmery, Mitgl. der Nationalversamml. I 387.

Emmett, Mitgl. des Dubliner Directoriums V 219.

Engagisten (Domainenpächter) V 404.

England, Preußische Allianz, für den Status quo I 166; über Belgien 167, 168; Verwicklung mit Spanien 170 ff., 178; Widerspruch gegen Einverleibung Belgiens in Frankreich II 85 ff.; franz. Kriegserklärung 98; Stellung zum belg. Tauschplan 200, 203; Vorschlag östreichischer Vergrößerung auf Kosten Frankreichs 204; Annäherung Frankreichs (Frühling 1793) 264; Rüstungen (1794) III 46; bietet Preußen Subsidien an, ebenda; Demoralisation seiner Armee 244; Bankkrisis IV 550; Flottenmeuterei 551, 552; Handel verboten (1798, Januar 8.) V 36 f.; tritt dem russ.-türk. Bündniß bei 238; Vertrag betr. Seerecht mit Rußland (1801, Juni 17.) 684. Weiteres siehe unter Georg, Grenville, Pitt, Oesterreich, Thugut, Rußland, Paul, Friedrich Wilhelm II.).

Ephraim, preuß. Commissionsrath I 162; nach Paris gesandt 274.

Erbach, Graf, kais. General I 581.

Erbrecht, III 475; IV 17 ff.; unter dem Ersten Consul V 595.

Erizzo, venet. Generalproveditore, zu Bonaparte gesandt IV 197, 515, 516, 520, 527.

Erlach, Berner General V 70, 72, 74 ff. 76.

Ernouf, franz. General, Oberbefehl über die Donauarmee V 299.

Erskine, Vertheidiger englischer Radikaler IV 310.

Eschwege, hess. Oberst III 104.

v. Esebeck, pfalz-zweibrückischer Minister II 266.

Espremenil, Mitglied der Nationalvers., gegen Mirabeau's Finanzanträge I 115.

Esterhazy, österr. General I 582, 584. — österr. Husarenregiment III 88.

— **-Galantha**, Fürst, östr. Gesandter in Sistowa I 269; verläßt den Congreß 296.

Estourmel, Mitgl. der Rechten in der Nationalvers. I 133.

Etrurien, Königreich V 688.

Eugen von Würtemberg bei Kaiser Paul V 681.

von Eyben, dänischer Diplomat V 281.

Ewart, engl. Ges. in Berlin I 170; in Reichenbach 185.

Fabre de l'Aude, Mitglied der Fünfhundert IV 447.

— **d'Eglantine**, Freund Danton's I 518; II 435, 444; verhaftet 449; angeklagt 458.

— **von Montpellier**, Mitgl. des Conventes II 60.

Fantuzzi, Major der lombardischen Legion IV 484, 485.

St. Fargeau, Mitgl. der Nationalvers., Antrag auf Abschaffung des Adels I 204.

Fauche-Borel, Buchhändler, royalistischer Agent III 478, IV 601.

Fauchet, Claude, Abt, später Bischof, Mitgl. der Nationalversammlung und des Conventes I 231; Antrag den eidverweigernden Priestern die Pension zu entziehen 326; Kriegsrede 345; im Proceß des Königs II 58.

Fauchet, franz. Gesandter in Nordamerika IV 574.

Favrat, preuß. General III 76.

Fay, Vorstand der Befestigungen auf Malta V 147.

Fayau, Jacobiner III 311.

Faypoult, Finanzminister des Directoriums IV 51; entlassen 79; Gesandter in Genua 176, 177, 251, 524, 542 ff.; Commissar in der Cisalpinischen Republik V 203; in Neapel 334.

Federici, republikan. Gesandter in Neapel 348.

Feldkirch, Gefecht (1799, Mai 23.) V 294.

Féraud, Mitgl. des Conventes II 62; am 1. Prairial III 392, 393.

Ferdinand IV., König von Neapel IV 149; V 131, 132, 335, 356 ff., 364, 434.

Ferdinand, Erzherzog von Oestreich III 85.

Ferdinand, Herzog von Würtemberg, Sendung nach Petersburg V 181 ff., 213, 214.

Ferino, franz. General IV 220, 228, 230, 233, 280, 294, 296, 590; V 297, 298 ff.

Ferrand, franz. General, Commandant von Valenciennes II 316; III 88, 139.

Ferraris, österr. General III 345, 397.

Ferris, Irländer, franz. Agent in England II 45.

Fersen, russ. General III 196, 213–215, 228, 252, 258.

— schwedischer Graf; Vertrauter Marie Antoinette's I 30; — schwedischer Gesandter in Rastadt V 21.

Feuillants, ihr Club eröffnet I 263, 318; gegen einen Krieg 328; im Ministerium 406; entlassen 418.

Figueras, Kampf (1794, Nov. 17.) III 434.

Finanzen (Finanznoth und Finanzpolitik der französ. Revolution). Beginn der Verwirrung unter Ludwig XIV. I 13; Lage um 1789: 36 ff.; 1792: II 16; 1793/94: III 7; 1794: 173; 1795: 407; 1796: IV 60 ff.; Sommer d. J.: 128; Ende d. J.: 455; 1797 Sommer: 563 ff., 596, 608 ff.; 1797/98: V 11 ff.; 1798/99: 399 ff.; 1799: 507, 511; Herbst d. J.: 554 ff.; Ende d. J.: 574; Etat für 1800: 596, 597 ff.

Finkenstein, Graf, preuß. Minister I 179; für Frieden 273; III 61, 278; gegen die franz. Forderung des linken Rheinufers 364, 498; V 176, 177.

Fiorella, franz. Commandant von Turin V 320.

Fischer, österr. Oberst II 183.

Fitzgerald, Lord Edward, Mitgl. der Linken im Dubliner Parlament IV 319, 321; des Dubliner Directoriums V 219.

Fitzwilliam, Vicekönig von Irland IV 317, 318.

Flachat, franz. Lieferant IV 566.

Flandern, franz. Regiment I 95.

Flesselles, Präsident des Pariser Ausschusses niedergemacht I 62.

Fletcher, engl. Gesandter in Rußland II 108.

Fleuriot, Maire von Paris III 148, 161.

Fleurus, Schlacht (1794, Juni 26.) III 134, 135.

Floreal der zweiundzwanzigste (Staatsstreich des Directoriums: Anerkennung der Wahlen der Minderheit) V 118.

Florent, franz. Commissar in Rom V 199.

St. Florent, Vertrag mit Stofflet von der Vendee (1795, Mai 2.) III 386.

Florida Blanca, span. Minister, gestürzt I 367.

Flournoy, Correspondent Clavières in Genf I 575, 577.

Föderalisten, nordamer. Partei IV 572.

Föderationsfest I 206, 420.

Föderirte, nach Paris berufen I 394; treten zu den Jacobinern über II 77.

Foerster, russ. General V 377.

Foissac-Latour, franz. General IV 440.

Fonfrede, Mitgl. des Conventes II 76.

Foote, engl. Capitän V 354, 355, 358, 362.

Foscarini, Generalproveditore der Terra firma IV 196.

Fosse, Jacobiner V 506.

Fouché, Conventscommissar im Departement Nièvre II 412; in Lyon 418, 460 III 158, 164, 184, 188; Gesandter bei der cisalpinischen Republik V 205; Polizeiminister 504, 505, 558, 560.

Foulon, Minister (1789, Juli 11.) I 59; ermordet (Juli 22.) 66.

Fouquet, Berichterstatter der Nationalversammlung über Finanzen I 429.

Fouquier-Tinville, öffentl. Ankläger des Revolutionsgerichtes II 457; III 155, 156, 298, 310; hingerichtet 397.

Fournier, Jakobiner, Führer der Pariser Nationalgarde I 508; II 242.

Foussodoire, Montagnard, verhaftet III 353.

Fox, Mitgl. der engl. Opposition; Briefwechsel mit Condorcet II 44, 49; IV 308; V 218.

Fränkischer Kreis, Waffenstillstand mit Frankreich (1796) IV 240.

François von Nantes, Mitgl. der Fünfhundert, radikal, V 411.

— **von Neufchateau,** Minister des Innern IV 587; in's Directorium gewählt 610; Bevollmächtigter in den Conferenzen von Seltz V 113, 135 ff., 398.

Franken von den Franzosen besetzt (1796) IV 236 ff.

Frankfurt a. M. von den Franzosen besetzt I 585; geräumt II 40; Zusammenkunft Friedrich Wilhelm's II. mit Josias von Coburg 183.

Frankreich, Zustände vor der Revolution I 3 ff.; 1794: III 165—178, 323 ff.; 1796: IV 443; 1797: V 6 ff.; 1798/99, 397 ff.; 1799 Herbst 519 ff.

Franz I., König von Frankreich, Stellung zum Papstthum I 4; Kämpfe mit Karl V. ebenda.

— Großherzog von Toskana, deutscher Kaiser I 152.

— **II.,** König I 462; deutscher Kaiser 475, 486; Stellung zu Kaunitz 479, Charakteristik 593 ff.; II 138; innere Politik 139; Unzufriedenheit mit Cobenzl 202; III 35, 48; in Brüssel 86; im Hauptquartier 94—96, 105, 107, 116; Entschluß zur Rückkehr nach Wien 117, 120, 231, 233, 500; IV 509; V 239; bei der Armee (1800, Sept.) V 630.

Frei, Gebrüder, Bankiers I 401.

Freitag, hannov. General II 381 ff.

Frelich, österr. General IV 229, 280, 295, 299.

Fréron, Conventscommissar II 371; in Toulon 424, 437; Dantonist III 153, 184, 187, 303, 308, 316, 334; IV 440.

Friedberg, Gefecht (1796, Juli 10.) IV 230; (Aug. 24.) 295.

Friedrich August von Sachsen I 286, 452, 454, 459; V 241.

Friedrich II., König von Preußen I 149; deutsche Politik 150; Westpreußen gewonnen, ebenda.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst I 148, 149.

Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen I 149.

Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen Charakteristik I 158, 274, 470 ff. — Bündniß mit England und Holland zum Schutz der Türkei 155; durch die Revolution in seinen oriental. Plänen begünstigt, zum Kriege geneigt 161; Stellung z. belg. Aufstand 162; zur ungar. Deputation, ebenda; Bündniß mit der Pforte 164; mit Polen 166; für den Status quo, Schreiben an Leopold 169; genehmigt Herzbergs Note vom 10. Mai 170; geht ins Hauptquartier nach Schlesien, kriegerische Stimmung 179 ff., 182 ff.; Annäherung an Oesterreich 272 ff.; über den poln. Staatsstreich 291; über die franz. Revolution 303, 451; in Pillnitz 307; gegen die polnische Maiverfassung 454, 457; österr.-preuß. Vertrag vom 7. Februar 1792 458; Entschluß zur Theilung Polens 463 ff.; Eifer für den franz. Krieg 467; Zusammenkunft mit dem Kaiser in Mainz 487; Fest in Coblenz 541; F. W. befiehlt die weitere Invasion 552, 558; Unterhandlung mit Dumouriez 568; mit Spielmann 597 ff.; Rückkehr an den Rhein, neue Unterhandlungen mit den Franzosen II 37; in Frankfurt a. M. mit Josias von Coburg 183; Stimmung über Thugut's Politik 228, 260; vor Mainz 260, 270;

über Lehrbach's Scheinunterhandlungen 344; verläßt die Armee 397; neue Lust zum Kriege III 32, 33; franz. Krieg und poln. Revolution 69, 76—79; F. W. übernimmt die Anführung seines Heeres gegen Polen 79; in Favrat's Hauptquartier 205; Verminderung der kriegerischen Energie 208, 209; der König vor Warschau 213 ff.; gegen einen franz. Frieden 227; kehrt nach Aufhebung der Warschauer Belagerung nach Berlin zurück 229; ruft nach Kündigung des Haager Vertrages durch England Möllendorf vom Rhein zurück 250; von den Baseler Anknüpfungen unterrichtet 273; beschließt Friedensunterhandlung 278; Friedenssehnsucht und Haß gegen Frankreich 366; über den russisch-österreich. Theilungsvertrag 497, 498; Stimmung Anfang 1796: IV 239; lehnt die franz. Anerbietungen ab 241; Frankreich geneigt 244; nähert sich erfolglos dem Kaiser Paul 466; beklagt den Abschluß des Augustvertrages 469.

Friedrich Wilhelm III., Kronprinz von Preußen, Verlobung II 259; im poln. Kriege III 205; König, Charakteristik V 26; Stimmung gegen Frankreich 95; für Erhaltung des Friedens 262—265.

Frisari, neapolitan. Gesandter in Malta V 149.

Frisching, Säckelmeister in Bern V 61, 70, 73.

Frison, Mitgl. der Fünfhundert V 516.

Fröhlich, österr. General V 302, 318, 435, 436, 605.

Froment, Leiter des Aufstandes in Nimes I 193.

Fromentin, franz. General III 87, 91.

Frotté, Graf, royalistischer Führer V 555, 595.

Fructidor, der achtzehnte (1797 Sept. 3.), Staatsstreich des Directoriums IV 604 ff.

Fünfhundert, Rath, Einsetzung III 465.

Fürstenberg, Fürst, österr. General V 297.

Fyon, franz. General, Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 119; Mitgl. eines communistischen Revolutionsausschusses 439.

Gagarin, Fürst V 681.

Gaillard, franz. Lieferant IV 565.

Galacz, Präliminarien I 305.

Galeppi, span. Unterhändler zwischen Papst und Frankreich IV 342, 401.

Gallino, Advocat, Demagog in Venedig IV 526.

Gallizin, Fürst, russ. Gesandter in Wien I 305; russ. General V 250, 252.

Gallizische Revolution I 163.

Di Gallo, Marchese, neapolit. Gesandter in Wien IV 199, 220, 484, 489, 495, 498, 502, 533, 536, 587, 593, 616; in Udine 618 ff., 622; Minister V 132, 227.

Gantheaume, franz. Admiral V 547.

Garat, Jacobiner, Justizminister II 19; Minister des Innern 238, 363; Gesandter in Neapel V 126, 132; abberufen 133.

Garde, königliche, aufgelöst I 394.

Garnier, Freund Narbonne's I 370; Mitgl. des Conventes III 190, 490; Mitgl. der Fünfhundert IV 608; franz. General in Rom V 367, 433, 605.

Garreau, Regierungscommissar bei dem ital. Heere IV 170, 206, 342; Mitgl. der Fünfhundert V 517.

Gasnier, Madame, Creolin, knüpft Friedensunterhandlungen in der Vendee an III 339.

Gasparin, im zweiten Wohlfahrtsausschuß II 311.

Gau, Mitgl. der Fünfhundert IV 590.

Gaudin, Mitgl. der Fünfhundert, lehnt das Finanzministerium ab IV 51, 609; V 508; Finanzminister 574 ff., 597 ff.

Gauthier, franz. General V 301, 367.

Gavasini, kaiserl. Oberst IV 275; V 328.
Gazan, franz. General V 482.
Geldhandel, s. Gold- und Silberhandel.
Geldpacht im Norden Frankreichs I 24, 25.
Gemeindeäcker, Vertheilung versprochen II 245; -güter eingezogen IV 41.
Gemeindeverwaltung I 118.
Genet, franz. Gesandter in Nordamerika II 88, 92; IV 572.
Genf, Händel mit demselben I 577 ff.; Revolution II 90.
Genissieux, letzter Präsident des Conventes III 493; Justizminister IV 53; Mitgl. der Fünfhundert V 405, 408.
Gensonné, Mitgl. der Gironde I 319, 344, 369, 370; Antrag auf Suspension des Königs 411; 424, 425, 500; II 67.
Gentili, Führer der italienisch-französischen Expedition nach Corfu IV 540.
Genua neutral III 84.; franz. Umtriebe daselbst IV 542; Vertrag mit Bonaparte (1797, Juni 6.) 545; Staatsstreich V 201; Capitulation (1800 Juni) 616.
Georg III., König von England, Haß auf die Revolution I 364; „König von Corsica" III 142; IV 307, 310, 312; über die Emancipation der Katholiken V 670 ff.; Krankheit 672.
Gerichts-Organisation (1789, 1790) I 123 ff.; unter dem Ersten Consul V 591 ff.
Gerles, Karthäuser, Mitgl. der Nationalversammlung I 133.
Germain, Offizier, Theilnahme an Babeuf's Verschwörung IV 105, 118; verhaftet 122, 132.
Germinal der zwölfte, (1795, April 1.) Aufstand der Jacobiner III 353.
Gerry, Elbridge, nordamerik. Gesandter beim Directorium V 15, 16.
Gersau, preuß. Kriegsminister III 61, 77.
Gerville, Cahier de, Minister des Innern I 357, 359, 360.
Gervinus, preuß. Legationsrath in Paris III 417 ff.
Geschworne im Criminalrecht I 124.
Getreide-Handel verboten II 372, 374; -preise, deren Feststellung von dem Departementsrath gefordert II 278.
Gewerbefreiheit I 236.
Gherardini, kaiserl. Gesandter in Turin IV 364, 475.
Giansante, neap. Geschäftsträger in Wien V 238.
Gibert-Desmolières, Mitgl. der Fünfhundert IV 563, 565, 568, 569, 589.
Gillet, Oberbefehl über die bewaffnete Macht des Conventes (1795, Mai 23.) III 395.
Ginguené, Jacobiner, franz. Gesandter in Turin V 126, 128 ff.
Giovanelli, Provveditor IV 513 ff.
Giraud, Mitgl. des Conventes III 330.
Giraux, Jacobiner V 506.
Girod, Mitgl. des Rathes der Alten IV 460.
Gironde, I 317; Charakteristik 319 ff.; betreibt den Weltkrieg 325; im Ministerium 369; entlassen 397; Angriffsprogramm 411; Schwanken beim Wachsen des Jacobinismus 424; Plan einer Regentschaft 427; Umschlag der Stimmung II 65; Antrag auf Bestätigung des Urtheils über Ludwig XVI. durch die Urversammlungen 66; Friedenspolitik 93; Verfassungsentwurf 1793 234; Stellung zu Danton 247; vom Stadtrath des Hochverrathes bezüchtigt 278; Verhaftung 293; peinliche Anklage 314; 42 Mitglieder angeklagt 376; Hinrichtungen 414; Verhandlungen über Rückberufung Verbannter III 320, 321; Girondisten zurückberufen 348.
Giustiniani, Girolamo, venet. Staatsmann IV 513.
— Leonardo, venet. Gesandter bei Bonaparte IV 517, 521, 531.
Gobel, Bischof von Paris II 37, 415.
Godard, franz. Lieferant IV 608.
Godoi, Herzog von Alcudia, der „Friedensfürst", span. Minister II 89; III

376, 433, 435; IV 208, 210, 212 ff.; entlassen (1798 März) V 38; erneuter Einfluß 686, 687; Oberbefehl gegen Portugal 688, 689, 690.
Godot, Vetter Danton's I 516.
Görtz, Graf, Vertreter Preußens in Rastadt V 26 ff., 96 ff.
Goethe, über die Kanonade v. Valmy I 561.
Goguelat, Agent Marie Antoinette's in Wien I 393.
Goguet, franz. General III 87.
Gohier, in das Directorium gewählt V 416, 506, 515, 552, 558, 560, 561.
Gold- und Silberhandel II 250; III 384; IV 97.
Goltz, preuß. Gesandter in Paris I 55; in Verbindung mit Péthion arbeitet gegen Oesterreich 174, 274. — Stellvertreter Lucchesini's in Warschau 286; entdeckt den poln. Staatsstreich 289; — in Petersburg 459, 463, 471 598; II 129, 134, 152, 155, 157, 346; III 28, 32, 33, 79, 206; — nach Basel geschickt 278, 364, 369; stirbt 370.
Gonchon, Bürger im Dienste der Gironde I 366.
Gonene, Conventscommissar in Tarn II 274.
Gonin, Hüter des Dauphin III 402.
Gontreuil, österr. General IV 424.
Gorsas, Mitgl. der Nationalversammlung I 434, 520.
Goruf, franz. Officier IV 485.
Gosselies, Gefecht (1794, Juni 2.) III 126, (Juni 16.) 130.
St. Gotthard, Kämpfe (1799, Sept. 23. ff.) V 471 ff.
Goudin, franz. General II 382.
Goujon, Montagnard III 305, 348, 352, 391, 393; zum Tode verurtheilt 397.
— Sergeant bei Quiberon III 455, 456.
Goupilleau, Mitgl. und Commissar des Conventes II 369, 431.
Grabowski, poln. Oberst III 252.
Gradisca, von den Franzosen genommen (1797, März 19.) IV 423, 424.
Graffenried, Berner Oberst V 75.
Grandmaison, Mitgl. der Fünfhundert V 501, 562, 564.
Granet, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses II 373, 432; verhaftet III 354.
Grangeneuve, Girondist II 65.
Grattan, Henri, Führer der liberalen Opposition in Dublin IV 317, 318; V 667.
Graubünden von den Oesterreichern besetzt V 211.
De Graves, Kriegsminister I 366, 369; nimmt seine Entlassung 385.
Grawert, preuß. General II 183.
Grégoire, Abt, später Bischof, Mitgl. der Nationalversamml. I 74, 328, 540; Präsident des Conventes II 36, 58; III 320.
Grenier, franz. General IV 224, 288, 289, 291; V 313 ff., 318, 640.
Grenville, Lord, engl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten I 280, 365; II 47, 90, 200, 341; III 231; friedl. Haltung gegen Preußen 427; IV 138, 308, 309, 360, 361, 472, 476, 504; gegen Frieden mit Frankreich 553; 615, 616; für Verwendung der russischen Corps in der Schweiz V 389; über Carl's Abzug aus derselben 453; 601 603, 631, 633, 669, 672; entlassen 674; gegen Frieden mit Frankreich 694.
Grenville, Thomas, engl. Botschafter in Wien (1794 Juli) III 237 ff.; Sendung nach Berlin V 237, 248, 260, 262; Urtheil über die preuß. Politik 266.
Grey, Mitgl. der englischen Opposition IV 308.
Grignon, franz. General, angeklagt III 309.
Grimani, venet. Gesandter in Wien IV 483.
Grisel, franz. Hauptmann, zeigt Babeuf's Verschwörung an IV 114, 118, 119, 121, 122.

Grochowski, poln. Oberst III 75, 199, 206.
Grodno, Reichstag II 323.
Grouchy, franz. General V 430.
Grouvelle, Secretär des Ministerrathes II 19.
Gruber, Pater Gabriel, Jesuit, Günstling des Kaisers Paul V 677.
Grundbesitz, vor der franz. Revolution kleiner I 19; großer 20, 21; Lage 1796: IV 23 ff.; 1799 Herbst V 521; siehe auch Bodenzins u. A.
Guadet, Mitglied der Gironde I 319; Kriegerische Rede 344, 358; gegen Lafayette 409, 424, 425; Antrag auf Auflösung der Commune 513; Stellung zu Danton II 245, 284; gegen den Stadtrath 286.
Gudin, franz. General V 473.
Gudowitsch, ruff. General V 189.
Güter Verurtheilter nicht mehr verkauft (1795 März) III 348; Debatte darüber (April) 383; Zurückgabe an die Familien beschlossen (Mai 3. 1795) 385; siehe auch unter Emigration.
Guffroi, Conventscommissar in Chartres II 274; Mitgl. des Conventes III 171.
Guillot, Führer der Chouans III 460.
Gustav III., König von Schweden mit Bouillé in Aachen I 261; bewirbt sich um die poln. Krone 286, 306; II 263.
Gustav IV., König von Schweden IV 336; V 646.
Gustav Adolf, König von Schweden II 263.
Guyardin, Conventscommissar II 409.
Guyeux, franz. General IV 254, 353, 416, 420, 423, 479.
Guyot, franz. Geschäftsträger in Chur V 211.
Guyton-Morveau, Girondist, Mitgl. des Conventes I 582; in den Wohlfahrtsausschuß gewählt II 249; und Custine 265, 291.
Gymnich, Commandant von Mainz I 585.
Haag, Conferenzen I 187, 188; Subsidienvertrag zwischen Preußen und England (1794) III 64, 65, 78, 110, 218, 220; von England gekündigt 250.
Haddick, österr. General III 249; V 368, 371, 387, 614.
Hagenau, Kämpfe (1793 Decbr.) II 403.
Hailes, engl. Gesandter in Warschau I 273, 287.
Halbbrigaden, gemischte III 5, 9.
Haller, franz. Heeresintendant, Finanzminister der Cisalpina V 42.
Hamburg, Geldzahlung an Bonaparte V 598.
Hamelin, franz. Reisender, bringt Bonaparte Nachrichten von Frankreich V 534.
Hamilton, Mitgl. der amerik. Föderalistenpartei IV 572.
— Sir William, engl. Gesandter in Neapel V 227, 359 ff.
— Lady Emma, Sir Williams Gemahlin V 227, 335, 342.
Hammerstein, hannöv. General, Commandant von Menin III 92.
Hammond, engl. Diplomat in Berlin IV 323.
Handel vor der Revolution I 31; auswärtiger, Erleichterung (1794 Herbst) III 328.
Hanstein, hess. General III 102, 103, 357.
Hardenberg, preuß. Minister für Ansbach und Baireuth, Charakteristik III 222, 225, 274, 372; in Basel 416; geht auf Merlin's Enthüllungen nach Berlin 417; für energische Politik gegen Frankreich IV 243.
Hardy, Mitgl. der Fünfhundert IV 464.
Harmand, Mitgl. der gemäßigten Partei im Convent III 502.
Harnier, preuß. Legationssecretär, nach Basel gesandt III 274; nach Paris gesandt 356; Verhandlungen 362, 363; setzt nach Goltz' Tode die Verhandlungen in Basel fort 370, 417.

Harnoncourt, kaiserl. General III 214, 232, 239, 265.

Harrant, badischer Major V 276.

Hartcourt, engl. General III 358, 360.

Harville, franz. General I 557; II 28, 184, 190.

Hassenfratz, Jacobiner II 235.

Hatry, franz. General III 129, 131, 135; V 28.

Haugwitz, preuß. Gesandter in Mainz I 489; in Wien 594; an Schulenburgs Stelle in's Hauptquartier berufen 596; in Wien II 135, 141 ff.; Minister Denkschrift 1794 III 50; 61, 63—65, 78, 218—220, 222, 274, 275; Ansichten über den Frieden mit Frankreich 366; Kritik derselben 367, 368; der russisch-österr. Theilungsvertrag 497; IV 149; friedliche Politik 243, 244, 246; Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. V 27, 82; bleibt bei dem System preußischer Neutralität 175; in der Entschädigungsfrage der linksrheinischen Fürsten 245; zum Krieg mit Frankreich geneigt 260; Conferenzen mit Grenville 262—265; für Kaiser Pauls bewaffnetes Seerecht 646.

Hausmann, franz. Regierungscommissar beim Rheinheer IV 235.

Hawkesbury, Lord, engl. Minister des Auswärtigen V 685, 694, 697.

Haxo, franz. General III 81.

Hebert, Jacobiner, Stellvertreter des Procureur II 15; 30, 99; verhaftet 286, 287, 290, 300, 358, 372, 414, 418, 435; verhaftet 458; hingerichtet 459.

Hebertisten II 358; Sitze im Wohlfahrtsausschuß 368; Gegensatz mit demselben 453; Aufstandsversuch 456; Hinrichtung 459.

Hedouville, franz. General II 384; Oberbefehlshaber gegen die Chouans (1799) V 556, 578; abgesetzt 590; 594.

Heeresorganisation (1790 Herbst) I 209; 1793 III 4 ff.; unter dem Consulat V 578; siehe auch Militärgesetze.

Heidelberg, Treffen (1795, Sept. 29.) III 501.

Heinrich, Prinz von Preußen I 469 Charakteristik III 275; Denkschrift für den Frieden mit Frankreich 277, 365, 423; IV 245; Denkschrift 1796: 246.

Heliopolis, Gefecht (1800) V 603.

Helvetische Republik, Einführung V 79, 122; Gährung 207 ff.

Henin, Agent Dumouriez' in Venedig I 575.

Henri Chapelle, Gefecht (1794, Sept. 20.) III 246.

Henriot, Demagog, II 282; Befehlshaber der Nationalgarde 288, 292, 456; III 187; s. Verhaftung beschlossen 189, verhaftet 190; befreit 191.

Hentz, Montagnard, verhaftet III 354.

Herault-Séchelles, Abgeordneter für Paris in der Nationalversammlung, Freund Danton's, für den Krieg I 336, 345; im Convent II 261, 269, 287; im Wohlfahrtsausschuß 288; mit dem Verfassungsentwurf beauftragt 299; im zweiten Wohlfahrtsausschuß 311; Conventscommissar 409; angeklagt 458; III 21.

Herberstein, kais. Gesandter in Rußland II 110.

Herbert, österr. Gesandter in Sistowa I 269; verläßt den Congreß 296.

Hercule, franz. Lieutenant, IV 356.

Hermand, franz. Geschäftsträger in Madrid IV 210.

Hermann, Commissar der Polizei und Justiz III 147, 161, 163; Mitgl. der Fünfhundert IV 465.

Hermann, russ. General V 250, 252, 387; in Holland 460; gefangen 461.

Hertzberg, Graf, preuß. Minister, Charakteristik I 156; Vermittlungsplan für den russ.-türk. Krieg 157; über die franz.

Revolution 161; über das türk.-preuß. Bündniß 164; Memoire vom 13. April an den König 169; Note vom 10. Mai 170; in Reichenbach 180 ff.; im Hauptquartier Schönewalde, seine Niederlage 183; in Ungnade 273; entlassen (1791, Juli 5.) 300.

D'Hervé, royalist. Führer V 556.

D'Hervilly, Graf, Royalist III 447, 449, 453, 454.

Herzogenbusch capitulirt (1794, Oct. 10.) III 357.

Hessen-Cassel, Frieden mit Frankreich (August 1795) III 495; siehe auch Wilhelm, Landgraf.

Hessen-Homburg, Landgraf II 37.

Hessen-Philippsthal, Prinz, Befehlshaber von Mastricht II 186; von Herzogenbusch III 357.

Hessen-Rothenburg-Rheinfels, Prinz, siehe Carl Constantin.

Heymann, General, franz. Emigrant in Berlin I 375.

Hiller, preuß. General III 223.

L'Historien, Zeitschrift IV 610.

Hoche, franz. General, Befehl über die Moselarmee II 399, 400 ff.; und über das Rheinheer 405; verhaftet 462; III 12; gegen die Chouans 338, 341; wünscht nicht Verhandlungen mit ihnen 386, 448, 453—458, 460; IV 88, 90 ff.; mit der Expedition gegen Irland beauftragt 322; der Angriff auf Irland scheitert 362, 363; Befehlshaber der Sambrearmee 497; für das Directorium 583, 584; lehnt das Kriegsministerium ab 587, 590, 591; stirbt 612.

Höchstedt, Kämpfe (1800, Juni) V 622.

Höchstes Wesen, Cultus III 150; Fest 155.

Hoggrer, holl. Gesandter in Petersburg II 322.

Hohenlinden, Convention (1800 Sept. 20.) V 631.

— Schlacht (1800, Dec. 2.) V 641, 642.

Hohenlohe, Fürst, preuß. General I 276.

Hohenlohe-Ingelfingen, Erbprinz, preuß. General I 557; II 226; III 224, 249; Fürst IV 243.

Hohenlohe-Kirchberg, österr. General I 462; in Berlin 467, 473, 487, 542 ff., 550, 556, 563, 590; II 28, 37, 194.

Hohenzollern, Prinz, österr. General IV 349, 354, 409, 419, 420; V 302, 312, 370, 372, 378.

Holland, Irrungen mit Joseph II. I 41, 42; von Preußen besetzt 42; Charakteristik 1792: II 41; Patrioten vertrieben 42; und Oesterreich 1793: 347; revolutionäre Propaganda III 17; und Oesterreich 1794: 40; Wachsen der anti-ornaischen Partei (1794) 245; die Patrioten 359; von den Franzosen besetzt 361; Friede und Bundesvertrag mit Frankreich 413. Siehe auch Batavische Republik.

Hompesch, Großmeister des Malteser-Ordens IV 635; V 146, 147; Absetzung 226, 248, 384.

— pfälzischer Minister III 500.

Hondschotten, Treffen (1793, Sept. 8.) II 384.

Hood, engl. Admiral in Toulon II 371, 421.

Hooglede, Kämpfe III 123.

St. Horent, Mitglied der Fünfhundert V 554.

Hospitalwesen unter dem Convent IV 42.

Hotze, österr. General II 404; IV 286 ff., 482; in Graubünden V 291—295, 307, 316, 320, 325, 326, 446, 448, 449, 450, 465, 476 ff.; fällt 480.

Houchard, franz. General, Führer der Nordarmee II 380 ff., 386, 388; zum Tode verurtheilt 389.

Howe, Agent des kurländischen Adels in Petersburg II 322.

Huchet, franz. General, angeklagt III 309.

Huguenin, Demagog I 439.

Hugues, (Victor), Conventscommissar in Westindien IV 308; Mitgl. eines com-

munistischen Revolutions = Ausschusses IV 439.
Huguet, Genosse Amar's IV 116.
Humanität, Entwickelung im 18. Jahrhundert I 16; II 4 ff.
Humbert, franz. General, gegen die Chouans III 386, 456, 458; in Irland V 223.
St. Huruge, Marquis, Demagog I 84, 88, 90.
Hutchinson, engl. General V 689.
Hypothekenrecht IV 27.

Jablonowski, poln. Gesandter in Berlin I 292.
Jacobi-Kloest, preuß. Gesandter in Wien I 163, 188; nach London versetzt 594; in Rastadt V 25 ff., 97 ff.
Jacobiner I 121; gegen einen Krieg 173; Ausschuß zur Verbreitung der Revolution auf die Nachbarstaaten 199; entscheiden die Kriegserklärung an England II 93; Organisation 237; Club gesetzlich beschränkt (1794, October) III 311; geschlossen 317; Agitation gegen die gemäßigte Richtung des Conventes 345, 349 ff.; Umtriebe (Mai 1795) 391; verfolgt 442 ff.; Plan eines Staatsstreiches (1795, October) 490; Umtriebe (1798) V 116 ff.; Herrschaft (1799) 497 ff.
Jackson, engl. Diplomat in Wien IV 138, 145.
Jaffa, genommen (1799, März 4.) V 536.
Jalès, Mittelpunkt der Anhänger der „wahren Kirche" I 244.
Jambe d'Argent, Führer der Chouans III 460.
Jankowski, Mitgl. des Reichstages von Grodno II 351.
Jaschwil, russ. Fürst V 682.
Jasinski, poln. Edelmann II 151; Verschwörer in Wilna III 74; General in Litthauen 213; fällt in Praga 263.
Jassy, Friede (1792, Jan. 9.) I 458.
La Jaunais, Vertrag im Schlosse von, mit Charette (1795, Febr. 18.) III 340, 385.
Javogues, Genosse Amar's IV 116; Mitgl. eines communistischen Revolutionsausschusses 439.
Javoques, Conventscommissar im Vivarais II 312; Hebertist 455.
Jay, Mitgl. der amerik. Föderalisten-Partei IV 572, 574.
Ibrahim-Bei V 154, 156, 544.
Jean-Jean, Führer der Chouans III 455.
Jefferson, Mitgl. der amerik. Antiföderalisten-Partei IV 572, 573, 574.
Jellachich, österr. General V 327, 328, 443, 445, 447, 449, 478 ff., 480 485.
Jemmappes, Schlacht II 29.
Jenner, Berner Münzwardein V 75; in Paris 123.
Jervis, Sir John, Oberbefehlshaber der engl. Mittelmeerflotte IV 324, 550; Lord St. Vincent V 145, 151.
Jeunesse dorée III 308; Straßenkämpfe mit den Jacobinern 316.
Igelström, russ. General, Gesandter in Warschau II 162 ff., 213, 254; III 30, 57 ff., 65 ff.
Ihler, franz. General II 387.
San Ildefonso, Vertrag Spaniens mit Frankreich 1796, Aug. 18.: IV 217; 1800, Oct. 1.: V 687; 1801, Jan. 29.: 688.
Imbert-Colomès, Mitgl. der Fünfhundert, Royalist IV 601.
Immensee, Gefecht (1798, Mai 2.) V 123.
Independenten, Partei des Conventes III 333; Eroberungspläne 414, 415.
Industrie, große I 27 ff.; Lage 1799 Herbst: V 521.
Johann, Erzherzog von Oesterreich, Obercommando des deutschen Heeres V 629.
Johannot, Mitgl. des Conventes III 328, 330, 383; über die Sicherheit der Assignaten 407; Mitgl. der Fünfhundert IV 608.

Jonische Inseln, von der türk.-russ. Flotte genommen V 225.

Jordan, Camille, Abgeordneter von Lyon im Rathe der Fünfhundert IV 558.

— preuß. Legationssecretär in Rastadt V 277.

Joseph II., deutscher Kaiser I 137; österr. Einheitsstaat 153; Verbindung mit Rußland 154; auswärtige Politik II 124; sein Tod I 167.

Joseph, Erzherzog von Oesterreich III 86; zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee bestimmt V 249; in Petersburg 253; für den Oberbefehl der deutschen Armee ausersehen 308; 323; Hochzeit in Petersburg 493.

Joubert, franz. General IV 368 ff., 394, 406, 416, 426, 480, 487; Befehlshaber der holländischen Garnisonen V 41, 197, 198; Opposition gegen das Directorium 216; legt sein Amt nieder 290; Stellung zum Directorium 412; Commandant von Paris 414; Oberbefehl bei dem italien. Heere 423 ff.; fällt bei Novi 428.

Jourdan, franz. General I 546; II 383; Oberbefehl über die Nordarmee 389 ff.; abgesetzt 396; Führung des Moselheeres III 12, 90; an der Sambre 124, 127—135, 137, 138, 141; 235, 245, 495, 500 ff.; IV 219, 223 ff.; in Franken 281 ff., 285 u. ff., 567, 608; V 119; Conscriptionsgesetz 215; Oberbefehl über die Donauarmee (1799) 289, 290 ff.; geht nach Paris 299; entlassen 300; Mitgl. der Fünfhundert 408; Anträge über eine allgemeine Conscription 418; Antrag auf Erklärung des Vaterlandes in Gefahr 513, 517; unterwirft sich 578.

— Führer der Banditen in Avignon I 370.

— (von der Rhonemündung) Mitgl. der Fünfhundert IV 98.

Irland, Zustände IV 313 ff.; vereinte Iren V 219 ff.; Aufstand (1798) 222; Union 665 ff.

Isnard, Girondist I 326; für den Krieg 329, 342; II 102, 249; zurückberufen III 348; Conventscommissar in Marseille 396; IV 98.

Isoré, Conventscommissar in Flandern II 408.

Juillard, Seidenarbeiter, Generalcommandant der Bürgergarde von Lyon I 371.

Juli der vierzehnte (1789), Sturm auf die Bastille I 62.

— (1790) Föderationsfest I 206.

Julien, Mitgl. des Conventes II 437.

St. Julien, österr. General V 302, 621; zu Bonaparte gesandt 627; verhaftet 628.

Juni der zweite (1793), Verhaftung der Girondisten im Convent II 291 ff.

— **der zwanzigste** (1792), Zug nach der Nationalversammlung u. den Tuilerien I 404.

Junot, Adjutant Bonaparte's IV 177, 487, 513; General V 539, 544.

St. Just, Mitgl. des Conventes II 58, 62, 69; Rede gegen Berufung auf die Urversammlungen 71, 102; in den Wohlfahrtsausschuß gewählt 288; im zweiten Wohlfahrtsausschuß 311, 314, 377, 399, 409; hebt Robespierre's gesunkenes Ansehen 451 ff., 457; III 21; an der Sambre 125, 128, 131—133; Gesetz über allgem. Polizei beantragt 148, 149, 150, 162, 165; Ideen zur Organisation Frankreichs 179 ff.; beantragt die Dictatur Robespierre's 183, 188; am 9. Thermidor 189; verhaftet 190; befreit 191; im Stadthause 192; Hinrichtung 193.

Kadir-Bey, türk. Admiral V 225.

Kachowski, russ. General II 129 ff.

Kaim, österr. General IV 228; V 319, 370.

Kairo, Aufstand gegen die Franzosen (1798, October 21.) V 532; capitulirt vor dem Großvezir (1801, Juni 23.) 691.

Kaiserslautern, Kämpfe III 124, 218; von den Franzosen genommen (1794 Sept.) 249.

Kalkreuth, poln.-protestantische Adelsfamilie II 170.

— preuß. General I 550, 552, 558; vor Mainz II 315; III 223, 224, 248.

Kamenski, Palatin von Minsk II 321.

Kamper Dünen, Seegefecht (1797, Oct.) V 14.

Kapostas, Warschauer Kaufmann III 57, 73; verhaftet 265.

Kaunitz, Fürst, Reichskanzler I 156, 163; kriegerische Politik 179; über die Revolution 252, 254; über Oesterreich's Neutralität in einem russ.-preuß. Kriege 271; über den poln. Staatsstreich 292, 293; über einen Revolutionskrieg 307, 339; Notenwechsel mit Frankreich 341, 363, 377; gegen die Emigranten 451; für die poln. neue Verfassung 454; 479; Politik 483, Rücktritt 484.

— österr. General III 52, 86, 90, 116, 120.

Keith, engl. Gesandter in Wien I 170, 172.

— engl. höchstcommandirender Admiral V 357, 601.

Keller, Graf, preuß. Gesandter im Haag, zu Antwerpen II 221; in Wien V 91.

Kellermann, franz. General I 547, 555, 557, 559, 587; 595; II 25; schützt die Genfer Revolution 90; gegen Lyon 312; abgesetzt 313; in Italien III 504; IV 184, 185, 595; V 620.

Kerpen, österr. General IV 196, 426.

Kersaint, Commissar der Nationalversammlung I 497, 510, 572; II 42.

Kienmayer, österr. Oberst III 91; General V 641 ff.

Kilinski, poln. Demagog in Warschau III 69, 73; verhaftet 265.

Kilmaine, franz. General II 338, 379; IV 184 ff., 253 ff., 351, 354, 416, 430, 432, 486, 515.

Kimbar, Mitgl. des Reichstages von Grodno II 328.

Kinckel, holländ. Gesandter im preuß. Hauptquartier III 219.

Kinder, natürliche, den legitimen gleichgestellt IV 12 ff.

Kinski, österr. General III 88, 99, 104.

Kirche: Kirchenpolitik, Kirchengüter, Kirche und Königthum I 7; Kirchengütereinziehung 112 ff.; Hypothek für Kassenscheine 114, 126 ff; Kirchenverfassung 131, 193; Kirchengütereinziehung, Folgen 191 ff.; Verkauf 229, 429; Kirchenpolitik (1794) 342, 343; Gesetz vom 21. Februar 1795: 344, 345; aufgehoben 397; IV 30 ff.; Kirchengüter protestantische V 405; Kirchenpolitik des Ersten Consuls 593, 655 ff.

Kirchenstaat, s. Bedeutung für die Curie IV 378, 379; Zustände am Ende des achtzehnten Jahrh. IV 204, 379 ff.; Vertrag mit Bonaparte (1796, Juni 23.) 205; siehe auch Rom.

Kleber, franz. General, Befehlshaber in der Vendee II 427; an der Sambre III 125 ff.; in Süddeutschland 219, 226, 227, 278, 281; V 35, 117; in Aegypten 151; in Syrien 534 ff.; Rückkehr nach Aegypten 544; Oberbefehl daselbst 548, 601; ermordet 625.

Klenau, kaiserl. General IV 374; V 368, 372, 378, 432, 436–438, 640.

Klugen, russ. Oberst III 72.

Kniaczewitsch, poln. General III 257, 261.

Knobelsdorf, preuß. General II 261.

Knobloch, preuß. General III 276.

Knorr, österr. Oberst IV 265.

Knorring, russ General III 213, 552; V 680.

Kobilka, Gefecht (1794, Octob. 26.) II 261.

Köblös, kaiserl. Officier IV 369 ff., 400, 424.

Köckritz, General, Vertrauter König Friedrich Wilhelm's III. V 261.
Köhler, preuß. General III 224.
Königthum abgeschafft V 540.
Kollontai, Hugo, poln. Staatsmann III 58; Charakteristik 202 ff., 210, 259.
Kollowrath, Präsident der kaiserl. Hofkanzlei II 137.
Kolytscheff, russ. Gesandter in Wien V 493; bei der franz. Republik 650.
Kopenhagen, Seegefecht (1801, April 2.) V 677.
Korssakoff (Rimski-), russ. General V 384, 423, 443 ff., 465, 477 ff., 487.
Kosciusko, Charakteristik III 198; III 58 ff.; in Warschau 67, 74, 75; und Preußen 76, 77; angebl. Anerbieten an Oesterreich 115, 206, 207; in Warschau 211—213, 257, 258; verwundet und gefangen 259.
Kospoth, österr. General V 273.
Kossakowski, Brüder II 128, 148, 150.
— Bischof II 331; III 73; hingerichtet 74.
— General II 324, 329; hingerichtet III 74.
Kotschubei, Graf, russ. Vicekanzler V 383, 491.
Krakau von den Preußen besetzt III 208.
Kray, kaiserl. General IV 145, 282, 290, 291, 293, 302, 303, 370, 372; V 422, 423, 425 ff.; Nachfolger des Erzherzogs Carl 607, 608, 622; entlassen 629.
Kretschetnikoff, russ. General II 129 ff., 166.
Kriticismus des achtzehnten Jahrhunderts I 15; II 6.
Krupcyce, Gefecht (1794, Sept. 17.) III 255.
Kurakin, Alexander, Vicekanzler von Rußland IV 338; V 171, 187; entlassen 191.
— Nicolaus, Generalprocurator V 172; Bankprojekt 184.
Kurland II 321.
Kutaisow, Kammerdiener Kaiser Pauls, später Graf V 185, 186, 251, 679.

Laboissière, franz. General V 313.
Labourdonnaye, franz. General II 28, 193.
Labretèche, franz. General, Verehrer Robespierre's III 154.
Laclos, franz. Oberst II 92.
Lacombe St. Michel, Conventscommissar bei dem Nordheer III 359; Gesandter in Neapel V 133.
Lacroix, Freund Danton's I 395; in den Wohlfahrtsausschuß gewählt II 249; mißhandelt 292; verhaftet 459.
Lacoste, Marineminister I 370; Conventscommissar II 388, 403, 409.
Lacy, österr. Feldmarschall I 486, 595, 597; II 136, 182, 200, 205; III 36, 44, 233; V 304.
Ladmiral, Mordversuch auf Robespierre und Collot d'Herbois III 153.
Lafayette, franz. General in Nordamerika I 34; Ansichten 71; Führer der Nationalgarde (Juli 16. 1789) 63, 72; Vicepräsident der Nationalversammlung, beantragt die Menschenrechte (Juli 11.) 72; Einfluß auf Holland und Irland 73; für das aufschiebende Veto des Königs 84; Herr in Paris 93; über die Kritik der Menschenrechte durch die Regierung gereizt 97; Absicht den König nach Paris zu bringen 98; Zug nach Versailles 100, 101; der Aufstand vom 6. October 103; und Mirabeau 109; scheint für Mirabeau gewonnen 115, 122; für einen Krieg mit England 171; über den belgischen Aufstand 172; schickt Dumouriez nach Brüssel 188; über Abschaffung des Adels 204; erneuter Einfluß (Herbst 1790) 215; seine Volksgunst sinkt 231; reicht seine Entlassung ein 251; tritt vom Oberbefehl der Nationalgarde zurück

266; Verhandlung mit Ephraim 275; bekennt sich zu dem System eines amerikanischen Senates 318; bewirbt sich um das Amt des Maire von Paris 327; schließt sich der kriegerischen Politik der Gironde an 329; Widerstand gegen die Nationalversammlung, für die Flucht des Königs 361; Betheiligung am Sturze der Feuillants und Bildung des girondistischen Ministeriums 367 ff.; Verhältniß zu Dumouriez 379, 398; Marsch auf Givet 384; Abkühlung seines Kriegseifers 386; geht nach Paris 408; Plan den König nach Compiégne zu bringen 414, 417; Friedensantrag beim Könige 434; wegen seines Besuches in Paris freigesprochen 437; Lafayette und der 10. August 495; und die Jacobiner 496; Flucht und Verhaftung 497, 498.

Laflotte, franz. Geschäftsträger in Florenz III 18.

Laffont-Ladebat, Mitgl. des Rathes der Alten IV 80, 83.

Laharpe, Amédé, Waadtländer, franz. General IV 170 ff.; V 57.

— Cäsar, Führer der flüchtigen Waadtländer V 57, 124; Director der helvetischen Republik 126, 206.

Lahn, Kämpfe (1796 Mai) IV 224, 225.

Lahoz, General, Führer der cisalpin. Truppen IV 395, 485, 486, 513, 515, 516; V 201, 203; tritt wieder zu den Oesterreichern über, organisirt den Aufstand in der Romagna 432, 605.

Lajard, Kriegsminister I 408, 544.

Laignelot, Mitgl. des Conventes III 317; Genosse Amar's IV 116.

Lake, engl. General in Irland V 220, 222, 223.

Lallemant, franz. Gesandter in Venedig IV 194, 198, 199, 428, 519, 522, 524, 525, 532.

Lally-Tolendal, Mitgl. der Nationalversammlung (Centrum) I 63, 77, 78, 417.

Laloi, Jacobiner im Wohlfahrtsausschuß III 299.

Lamarlière, franz. General II 186, 189.

Lamarque, Conventscommissar im Jura II 411; Mitglied der Fünfhundert (äußerste Linke) V 118, 517.

Lamballe, Prinzessin, gemordet I 523.

Lambel, Mitgl. der Nationalversammlung I 204.

Lamberti, Adjutant, militär. Erzieher Franz II. II 139.

Lambesc, Prinz I 59.

Lameth, Mitgl. der Linken in der Nationalvers., I 87; stellt den Antrag, der Nationalvers. das Recht über Krieg und Frieden zu geben 174; Heeresreformen 201; Abschaffung des Adels 204; gemäßigtere Ansichten der Brüder Lameth 251; Lameth und Ephraim 275; wünscht eine zweite Kammer 318.

Lamourette, Bischof, Mitgl. der Nationalversammlung (Centrum) I 416, 418.

Landau entsetzt (1793 Dec.) II 405.

Landrecy belagert III 87; capitulirt 89, 243.

Landremont, franz. General II 398.

Landrieux, Adjutant des Generals Kilmaine IV 429, 430, 432, 484, 515.

Landwirthschaft in Frankreich I 19.

Lange, Schriftsteller V 281.

van Langen, Director der batavischen Republik V 197.

Lanjuinais, Girondist, II 58, 70; Gesuch um Zurückberufung III 320, 348, 385; in der Verfassungscommission 387, 388, 389; monarchistisch 399, 458, 468, 488, 502; IV 75.

Lanne, Freund Robespierre's III 161.

Lannes, franz. General I 546; II 187; IV 352, 396; in Syrien V 534, 544 ff.; Marsch über den St. Bernhard 613 ff.

Lansdowne, Lord, Mitglied der engl. Opposition II 44.

Lanusse, franz. General V 544.

Laplace, Astronom, zum Minister des Innern ernannt V 574.
Laplanche, Conventscommissar II 411.
Laporte, Minister (1789, Juli 11.) I 59.
Lapoype, franz. General II 421; V 618.
Lapuchin, Graf, Adelsverschwörung II 152.
— Fräulein, Geliebte Paul's V 186, 251; Fürstin Gagarin 681.
— deren Vater, Generalprocurator V 191, 251.
Larevcillière (=Lépeaux), Mitgl. des Conventes III 387; Führer der Independenten 464, 468; in das Directorium gewählt 494; Charakteristik IV 48, 52; Theophilanthropie 394, 556, 582, 583, 586, 590, 600; dankt ab V 417.
Larivière, Mitgl. der Nationalversamml. und des Conventes (Girondist) I 513, III 348, 472; IV 123, 126, 458.
Larrey, Arzt im ägypt. Heer Bonaparte's V 542.
Lasalle, franz. Rittmeister IV 372.
Lascy, russ. General V 263.
Lasne, Hüter des Dauphin III 493.
Lasource, Mitgl. der Nationalversamml., Girondist I 393, 539; klagt Danton der verrätherischen Verbindung mit Dumouriez an II 248.
Lassaulx, Syndicus aus Coblenz I 586.
Latour, österr. General III 129, 130, 246; IV 227, 285 ff.; in Rastadt V 23.
— sardinischer General IV 151.
Lattermann, österr. General V 620.
Lauderdale, Lord, Mitgl. der engl. Opposition II 44.
Laudon, Feldmarschall II 136; Schule desselben 182.
Lauer, Generalstabschef Wurmser's IV 272; V 308; des Erzherzogs Johann 629, 630, 639.
Laugier, franz. Officier, bringt in den Hafen von Venedig ein IV 516.
De Launay, Commandant der Bastille niedergemacht I 62.
Laurent, Hüter des Dauphin III 401.
Laussat, Mitgl. des Rathes der Alten IV 606.
Laussel, gasconischer Priester, Demagog I 371; Jacobiner in Lyon 509.
Lavalette, franz. Oberst in Brüssel II 192.
Lavallette, Adjutant Bonaparte's IV 544; in Paris 594, 600.
Lavaux, Advokat I 519.
Lavergne, Commandant von Longwy I 509.
Laville d'Heurnois, Royalist IV 442.
Lazinski, Finanzbeamter Thuguts IV 154, 156.
Lazouski (Lazowski), Führer der Pariser Nationalgarde I 508; II 242.
Lebas, Bevollmächtigter des Wohlfahrtsausschusses in Straßburg II 409; Freund St. Just's III 147, 160, 164, 182, 183, 185; erschießt sich im Stadtrath 192.
Leblai, franz. General IV 371.
Lebon, Conventscommissar in Arras III 171, 172; verhaftet 298, 397.
Lebrun, Minister des Auswärtigen, Freund Dumouriez' I 445, 518, 574, 580, 586; Kriegseifer II 19, 30; 27, 36; polit. Pläne 38; gegen England 44, 87, 90; Schwanken 92, 261; Anknüpfung mit Wien 287; angeklagt 289; führt die Geschäfte fort 304.
— Mitgl. der Fünfhundert V 507; Dritter Consul 586.
Lecarlier, Commissar des Directoriums in Bern V 79; tritt in das Ministerium 121.
Lechelle, franz. General in der Vendee II 427.
Leclair, franz. General II 384.
Leclerc, Agent des Stadtrathes in Paris II 299, 367.
— Schwager Bonaparte's, franz. General V 689.
Lecointe, Mitgl. der Fünfhundert IV 450, 461, 463.

Lecointre (von Versailles), Mitglied des Conventes III 185, 187, 305, 306, 319, 329; tritt nach Rückberufung der Girondisten zum Berg zurück 349; verhaftet 354.
Lecoulteux, Mitgl. des Rathes der Alten IV 97, 606, 608; V 12.
Lecourbe, franz. General V 295, 319, 325, 328, 470, 474, 475; Führer der Rheinarmee 482, 640.
Leeds, Herzog, engl. Minister des Auswärtigen, entlassen I 280.
Lefaivre, franz. Befehlshaber von Bergamo IV 430.
Lefebvre, Commandant von Paris V 504, 565.
Lefevre, franz. General III 130, 135; IV 288; V 297, 298.
Legendre, Mitgl. des Conventes (Berg) II 62; Conventscommissar in Lyon 276, 460; schließt den Jacobinerclub III 192; klagt Barère und Genossen an (1794, Octob. 3.) 310; 315, 317, 319, 321, 346, 351, 393, 394, 471 Mitgl. des Rathes der Alten IV 77.
Legrand, franz. General V 641.
Lehardy, Girondist III 389.
Lehrbach, Graf II 337, 339; Scheinverhandlungen mit Preußen 342 ff.; in Berlin III 34, 44; Gesandter Oesterreichs in Rastadt V 22; der Rastadter Gesandtenmord 283 ff., 630, 631.
Leibeigenschaft, polnische II 167 ff.
Lejeune, Jacobiner, Conventscommissar im Jura III 170, 311.
Lemaitre, Abbé, Royalist III 444, 451, 489.
Lemerer, Mitgl. der Fünfhundert IV 124.
Lemercier, Präsident des Rathes der Alten V 558.
Lemoine, franz. General V 233, 234.
Lenoir-Laroche, Polizeiminister IV 587.
Leoben, Präliminarvertrag (1797, April 18.) IV 498.
Leopold II., Kaiser von Deutschland, Charakteristik I 167; s. Politik auf den Frieden gerichtet 168; Schreiben an Friedrich Wilhelm 168, 170; lehnt Hertzberg's Tauschpläne ab 173; für den Tausch geneigt 180 ff.; nimmt den status quo stricte an 184; nach dem Reichenbacher Vertrag 187 ff; ist gegen die Flucht des franz. Königs 252; Programm eines bewaffneten Protestes 254; Rundschreiben aus Padua 261, 300; ist gegen einen Krieg mit Frankreich 265; Politik auf dem Congreß zu Sistowa 269; in der belgischen Frage 270; innere 270; II 136 ff.; Stimmung gegen Rußland I 272; II 125; über den poln. Staatsstreich I 292; über Preußen 293, 294; schließt in Sistowa im preuß.-engl. Sinne ab 297; über Frankreich 299; Präliminarien eines Vertrags mit Preußen 301; räth zur Annahme der Verfassung 310; gegen Krieg 346; über Frankreich 449 ff.; Bündnißverhandlung mit Preußen 450 ff.; Tod 367, 461.
Lepelletier, Mitgl. des Conventes (Linke) II 66.
— Felix, Litterat, Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 105, 108; verhaftet 123.
Lequesnoi capitulirt (1794) III 243.
Lequinio, Mitgl. des Conventes II 62, 72
Lerebours, Commissar der Unterstützungen III 147.
Lesage, Mitgl. des Conventes, Monarchist III 387, 399, 502.
Lescure, Insurgent in der Vendee II 426.
Lescuyer, Wahlherr von Avignon, erschlagen I 353.
Letellier, Diener Barthelemy's IV 611.
Letourneur, in das Directorium gewählt III 494; Charakteristik IV 49, 52; scheidet aus dem Directorium 556; Unterhändler in Lille 597, 598; zurückberufen 626.

Levallois, Mitgl. der Fünfhundert, Jacobiner V 517.
Levasseur, Montagnard, verhaftet III 354.
Leveneur, franz. General I 563; II 186, 188.
Lhermite, franz. Hauptmann IV 485.
Lhomont, royalist. Conventsmitglied, verhaftet III 491.
Lhuillier, Gemeinderath I 529, 573.
Lichtenstein, Fürst, österr. General II 387; IV 287, 288; V 377.
Lidon, Mitgl. des Conventes II 62.
Ligne, Fürst II 202.
Ligneville, franz. General II 226.
Lille, Kämpfe bei (1793 Sept.) II 386; Unterhandlungen (1797) IV 597.
Limon, Marquis, Emigrant I 491.
Lincken, österr. General V 465, 472 ff., 480.
Lindenau, Graf I 591.
Lindet, Robert, Freund Robespierre's, Mitgl. des Wohlfahrtsausschusses II 244, 249; nach Lyon gesandt 301; im zweiten Wohlfahrtsausschuß 311, 446; III 177, 309, 310, 351; Mitgl. des Amar'schen Empörungsausschusses IV 120; Finanzminister (1799) V 496.
Lindt, sächs. General IV 228, 238.
Linke der Nationalversammlung I 80.
Liptay, österr. General IV 188, 262 ff., 369 ff.
Lithauen II 321.
Litta, Malteser-Bailli V 677.
— Bruder des vorigen, päpstl. Nuntius in Rußland V 677.
Livingstone, Mitgl. der amerik. Antiföderalistenpartei IV 572, 574.
Livorno besetzt (1796) IV 206.
Loano, Schlacht (1795, November 23.) III 505.
Lodi, Treffen (1796, Mai 10.) IV 183.
Löhne und Preise, vor und nach der Revolution I 29 ff.
Loison, franz. General V 294, 472, 473, 482, 617.
Lonato, Kampf (1796, Aug. 3.) IV 264.
London, Friede (1801, Oct. 1.) V 695.
Longara, span. Admiral in Toulon II 371.
Longwy, Uebergabe, I 509, 544.
De Loras, Bailli in Malta, V 148.
Lorge, franz. General in Wallis V 122.
Lothringische Politik Oesterreichs I 152.
Louchet, Montagnard, fordert Robespierre's Verhaftung III 190, 304.
Loudon, österr. General IV 406, 426, 482, 515; V 295, 422.
Loughborough, Lordkanzler II 97; IV 309; V 670, 671, 672.
Louis vom Niederrhein, Conventsmitgl. III 397.
Louis Ferdinand, Prinz II 269.
Louis Philippe, Sohn des Herzogs von Orleans IV 60.
Loustalot, Demagog I 88, 90, 118.
Louvet, Journalist der Gironde I 520, 521; im Convent III 4, 348, 385, 387, 471, 474, 486, 489; Journalist des Directoriums IV 458.
Lucchesini, preuß. Gesandter in Warschau I 163, 164; Kritik des Herzbergischen Systems 165, 180; betreibt Bündniß mit Polen 166; in's preuß. Hauptquartier nach Schlesien berufen 182; in Warschau 273; in Sistowa 281; gegen die poln. Erbmonarchie 284; in der Campagne 567, 591, 592, 599; II 27, 37, 145; in Gunst bei Friedr. Wilhelm II. 260, 343; III 49, 61; Denkschrift vom 7. April 1794: 75; im preuß. Hauptquartier 79, 205, 209; für rasches Vorgehen in Polen 215, 216; für den franz. Frieden 226, 227; in Wien 228, 250, 251.
Luciensteig von den Franzosen genommen (1799) V 294; von den Oesterreichern 325.
Luckner, franz. General I 333, 343, 386; in Menin 396, 408, 414, 434, 496, 510, 545; Generalissimus des Lagerdienstes 547.
Ludwig XIV., König von Frankreich I 2, 5, 10, 13.

Ludwig XV., König von Frankreich I 14.

Ludwig XVI., König von Frankreich, Charakteristik I 32, 240 ff.; Stellung zur Kirche und zur Revolution 243; in Paris 63; erkennt die Beschlüsse des 4. August an 85; weigert Annahme der Menschenrechte 97; erkennt sie an 101; giebt die Reise nach Paris zu 103; Plan der Flucht 247; Flucht 256; Verhaftung 257; nach der Flucht 310; suspendirt bis zur Annahme der Verfassung 262; nimmt die Verfassung an 313; Veto gegen die Beschlüsse wider die Emigranten 327; Schreiben an Friedrich Wilhelm 331; weist die Priester- und Emigrantengesetze zurück 333; Erklärung an den Kurfürsten von Trier 333; durch die Gironde bedroht 369; weigert die Sanction der Decrete betr. den Eid der Geistlichen und die Berufung der Föderirten 398; Tumult vom 20. Juni 405; erklärt in Paris bleiben zu wollen 418; gegen ein zweites Girondeministerium 246; der 10. August 442; begiebt sich unter den Schutz der Nationalversammlung 443; im Temple 500; mit dem Proceß bedroht II 27; Proceß 55 ff.; in Anklagezustand 63; vor dem Convent 68; Abstimmung 80; Hinrichtung 81.

Ludwig (XVII.) Dauphin III 400 ff.; stirbt (1795, Juni 8.) 404; Bedeutung seines Todes für die auswärtige Politik Frankreichs 437.

Ludwig XVIII., Graf von der Provence I 109, 176; III 444, 461; aus Verona gewiesen IV 195; am Oberrhein 196.

Ludwig, Prinz von Preußen, Verlobung II 259.

— von Würtemberg, bewirbt sich um die poln. Krone I 286.

Luise, Königin von Spanien IV 208, 212; V 687.

Luneville, Verhandlungen V 637 ff., 647 ff.; Friede (1801, Febr. 9.) 652.

Luosi, cisalpin. Minister V 204.

Lusignan, kaiserl. General IV 369 ff., 419; V 319.

Luxburg, Graf, preuß. Kammerherr III 274, 372.

Luxemburg, Herzog, Präsident des Adels I 58.

Lyon, Septembermord I 532 ff.; Herrschaft der Jacobiner II 276; Straßenkampf gegen dieselben 282, 295; für die Gironde 297, 301, 310; geächtet und belagert 312, 369; überwältigt 417; Kriegszustand aufgehoben III 311; royalistische Morde gegen die Terroristen 390; Lage 1796 IV 39; Verhandlungen über dieselbe 98.

La Mabilais, Vertrag mit den Chouans (1795, April 20.) III 386.

Macdonald, franz. General III 102; in Rom V 200, 233, 234; Oberbefehl in Neapel 338 ff., 341, 344 ff., 367 ff.; am Tidone u. an der Trebbia 374 ff.; u. Bonaparte 558; über den Splügen 649.

Maciejowice, Schlacht (1794, Oct. 10.) III 258, 259.

Mack, kaiserl. Oberst II 183; und Dumouriez 215, 221, 335; General III 36; Plan zum Angriff auf die Franzosen in Flandern (1794) III 99; entlassen 113, 116, 117; Denkschrift 118; übernimmt die Vertheidigung Wiens 482; für den Frieden 614; nach Neapel gesandt V 210; in Neapel 228, 229 ff.; Rückzug 234; flieht in das franz. Lager 236.

Madalinski, poln. General III 58, 66, 67, 252, 260, 265.

Madison, Mitgl. der amerik. Antiföderalistenpartei IV 572.

Madrid, Vertrag Spaniens mit Frankreich (1801, März 21.) V 689.

Magnano, Schlacht (1799, April 5.) V 302.

Mai, der einunddreißigste (1793), Unruhe und Verhandlungen gegen die Gironde II 288; seine Feier abgeschafft (1795, März) III 348.
Maignet, Vertrauter Robespierre's II 369; Conventscommissar in Orange III 172.
Mailhe, Mitgl. des Conventes, Centrum II 56.
Maillard, Schreiber, Demagog I 98, 101, 512; Führer der „harten Fäuste" II 236, 242, 283, 359, 450.
Mainburg an der Abens, Gefecht (1796, Sept. 7.) IV 296.
Mainz, Festung, von den Franzosen genommen (1792) I 585; von den Preußen belagert II 227; Capitulation 315; entsetzt (1795, Oct. 28.) III 503; Vertrag über Besetzung durch die Franzosen (1797, December) V 23.
Mainz, Kurfürst, Friedensvermittelung III 248, 251, 273.
Malachowski, poln. Reichstagsmarschall I 284; und der poln. Staatsstreich 289; Kanzler II 177.
Malès, Mitgl. der Fünfhundert, gemäßigt V 402.
Malesherbes, Vertheidiger Ludwig's XVI. II 70, 81.
Mallarmé, Conventscommissar in Lothringen II 409.
Mallet du Pan, S. französischer Mercur I 89; Abgesandter Ludwig's bei den verbündeten Mächten 414, 489; offene Briefe über Venedig und Genua IV 577; aus Bern verwiesen 581.
Malmesbury, engl. Gesandter in Berlin III 46, 51, 63—65 (Haager Vertrag), im österr. Hauptquartier 110, 218, 219, 220, 224; Sendung nach Paris IV 325, 327, 328; erhält dort seine Pässe 360, 361; zur Verhandlung nach Lille gesandt 554, 597 ff.; verläßt Lille 638.
Malo, franz. Dragonercommandant IV 440, 443.
Malouet, Mitgl. der Nationalvers. (Rechte) I 77, 78; Versuch eines Einverständnisses mit Barnave 264, 331.
Malsch, Schlacht (1796, Juli 9.) IV 228.
Malta von den Franzosen besetzt V 147; capitulirt vor der englischen Flotte 644.
Malteserorden, s. Güter confiscirt I 526; V 146.
Mammone, Müller, royalistischer Bandenführer in Neapel V 337, 347.
Mandat, Generalcommandant der Bürgergarde, ermordet I 440.
Mandate, Territorial-, Papiergeld 1796 IV 96 ff., 130; 1796/97 447, 448.
Mandelsloh, würtemberg. Gesandter bei Moreau IV 236.
Mandrillon, franz. Agent in Cöln I 602, II 27, 37.
Manfredini, toskan. General III 81, 84, 428; IV 150; nach Wien gesandt V 130, 131.
Mangourit, franz. Gesandtschaftssecretär in Madrid IV 210, 214; franz. Geschäftsträger im Wallis V 61, 69.
Mannheim, Gefecht (1795, Oct. 17., 18.) und Capitulation (November 22.) III 504; von den Oesterreichern genommen V 463.
Manin, Ludwig, Doge von Venedig IV 486, 520, 527, 528.
Le Mans, Schlacht (1792, December 12.) II 429.
Manstein, Generaladjutant Friedrich Wilhelm's II., Charakteristik I 563; 279, 295, 299; II 183, 260; III 61—65, 77—79, 205, 221, 276.
Manthoné, Kriegsminister der parthenopäischen Republik V 345, 348 ff.
Mantua, franz. Belagerung aufgehoben IV 258; wieder eingeschlossen 270; capitulirt (1797, Febr. 3.) 374; von den Oesterreichern genommen (1799, Juli 29.) V 422.

Manuel, Freund Danton's, Procureur I 328, 401, 416, 440, 515, 515, 519, 573; hingerichtet II 415.
Maquet, Wirth Marat's I 529.
Marat, sein Volksfreund I 90; Demagogie 95, 206, 207, 228, 231; gegen unbedingte Gewerbefreiheit 237; will Ernennung eines Militärtribunen 259, 260, 421; am 10. August 442; Gemeinderath 499 ff.; der Septembermord 516; Wahl in den Convent 529, 538, II 62, 69, 74; und Dumouriez 215, 236, 237, 242, 248; angeklagt und freigesprochen 278; am 2. Juni 1793 293; ermordet 313.
Marbot, Jacobiner IV 584, 590, 606, 607; Militärcommandant von Paris V 495; entlassen 504.
Marchand, Herbertist II 455.
Marceau, franz. General II 427, 429; III 129, 134, 245; IV 220, 223, 292, 293.
La Marck, Freund Mirabeau's und der Königin I 107, 176.
Maréchal, revolutionärer Schriftsteller IV 108.
Marengo, Treffen (1799, Mai 16.) V 319; Schlacht (1800, Juni 14.) 618 ff.
Maret, Büreauchef Lebrun's II 87, 94; nach London gesandt 97; nach Neapel 309, 317; gefangen 318; Unterhändler in Lille IV 597 ff.; zurückberufen 626.
Maria Theresia I 152.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich, Charakteristik I 32, 33; gegen Turgot 34; Einfluß, Unbeliebtheit 41; von den Aufständischen in Versailles bedroht 103; für das russ.-österr. Bündniß 160; gegen die Unterstützung der Emigranten 199, 248; Stimmung 242; Verhandlung über Annahme der Verfassung: ihre Wünsche 311; ruft die Mächte zu bewaffnetem Congreß auf 331; der Verschwörung bezichtigt 393; und Lafayette 409, 413, 418; von ihrem Sohne getrennt II 317; angeklagt 318; vor dem Revolutionsgericht und hingerichtet (1793, Oct. 16.) 414.
Marie Christine, Erzherzogin III 45.
Marie Feodorowna, Gemahlin des Kaiser Paul V 167, 171, 181, 182, 185, 186, 190, 191, 251.
Marie Therese, Gemahlin des Kaiser Franz II., für den Frieden IV 613.
Marigny, Führer in der Vendee III 82, 335.
Markoff, russ. Minister I 485; II 131, 153, 322, 332, 340; III 28, 31, 33, 34, 206, 268, 270, 272, 282—284, 287, 498; IV 142, 336; entlassen 337; V 171.
Markow, russ. General III 255.
Marmont, Adjutant Bonaparte's IV 183, 353, 397; V 546, 549, 601.
Marquain, Lager bei III 104, 105.
Mars, Schule des, Lager von Sablons III 154.
Marshall, nordamerik. General, an das Directorium gesandt V 15, 16.
Marseille, Unruhen (1791/92) I 353; Herrschaft der Jacobiner II 276; Opposition gegen dieselbe 282, 295; für die Gironde 297; dem Convent unterworfen 371; Jacobineraufstand (1794 Sept.) III 309; Ermordung der gefangenen Jacobiner (1795, Juni 5.) 442; Jacobinische Tumulte (1796 Juni) IV 127.
Marsfeld, Tumult (Juli 17., 1791) I 263.
Martinsbruck, Kämpfe (1799, März 14.—17., 25.) V 295.
Massa, Commandant des Castell Nuovo bei Neapel V 357.
Massard, Offizier, Theilnehmer an Babeuf's Verschwörung IV 105, 118, 121.
Massena, franz. General I 546, III 84, 85, 505; in Italien IV 171 ff., 253 ff., 266 ff., 275 ff., 346 ff., 368 ff., 394, 406, 416, 419, 423 ff., 479; mit der

Expedition gegen Rom beauftragt V 50, 52, 53; Befehlshaber in der Schweiz 290, 293, 294, 300, 319; Oberbefehl aller Heere in Deutschland und der Schweiz 324, 326 ff.; Stellung zum Directorium 412, 444 ff., 478 ff., 482 ff.; Commando über das italien. Heer 578, 612, 616; abgesetzt 623.
Massenaufgebot discutirt II 361.
Massimi, Marquese, Vertrauter des Papstes, zu Bonaparte gesandt IV 401.
Mastricht belagert II 186; entsetzt 188. — Conferenz, über die Verwendung des preuß. Rheinheeres III 219.
Mathieu, im Wohlfahrtsausschuß II 228; nach Bordeaux gesandt 301.
Mattei, Cardinal, Vicelegat von Ferrara IV 344, 368, 394, 400 ff.
Mauduit, Oberst auf San Domingo I 348, 349.
De Maulde, franz. Gesandter im Haag II 43, 87, 90, 96, 97.
Maurepas, franz. Minister I 33.
Maury, Abbé, Mitgl. der Nationalvers. (Rechte) I 78; gegen Mirabeau 115; räth Nichtannahme der Verfassung 310.
Mauvillon, Freund Mirabeau's I 114.
Max Joseph von Zweibrücken II 228; III 417, V 248, 253, 259.
Maximilian, Kurfürst von Cöln III 45, 236.
Maximum des Kornpreises verfügt (1793, Mai 2.) II 280; Folgen 364; Erleichterungen 365; Waizen 372; Verhandlungen dagegen III 315, 327 ff.; aufgehoben (Dec. 1794) 330.
Mayen, poln. General III 261.
Mayer von Heldenfeld, Officier im Generalstab des Erzherzogs Carl V 280.
Mayoux, franz. General IV 513.
Mazuyer, Mitgl. der Nationalversamml., Girondist I 537; II 286.
Meaulle, Mitgl. des Conventes, Montagnard III 308.
Mejean, franz Commandant von St. Elmo V 355.
Meierwirthschaft I 21.
Melas, kaiserl. General III 249; V 291, 303, 313 ff., 318, 322, 374, 376, 377, 425 ff., 429, 430; Obercommando in Italien 607, 608, 612, 614 ff., 621; entlassen 629.
Melzi, cisalpinischer Gesandter in Rastadt V 127.
Menage, franz. General III 456, 458.
Menard, franz. General V 64, 65, 294.
Mengaud, franz. Geschäftsträger in Basel V 60, 65.
Menin, von den Franzosen belagert III 92; fällt 93.
Menou, franz. General, beim Pariser Aufstand (1795, Oct. 4.) III 481, 491; in Aegypten V 626, 676, 690.
Menschenrechte, I 16, 73 ff., II 4 ff.
Mercandin, kaiserl. General IV 421, 422, 425; V 302.
Mercier, Mitglied der Fünfhundert IV 447.
Mercur, französischer, Zeitung I 89.
Mercure Universel, Zeitschrift IV 610.
Mercy, österr. Gesandter in Paris, über Ludwig XVI. I 32, 171; bestimmt Marie Antoinette Mirabeau's Unterstützung zu gewinnen 176, 250; österr. Minister in Belgien I 188; Abkommen wegen Belgiens 269; gegen die Flucht der königl. Familie 252, 311, 312; ins preuß. Hauptquartier gesandt 595; II 202; nach England bestimmt 205, 206; III 116; Stellvertreter Thugut's im Hauptquartier 231; in England 232, 238, 241.
Merlin von Douay, Mitgl. des Conventes III 320, 329; Führer der Independenten 333, 347, 387, 415; IV 30; Justizminister des Directoriums 51; Polizeiminister 52; giebt sein Amt auf 116, 585, 587; zum Director gewählt 610; V 119; dankt ab 417.

Merlin von Thionville, Dantonist, Mitglied des Conventes in Mainz II 270, 443, 449, 450; III 155, 305, 308, 310, 311; gegen Eroberung der Rheingränze 415, 416; Enthüllungen über Carletti 416, 501.
Mersan, Mitgl. der Fünfhundert, Vertrauter Pichegru's IV 604.
Merveldt, österr. General, zu Bonaparte geschickt IV 478, 481, 484, 490, 497, 510; nach Montebello 545; in Udine 618 ff.; V 21 ff.; bei Stockach 298.
Mesnard, franz. General V 478.
Messalski, Bischof, ermordet III 210.
Meszaros, kaiserl. General IV 254, 263 ff.
Metternich, Graf, zu Antwerpen II 221, 222; Minister in Belgien III 38; Vertreter des Kaisers zu Rastadt V 22; abberufen 369.
Mettra, Buchhändler, Agent Lebrun's II 37.
Meyerink, Major, Adjutant Möllendorf's III 248, 273; nach Basel gesandt 274.
Miacynski, poln. General II 331.
Michaud, franz. General III 12, 92, 142; Oberbefehlshaber des Rheinheeres 218.
Micheroux, neap. Bevollmächtigter bei der russ. Flotte V 344, 347, 354, 355.
Midderigh, Radicaler, Präsident der batavischen Nationalvers. V 41, 195.
Mieskowski, franz. General II 427.
Miethzins 1795 III 411.
Milet-Mureau, franz. Kriegsminister (1799) V 290.
Milhaud, Conventscommissar II 409.
Militärgesetze I 201; (1793 Febr.) II 103.
Millesimo, Kämpfe (1796, April 12.) IV 172.
Millon, franz. Commissar in Belgien II 192.
Miloradowitsch, österr. Officier IV 355, 356; V 425 ff.
Mincio, Kämpfe (1796, Mai 30.) IV 189.
Ministerialcommissionen, französische III 146, 167.
Ministerielle Partei, Bildung derselben (Febr. 1792) I 361.
Minotto, Johann, Mitglied des Großen Rathes von Venedig IV 529.
Minto, Lord, engl. Gesandter in Wien V 452, 628.
Miranda, franz. General II 92, 184—188, 196 ff., 215.
Mirabeau, Graf, Mitgl. der Nationalvers., Vertreter von Aix I 49; Charakteristik 81 ff.; Gegensatz zu Sieyès 51; Antrag auf Unverletzlichkeit der Abgeordneten 56; Adresse um Entfernung der Truppen 59; beantragt Einführung von Municipalbehörden 66; gegen die Menschenrechte 77, 97; über zwei Kammern 83; über das Veto des Königs 84, 108; Courrier de Provence 89; Stellung zum Königthum 107; des Aufstandes vom 6. October verdächtigt 104, 108, 176; fordert den König auf, Paris zu verlassen 108; Organisationspläne 109; Verhandlung mit Provence und Lafayette 109; Vorschlag eines Kriegsgesetzes für Paris 111; unterstützt Necker's Antrag einer Einkommensteuer 112; gegen gewaltsame Einziehung der Kirchengüter 113 Antrag, daß Kirchengüter Eigenthum der Nation seien 114; Finanzanträge 115; gegen den Klerus 133; Verhandlungen mit dem Hof 176 ff.; gegen Krieg und für das Königthum als Herren über Krieg und Frieden 177 ff. Antrag das Heer aufzulösen 207; betreibt den Ministerwechsel 214; über Marie Antoinette 242; für Entfernung des Königs aus Paris 243; Antrag gegen die eidverweigernden Bischöfe 245; Verhältniß zu Montmorin: neue Pläne 246; sein Tod (1791, April 4.) 250.
Mitchel, engl. Viceadmiral V 457.

Mitrowsky, österr. General IV 354, 356; V 429.
Mittelstand, ländlicher, fehlt in Frankreich I 19.
Mocenigo, venet. Gesandter bei Bonaparte IV 522, 524.
Modena, Waffenstillstand mit Frankreich (1796, Mai 17.) IV 183.
Möllendorf, preuß. General II 155, 162 ff., 229, 323, 329, 345; III 50, 62, 64, 78, 219—222; knüpft Friedensunterhandlungen an 223, 224, 225; setzt die Unterhandlungen fort 248, 272.
Mokranowski, poln. General III 69, 72, 73, 200, 204, 213, 252, 257.
Moliterno, Fürst, neap. General V 235.
Molitor, franz. General V 478, 480, 482 ff.
Monaco einverleibt II 103.
Monarchie, Entwicklung der absoluten I 4 ff.
Moncey, franz. General in Spanien III 142, 438 ff.
Monciel, Terrier de, Minister des Innern I 406, 410, 413, 417.
Monet, Maire von Straßburg II 410; III 171.
Monfrault, kaiserl. General III 102, 103.
Mongé, Jacobiner, Marineminister I 445; II 19, 96, 98.
Monnier, französ. General V 433, 605, 619.
Monopolisirung der Industrie I 13.
Montaigu, franz. General III 134.
Montenotte, Kampf (1796, April 12.) IV 171.
Montesquiou, franz. General I 126; Commando der Südarmee 381, 385; gegen die Republik 425, 496, 545, 575; in Anklagezustand versetzt 576 ff.; Flucht 580, 581.
Montlosier, Graf, Royalist III 451.
Montgaillard, Abbé, Emigrant IV 601.
Montgaillard, Graf, siehe Roques.
Montgelas, bayr. Minister V 638.
Montjoie, Adjutant Dumouriez' II 215.
Montmorency, Mitgl. der Nationalversammlung, Freund Lafayette's I 202.
Montmorin, franz. Minister, unterstützt die holländ. Patrioten I 42; Verbindung mit Lafayette 99, 102; mahnt den Berliner Hof zur Mäßigung 160, 197, 231; Verhältniß zu Mirabeau 246; Circularnote 252; Unterhandlung mit Ephraim 275, 331; Einfluß nach seiner Entlassung 413, 418.
Montrichard, franz. General V 301, 312, 367, 377.
Montrouge, Club I 90.
Moore, Erzbischof von Canterbury, Primas der anglikan. Kirche V 671, 672.
Moranda, Demagog in Genua IV 542.
Moreau, franz. General I 546; III 92, 94, 99, 100, 101, 138; Oberbefehl des Moselheeres 218, 359, 362; des Rheinheeres IV 219, 221, 228, 230, 234 ff., 281, 283, 293 ff., 595; abgesetzt 612. V 118, 290; unter Scherer in Italien 301, 302; Oberbefehl in Italien 314 ff.; 318 ff., 367 ff., 424 ff.; in Paris 519, Stellung zu Bonaparte 557, 558; am 18. Brumaire 561; Commando der Schweizer und der Rheinarmee 578, 621 ff., 630, 640 ff.
Moreau (Yonne), Mitgl. der Fünfhundert, jacobinisch V 501.
Moreaux, franz. General III 142.
Morisson, Mitgl. des Conventes II 58
Morlot, franz. General III 130, 131, 134.
Morosini, Militärgouverneur von Venedig IV 526.
Morris, nordamer. Gesandter in Paris I 188, 413.
Morski, Graf, poln. Agent I 180.
Mortier, franz. General V 482, 483.
Moulins, General, in das Directorium gewählt V 417, 506, 515, 562.

Mounier, Mitgl. der Nationalvers., Antrag, dem Lande eine Verfassung zu geben I 54, 77, 78.
Mouscron, Treffen (1794, April 29.) III 92, (Mai 17.) 100.
De Moustier, franz. Gesandter in Berlin I 335; in Nordamerika IV 571.
Mouyssel, gemäßigter Abgeordneter in der Nationalversammlung I 361.
Mozinski, poln. Graf III 210.
Müller, franz. General III 12; Commando der Rheinarmee V 461.
— Johannes, der Geschichtschreiber V 59.
Muiron, Adjutant Bonaparte's IV 353.
Muotta-Thal, Kämpfe (1799, Sept. 30. Oct. 1.) V 483, 484.
Murad-Bey V 154—156, 531, 543, 544.
Muradgea, schwed. Dragoman in Constantinopel III 20.
Murat, franz. General V 54; in Aegypten 157; in Syrien 534, 539; in Aegypten 544 ff.; am 19. Brumaire 566. in Italien 614 ff.
Murray, engl. Gesandter im preußischen Hauptquartier II 155.
Mustafa-Pascha, türk. Befehlshaber in Aegypten V 545.
Mutach, Berner Major V 67.

Nagel, holländ. Gesandter in London II 47.
Nancy, Militäraufstand I 208.
Nanteser, Proceß III 307, 308.
Narbonne, Kriegsminister, Charakteristik I 332; zum Widerstand gegen die Nationalversammlung geneigt 361; gegen die Minister Bertrand und Delessart 366; entlassen 366.
Nationalgarde, Organisation I 148; Oberbefehl abgeschafft 266; von der Commune umgestaltet 504. Siehe auch Bürgergarde.
Nationalversammlung in Paris (Constituante) I 103; zweite (Legislative) 317.
Nationalwerkstätten I 233, aufgelöst 238.
Nassau-Siegen, Prinz, russ. Agent in Versailles und Madrid I 160; im preuß. Hauptquartier 568; im preuß. Hauptquartier in Polen III 205, 268; IV 198.
Nauendorf, kaiserl. General III 249; IV 293, 296, 299, 300; V 451.
Neapel, Neutralität II 90; Revolutionäre Umtriebe III 19; Entdeckung des franz. Complottes (1794) 84; Unterhandlungen mit Bonaparte IV 199 ff.; Friede mit Frankreich (1796, Oct. 10.) 324; Reibungen mit Frankreich V 131 ff.; Bundesvertrag mit Oesterreich (1798 Mai 19.) 133; Angriff auf Rom 233 ff.; Vertrag mit Rußland (1798, Nov. 29.) 233; mit England (Dec. 1.) 233; Flucht der königl. Familie 235; Waffenstillstand mit Frankreich (1799, Januar 11.) 235; von den Franzosen besetzt 236; Bündniß mit der Pforte (1799, Januar 21.) 238; Zustände bei Einrichtung der parthenopäischen Republik 333; neue Einrichtung der Monarchie 365; Friede mit Frankreich zu Florenz (1801) 653.
Necker, Finanzdirector I 35, aufs Neue berufen 42; Rede vor den Reichsständen 47; entlassen 59; wieder berufen 63; N. und das Centrum 78; beantragt das suspensive Veto 84; für des Königs Reise nach Paris 99; beantragt Einkommensteuer 112; gegen Mirabeau's Anträge 115, 126, 129; gegen einen Krieg mit Oesterreich und Preußen 160; entlassen (1790, Sept. 10.) 214.
Neerwinden, Schlacht (1793, März 18.) II 195 ff.
Nelidoff, Hofdame der Kaiserin Marie Feodorowna V 171, 182, 186.
Nelson, engl. Commodore, Admiral, IV 171; in Corsica 324, 550; im Mittelmeer V 106, 145, 151, 157, 158; bei Abukir 160, 161; in Neapel 227, 231; in Sicilien 335, 342 ff.; über die Capitulation der Castelle vor Neapel

357, 358 ff.; bricht dieselbe 362; über Malta 434; Eigenwilligkeit 675; vor Kopenhagen 677.
Neresheim, Schlacht (1796, August 11.) IV 280.
Nesbitt, engl. Oberst III 447.
Neuilly, franz. General II 194.
Neutrale Staaten, Seerecht derselben II 159; Rußlands bewaffnete Neutralität 159; Erklärung Schwedens 264; Stellung Nordamerikas zu England IV 574, 575; V 36, 644, 645, 684. Siehe auch Paul, Kaiser v. Rußland.
Neuville, Ehepaar, Mittelspersonen zwischen Oesterreich und Frankreich III 428.
Neuwinger, französ. General I 583, 585.
Mac Newin, Dr., Mitgl. des Dubliner Directoriums V 219.
Ney, französ. General V 327, 446, 642.
Nidda, Kampf (1795 Oct.) III 502.
Nimes, Aufstand wegen der Kirchengütereinziehung I 193.
Nion, Conventscommissar in Toulon III 396.
Noailles, Mitgl. der Nationalversammlung, Antrag auf Abschaffung des Adels I 68; — General 343; — Gesandter in Wien 377.
Noël, französ. Agent in England II 45, 47, 87.
Nootkasund, Zwist zwischen England und Spanien I 112.
Nordamerika, von Ludwig XVI. unterstützt I 34; Handelsvertrag mit England (1794, Nov. 19.) IV 573, 574; Verhältniß zum Directorium 573 ff.; V 15 ff.; Verhandlungen mit Bonaparte 645; Vertrag (1800, Sept. 30.) 646.
Normand, Mitgl. der Fünfhundert IV 590.
Novi, Schlacht (1799, Aug. 15.) V 427 ff.
Nowitzki, russischer General III 72.
Nürnberg von den Preußen besetzt, bittet um Einverleibung (1796) IV 248; abgelehnt 302.
Nummsen, russischer General III 196, 213; V 250, 304, 308, 309.
Nymwegen von den Franzosen genommen (1794, Nov. 3.) III 358.

Oberndorf, pfälz. Minister III 500.
Ochs, hessischer Hauptmann III 104. — Kanzler der Stadt Basel III 248; V 56 ff., 124; Director der helvetischen Republik 124, 125, 206.
Ocskai, kaiserl. General IV 256, 263, 348, 368, 370, 422—424.
October der sechste (1789), Zug der Aufständischen nach Versailles I 102.
Oesterreich, Feudalstaat I 141; Abwendung von Deutschland 142 ff.; Bündniß vom 7. Febr. 1792: 458; innerer Zustand unter Leopold II. 136 ff.; unter Franz 139 ff.; Zustände 1794 III 35 ff.; Anleihe- und Subsidienvertrag mit England (1795, Mai 4.) 424; Triple-Allianz siehe Rußland; Subsidienvertrag mit England (1800, Juni 20.) V 626. Siehe auch Franz II., Leopold II. und Thugut.
Oeynhausen, hannöv. General III 92.
Ogé, Führer der Mulatten auf Domingo I 348.
Oginski, poln. Graf II 158.
Olivier, franz. General V 338, 339.
Omeara, Commandant von Dünkirchen, suspendirt II 379.
Omoran, franz. General II 190, 307.
Oneglia genommen III 85.
Orangemänner, anglikanischer Verein in Irland IV 319.
Oranien, Erbprinz I 455; zu Antwerpen II 221; III 86 ff., 106, 120, 126, 130 ff., 219, 220; IV 244; V 96 ff.
— Prinz Friedrich, österr. General, Oberbefehlshaber des italienischen Heeres V 238; stirbt 249.
Orient, franz. Admiralsschiff V 143; fliegt in die Luft 161.
Orleans, Philipp (Egalité), demago-

gische Thätigkeit I 34, 63; nähert sich Lafayette 72; Beziehungen zur Linken 81; Partei 90; Umtriebe 94, 95, 98; der Aufstand vom 6. October 104; nach London verbannt 106, 401; in den Convent gewählt 529; II 29, 188, 196, 216; Aufstand 244; hingerichtet 415.

— Stadt, Tumult bei den Wahlen zum Convent I 534 ff.

Orlowski, poln. General II 166, 177; Stadtcommandant von Warschau III 204, 210.

Osasko sardin. General V 129.

Osonville, Generalinspector der Polizei IV 122.

Osten, franz. General III 99, 101.

Ostende capitulirt (1794) III 243.

Ostermann, russ. Kanzler I 463, 485; II 133 ff., 155, 157 ff., 201, 323, 340; III 28, 30, 54, 79, 268, 270, 272, 283, 497, 498; unter Paul V 171.

Ostrach, Gefecht (1799, März 20.) V 297.

Ott, kaiserl. General IV 255, 262, 277; V 314, 318, 319, 368, 369, 373 ff., 425, 612, 616, 619.

Otto, franz. Commissar für die Kriegsgefangenen in London V 685, 690.

— kaiserl. General III 89, 100, 102.

Ottolini, Vicepodesta von Bergamo IV 418, 429, 430.

Oudinot, franz General I 546; V 294, 327, 478 ff.

Oudot, Mitgl. der Fünfhundert, Freund Carnot's IV 605.

Ouessant, Seekampf III 137.

Ourthe, Kampf (1794, Sept. 18.) III 246.

Ozarowski, poln. General III 69, 73, 74.

Pache, Kriegsminister I 579; II 19; von jacobin. Einfluß beherrscht 30; Unfähigkeit 95; entlassen und Maire von Paris 101; Stadtrathspräsident 277, 458; angeklagt (1795 Mai) III 397.

Pachtverträge, Unsicherheit IV 24 ff.

Pahlen, russ. Minister des Auswärtigen V 678, 680.

Pagano, Mario, Patriot in Neapel V 341.

Palais Royal I 88 ff.; vom Stadtrath geschlossen 91.

Panin, russ. Gesandter in Berlin V 173, 263; Vicekanzler 494; Verschwörung 680, 681; Minister des Auswärtigen 683.

Panis, Freund Danton's, Polizeicommissar I 401, 515, 525.

Pankraz, Exabt von St. Gallen V 209.

Pantheon, Club IV 70; geschlossen 87.

Paoli, General (Corsica) II 22; III 82; IV 160, 161.

Parandier, geheim. franz. Gesandter in Berlin IV 245.

Paré, Minister des Innern II 363.

Pâris, Schreiber bei dem Revolutionsgericht II 459.

Paris, Aufstand (Juli 12. 1789) I 59 ff.; Zustände Sommer 1789: 86 ff.; Proletarier 88; Verwaltung 1790: 230 ff.; nach dem Septembermorde II 14; Stadtrath, revolutionärer I 439; dessen Macht in der Schreckenszeit 236 ff., 277, 367; Recrutirung und Zwangsanleihe 279; Verpflegung durch Requisitionen 372; Stadtrath vom Wohlfahrtsausschuß besetzt III 147; Leben nach dem Aufhören der Schreckenszeit 325—327; monarchistische Stimmung 380, 381, 398; Bewegungen gegen den Convent (1795 Sommer) 471, 475 ff.; Aufstand (October 4.) 481 ff.; Ernährung IV 80, 86; Zustände 1796: 443 ff.

Parker, Sir Hyde, engl. Admiral V 675, 676.

— Richard, Rebell auf dem Geschwader vom Medway IV 552.

Parlamente, Charakteristik I 9; Entscheidung in geistlichen Dingen 8, 9; — das von Paris stößt den letzten Willen Ludwigs XIV. um 14; — derselben Widerstand gegen Turgot 33; aufgehoben (1789 Nov.) 123.

Parma, Waffenstillstand mit Frankreich (1796, Mai 9.) IV 182.
Parthenopäische Republik, proclamirt V 236. Weiteres bei Neapel.
Parsdorf, Waffenstillstand (1800, Juli 9.) V 622.
Passariano, Verhandlungen IV 620 ff.
Pastoret, Mitgl. der Fünfhundert IV 40, 443, 461, 576.
Patriot, Französischer, Zeitung Brissot's I 259.
Paul, Kaiser von Rußland, Regierungsantritt IV 337; Entwicklung seines Charakters V 166 ff.; gegen Preußen gestimmt IV 473; vom Vertrag zu Leoben unterrichtet 504, 505; friedfertige Stimmung 549, 615, 617; Umstimmung 646; Vermittelung zwischen Oesterreich und Preußen V 100, 173 ff.; Protector des Johanniterordens 146; innere Verwaltung 169 ff.; Mißstimmung gegen Frankreich 172; gegen Preußen und Oesterreich 180, 181; bewilligt letzterem ein Hülfscorps 183; Zerwürfnisse mit seiner Gemahlin 185, 186, 190, 251; Verzögerung im Anmarsch der Russen 213, 214; über die jonischen Inseln 225; zum Malteser-Großmeister gewählt 226; Bundesvertrag mit England (1798, December 29). 237; mit der Türkei (1799, Jan. 3.) 237; Zorn gegen Bayern 248, 259; Stimmung gegen Oesterreich 251; über Preußens Neutralität 263, 305; Spannung mit Oesterreich wegen Piemonts 382; wegen der Legationen 383; Verhältniß zu England 385, 386; Plan eines Congresses 453; löst die Coalition 492 ff.; Stimmungen (1799 Herbst) 603 ff., 607 ff.; P. und Bonaparte 626; Bruch mit England wegen Malta's 644; Seerechtsbündniß mit Schweden, Dänemark, Preußen (1800) 646; Charakter 677 ff.; Pläne 679; Ermordung 682.
Pavia genommen (1796 Mai) IV 187.
Payan, Procureur des Gemeinderathes II 458; III 148.
Payne, Thomas, Freund Danton's II 59, 269; III 468.
Pelet, Mitgl. des Conventes III 488.
Pelham, engl. Minister III 226.
Pellenc, ehemal. Secretär Mirabeau's III 428.
Pelletan, Arzt des Dauphin III 404.
Pelletier, franz. General IV 259.
Penthièvre genommen (1795, Juli 20.) III 456.
Père Duchesne, Zeitung Hebert's II 15.
Perignon, franz. General III 434; Gesandter in Madrid 210, 213; V 419 ff.; bei Novi gefangen 432.
Perrée, franz. Contre-Admiral IV 541.
Perrin de Precy, Royalist in Lyon II 310, 313.
Pesaro, Franz, venet. Staatsmann IV 199; zu Bonaparte gesandt 431, 434 ff.; 520.
Peter I., II 113 ff.
Peter III., II 117.
Péthion, Mitgl. der Nationalversammlung, Linke I 81, 174, 178; zum Maire von Paris gewählt 328; über die Gleichberechtigung der Mulatten auf San Domingo 348; begünstigt den bewaffneten Zug vom 20. Juni 404; in den Tuilerien 405; fordert im Namen der Hauptstadt Absetzung des Königs 436; am 10. August 442; der Septembermord 519, 522, 573.
Petiet, General, Kriegsminister des Directoriums IV 51, 584; abgesetzt 587, 589.
Petrasch, österr. General III 130; IV 293, 299, 306; V 480, 485, 489.
Peyssard, Conventscommissar II 388.
Pezza, Michel, gen. Fra Diavolo, royalistischer Bandenführer in Neapel V 337, 343.
Pfau, österr. General I 542.
Pfister, General, Commandant v. Venloo III 357.

Pforzheim, österr. Oberst I 382.
Pfriem, Kämpfe an der (1795 November) III 504.
Pfyffer, Director der helvet. Republik V 125.
Phelipeaux, ausgewanderter franz. Genieoffizier in Syrien V 537.
Philippeaux, Mitgl. des Conventes I 539; Commissar in der Vendee II 431, 442, 449, 450; verhaftet 459.
Philosophie des 18. Jahrhunderts I 15, 16.
Physiokratie I 17.
Pichegru, franz. General, Commando der Rheinarmee II 399; Verhältniß zu Hoche 404; Commando des Nordheeres III 12, 88, 92, 93, 100, 106, 121, 124, 137, 138, 142, 235; Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Paris 353, 357, 360, 361, 416; über Rhein- und Moselheer 432; knüpft mit den Royalisten an 478, 495, 500, 501, 503; des Oberbefehles entsetzt IV 221; in den Rath der Fünfhundert gewählt 468; Präsident der Fünfhundert 557; Antrag auf Errichtung einer unabhängigen Nationalgarde 589, 590, 591; Gesinnung 601, 602, 604.
Piemont, Stellung zu Oesterreich 1793 II 347; Waffenstillstand mit Frankreich (1796, April 28.) IV 179; Frieden (Mai 15.) 190; Bundesvertrag mit Frankreich (1797, April 4.) 489; revolutionäre Umtriebe V 127; Friede mit Frankreich (1738 December) 233; Flucht der königlichen Familie 233.
Pietra, Paß, Kampf (1796, Sept. 4.) IV 273.
Pijon, franz. General V 72, 73, 77.
Pillé, Commissar der Landheere III 166, 185.
Pillnitz, Zusammenkunft I 307; Declaration 308.
Pinckney, nordamerik. General, an das Directorium gesandt V 15, 16.
Pinto, portugiesischer Minister IV 599; V 690.
Piramowitz, Vertrauter Kosciusko's III 60.
Piron, Insurgent in der Vendee II 426.
Pistor, russ. Generalquartiermeister III 66, 68, 70, 73.
Pitt, engl. Minister I 166, 280, 365; II 44; über die Revolution 46; innere und äußere Politik 48, 86; über Theilung Polens, Wunsch nach Herstellung des Friedens 89, 156; III 45 ff., 63, 447; Friedensneigung IV 307, 311, 312, 322 ff., 553; irische Reformen 314, 317, 318; V 13; gegen Unterhandlung mit Bonaparte 601; Gedanke der Union Irlands 665 ff.; Emancipation der Katholiken 670; entlassen 672, 674; Theilnahme an den englisch-französischen Friedensverhandlungen 693.
Pius VI. IV 391 ff.; Abreise nach Toscana V 52, in Valence 383; Tod und Bestattung 592.
Pius VII. V 624, 655.
Pleville, Admiral, Marineminister IV 587; Unterhändler in Lille IV 597.
Poix, Prinz I 516.
Polen, Verfall I 144 ff.; kirchliche Verfolgungen 147; erste Theilung 150; II 123; preußischer Einfluß I 159, 282; Reformen 282; Entfremdung von Preußen wegen der Erbmonarchie 283; Staatsstreich des 3. Mai 290; von den Russen besetzt II 130 ff.; Zustände 1792 149 ff.; allgemeiner Verfall 167 ff.; preußischer Einmarsch 155 ff.; preuß.-russ. Theilungsverhandlungen 157; Besitzergreifung 177; Anerkennung der russ. Eroberungen 328; der preußischen 349; preuß.-russ. Bündniß (1793) 350; franz. Umtriebe III 20; Aufstand 56 ff., 66; dritte Theilung 267 ff.; Beginn der officiellen Verhandlungen 283; allgemeine Conferenz 285; geheimer Vertrag zwischen Rußland und Oesterreich 289; Bedeutung für Oesterreich 290.

Polizei, gefälschte Berichte des Directoriums IV 464, 465; Gesetz betr. die allgem. Polizei (1794) III 149; Gesetz zum Schutze des Conventes 351.
Pompadour, Marquise I 14, 15.
Poniatowski, Joseph, von Stanislaus zum Nachfolger gewünscht I 286; III 213, 260.
Poninski, Fürst III 252, 258.
— Graf, Neffe des Marschalls Bilinski II 327.
Pons von Verdun, Mitgl. der Fünfhundert IV 74.
Pontecoulant, Mitgl. der Fünfhundert IV 458, 590.
Portalis, Mitgl. des Rathes der Alten IV 73, 75, 77, 460, 586.
Porte, Mitgl. der Fünfhundert IV 606.
Portland, Herzog, engl. Minister II 49, 226, 308, 317, 318, 671.
Possevin, Jesuit, über Rußland II 110.
Post (1795) IV 42.
Potemkin, Fürst I 286; II 126.
Poterat, franz. Agent in Wien IV 144.
Potocki, Familie I 155.
— **Ignaz**, Führer der Reformpartei, Charakteristik III 201; I 282, 284; der Staatsstreich 289; II 131, 132; III 58, 202, 210, 261; verhaftet 265.
— **Felix**, Führer der russ. Partei I 159, 305; II 128, 130, 148, 150, 162, 164.
Potopyn, Kosak III 259.
Potworowski, poln. protest. Adelsfamilie II 170.
Poulain-Grandpré, Mitgl. der Fünfhundert, Jacobiner IV 606; V 9, 414. 554, 556.
Poultier, jacobinischer Zeitungsredacteur IV 75, 77.
Praga erstürmt (1794 Nov. 4.) III 262, 263.
Prairial der Erste (1795, Mai 20.), Jacobineraufstand III 392 ff.
— **der Zweiundzwanzigste** (1794, Juni 10.), Gesetz betreffend Revolutionsgericht III 157.
Prairial der Dreißigste (1799, Juni 18.), ein Theil der Directoren zur Abdankung gezwungen V 415.
Presse I 120; 1796: IV 67 ff.; Verhandlungen über dieselbe 1796/97 461 ff.; 1797 Herbst 609; Verhandlungen über Aufhebung der Censur und über ein Preßgesetz V 413; unter dem Ersten Consul 595.
Preußen, Gegensatz zu Polen I 147 ff.; Vertrag mit Frankreich (1796, Aug. 5.) IV 247; Verhandlungen mit Oesterreich V 95 ff. Weiteres unter Friedrich Wilhelm II. und III., und Haugwitz.
Preysing, Graf, Präsident der bayrischen Landstände V 639.
St. Priest, Minister I 95, 99, 102, 160
Priester, Bürgereid I 245; Gehalt gestrichen II 60; Verfolgung 1796 IV 457; Verhandlungen (1797 Juni) 558; Verfolgungen (1797) V 7 ff. Siehe auch Kirche, Kirchenpolitik.
Priestley, Philosoph, Girondist I 529.
Prieur, Mitgl. des zweiten Wohlfahrtsausschusses II 311, 361; Commissar bei Rossignol 432; III 309, 310. — von der Cote d'Or III 351, 397.
Priocca, Minister in Piemont V 128, 129.
Priuli, venet. Patricier IV 526, 528.
Proli, Jacobiner II 437; hingerichtet 458.
Pronio, Kleriker, royalistischer Bandenführer in Neapel V 337.
Propaganda, Clubb I 322; revolutionäre III 17.
Prost, Conventscommissar im Jura III 170.
Provence, Graf, siehe Ludwig XVIII.
Provera, österr. General IV 172, 348, 354, 356, 367, 368, 373; nach Rom gesandt 637; V 18.
Prudhomme, Journalist I 417.
Prüschenk, hessischer Oberst II 384.
Puisaye, Graf Joseph, Führer der Aufständischen in der Bretagne III 337, 338, 446 ff., 450, 451, 454, 457; IV 92.

Pyramiden, Schlacht (1798, Juli 21.) V 155.

Querini, venet. Gesandter in Paris IV 431.

Quesnay über die franz. Landwirthschaft I 22.

La Quesnoy von den Oesterreichern besetzt II 387.

Quiberon, Landung (1795, Juni 23.) III 452; Kämpfe 453 ff.

Quinette, Jacobiner, Minister des Innern V 495.

Quirot, Mitgl. der Fünfhundert IV 610; V 511.

Quosdanovich, österr. General III 140, 501; IV 254 ff., 263 ff., 346, 348.

Rabaut, St. Etienne, Abgeordneter des dritten Standes I 50.

Raclawicze, Treffen III 68.

Radetzky, österr. Lieutenant III 135.

Rallier, Mitgl. der Fünfhundert V 498.

Ramel, Befehlshaber der Directorialgarde IV 443; der Garde des gesetzgebenden Körpers 605.

— Jacobiner, in den Wohlfahrtsausschuß gewählt II 288; Mitgl. des Conventes III 167, 185; Mitgl. der Fünfhundert IV 64; Finanzminister 79, 556, 585, 587; V 408, 410.

Rampon, franz. General V 75, 79.

Ramsijat, Director der Finanzen in Malta V 147, 148.

Randolph, nordamerik. Minister IV 574.

Rapinat, Nachfolger Lecarlier's in der Schweiz V 121, 125.

Rastadter Congreß V 21 ff., 81 ff., 120 ff., 243 ff., 269; — Gesandtenmord 269 ff.

Rasumowsky, russ. Gesandter in Wien I 480; II 201, 229, 256; V 252, 389, 392; abberufen 493.

Raumer, preuß. General II 167, 177.

Rautenfeld, russ. General II 331.

Rawka, Treffen (1794, Juni 6.) III 207.

Real, Jacobiner, Stellvertreter des Procureur II 15; Commissar bei der Verwaltung des Seinedepartements V 558, 560.

Rebequi, Führer der Marseiller Armee vor Arles I 370.

Reboux, Bürger von Toulon II 370.

Rechte in der Nationalversammlung I 78.

Rechtspflege vor der Revolution I 9; Verfall unter dem Convent IV 42.

Recrutirungsgesetz (August 1793) II 362.

Reding, Aloys, Landeshauptmann in Schwyz V 122, 123.

Reede, holl. Gesandter in Warschau I 289.

Regierungsausschüsse, neue Organisation (1794, August 3.) III 300.

Regnier, Mitgl. des Rathes der Alten IV 608.

Rehbinder, russ. General V 291, 389, 390, 484.

Reichenbach, Conferenzen I 181 ff.; Vertrag 185 ff.

Reichsstände berufen I 42; eröffnet 46; Frage über Einheit oder ständische Theilung 42, 47, 48 ff.; vereinigt 57.

Reinhard, franz. Minister des Auswärtigen V 496.

Reitbahn-Club der Jacobiner (1799) V 501 ff.; geschlossen 506.

Reitzenstein, badischer Unterhändler in Basel IV 236, 237.

Renaud, Cäcilie, Mordversuch (?) auf Robespierre III 153.

Repelaer, holländ. Bevollmächt. in Pichegru's Hauptquartier III 217, 359, 361.

Repnin, Fürst, russ. Oberfeldherr III 196, 206; außerordentlicher Gesandter in Berlin V 173, 174 ff.; nach Wien gesandt 184.

Republik, Erhebung I 259.

Requisitionensystem (1793 Sept.) II 374.

Rescriptionen, Staatsschatzschuldscheine IV 66.

Reuß, Fürst, österr. General IV 273, 369, 371, 420, 423, 425.
— kaiserl. Gesandter in Berlin I 170, 179; in Reichenbach 180, 275, 302, 450, 462, 466, 478, 481, 591, 599; in Frankfurt II 255; in Möllendorf's Hauptquartier III 223; in Berlin V 173, 175 ff.
Reuterholm, schwed. Minister II 263; III 19.
Reverchon, Conventscommissar II 312.
Revolution, Ansicht über dieselbe II 6.
Revolutionsausschüsse zu Ueberwachung der Fremden II 245; in Paris 373; III 168, 169; vermindert und neu besetzt (1794, August 18.) 301.
Revolutionsgericht, Erstes I 503; Zweites 1793, 10. März II 244; Befugnisse erweitert 248; Einrichtung von vier neuen 372; Gesetz vom 22. Prairial III 157; gesteigerte Thätigkeit 161; suspendirt 193, aufgehoben 397.
Revolutionsheer, Pariser, beschlossen (1793, Juni 2.) II 293, 373.
Rewbell, Mitgl. des Conventes, Thermidorianer III 311, 383, 413; in das Directorium gewählt 494; Charakteristik IV 49, 52, 102, 165, 247, 511, 582, 586, 590, 598; V 20, 56, 119; scheidet aus dem Directorium 407; im Rathe der Alten 496.
Rey, franz. Oberst IV 368, 370, 373; V 235.
Reynier, franz. General III 101; IV 238; V 157, 534 ff., 544.
Reynolds, Thomas, verräth die irische Verschwörung V 221.
Richepanse, franz. General V 611 ff.
Richery, franz. Admiral IV 214.
Richter, Verhandlungen über ihre Absetzbarkeit (1797, Herbst) V 9, 10.
Ricord, Conventscommissar bei Dumerbion III 84; Genosse Amar's IV 116, 121.
Rieger, Paul, Kapuziner, Demagog in der Schweiz V 208.
Riesch, österr. General V 643 ff.
Riese, österr. General IV 280.
Rimski siehe Korssakoff.
Rioux de Maillou, Plan eines Staatshaushaltes III 178.
Riou, Mitgl. der Fünfhundert V 15.
Rivas, franz. General II 313.
Rivaud, franz. Gesandter bei der cisalpinischen Republik V 205.
De la Rivière, Marquis, Royalist III 449, 460.
Rivoli, Schlacht (1797, Jan. 14.) IV 371.
Roberjeot, franz. Gesandter in Rastadt V 244 ff.; ermordet 276.
Robert, Freund Danton's I 518.
Robespierre, Charakteristik I 421; Anfänge I 81; gegen Mirabeau's Finanzanträge 115; über den Krieg 175; in den kirchlichen Beziehungen 194; 228, 250; Antrag: kein Mitgl. der Nationalversammlung solle zur folgenden wählbar sein 255; Antrag auf Anklage gegen den König 259, 260; beantragt Aufhebung des Census der Volksvertreter 266; gegen den Krieg 337; für Gleichberechtigung der Mulatten auf Domingo 348; am 10. August 442; im Gemeinderath 449, 501 ff.; der Septembermord 515; fordert Verhaftung der Girondisten 520; in den Convent gewählt 528; im Convent 539, 571; II 53, 62, 63, 69, 71; Rede gegen die Berufung auf die Urversammlungen 72; Motive der Kriegspolitik 94; unwillig über den Stadtrath 99; R. und Dumouriez 215, 242; Stellung zu Danton wegen einer Dictatur des Conventes 243; Revolutionsgericht 243; R. und die Gironde 246; „Krieg den Königen" 262; Menschenrechte 278, 281; am 31. Mai 289, 300, 301; im zweiten Wohlfahrtsausschuß 311, 368, 372, 375, 389; Verhältniß zu den Hebertisten 434; auf deren Seite 447; Verhältniß zu den Dantonisten 449; unsichere Stellung 451; R. und Danton 459; im Besitze

der Macht 461; III 146; Cultus des höchsten Wesens 150; Conventspräsident 154; beim Fest des höchsten Wesens 155; R. und die Mehrheit des Wohlfahrtsausschusses 158—163; Vorbereitung eines Staatsstreiches 164, 182, 184; Plan für Herrschaft im Wohlfahrtsausschusse 184; Rede am 8. Thermidor 185; bei den Jacobinern 186; am 9. Thermidor 189; verhaftet 190; befreit 191; Selbstmordversuch 192; hingerichtet 193.

Robespierre der Jüngere I 570; II 294; Conventscommissar in der Provence 413; III 84, 164, 185; verhaftet 190; befreit 191; Selbstmordversuch und Hinrichtung 192, 193.

Rocca Romana, Fürst, in Neapel V 347.

Rochambeau, franz. General I 333, 343, 381; nimmt seinen Abschied 386.

La Roche, franz. General V 462.

La Roche-Jaquelin, Führer der Insurgenten in der Vendee II 426.

Roederer, Girondist, Syndicus des Departements von Paris I 328; Procureur 442; Staatsrath V 583, 590.

Rohan, Prinz, Oberst V 318, 322, 327, 447.

Roland, Girondist, Minister des Innern I 370; Verfolgung der Kirche 390; Verdächtigung der Königin 392; Brief an den König 397; hofft ein zweites Girondeministerium 419; von der Nationalversammlung zum Minister ernannt 445; klagt über den Gemeinderath 513; königsfeindliche Anträge 517, 521, 570; II 19, 59; nimmt seine Entlassung 95; angeklagt 289.

Roland, Marie Johanne I 321; hingerichtet II 415.

Roll, Baron, Agent des Grafen Artois I 275, 298.

Rollin, Erzieher und Adjutant des Kaiser Franz II 139; III 35, 36; IV 150.

Rom, revolutionäre Umtriebe daselbst V 45 ff.; Plünderung 51 ff.; Republik 52; Anarchie 199, 200; von den Neapolitanern besetzt 234. Siehe auch Kirchenstaat.

Romanzow, russ. Gesandter bei den franz. Prinzen I 306.

Romme, Montagnard III 393; zum Tode verurtheilt 397.

Ronsin, Commissar Bouchotte's II 306, 315, 358, 379, 442, 443, 450; hingerichtet 458, 459.

Roques, Jacob, aus Montgaillard, franz. Agent und Spion III 95, 96, 142.

Rosenberg, Fürst, kaiserl. Oberstkämmerer I 487, 595; II 205; III 238.

Rosenberg, russ. General V 184, 212, 213, 294, 312, 313 ff., 318, 375, 378, 426, 471, 473, 481, 482.

Rostopschin, Graf, Vertrauter des Kaiser Paul V 383, 493; verbannt 678.

Rossignol, Septembermörder, Demagog in der Vendee II 306; Nachfolger Biron's 314, 369, 425 ff.; von seinen Gegnern angeklagt 432; IV 118, 122.

Rotenhan, Umtriebe gegen Thugut IV 614.

Roubaix, Kämpfe (1794 Mai 17.) III 100.

Rouen, Opposition gegen die Jacobiner II 276.

Rouhier, Mitgl. der Fünfhundert IV 463.

Rouland, franz. General, Commandant von Landrecy III 89.

Rousseau, I 17.

Rouveroy, Treffen (1794 Mai 13.) III 91.

Rouyer, Jacobiner II 372; Mitgl. der Fünfhundert IV 126.

Roux, Priester, Demagog II 238, 299, 367.

Rovere, Mitgl. des Conventes, Terrorist I 580; später Royalist III 489, 490.

Roverea, schweiz. Emigr. i. England V 305.

Rovertera, kaiserl. Oberst IV 276.

Royalisten, royalistische Stimmung, Presse u. s. w., Maßregeln dagegen (1795 Mai), Massenmorde im Süden III 389, 390; Umtriebe (Sommer 1795) 444 ff.; Expedition 449 ff.; Niederlage 456; Massenmord an den Theilnehmern

459; neue Umtriebe (1795 Herbst): 479; 1796/97: IV 441 ff.; Verfolgungen 1799 V 497 ff.; Bewegungen 508; Unterwerfung (1800 Januar) 594.
Royer-Collard, Mitgl. der Fünfhundert IV 559.
Ruamps, Montagnard III 352; verhaftet 353.
Ruelle, Conventscommissar in der Vendee III 339.
Ruffin, franz. Geschäftsträger in Constantinopel V 224.
Ruffo, Cardinal, Generalvicar v. Neapel V 336, 339 ff., 345 ff., 358 ff., 359. — Franz, Bruder des Cardinals V 363.
Ruhl, Conventscommissar in der Champagne II 408.
Ruits, preuß. General III 208.
Rusca, franz. General IV 545.
Rumanzoff, russ. General III 498.
Rußland, ältere Politik II 107; Zustände (1794) III 28; Vertrag mit England betr. Sendung von Hülfstruppen (1795 Mai 5.) III 425; Triple-Allianz mit England und Oesterreich (1795, Sept. 28.) III 498. Weiteres unter Alexander, Catharina, Paul.
Rutland, Herzog, Vicekönig von Irland IV 314.
Rzewuski, Graf, poln. Kronfeldherr I 288, 293; II 128, 162, 253.

Saavedra, span. Minister des Auswärtigen V 686.
Sachsen, Neutralitäts-Vertrag (1796, Aug. 13.) IV 241. Siehe auch Friedrich August.
Sacken, russ. General V 479.
Saecularisation, deutsche, erste Pläne II 267; beschlossen V 94 ff.
Sahuguet, franz. General IV 270, 276.
Saintex, Hebertist II 451.
Salabert, Abbé, zweibrückischer Geschäftsträger in München III 417.
Saladin, Mitgl. des Conventes III 321, 346, 489, 490.
Salandra, Herzog, Generalissimus der neapolitanischen Armee V 353.
Salicetti, Agent Dumouriez' in Corsika I 575; Conventscommissar 422; III 84; Freund Bonaparte's, Mitgl. der Nationalversammlung IV 160; Regierungscommissar bei dem italien. Heere 170, 181, 206, 342.
Salis, österr. General, Commandant von Ypern III 122, 123.
Salles, Girondist I 328; II 65, 72.
Salo, Kämpfe (1796, Aug. 3.) IV 264.
Salzsteuer, Verhandlung über ihre Einführung (1798 Herbst) V 402.
Sambre, Kämpfe (1794, Mai 22. u. ff.) III 125 ff.
Sandoz-Rollin, preuß. Gesandter in Paris IV 243, 244, 246; V 107.
Sanfermo, venetian. Gesandter in der Schweiz IV 194.
Sangusko, poln. General III 207.
Santerre, Bierbrauer, Freund Danton's I 247, 401, 439; Generalcommandant der Nationalgarde 440, 442; der Septembermord 519, 522; II 25, 80; abgesetzt 282.
— franz. General II 426.
Santhonax, Commissar auf San Domingo (der „Robespierre der Antillen") IV 561, 592.
Saorgia, Angriffe III 85.
Sapieha, Graf, gegen Erblichkeit der Krone I 285.
Sardinien siehe Piemont.
Saurau, Polizeipräsident in Wien IV 470.
Sauret, franz. General IV 253, 254, 260, 263, 267.
Savoyen, Angriff auf dasselbe I 577 ff.; dem franz. Staate einverleibt II 36.
Sceaux, Zusammenkunft II 283.
Schauenburg, franz. General V 68 ff., 79, 125, 208.

Schaumburg, Amt, Frankreich einverleibt II 103.
Scheldefreiheit verkündet II 43.
Scherer, franz. General III 125, 245; Befehl über das Ostheer in Spanien 439; in Italien 504; IV 165; Kriegsminister 587, 591; Oberbefehl in Italien (1799) V 290, 301—303, 312, 313; bittet um seine Entlassung 314.
Schiava, neap. Oberst V 351.
Schimmelpenninck, batav. Gesandter in Paris V 198.
Schindeleggi, Gefecht (1798, Mai 2.) V 123.
Schipani, Demagog in Neapel V 338, 339, 348 ff.
Schlichting, poln. protest. Adelsfamilie II 170.
Schlieffen, preuß. General I 162.
Schliengen, Gefecht (1796, Oct. 24.) IV 301.
Schloißnigg, Prof., Erzieher Franz' II. II 139.
Schmerz, Rentner in Kreuznach, reist im Auftrag Möllendorf's nach Basel III 223, 248, 272.
Schmidt, Generalstabs-Offizier Kray's V 622.
Schmettau, preuß. General III 224.
Schneider, Eulogius, in Straßburg II 409; III 329.
Schönfeld, hessischer General I 162.
— preuß. General III 205.
Schreckensherrschaft, verkündigt (1793, Sept. 5.) II 373, 406 ff.
Schubirz, österr. Oberst IV 266, 357.
Schulenburg, Graf, preuß. Staatsminister I 280, 376, 453, 468, 479, 596.
Schulwesen siehe Unterricht.
Schulz, österr. General IV 420.
Schwaben, von den Franzosen besetzt (1796) IV 230 ff.
Schwäbischer Kreis, Waffenstillstand mit Frankreich IV 236.
Schwarzenberg, Fürst, Karl III 89.
Schweden, Krieg mit Rußland 1788 I 159; Vertrag mit Frankreich (1793, Mai 23.) II 264; Stellung zu Frankreich 1793/94 III 19; Seerechtsbündniß siehe Paul, Kaiser. Siehe auch Gustav III., IV., Gustav Adolf, Staël.
Schweikowsky, russ. General V 377, 481 ff.
Schweiz, revol. Propaganda III 17; Zustände V 62 ff.; Gährung in den Urkantonen 122; dieselben treten der helvet. Republik bei 124. Siehe auch helvet. Republik.
Schwerin, preuß. General III 69; Oberbefehl über das Heer gegen Polen 229, 260, 262.
— preuß. General-Major III 253.
Schwetzingen, militärische Uebereinkunft (1794, Juli 26.) III 223.
Sciarpa, Polizeisoldat, royalistischer Bandenführer in Neapel V 337, 339, 340, 343, 347.
Sebottendorf, österr. General IV 274 ff.
Seckendorf, österr. General IV 420, 425, 482.
De Sectis, neap. Brigadier, V 351.
Seerecht siehe Neutrale.
Ségur, franz. Gesandter in Berlin I 334.
Selim III. V 224.
Selz, Conferenzen (1798) V 135.
Semonville, an der Spitze der Polizei I 93; nähert sich Mirabeau 115; von der sard. Regierung als Geschäftsträger zurückgewiesen 381; Agent Dumouriez' in Genua 575; nach Constantinopel bestimmt II 23, 264, 309, 317, 318.
Septembermord (1792) geplant I 508 ff.; ausgeführt 518.
Septeuil, Schatzmeister I 525.
Serbelloni, außerordentlicher Gesandter der Cisalpina in Paris V 43.
Sergent, Polizeicommissar, Freund Danton's I 401, 515.
Serpieri, Advokat in Mailand IV 429.

Serra Capriola, neapol. Gesandter in Rußland V 254.
Serre, franz. Agent in England II 45; — Conventscommissar in Marseille III 309.
Serrurier, franz. General III 505; IV 171 ff., 251, 259, 267, 268, 416, 420, 423, 545; V 302, 313 ff.; am 18. Brumaire 566.
Servan, Kriegsminister I 385, 394, 445, 510, 518, 544, 549, 575, 579; II 192.
Sévestre, Mitgl. des Conventes III 397.
Seydlitz, poln. prot. Adelsfamilie II 170.
De Seze, Vertheidiger Ludwigs XVI., II 70.
Sheridan, Mitgl. der engl. Opposition II 44, 57; IV 308, 553.
Sibille, franz. Capitän IV 516, 531.
Siciànow, russ. General III 74, 213, 252.
Sierakowski, poln. General III 252, 255—257.
Sievers, russ. Gesandter in Warschau II 153, 163 ff., 229, 251 ff., 323 ff., 332, 349, 350; abberufen III 57.
Siéyès, Abbé, Abgeordneter von Paris I 50; Charakteristik 322; Antrag auf Constituirung der einheitl. Versammlung I 50, 52, 69; hält sich von der Linken zurück 81; Stellung zum Königthum 390; II 100; Führer der Independenten III 333, 347, 387, 413, 418, 469; lehnt das Directorium ab 494; Leitung der französischen Diplomatie 495, 497, 502; IV 628; in Berlin V 245; in das Directorium gewählt 407, 411, 414, 417; Entschluß zum Bruch mit den Jacobinern 503; Vorgehen gegen die Presse 510, 515; Bündniß mit Bonaparte 553; am 18. Brumaire 560; Consul 569, 571; Verfassungsentwurf 579 ff.; Senatspräsident 586.
Sillery, Freund des Herzogs von Orleans I 90.
Simbschen, österr. General V 443, 445, 447, 477, 638.
Siméon, Mitgl. der Fünfhundert IV 127.
Simon, Schuster, Hüter des Dauphin II 414; III 400.
Simon, Repräsentant in Savoyen II 36; — Conventscommissar in Annecy II 274; Hinrichtung 460.
Simon, franz. General IV 287 ff.
Simonin, Unterhändler zwischen Frankreich und Spanien III 433.
Sistowa, Congreß I 189, 268 ff., 294; Vertrag 305.
Skelleret, russ. Lieutenant, Mörder Paul's V 682.
Smith, Sir Sidney; engl. General III 450; — engl. Commodore in Syrien V 537, 546, 601.
Socialismus I 17; socialistische Tendenzen der Revolution I 211 ff.; II 241; Agitation II 61; siehe auch Babeuf.
Socorra, spanischer Admiral IV 214.
Sold der Sectionsversammlungen II 373 abgeschafft III 301.
Solferino, Gefecht (1796, Aug. 3.) IV 266.
Solothurn capitulirt (1798, März 2.) V 74.
Soltikow, russ. General II 126; III 31.
Somaglia, Cardinal V 49.
Sombreuil, Graf, Royalist III 455, 457, 459.
Sopransi, cisalpin. Minister V 204.
Soranzo, venet. Patricier IV 526.
Sorokin, Befehlshaber der russ. Flotte V 347.
Sotin, Jacobiner, Polizeiminister IV 587; — Gesandter in Ligurien V 126.
Soubrany, Montagnard III 393; zum Tode verurtheilt 397.
Souham, franz. General, Charakteristik III 101; Commandant von Dünkirchen II 381; III 92, 94, 99, 100, 101, 123, 362; V 297, 298 ff.
Soulavie, franz. Minister in Genf III 18.

Soult, franz. General V 298 ff., 327, 478, 480, 612.
Spada, Demagog in Venedig IV 526, 528, 530.
Spanien, Krieg mit Frankreich II 103; Haß der Nation gegen dasselbe III 435; Friede mit Frankreich 439; siehe Godoi, und Ildefonso.
Speciale, Richter in Neapel V 343, 365.
Spectacles, Journal des IV 610.
Speier, überfallen I 583.
Spencer, engl. Botschafter in Wien III 227, 237 ff.; — Mitglied der gemäßigten Whigs IV 318; Chef der engl. Admiralität V 151, 667; entlassen 673.
Spiegel, Großpensionair II 43, 90; zu Antwerpen 221.
Spielmann, kaiserl. Staatsreferendar, zu Unterhandlungen nach Schlesien gesandt I 179; in Reichenbach 180 ff.; Denkschrift über Polen 462, 479, 594; ins preuß. Hauptquartier gesandt 595; entlassen II 209, 135, 141 ff.
Spina, Erzbischof von Korinth, Gesandter des Papstes bei Bonaparte V 655.
Spinetti, kaiserl. General V 429.
Spinola, Augustin, Herr von Arquata, genues. Edelmann IV 203.
Sporck, österr. General IV 273, 420, 426, 479, 483; Untersuchungscommissar über den Rastadter Gesandtenmord V 278.
Staatsbankrott (1792, Mai 15.) I 389.
Stadion, Graf, österr. Gesandter in London II 199; V 631.
Stadtrath, siehe unter Paris.
Staël, schwed. Gesandter in Paris I 332; II 263; III 19, 414.
— Frau von, Freundin Narbonne's I 332; für eine Flucht des Königs 361; Intriguen IV 585.
Stahremberg, Fürst, Oberſthofmeister I 594; Denkschrift für d. Frieden IV 482.
— Graf, zu Antwerpen II 221; in London III 241; IV 615.
Stakelberg, russ. Gesandter in Schweden II 156; in Polen 282.
Stamm, Mainzer Offizier I 585.
Stanislaus, König von Polen I 155, 164, 285, II 131, 132, 165, 252, 323, 351, III 74, 200, 212.
Stanz, Blutbad V 209.
Stapfer, Vorsteher des Schweizer Unterrichtswesens V 206.
Staphorst, holländischer Patriot II 42.
Steier Waffenruhe (1800, Dec. 25.) V 643.
Steiger, Schultheiß in Bern I 577, V 61, 67, 73, 209, 211, 305.
Stein, preuß. Geschäftsträger in Mainz I 583.
Stengel, franz. General II 187, 188, IV 167.
Stettler, Berner Oberst V 74.
Steuerwesen, Freiheit des Adels I 8; Ende 1790 I 216 ff.; Progressiv-Steuer auf die Reichen gelegt (1793, Febr.) II 237; Steuerwesen 1799, November V 577 ff. Siehe auch Finanzwesen, Salzsteuer, Zwangsanleihe.
Sticker, österr. General IV 349.
Stockach, Schlacht (1799, März 25.) V 298.
Stofflet, Führer der Bauern in der Vendee III 82, 335, 340, 386, 452, 461, IV 89; erschossen 92.
Story, batavischer Admiral V 457.
Strachan, Sir Robert, englischer General III 450.
Straßburg in der Schreckensherrschaft II 409.
Strauch, kaiserl. Oberst V 316, 320, 325, 445, 473.
Struensee, preuß. Minister III 276.
Suboff, Fürst, Günstling der Kaiserin Catharina I 459, II 153, 322, 324, 348; III 28, 54, 205, 206, 267, 269, 282; unter Paul entlassen IV 337; V 681.
— Valerian IV 336; entlassen 337.
Suchet, franz. General V 612, 616.
Sulzbach, Gefecht (1796, Aug. 17.) IV 282.

Suworoff, russ. Feldmarschall, Charakteristik III 253; — III 29, 214, 254, 260, 261, 262; in Warschau 265; IV 335; von Thugut für die Leitung des italienischen Krieges vorgeschlagen V 250, 251, 252, 291; langt in Italien an 303, 310 ff.; bei Cassano 313, 314, 316; weiterer Kriegsplan 317; Manifest in Piemont 318, 320; Stimmung gegen das Eingreifen der Wiener Regierung 321; vor der Schlacht an der Trebbia 368 ff.; im Kampf am Tidone 375; an der Trebbia 376 ff.; bittet um Abberufung 380; von dem neuen Operationsplan in Kenntniß gesetzt 396; Angriffsplan auf die Riviera 423, 426; bei Novi 428 ff.; stellt auf den Befehl der österreichischen Besetzung Toskana's seine Operationen ein 436, 437, 439; über Carl's Abzug aus der Schweiz 463, 464; Feldzugsplan 465; Marsch über den St. Gotthardt 470 ff.; über den Roßstock 476; nach Glarus 481, 482; nach Chur 485, 486; zu erneuter Offensive geneigt 488; giebt dieselbe auf 490; Rückreise und Erkrankung 606; Tod 608.

Szekuly, preuß. Oberst III 253.

Sztarray, österr. General IV 287 ff.; V 300, 327, 450, 451, 461, 622.

Taffin, Canonicus in Straßburg II 409.

Tagliamento, Kampf (1797, März 6.) IV 420.

Talleyrand, Mitgl. der Nationalvers., Linke I 81; Vorschlag die Kirchengüter einzuziehen 112; auswärtige Politik: Bündniß mit Preußen 334; Gesandter in England 339, 364 ff.; II 87; von der Emigrantenliste gestrichen IV 585, Minister des Auswärtigen 585, 599, 617 ff.; V 13, 15, 16, 19, 33, 45, 49, 57, 106, 125, 129; entlassen 496; am 18. Brumaire 561, 566; Minister 588, 683, 684, 690.

Tallien, Dantonist I 514; Mitgl. des Conventes II 80; Commissar in Bordeaux 412, 459; III 153, 158, 164, 184, 187, 189; im Wohlfahrtsausschuß 299, 304, 306; Attentat auf ihn 307, 308, 315; knüpft mit Monarchisten an 334, 348, 352, 389, 414, 435, 455, 456, 458, 473, 474, 476, 486, 489, 490, 491; IV 126, 440.

Talon, an der Spitze der Polizei I 93, 115.

Talot, Jacobiner, Mitgl. der Fünfhundert IV 128, 450; V 565.

Taponnier, franz. General II 402.

Tarbé, Mitgl. der Nationalversammlung, Finanzminister I 360, 387.

Target, Vertheidiger Ludwig's XVI. II 70.

Targowice, Conföderation II 130, 252.

Tarvis, Kämpfe (1797, März 22. 23.) IV 424.

Taubin, franz. Platzcommandant von Bern V 77.

Tauenzien, Graf, preuß. Major I 473, 542; im österr. Hauptquartier II 221; nach Petersburg gesandt III 217; Instruction 267, 268 ff.; neue Weisungen 279, 283 ff., 497; Fortsetzung der Verhandlungen 498, 499.

Taufers, Gefecht (1799, März 25.) V 295.

Taxen der Preise von den Jacobinern beantragt II 236, 239.

Ternaud, franz. Gesandter in Nordamerika IV 571.

Territorialmandate siehe Mandate.

Testamentsgesetze siehe Erbrecht.

Theophilanthropie IV 394.

Theot, Catharina, Religionsschwärmerin III 160.

Theremin, franz. Beamter III 502.

Thermidor, der achte (1794, Juli 26.), III 185.

— **der neunte** (Juli 27.), Hinrichtung Robespierre's u. seiner Genossen 188 ff.

Thermidorianer, Parteiname der Dantonisten III 304; Stellung 334.

Thibaudeau, Mitglied des Conventes, Führer der Rechten III 328, 334, 349; gegen die Verfassung von 1793: 350; in der Verfassungscommission 387, 388, 389, 488, 490, 491; Mitgl. des Rathes der Fünfhundert IV 126, 127, 459, 465, 565, 568, 578, 589, 596, 602, 605.

Thibaut, Mitgl. der Fünfhundert V 556.

Thiessé, Mitgl. der Fünfhundert V 516.

Thouret, Mitglied des dritten Standes I 50, 117, 124.

Thouvenot, Adjutant Dumouriez' I 549; II 29, 51, 185.

Thugut, Baron, Herkunft und Charakter II 209; in's preuß. Hauptquartier gesandt I 595; zum Ministerrath gezogen II 202; Politik 205, 206, 211 ff.; Ansprüche 256; über Theilung Polens 325, 331, 340; Verhandlung mit England 341; gegen Preußen III 34, 41, 36, 39; Anträge an Rußland (Decbr. 1793) 42; gegen Subsidienzahlung an Preußen 49; Stimmung bei dem polnischen Aufstand 108, 109; im Hauptquartier 109; über den Haager Vertrag 110; für die Defensive 112—114, 117, 119; Abkühlung gegen England 142; Stellung zu England und Rußland 231; zum Kaiser 233; Th. und die engl. Gesandtschaft 238 ff., 247 ff.; Forderungen in der poln. Theilung 280, 281; Thätigkeit für den Revolutionskrieg (1795) 419, 420; Stimmung gegen Preußen nach dem Baseler Frieden 423; Rüstungen in Böhmen 425; Verhalten gegen Frankreich 428 ff., 496; Verhältniß zu England (1795, Herbst) IV 139, 143 ff.; zu Rußland (1795/96) 141 ff., 156; zu Piemont (1796 Anfang) 147, 151; wünscht Rußlands Hülfe 305; über Englands Friedensversuche 325; seine Friedensbedingungen 330 ff.; Zorn auf England wegen Preußens 333, 334; Hoffnung auf Rußland 335, 358; trotz der Niederlagen zum Kriege geneigt 407; Händel mit England 472; Zorn auf Preußen 474, 477; gegen jede Veränderung in Deutschland 475; tritt in die franz. Unterhandlung ein 477; betreibt neue Rüstungen 481; über die Friedensbedingungen 491 ff.; über den Vertrag von Leoben 503 ff.; neue Forderungen nach der Revolution in Venedig 533 ff.; entrüstet über Gallo 547; verzögert die Friedensunterhandlungen 548; über Mallet's Veröffentlichungen 578; verhandelt mit England 615; beschließt nachzugeben 617, 630; Urtheil über den Vertrag von Campo Formio 646; bittet um Entlassung V 30; fordert die Legationen 86; Gegensatz zu Preußen 91; wendet sich an Rußland 92; Bernadotte in Wien 110, 111; will keine Mitwirkung Preußens 179, 188; gegen einen Angriffskrieg 193, 214; gegen Neapel gestimmt 230, 231; Sir Morton Eden's Urtheil über ihn 240; entschließt sich zum Bruch mit Frankreich 246, 247; über die preuß. Neutralität 267; über den Rastadter Gesandtenmord 279, 281, 282; für die Defensive 291, 293; Aerger über den Erzherzog Carl 296, 303; über Preußen und Bayern 304; Stellung zu England 305; gegen Besetzung der Schweiz 306; Mißtrauen gegen Kaiser Paul 322, 323, 385, 386; gegen England 386; Annahme der angetragenen Verwendung der russ. Hülfstruppen in der Schweiz 391; Kriegsplan für Frühling 1800 391; verfügt österr. Besetzung von Toskana und der Romagna 435; Andeutung seiner Annexionspläne 452; Th. und Kaiser Paul 454; Erklärung über österr. Erwerbungen an denselben 604; Annäherung an England 606; Rüstungen 608; schlägt einen Congreß mit Frankreich und England vor 628;

erbittet und erhält seinen Abschied 631; behält die provisor. Leitung im ausw. Amte 632; giebt dieselbe ab 643.
Thuriot, Dantonist I 445; II 234, 249, 311, 375; III 306, 313; im Wohlfahrtsausschuß (Juli 1794) 299, 352; verhaftet 354; entflohen, neue Umtriebe 391.
Thurlow, Gegner Pitt's I 365.
Tibonel, Oberst, Commandant von Crevecoeur III 357.
Tidone, Kampf (1799, Juni 17.) V 374, 375.
De Tigné, Bailli von Malta V 147.
Tilly, franz. Geschäftsträger in Genua III 18.
Tinteniac, Führer der Chouans III 453, 455.
Tirailleurkampf, System desselben II 391.
Tolentino, Friede zwischen Papst und Frankreich (1797, Febr. 19.) IV 403.
Tolstoi, Generaladjutant des Kaiser Paul V 325.
Tormassow, russ. General III 67, 68.
Torné, Bischof von, I 413, 415.
Torres, span. General III 434.
Torrusio, Bischof, rayalistischer Bandenführer in Neapel V 337, 340, 343, 347.
Toulon, Herrschaft der Jacobiner II 275; Auflehnung gegen Jacobiner und Republik 370 ff; Aufnahme span. und engl. Besatzung 371; belagert 420 ff.; bestraft 424; Jacobineraufstand (1795) III 395 ff.
Toulongeon, Mitgl. der Nationalversammlung I 97.
De la Tour, Kriegsminister I 209.
Tourcoin, Kämpfe (1794, Mai 17.) III 100, 101; Schlacht (Mai 18.) 101, 102.
Tournay, Treffen (1794, Mai 22.) III 107.
Tousard, Chef der Artillerie in Malta V 147.
Trautmannsdorff, Minister für Belgien III 38; Denkschrift für den Frieden IV 470, 614.
Travot, franz. Generaladjutant IV 93.
Trebbia, Schlacht (1799, Juni 19.) V 376, 377.
Treilhard, Mitgl. des Wohlfahrtsausschusses II 249, 291; III 299; IV 97, 98, 445, 459, 603; Botschafter in Rastadt V 17, 81 ff.; tritt in das Directorium 119; seine Wahl als verfassungswidrig angegriffen 414.
Trier, Festung, von den Oesterreichern behauptet II 41; von den Franzosen genommen III 225.
— Kurfürst und die Emigranten I 324, 333, 341.
Tronchet, Mitgl. des Conventes I 124.
Troubridge, Capitän unter Nelson V 342 ff., 354, 358, 435, 605.
Trouvé, franz. Gesandter bei der cisalpin. Republik V 203, 204.
Trubetzkoi, Fürst, Adelsverschwörung II 152.
Truguet, franz. Admiral I 576; II 22; in Neapel 90; Marineminister des Directoriums IV 51; Leitung der irischen Expedition 566, 583, 585; abgesetzt 587; Gesandter in Madrid V 37.
Tscharner, Berner Oberst V 70, 73.
Tunq, franz. General II 369.
Turgot, Intendant von Limousin, Finanzminister I 33; Reformen 34; hebt die Zünfte auf I 27; Handelsfreiheit 29, 33; entlassen 34.
Türkei, Theilungsplan I 154, 155; Bündniß mit Preußen 164, 271; Verhalten zu Frankreich III 19; zu Rußland 30; feindliche Stimmung gegen Rußland (1794) 214; Kriegserklärung gegen Frankreich (1798, Sept. 1.) V 224.
Turreau, franz. General in der Vendee III 12, 80, 81, 82, 141, 335; angeklagt 309.
Tyskiewicz, Graf, Neffe des Königs Stanislaus II 326.

Udine, Verhandlungen IV 620 ff.
Ungarn und Joseph II. I 162; und Oesterreich 1794 III 38.
Union Irlands mit England V 665 ff., 669.
De la Union, Graf, span. General III 434.
Unterrichtswesen, in Händen der Kirche I 8; 1796 III 35 ff., 446 ff.; 1799 (Herbst) V 523.
Urquijo, Don Luis, span. Minister des Auswärtigen V 688; abgesetzt 690.
Urrutia, span. General III 435.
Uschakoff, russ. Admiral V 184, 224, 340, 434, 435.

Vadier, Hebertist II 449; Mitglied des Sicherheitsausschusses III 160, 189, 305, 306; Anklage vom Convent beschlossen 322; verurtheilt 353.
Valazé, Girondist, Mitgl. des Conventes II 56, 65, 278.
Valdes, span. Marineminister III 435; IV 209.
Valence, franz. General I 599; II 28, 184, 186, 188, 196 ff.
Valenciennes capitulirt (1793, August) II 316; (1794) III 243.
Valentin, franz. Oberst IV 94.
Valentini, franz. General I 559.
Valette, franz. General IV 260, 261.
Valmy, Kanonade I 559 ff.
Vandamme, franz. General IV 220; V 457.
Vaneck, Demagog III 353
Vanguard, Schiff Nelson's V 158.
Vanhoff, batav. Abgeordneter V 41.
Varlet, Demagog II 283; verhaftet 286, 299.
Vauban, Graf, Führer der Chouans III 455.
Vaublanc, Mitgl. der Nationalversammlung I 330, 387; — von Domingo, Mitglied der Fünfhundert IV 561.
Vaubois, franz. General II 313; IV 204, 206, 271, 273, 346 ff., 357, 368; V 143; Commandant in Malta 434, 644.
La Vauguyon, Minister Ludwigs XVIII. IV 441, 442.
Vauvillers, Vicepräsident des Stadtrathes I 98, 100.
Vendee, Aufstände II 273, 305, 306, 369, 425, 430; III 81, 319, 335 ff., 445 ff.; IV 91.
Vendemiaire, der Dreizehnte (1795, Oct. 5.), Aufstand der Pariser Sectionen gegen den Convent III 481.
Venedig, im 18. Jahrhundert IV 190, 191; Neutralität 193; Sturz 512—530. Vertrag mit Bonaparte (1797, Mai 16.) 531.
Venloo capitulirt III 357.
Verdächtige, Gesetz über dieselben II 374 ff.; über ihr Vermögen 453.
Verdun, bedroht I 517; Fall 551.
Vereine politische 1796 IV 90 ff.
Verfassung von 1789 I 83 ff.; Revision (1791, Sommer und Herbst) 263 ff.; von 1793: II 299; suspendirt 377; Debatten über dieselbe (1795, März) III 349 ff.; Arbeiten über die organischen Gesetze 387; Verfassungscommission (April 1795) 387; Verfassungsentwurf 1795 464 ff.; Kritik desselben 467; Berathung 468; consulare Entwürfe V 579 ff., 584 ff., 585 ff.
Vergniaud, Mitgl. der Gironde I 319; Rede gegen Delessart 368; setzt die Zulassung des Zuges vom 20. Juni in der Nationalversammlung durch 404; über die Gefahr des Vaterlandes 412, 424; für Republik 427; Rede betr. Suspension des Königs 444, 518; Rede im Proceß Ludwigs XVI. II 73; votirt den Tod 79, 278, 284, 289.
Verne, franz. General IV 352.
Vernier, Mitglied des Conventes am 1. Prairial III 393.
Verninac, Mitgl. des Conventes III 19; franz. Gesandter in Constantinopel bei Bonaparte IV 488, 489.

Vernon, Generaladjutant bei der Nordarmee II 381, 382; abgesetzt 388.
Vernunft, Göttin II 416.
Verona, Aufstand (1797, April) IV 514; Kämpfe (1799, März 26.) V 301.
Versailles, Bündniß von 1756 I 15; am 6. October 202.
Versammlungen auf den Sonntag der Dekade beschränkt (1794, Aug.) III 301.
Verwaltungsorganisation unter dem Ersten Consul V 590.
Verträge, private, Verhandlungen über ihre Regulirung (1796, Sommer) IV 449.
Veto des Königs I 84; auf zwei Legislaturen erstreckt 85.
Vezin, Mitgl. der Fünfhundert V 402.
Vial, franz. General IV 371.
Victor, franz. General I 546; IV 368, 394, 396, 417, 435, 487, 515, 527; V 302, 313 ff., 318 ff., 367, 617 ff.
Victor Amadeus, König von Sardinien IV 151, 175, 177. Siehe auch Piemont.
Vierzehn Armeen, Mythus II 393.
Vignolles, franz. General, Kriegsminister der Cisalpina V 42.
Villaret-Joyeuse, franz. Admiral III 452.
Villeneuve, franz. Admiral V 162.
Villers, Mitgl. der Fünfhundert IV 458; V 11.
Villetard, Mitgl. der Fünfhundert IV 77, 82. — Gesandtschaftssecretär in Venedig IV 526 ff., 532; V 17.
Vimeux, franz. General in der Vendee III 336.
Vincent, Hebertist, Secretär des Kriegsministers II 31, 304, 315, 358, 435, 444, 450; hingerichtet 458, 459.
— kaiserl. Oberst IV 364; nach Leoben gesandt 495; — General V 213.
St. Vincent, Lord. Siehe Jervis.
— Seesieg der Engländer (1797, Febr. 14.) IV 472, 550.
De Vins, österreich. General II 137, 347; III 85.
Visconti, Gesandter der Cisalpina in Paris V 43.
Viscovich, venetianischer Capitän, IV 517.
Vitelini, Demagog in Genua IV 542.
Vitet, Maire von Lyon I 371, 532.
Vogelsang, österreich. Oberst I 382.
Voidel, Mitgl. der Nationalversammlung I 529.
Volksfreund, Marat's Zeitung I 90.
Volksredner, Zeitung III 303.
Volkstribun, Zeitschrift IV 71.
Voltaire I 17.
Vonckische Partei in Belgien II 34.
Voulland, Mitgl. des Sicherheitsausschusses III 305, 322.
Vreede, Director der batavischen Republik V 195, 197.
Vukassovich, österr. Oberst IV 273, 370, 371; V 312, 313 ff., 317, 614.

Waadtland, revolutionäre Umtriebe V 57, 64.
Wahlen, (1795, Herbst) III 487, 488, 493; (1797, April) IV 467; (1798) V 117; (1799, Frühling) 406, 407. Siehe auch unter Convent, sowie Beamtenwahlen.
Wahlrecht an Einkommensteuer geknüpft I 117.
Waldeck, Fürst, kaiserl. General II 337; III 53, 86, 111, 113, 133, 134, 136, 241.
Waldkreuz, Gefecht I 556.
Walewski, poln. Vicemarschall II 253.
Wallis, kaiserl. General III 505; V 298; in Carls Vertretung Oberbefehlshaber 307.
Wallmoden, engl. General II 384; III 94, 100, 358, 360.
Warren, Sir John, engl. Admiral III 449, 452; V 224.
Warschau, Aufstand (1794, April) III 70 ff.; Anarchie 200 ff., 210 ff.; Belagerung durch die Preußen 213 ff.;

aufgehoben 229; durch Suworoff 262; capitulirt 265.
Wartensleben, österr. General, Bevollmächtigter im preuß. Hauptquartier II 337; III 130, 504; IV 230, 231, 278 ff., 293.
Washington, IV 571, 572.
Wattignies, Schlacht II 395.
Watrin, franz. General V 425, 427, 428.
Wawrzecki, poln. General, Oberfeldherr III 259, 260, 265.
Wedekind, Georg, Mainzer Patriot I 585; II 24.
Weirother, österreich. Generalstabschef, Wurmser's IV 254; Alvintzy's 351, 367, 372; Suworoff's V 485.
Weiß, Berner Oberst im Waadtland V 63.
Weißenburger Linien, von den Oesterreichern besetzt II 398.
Wenkheim, kaiserl. General II 261.
Werneck, kaiserl. General III 130, 131; IV 293.
Westermann, franz. General I 441, 564, 569, 588; II 306, 427, 429, 431; verhaftet 459.
Westmoreland, Marquis, Vicekönig von Irland IV 317.
Whitworth, engl. Gesandter in Petersburg II 155, 160; V 190, 237, 254.
Wibinski, poln. Agitator III 59.
Wibycki, poln. Fürst II 152.
Wickham, engl. Gesandter in der Schweiz III 501; IV 155; V 20, 447, 448, 603.
Wielhorski, poln. General III 213.
— russ. Hofmarschall V 191.
Wilhelm, Landgraf von Hessen-Cassel I 476.
Willot, franz. General in Paris IV 590, 602.
Wilna, von den Russen genommen (1794, Aug. 12.) III 252.
Wimpfen, franz. General II 303.
Windham, Freund Burke's, englischer Minister III 226; IV 318; V 667; entlassen 673.
Winiawski, poln. Offizier III 208.
De Winter, Admiral V 14; batavischer Gesandter in Paris V 198.
Wirtz, Schweizer Oberst in Neapel V 348, 350.
Wodzicki, poln. General III 58.
Wöllwarth, württemberg. Gesandter in Basel IV 236.
Wohlfahrtsausschuß, von fünfundzwanzig Mitgliedern II 246; von neun Mitgliedern II 249; Schwanken im Mai 1793 288; neuer (1793, Juli 10.) 311; Befugnisse gesteigert 441; seine Thätigkeit III 165, 166; nach dem Sturze Robespierre's im Sinne der gemäßigten Majorität geändert 193; nach Billauds Rücktritt mit Montagnards besetzt 306; auf sechzehn Personen verstärkt (1795, April 3.) 382.
Woinowitsch, Graf, Führer eines russ. Geschwaders V 605.
Wolfe, Tone, Führer der „Vereinigten Iren" IV 319, 322, 362.
Wolky, preuß. General III 69, 72.
Wolfradt, preuß. Husarengeneral I 561.
Worms, von den Franzosen überfallen I 583.
Woronzow, russ. Gesandter in London II 152, 160.
Woyna, poln. Gesandter in Wien I 288; II 324.
Wrede, Pfälzer Oberst V 462.
Württemberg, Waffenstillstand mit Frankreich (1796, Juli 17.) IV 236; Friede (Aug. 7.) 236.
— Prinz, österreich. Feldmarschall II 187, 188, 195 ff. — General III 226.
Würzburg, Schlacht (1796, Sept. 3.) IV 289, 290.
Wurmb, hess. General III 358.

Wurmser, österreich. General II 183, 204, 227, 259, 397, 402, 405; III 36, 44, 337, 338; am Oberrhein 499; IV 145; nach Italien berufen 223, 253 ff., 367, 374.

Wybo, Finje, Director der batavischen Republik V 197.

Wyß, Schweizer Emigrant V 209.

Xaintrailles, franz. General V 326.

Yarmouth, engl. Bevollmächtigter im österreich. Hauptquartier III 121, 230, 231.

York, Herzog, engl. General in Antwerpen II 221, 337, 381 ff., 388; III 86 ff., 116, 124, 136, 140, 235, 243, 245, 357; kehrt nach England zurück 358; Obercommando der batavischen Expedition (1799) V 458 ff.

Young, Arthur, über den franz. Grundbesitz I 20, 22.

Ypern, von den Franzosen belagert III 122; capitulirt 123.

Yriarte, Don, span. Gesandter bei den Friedensunterhandlungen in Basel III 436 ff.; IV 210.

Ysabeau, Conventscommissar in Bordeaux II 412.

Zabiello, poln. General III 73, 74.

Zach, österr. General, Generalstabschef Suworoff's V 437, 493, 619.

Zajonczek, polnischer General, Freund Kosciusko's III 58, 209; Präsident des Revolutionsgerichtes in Warschau 212, 260—263, 265.

Zakrzewski, an der Spitze der Verwaltung in Warschau III 73, 204, 210; verhaftet 265.

Zastrow, preuß. General III 276.

Zeitung der freien Männer, jacobinisches Blatt (1799) V 502.

Zeltner, helvetischer Gesandter in Paris V 124.

Zettwitz, österr. Major IV 422.

Zinsfuß, 1795 III 410; 1796 IV 29, 451; siehe auch Bodenzins, Miethzins.

Zoph, österr. General V 302, 313, 318.

Zorzi, Demagog in Venedig IV 526—530.

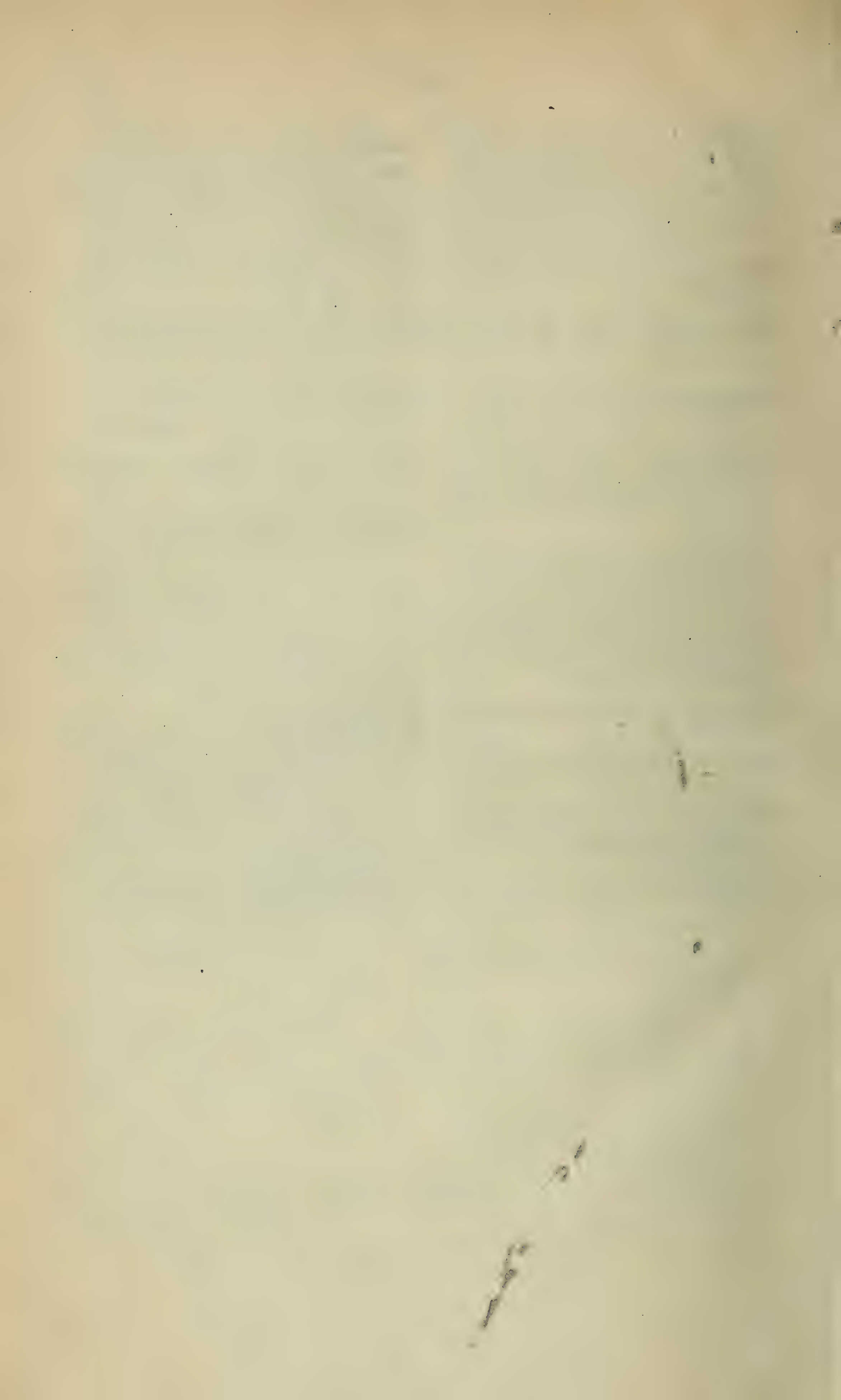
Zürich, Kämpfe (1799, Juni 4.) V 327; Schlacht (1799, Sept. 25.) 478 ff.

Zukato, russ. Oberst V 432.

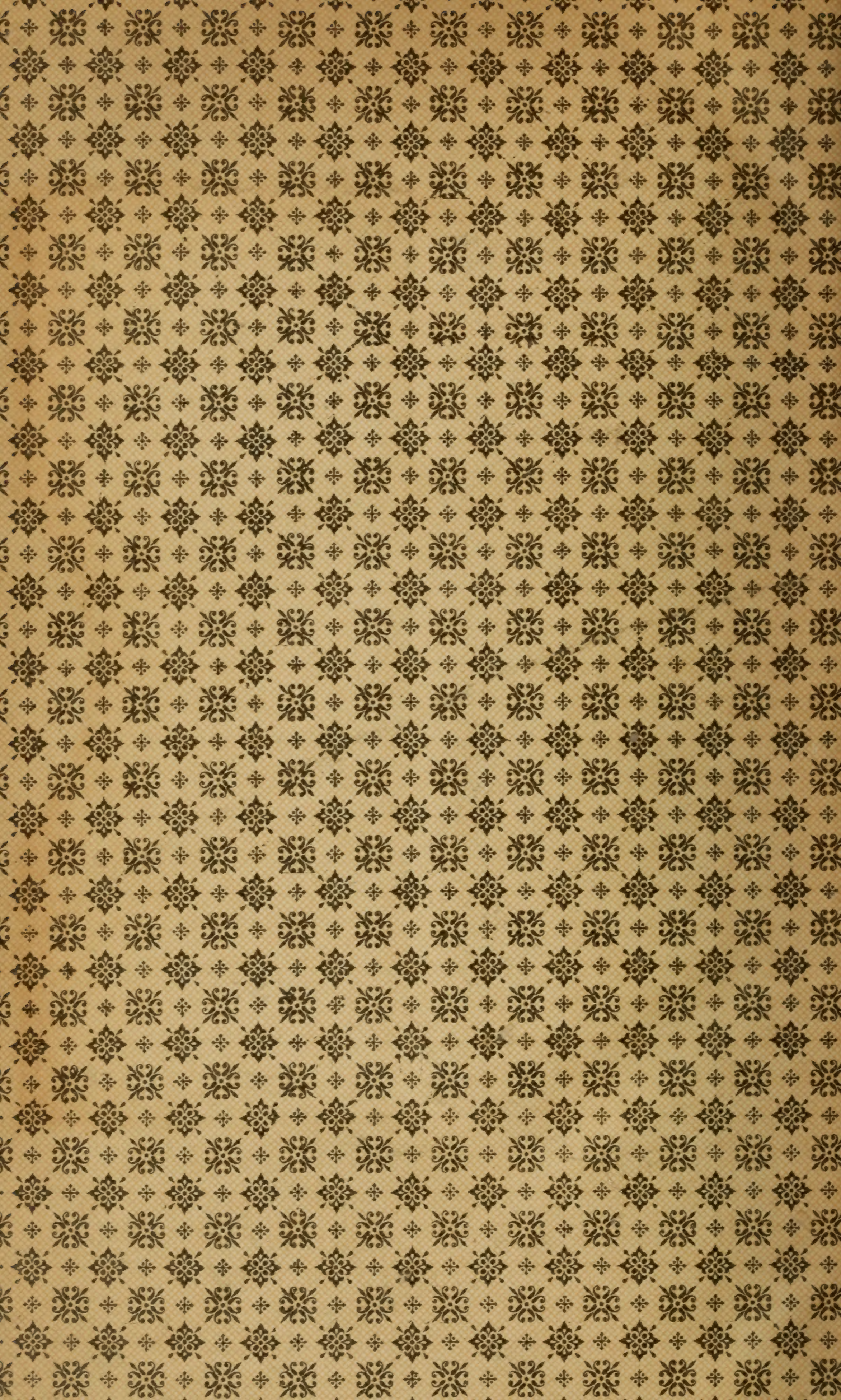
Zunftzwang, I 26.

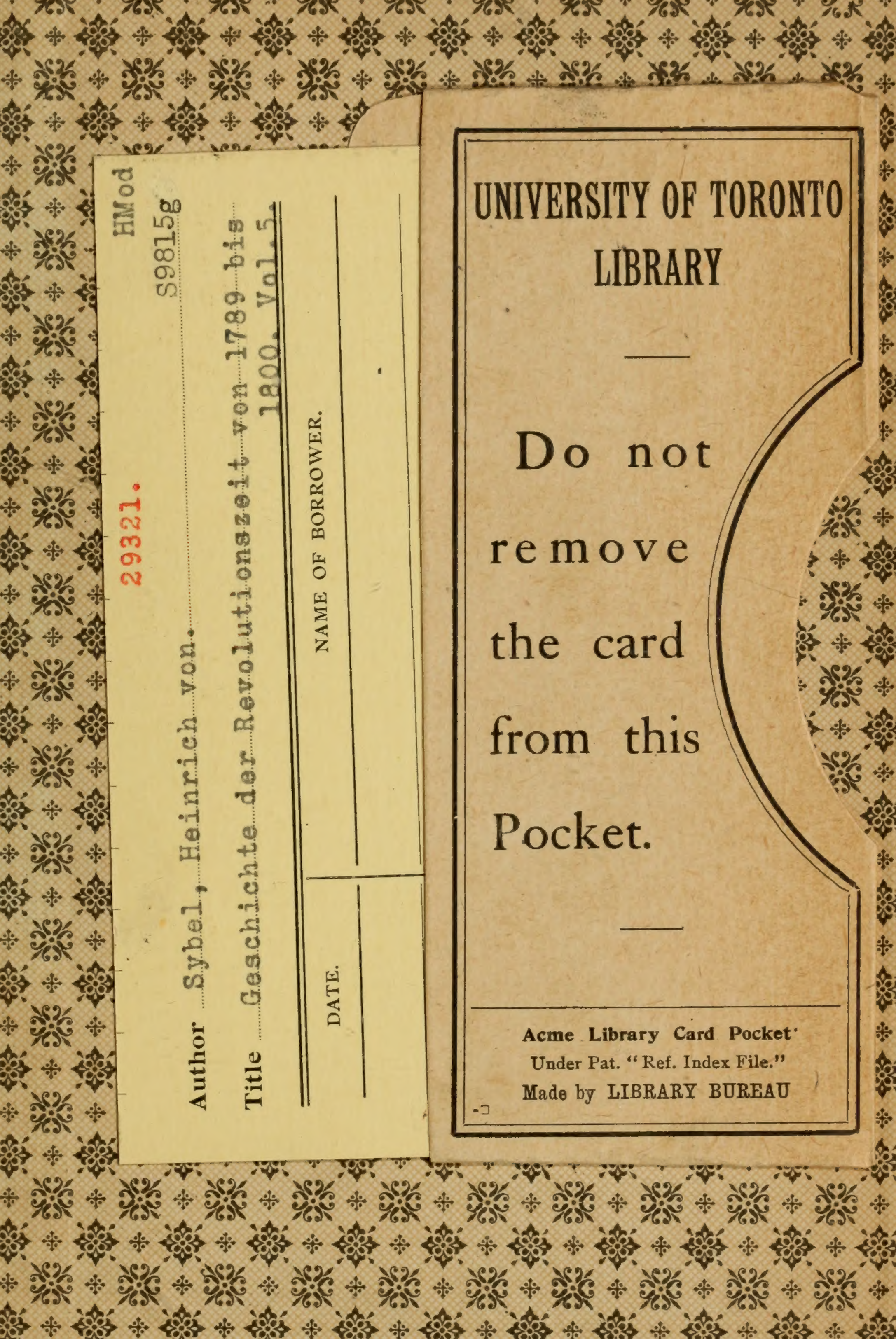
Zwangsanleihe, (Frühling 1793) II 279, 280; (Herbst 1793) 372; (1795 December) IV 63, 64, 65; (1799) V 499 Verhandlungen über ihre Aufhebung (1799, Herbst) 556 ff., 574.

Zwölfercommission zur Untersuchung der Umtriebe des Pariser Stadtrathes II 287, 289; aufgelöst 290.









HMod
S9815g
29321.
Author Sybel, Heinrich von.
Title Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Vol.5.
NAME OF BORROWER.
DATE.